Deutsche Geschichte

von den ältesten Zeiten

bis

zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Zweiter Band.

Deutsche Geschichte

von den ältesten Zeiten

bis

zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Adam Pfaff.

In vier Bänden.

Zweiter Band:

Von Konrad I. bis Rudolf von Habsburg.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1864.

Fünftes Buch.

Die Zeit der sächsischen Kaiser. Höhe des deutschen Kaiserthums.

Erstes Kapitel.

Konrad I.

Zerrüttung Deutschlands. Otto von Sachsen schlägt die Krone aus. Wahl Konrad's von Franken. Feldzüge in Lothringen und Elsaß. Kriege mit den Herzögen und Kammerboten in Baiern, Schwaben und Sachsen. Friede mit Heinrich von Sachsen. Bewältigung der Baiern und Schwaben. Concil von Hohenaltheim. Neue Aufstände und Hinrichtung der Kammerboten. Ende Konrads.

Seit die Germanen aus den deutschen Wäldern hervorgetreten waren, um die römische Weltherrschaft zu stürzen, hatte ihre Geschichte im Ganzen einen Verlauf genommen, der sie fast als Fortsetzung der römischen Geschichte erscheinen läßt. In den meisten Ländern nahmen die Sieger nicht bloß die Sprache und den Glauben, sondern auch Sitten und Wesen der Besiegten an. Ihre Volkshäupter wurden Könige und mächtige Herrscher. Und als endlich in den deutschen Ländern ein mächtiges Herrschergeschlecht erwuchs, stellte es die römische Kaiserwürde wieder her. Zwar dieses Kaiserthum war innerlich von dem früheren sehr verschieden und wollte auch von ihm verschieden sein, denn es war von Germanen geschaffen. Aber wie es in Kunst und Wissenschaft doch nur einen Abglanz alter Bildung darstellte, so konnte es auch im Staatswesen als eine Fortsetzung jener Versuche betrachtet werden, in denen sich die römischen Kaiser abgemüht hatten,

die Welt in Ein großes Ganzes zu bringen. Auch dieser Versuch, der Karl dem Großen und seinen Freunden schon fast gelungen schien, war unter seinen Nachfolgern wieder gescheitert. Das große Reich fällt wieder in Länder und Nationen, die Länder fallen in Landschaften, Städte, Burgen, Höfe, die Nationen in Stände und Individuen auseinander. Mit dem allgemeinen Weltstaate scheitern nun auch lange Zeit hindurch die nie ganz ersterbenden Versuche hervorragender Geister, nationale Staaten dauerhaft zu gestalten. Auch in dieser großen Periode gewaltigen Ringens widerstrebender Richtungen und Kräfte sind es wie in der vorigen wiederum die Deutschen, welche an der Spitze der geschichtlichen Bewegung stehen, ja denen sogar noch ein Mal eine Art von Kaiserthum gelingt.

Nach dem Tode Ludwig's des Kindes befand sich Deutschland fünf Monate lang ohne Oberhaupt. Ein zur Nachfolge im Königthum berechtigter Erbe war nicht mehr vorhanden. Nur Karl der Einfältige, König von Frankreich, hätte als Nachkomme der Karolinger ein solches Erbrecht ansprechen können, vermochte sich aber kaum im eignen Lande aufrecht zu halten. Es gelang ihm jedoch, sich Lothringens wieder auf einige Zeit zu bemächtigen. Auch der Burgunderkönig Rudolf suchte sein Gebiet auf Kosten Deutschlands zu erweitern. Deutschland aber war nahe daran, in Bruchstücke auseinanderzufallen. Die deutschen Länder waren eine Beute der räuberischen Ungarn, der Slaven und Dänen geworden, die Wehrkraft des Volkes war durch den Adel gebrochen, dieser selbst befehdete sich auf Leben und Tod. Ein blutiger Kampf war im Südwesten Deutschlands zwischen dem mächtigen Geschlechte Burghard's, Herzogs in Südschwaben und dem nicht minder mächtigen Bischof Salomo von Constanz ausgebrochen. Auf einer Landesversammlung der Alamannen ward Burghard erschlagen, seine Familie verjagt. Doch nach dem Sturze dieses Hauses erhob sich ein anderes. Die Brüder Erchanger und Berthold, die als Kammerboten in Schwaben schalteten, standen als Rächer auf. So befanden sich die großen Herren in Schwaben in blutiger Zwietracht, während im südöstlichen Deutschland Arnulf, der Sohn und Nachfolger des gefallenen Baiernherzogs Liutpold, der alle bairischen Marken unter seinen Befehl gebracht hatte, nach

voller Unabhängigkeit strebte, sich bereits „Arnulf von Gottes Gnaden Herzog der Baiern" nannte und allen Bischöfen, Grafen und anderen Fürsten des Reiches Baiern Befehle gab.

Es war hohe Zeit für Alle, die noch ein Interesse an der Erhaltung eines deutschen Reiches und Staates hatten, und unter ihnen standen aus oft erwähnten Gründen die Kirchenfürsten voran, auf die Erhebung eines tüchtigen Mannes zum Könige zu denken. Es galt, unter den vorhandenen Gewalthabern den mächtigsten zu gewinnen. Die Blicke richteten sich zunächst auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachsen. Sein Ansehen im Reiche, seine Verwandtschaft mit den Karolingern, der Umfang seiner Macht, die sich nach dem Tode des Thüringerherzogs Burchard auch über Thüringen erstreckte, dessen nördliche Gaue immer zu Sachsen gehört hatten, besonders aber der ihm noch zu Gebote stehende „unermeßliche Heerbann" des Sachsenvolkes gaben ihm ein gewichtiges Anrecht auf die deutsche Krone. Sie ward ihm angeboten. Doch dem vorsichtigen Fürsten schien es bedenklich, sie anzunehmen. Er lehnte sie wegen seines hohen Alters ab und gab den Rath, sie bei dem bisher herrschenden Volke der Franken zu lassen. Das Haupt des siegreichen, mit den Karolingern gleichfalls verwandten, Konradinischen Hauses, Konrad Herzog der Franken, des von Adalbert dem Babenberger erschlagenen Grafen Konrad Sohn, ward auf Otto's des Erlauchten Rath am 8. November 911 zu Forchheim zum deutschen König ausgerufen. 911

Wäre der persönliche Werth eines Fürsten hinreichend gewesen, um ein deutsches Reich herzustellen, keine bessere Wahl hätte getroffen werden können. Mit der Kraft und Ausdauer im Felde verband Konrad die Klugheit des Staatsmannes und ein tiefes Gefühl für die Würde des Vaterlandes. Er hatte sich außer seiner fränkischen Hausmacht auf die natürlichen Bundesgenossen des Königthums, die Bischöfe und Aebte des Reiches zu stützen; denn die großen weltlichen Herren strebten einem kräftigen deutschen Königthum entgegen, und die süddeutschen Großen sollen sogar, wie der bairische Geschichtschreiber Aventin versichert, mit dem französischen Könige im Einverständnisse gewesen sein. Denn Frankreich war damals das gelobte Land der Vasallen. Nachdem der König zunächst in Schwaben die Ordnung

912 hergestellt hatte, zog er sogleich im folgenden Jahre zwei Mal nach Lothringen. Es gelang ihm auch, Aachen wieder einzunehmen. Doch Karl fiel nun in den Elsaß ein und verbrannte Straßburg. Konrad konnte wenig gegen ihn thun; erst hatten ihn im Sommer die erneuten Raubzüge der Ungarn, welche Franken und Thüringen verwüsteten, wieder zurückgerufen, dann erforderten die Verhältnisse seine Anwesenheit in Schwaben. Der Einbruch in den Elsaß rief ihn zum zweiten Male aus Lothringen ab. Dies Land gab der König vorläufig auf, aber es gelang ihm, wenigstens den Elsaß beim Reiche zu erhalten; er mußte hier um so thätiger sein, die Verbindung Frankreichs mit Süddeutschland zu hindern, als auch im Elsaß der Verrath sein Wesen trieb. Die wichtigste Stütze des Königs im Elsaß, Bischof Otbert von Straßburg, wurde um jene Zeit (August 913) ermordet, dessen Nachfolger Gotfried starb acht Wochen später, der Bischof von Speier ward um dieselbe Zeit von zwei Grafen geblendet u. s. w.

913 Während nun seit dem Frühlinge 913 die Waffen zwischen dem ost- und westfränkischen Könige ruhten, der letztere aber seine Intriguen mit den deutschen Fürsten weiter spann, säumte Konrad nicht, diesen energisch entgegenzuarbeiten. Er führte mit kühnem Muthe seine Schläge zugleich im Norden und Süden. Otto der Erlauchte war im November 912 gestorben. Sein tapferer und kluger Sohn Heinrich war ihm als Herzog in Sachsen gefolgt. Der König Konrad hielt es nicht für gut, jene überragende Gewalt, welche Otto in Sachsen und Thüringen geübt hatte, auch dem Sohne zu lassen, dem er, unter Bestätigung seiner Nachfolge im Herzogthum Sachsen, Thüringen entzog und den Söhnen des dortigen im Jahre 908 durch die Normannen erschlagenen Markgrafen Burchard übergab. Glänzende Versprechungen, so erzählt Widukind, habe der König dem gefürchteten Sachsenherzog gemacht, um sich dessen Freundschaft gleichwohl zu erhalten, während Hatto von Mainz, Konrad's schlauer Rathgeber, auf den Untergang des mächtigen Fürsten gesonnen habe. In Thüringen gehörten nun aber die nördlichen Gaue von jeher zu Sachsen und daß ihm auch diese entzogen wurden, erbitterte, so scheint es, nicht bloß den Herzog Heinrich, sondern auch sein ihm treu ergebenes Sachsenvolk. Sie mahnten, die väterlichen Ehren, deren man ihn be-

rauben wolle, mit Gewalt zu behaupten. Heinrich griff zu den Waffen, vertrieb die beiden Markgrafen, vertheilte deren Güter, so wie die des Hatto von Mainz unter seine Leute, und bemächtigte sich des Herzogthums in Thüringen.

Herzog Arnulf von Baiern und seine Oheime, die schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold, hatten indeß eine Verbindung geschlossen, zunächst zum Heile ihrer Länder, denn mit vereinten Kräften brachten sie im Jahre 913 den Ungarn am Innflusse eine solche Niederlage bei, daß nur sehr wenige entrannen. Auch der König Konrad schloß sich, vielleicht um gegen Sachsen seine Kräfte vereinigen zu können, dieser Verbindung an, denn es heißt, daß er mit Erchanger Friede gemacht und dessen Schwester, Arnulf's Mutter, Kunigunde sich vermählt habe. — Damals verweilte er auch drei Tage und Nächte mit seinem Gefolge in „großer Heiterkeit" im Kloster St. Gallen. Das waren trotz aller Reichsnoth doch goldne Tage für die Schulknaben jener Anstalt, deren Disciplin und gute Kenntnisse im Lesen heiliger Schriften der König bewunderte. Er ließ sich als Bruder in das Verzeichniß eintragen, schenkte dem Kloster außer der Immunität des Ortes was er in der Nähe an Königsgut besaß, den Knaben aber jedem ein Goldstück und auf ewige Zeiten die drei Tage im Jahre frei, ein Recht, das sie bis ins 19. Jahrhundert festgehalten haben. — Schon im folgenden Jahre sehen wir Konrad wieder, ohne daß 914
die dürftigen Nachrichten nähere Auskunft geben, in offnem Kriege mit den Baiern und den Schwaben, deren Streben nach Unabhängigkeit in dem Aufenthalt des Königs in Süddeutschland und in der Begünstigung der Bischöfe Anlaß genug zur Unzufriedenheit finden mochte. Indessen leichter als mit den Sachsen ward der König mit dem Baiernherzog fertig. Arnulf mußte mit Weib und Kindern das Land meiden; er floh zu den Ungarn und führte, wenn man dem bairischen Chronisten glauben darf, während der folgenden fünf Jahre diese furchtbaren Feinde zu verheerenden Raubzügen in sein Vaterland. — Erchanger ward bei Hohenfriedingen bewältigt und verjagt. — Doch während der König sich nun wieder nach Franken wandte, um den Krieg gegen Sachsen vorzubereiten, brach der jüngere Burchard, des erschlagenen Allamannenherzogs Burchard Sohn, im Einverständnisse

mit den Brüdern Erchanger und Berthold wieder verwüstend in Schwaben ein.

915 Nach zwei Seiten zogen im Frühlinge 915 die Heere des Königs aus. Sein Bruder, der Markgraf Eberhard, führte ein Heer gegen Sachsen, er selbst ein anderes gegen Burchard von Schwaben, den er in Hohentwiel einschloß. Da kam die Nachricht, daß Eberhard von den Sachsen vor der Eresburg auf's Haupt geschlagen und nur mit wenigen Streitern nach Franken zurückgekommen sei. Noch lange sangen die sächsischen „Mimen" von diesem Siege. Eilends hob Konrad die Belagerung von Hohentwiel auf und zog mit der ganzen Macht, die er aufbringen konnte, selbst gegen Sachsen. Lange wurde mit wechselndem Glücke gestritten, Konrad belagerte den Herzog in Grona (vermuthlich Grone bei Göttingen), da kam, man weiß das Nähere nicht, eine Vereinigung zu Stande. „Auf den Rath der Guten", sagt Thietmar von Merseburg und seine Angabe ist am wahrscheinlichsten, vielleicht hat auch die Rücksicht auf Frankreich den König zum Frieden bestimmt, denn Karl der Einfältige scheint eine Verbindung mit Sachsen angeknüpft oder erstrebt zu haben.

Nach der zwischen Konrad und Heinrich erfolgten Verständigung hörten die Feindseligkeiten der Franken und Sachsen auf. Heinrich blieb einer Seits im Besitz Sachsens und Thüringens, anderer Seits scheiterten die auf die Uneinigkeit Norddeutschlands gebauten französischen Pläne. Konrad wandte sich nunmehr im Jahre 916 wieder
916 nach dem tief zerrütteten Süddeutschland. Die Ungarn hatten dort alle Provinzen durchzogen, waren verheerend auch nach Norddeutschland, ja bis nach Bremen gekommen; in Schwaben hatten sich Burchard, Erchanger und Berthold zusammengethan und den Anhängern des Königs, hauptsächlich Kriegsleuten der Kirchen, bei Wahlwies, unfern Stockach, ein siegreiches Treffen geliefert. Arnulf war wieder in Baiern erschienen. — Er mußte jetzt zum zweiten Mal fliehen. In Schwaben gerieth Erchanger in des Königs Gewalt. Hierauf hielt Konrad im September zu Althaim (wahrscheinlich Hohenaltheim im Ries bei Nördlingen) im Beisein eines päpstlichen Legaten ein Concil. Befestigung des königlichen Ansehens, Herstellung der Kirchenzucht, Demüthigung der Herzöge bildet den wesentlichsten Inhalt der dort

gefaßten Beschlüsse. Die Völker werden an die Treue gegen ihren König und an die geschwornen Eide gemahnt. Das Nichterscheinen der sämmtlichen sächsischen Bischöfe auf dem Concil wird gerügt, des Herzogs Heinrich geschieht keine Erwähnung. Erchanger und dessen Genossen werden zu lebenslänglicher Kirchenbuße verurtheilt. Arnulf, Berthold, Burchard und Andere werden aufgefordert, auf einem Tage zu Regensburg zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Statt dessen schlugen sie noch in demselben Jahre, sobald der König den Rücken gewandt hatte, auf's Neue wieder los und die Ungarn drangen folgenden Jahres bis Lothringen und verbrannten Basel. Zwar statuirte 917
der König endlich ein blutiges Exempel. Erchanger, Berthold und Liutfried von Schwaben wurden am 21. Januar zu Aldingen enthauptet. Zwar vertrieb er 918 den Arnulf auf's Neue. Aber schon 918
war seiner mühevollen Laufbahn das Ziel gesetzt. Zum Tode verwundet kehrte er aus dem bairischen Kriege heim und verschied am 23. December 918. Auf seinem Stammsitze Weilburg ward er begraben.

Vergebens hatte dieser treffliche König gerungen, dem deutschen Reiche Einheit und Kraft zu geben. Die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen lieferte ihm den Beweis, daß die Macht seines Hauses zu solcher Aufgabe nicht ausreiche. Nur das Sachsenvolk stand noch fest und kräftig und einig da. Die Macht des Sachsenherzogs hatte auch der König Konrad nicht zu brechen vermocht; die übrigen Fürsten waren, ohne ihm widerstehen zu können, nur gerade mächtig genug, um Deutschland zu zerstückeln. Seit Generationen hatte dagegen das Haus der Ludolfinger in Norddeutschland die Grundlagen einer neuen königlichen Macht gelegt und festere Wurzeln im Volksleben geschlagen. Der Herzog Heinrich war den Spuren seiner Ahnen gefolgt. Milde, gerecht und kraftvoll, auf die Wohlfahrt und das Recht seiner Sachsen bedacht, zugleich vorsichtig und entschlossen, wie es die Art seines Volkes ist, so schildern ihn dessen Geschichtschreiber. Siegreich hatte er mit den Slaven gestritten, minder glücklich, aber unverzagt, mit den Ungarn. Unter seiner Regierung erfochten die Sachsen unter Reginbern einen herrlichen Sieg über die Dänen. Wie ein ächter Volkskönig hielt er auf Recht und Frieden im sächsischen Lande. Keiner im

ganzen Reiche, so sagten auch die Süddeutschen, sei mit ihm zu vergleichen. Mit Liebe hing ihm das Sachsenvolk an. Die Bischöfe folgten in Sachsen sämmtlich ihrem auch durch Religiosität ausgezeichneten Landesherzog, in Süddeutschland kein einziger. Die Geschichtschreiber Sachsens sind voll Begeisterung für ihr Fürstenhaus, die süddeutschen Chronisten bezeichnen ihre Herrscher als Tyrannen und Rebellen. Den Sachsenherzog feierten die Sagen und Lieder des Volkes, aus denen Mönch Widukind von Corvey, der Geschichtschreiber der Sachsen, schon in der folgenden Generation mit vollen Händen geschöpft hat. Heinrich war offenbar der populärste Mann seiner Zeit und vom Schicksal zur Rettung Deutschlands berufen. Unter den Anhängern der deutschen Einheit scheint schon damals, als es mit Konrad zum Sterben kam, sich diese Ueberzeugung geltend gemacht zu haben. Denn es wird von verschiedenen Seiten berichtet, daß Konrad vor seinem Ende viele Große des Reiches um sich versammelt und ihnen, ohne Widerspruch zu finden, den Sachsenherzog als Nachfolger im Reiche empfohlen habe. Der sterbende König legte für alle Zeiten ein großes Zeugniß der Liebe zum Vaterlande ab. Das Ganze galt ihm höher als sein Stamm und Geschlecht. Den eignen Bruder, den Markgrafen Eberhard, der um die Königswürde warb, wies er um des Reiches Wohlfahrt willen ab; „bedenke", so trug er ihm sterbend auf, „das Wohl des Ganzen, und daß jetzt des Reiches Schicksal in den Händen der Sachsen liegt. Nicht länger dürfen die fränkischen Völker im Bürgerkriege verbluten. Nimm diese königlichen Zeichen, die Lanze und die goldnen Armringe, den Mantel, das Schwert und die Krone, mache Friede mit Heinrich und bringe sie ihm; denn er wird wieder ein wahrhafter König und Beherrscher der Völker sein." Gehorsam befolgte Eberhard des Bruders letzten Willen und war der erste, der seinem Feinde, jetzt seinem Könige, Treue gelobte, die er ihm auch bis zum Ende gehalten hat. Von jener Stunde huben bessere Zeiten für Deutschland an.

Zweites Kapitel.

Heinrich I.

Wahl Heinrich's. Beschwichtigung der süddeutschen Fürsten. Zurückeroberung Lothringens. Die Ungarn in Sachsen. Heinrich leistet Tribut und verlangt 9jährigen Frieden. Benutzung desselben. Erbauung von Burgen. Burgdienst. Reiterdienst. Neue Einrichtung der Marken. Wendenkrieg. Schlacht bei Lenzen. Erbauung von Meißen. Besiegung der Dänen. Große Niederlage der Ungarn. Die letzten Jahre Heinrich's. Sein Ende.

Zu Fritzlar versammelten sich im Laufe des Jahres 919 die 919
Franken und Sachsen zur Wahl des Königs Heinrich. Die Häupter bezeichneten ihn dem Volke als den Erkornen und das Volk gab nach deutschem Brauche mit erhobener Rechte und starkem Zuruf dem Erwählten seinen Beifall und Gruß zu erkennen. Die Salbung, welche der Erzbischof Heriger von Mainz vornehmen wollte, lehnte Heinrich bescheidentlich ab. „Es genügt mir," soll er gesagt haben, „zum Könige erwählt zu sein. Größerer Ehre halte ich mich nicht werth." Der kluge König vermied gern das Gepränge; er hatte den Sinn ausschließlich auf einige praktische Aufgaben gerichtet, vor Allem auf die Befreiung Deutschlands von den Fremden. Erschienen doch gerade im Jahre seiner Wahl die Ungarn, welche in demselben Jahre auch ganz Italien plünderten, wieder in Sachsen und Lothringen.

Die Aufgabe, welche damals dem sächsischen Hause zufiel, die Aufgabe, Deutschland zu erheben, ist von Heinrich und seinen Nachfolgern herrlich gelöst, der deutsche Name hat durch sie eine ungeahnte Größe, die Welt eine neue Gestalt erhalten. Nicht viel länger als ein Jahrhundert war es her, daß des Sachsenvolkes urgermanische Kraft den fränkischen Reichen eingefügt worden, und schon war sie berufen, die auf's Neue in Trümmer gesunkene Welt wieder aufzurichten. Kann es ein größeres Zeugniß für germanisches Volksthum geben?

Zunächst freilich mußte Heinrich, ehe er Größeres unternehmen konnte, das Königthum gegen die süddeutschen Herzöge zur Geltung bringen. Burchard von Schwaben und Arnulf von Baiern, welche beide wieder vorhanden waren, verweigerten ihm die Anerkennung. Trotz seiner vielen Burgen und Mannen sah sich Burchard im fol- 920
genden Jahre zur Unterwerfung genöthigt; er hatte im eignen Lande

eine starke königliche Partei, namentlich die Dienstleute der Kirche, gegen sich. Der König fesselte ihn nun durch gütliche Mittel, ernannte Burchard's Verwandten Udalrich zum Bischof von Augsburg und genehmigte zwei Jahre später sogar, daß der Friede und die eheliche Verbindung des Burgunderkönigs mit der Tochter des Schwabenherzogs* durch einen Theil von Schwaben erkauft wurde. Nach Burchard's Unterwerfung zog Heinrich gegen Baiern, während ein zweites Heer des Königs Karl den Einfältigen von Frankreich, der nach mehrmonatlicher Verjagung von seinen Vasallen kaum wieder auf den Thron zugelassen, auch deutsche Länder erobern wollte und schon bis Pfeddersheim gekommen war, wieder in schmählicher Flucht
921 aus dem Elsaß vertrieb. Der Baiernherzog unterwarf sich 921. Auch ihm machte Heinrich große Zugeständnisse. Ja er überließ ihm das höchste und wichtigste Kronrecht, nämlich die Befugniß Bischöfe zu ernennen; woran dem Baiernherzog wohl um so mehr gelegen sein mußte, als er eben mit den Kirchenfürsten fortwährend im Kriege lag. So war der Friede der großen Reichsvasallen gesichert, freilich durch eine Mäßigung, der es einzig darauf ankam, die Kräfte zu schonen, um sie ausschließlich gegen die auswärtigen Feinde, die Verderber des ganzen Vaterlandes, richten zu können.

Mit Karl von Frankreich kam noch in demselben Jahre 921 ein Friede zu Stande. Am 4. November langten beide Könige bei Bonn an den Rheinufern verabredetermaßen an und bestiegen am 7. November ein in der Mitte des Rheines festgeankertes Schiff, auf welchem der Friede von beiden Seiten beschworen ward. Auch hier fällt wiederum Heinrich's Mäßigung auf. Heinrich ließ dem Franzosen vorläufig das geraubte Lothringen. Fiel es ihm doch schon in den nächsten Jahren zufolge der fortwährend in tiefster Zerrüttung befindlichen Verhältnisse Frankreichs ohne Mühe wieder zu. Schon folgenden Jahres begann nämlich Karl der Einfältige, mit den Großen zerfallen, gegen die er die Normannen in's Land rief, auch Lothringen mit Feuer und Schwert zu verwüsten, ein Gegenkönig Rotbert ward erhoben, sämmtliche Streittheile aber riefen Heinrich an, der jedoch, obwohl er
922 jetzt auch mit Rotbert an der Ruhr einen Friedensvertrag schloß, dem Streite noch ruhig zusah. Rotbert fiel im Treffen bei Soissons, aber

auch Karl der Einfältige unterlag; ja er gerieth sogar in die Gefangenschaft des Grafen Heribert von Vermandois. Ruodolf, der an Rotberts Stelle gewählte Gegenkönig, triumphirte und griff dann alsbald wieder auf deutsches Gebiet, nach dem Elsaß aus, während der 923
deutsche König im Osten beschäftigt war. Jetzt zögerte Heinrich nicht, zumal ihn die Großen Lothringens nun auch gegen den neuen König herbeiriefen. In Verbindung mit denselben eroberte er nunmehr beide geraubte Provinzen, den Elsaß und Lothringen, zurück. Der gefangene König Karl schickte einen Gesandten und trat Lothringen eidlich ab, fügte auch die in Gold und Edelsteine gefaßte Hand des heiligen Dionysius hinzu und flehte die Hülfe Heinrich's an. Doch in die französischen Händel ließ sich dieser nicht ein. Er eilte nach Sachsen zurück, wo die Ungarn wieder eingebrochen waren.

Diese gefürchteten Feinde erfüllten im Jahre 924 die Abendländer 924
wieder mit allen Schrecken ihres Räuberkrieges. Berengar, der König von Italien, hatte sie, von seinen Langobarden verjagt, in sein Vaterland geführt. Pavia ward verbrannt, nur 200 Menschen blieben in dieser volkreichen Stadt am Leben, und mußten sich mit 8 Scheffeln Silbers loskaufen. Nachdem sie Italien verwüstet, zogen sie über die Alpen nach Gallien und Gothien. Andere Schwärme verbreiteten sich gleichzeitig über Deutschland, besonders auch über Sachsen. Was sie für Niederdeutschland so furchtbar machte, war der Mangel an festen Orten. Anderwärts flohen die Einwohner auf die Berge oder in die Kastelle und Burgen, wie z. B. die Mönche von St. Gallen. Als dort nämlich die Kunde erscholl, jene furchtbaren Kannibalenschwärme, von Augsburg zurückgeschlagen, hätten sich — es war dies im Jahre 926 — nach Schwaben gewendet, zogen die gelehrten Mönche des berühmten Klosters den Panzer an, ihre Knechte und Handwerker ergriffen die Waffen. „Bisher, meine Brüder," so sprach der Abt Engilbert, „haben wir geistig mit dem Teufel gekämpft, nun aber kommt es auf die Fäuste an." Schnell befestigten sie eine Höhe in der Nähe, „stark und fest, wie es der heiligen Dreieinigkeit geziemte." Waffen und Kriegsgeräthe wurden in Stand gesetzt, die Klosterschätze und Heiligthümer auf jene Burg gebracht, die Bücher über den See nach Reichenau, die Wehrlosen, Greise und Schulknaben, nach dem stark ge-

schützten Wasserburg. Als nun der fernher geröthete Himmel die nahenden Feinde verkündete, zogen die wachsamen Mönche eilig auf ihre mit Speise und Trank wohlversorgte Feste und ließen den Sturm vorbeitoben. Nur einer blieb beherzt zurück und fand wegen seiner Schwänke Gnade vor den Augen der Feinde, denen er nach dem Mahle ein Kirchenlied sang, wozu sie einen infernalischen Tanz aufführten. Als die Feinde endlich unter Sengen und Brennen abgezogen waren, fielen von ihrer Feste aus die Mönche über die Nachzügler her, erschlugen etliche derselben, fingen sich auch einen Ungarn lebendig, den sie zum Christenthum bekehrten, und erzählten sich dann beim Weine, den die Feinde bei Weitem nicht hatten austrinken können, mit mancherlei scherzhaftem Begebniß die gehabten Abenteuer. So gut ward es den Sachsen nicht. Denn im Sachsenlande waren nur wenige Berge und Burgen. Seit den Tagen Karl's des Großen war wenig für die Befestigung des Landes geschehen; die wenigen Festen waren wohl gar verfallen. Da war vor den geschwinden Feinden, welche schwarmweise die Wälder und Fluren durchstoben, keine Rettung. Es drohte damals, sagt Widukind, dem ganzen Volke Vernichtung. Krank lag der König in seiner Burg zu Werla. Auch hielt er eine wirksame Gegenwehr seines im Reiterkriege ungeübten Volkes nicht für möglich. Das Glück fügte, daß ihm ein Ungarhäuptling in die Hände fiel. Wiederum benahm sich Heinrich mit höchster Mäßigung. Er gab den Gefangenen heraus und noch Geschenke dazu; ja er versprach, während neunjährigen Friedens den Ungarn einen beträchtlichen Tribut zu zahlen.

Der mit so schmählicher Bedingung erkaufte Friede seines Landes, wornach Sachsen aber schon von den großen Raubzügen des Jahres 926 verschont blieb, war die letzte schwere Prüfung für König Heinrich. Er hat sie herrlich bestanden. Er ließ den Muth nicht sinken und legte die Hände nicht verzweifelnd in den Schooß; sondern er benutzte mit Sachsen und Thüringern die theuer erkaufte Frist, um in rastloser Thätigkeit für die Zukunft zu arbeiten. „Die Klugheit, Wachsamkeit und Ausdauer dieses Königs," ruft Widukind aus, „ist nicht mit Worten zu beschreiben." Vor allen Dingen galt es, das Land zu befestigen, Burgen zu bauen, die offnen Orte, wie z. B. Merseburg,

mit Mauern und Gräben zu schützen. „Tag und Nacht wurde allenthalben, besonders an den Grenzen gebaut und gerüstet, damit das Volk im Frieden lerne, was im Kriege Noth thue.“ Er gewöhnte die „ländlichen Streiter“ der Sachsen an den Burgdienst; je der neunte Mann ward aufgeboten, den übrigen die sichere Zuflucht in den Burgen zu bereiten, indeß diese für jene den Acker bestellten. Der dritte Theil aller Früchte ward in die festen Orte niedergelegt. „Um die Bürger zu gewöhnen“, denn es war schwer, die freien Sachsen hinter Mauern und Wälle zu bannen, sollten ihre öffentlichen Gespräche, Versammlungen und Festlichkeiten in den befestigten Ortschaften stattfinden. Die meisten der von Heinrich angelegten Burgen sind wieder verfallen, aber etliche Städte sind auch geblieben, andere seit ihrer Befestigung in die Höhe gekommen. Quedlinburg und Meißen sind mit Bestimmtheit, Goslar wahrscheinlich, auf Heinrich zurückzuführen. Viele andere erheben, doch ohne Nachweis, denselben Anspruch. Daß diese Burgen irgend einen politischen, auf die Rechts- und Verfassungsverhältnisse des Volkes bezüglichen Zweck gehabt hätten, ist nirgends ersichtlich; daher die Vergleichung mit dem attischen Theseus gänzlich unstatthaft. Nach dem Bericht des Widukind scheint es, als ob damals in der Noth das ganze Volk habe an den Burgdienst gewöhnt werden sollen. Doch lag es in der Natur der Sache, daß bald nur die Dienstmannen den Dienst leisteten; zunächst handelte es sich darum, das Volk überhaupt durch das Burgleben wehrhafter zu machen. Denselben Charakter trugen auch die sonstigen militairischen Einrichtungen Heinrich's. Er übte das Volk im Reiterkrieg. Der Kampf zu Roß, bisher fast nur den Vasallen und ihren Leuten bekannt, ward allgemeiner eingeführt. An näheren Nachrichten fehlt es uns gänzlich; nur so viel ist gewiß, daß auch später noch in Sachsen der Heerbann der Freien, an welchem Alle vom 13. Lebensjahre an Theil nahmen, erwähnt und gerühmt wird, folglich nicht behauptet werden kann, König Heinrich habe den Heerbann durch den Vasallendienst ganz verdrängt. Freilich mußten diese Einrichtungen die bereits begonnenen Umwälzungen schneller zur Reife bringen. Gewiß erforderte der kostspieligere Dienst zu Pferde bedeutende Aenderungen in der Heerbannsordnung. Nur der älteste, in's Hergewede

folgende Bruder, so meinte man später, sei von jener Zeit an kriegspflichtig gewesen. Vermuthlich folgte Heinrich auch hier den Spuren Karl's des Großen; erweiterte das Seniorenthum und erleichterte den Kriegsdienst durch Gestattung des Zusammenlegens mehrerer minder Begüterten, von deren Beiträgen je ein Krieger in's Feld gestellt werde. — Das System der Marken, das unter den Nachfolgern Karl's des Großen verfallen war, begann Heinrich zunächst in Sachsen wieder zu begründen. Grenzgrafen oder Legaten, wie sie jetzt heißen, verwalteten die Grenzbezirke, führten den Heerbann und die Vasallen, und überwachten die slavischen und dänischen Nachbarn. Die Grafen und Befehlshaber hielten nun mit ihren Mannen die Burgen besetzt; rings umher und in den Suburbien siedelte aber der König noch sonstiges Kriegsvolk an, allerlei Gesellen, auch Räuberbanden, welche in den schlimmen Zeiten entstanden waren und unter denen sich viele „vom Adel" befanden. Der König gab ihnen Land und Waffen, um die Grenzen zu hüten, und so ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Da ihrer ein ganzer Haufe bei Merseburg angesiedelt war, ein anderer im Burgward Keuschberg, so nannte man sie überhaupt schlechtweg die Merseburger oder die Keuschberger.

Während so in Sachsen die Grundlagen künftiger Thaten gelegt wurden, gestalteten sich die Verhältnisse im Reiche nicht ungünstig. Die großen Herzöge hielten Friede mit Heinrich; zwar der Lothringer Giselbrecht war während der Ungarnnoth des Jahres 924 wieder zu
925 Frankreich abgefallen, doch schon im folgenden Jahre sah er sich, als der König über den Rhein gekommen und Zülpich genommen hatte, zur Unterwerfung genöthigt. Der Neffe Eberhard's von Franken, Hermann ward an die Stelle des in Italien gefallenen Herzogs Burchard, dessen Wittwe er ehelichte, vom König als Herzog über Schwaben gesetzt. Giselbrecht, der mächtige Herzog in Lothringen,
926 ward des Königs Eidam.

Indessen übte Heinrich während des Ungarnfriedens seine Krieger in Kämpfen gegen die wendischen Erbfeinde. Mitten im Winter 928 lagerte er auf dem Eise vor Brennaburg (Brandenburg). Die Stadt erlag dem Hunger, der Kälte und dem Schwerte der Sachsen. Dann ging es gegen die Dalamanten und Böhmen; auch Redarier,

Wilzen und Abodriten wurden im fortgesetzten Grenzkriege zinsbar gemacht. Der Baiernherzog Arnulf leistete damals Heeresfolge gegen die Böhmen. Prag wurde von den Deutschen belagert. Böhmens Herzog, Wenceslaus, unterwarf sich. Aber als der König im Jahre 929 wieder heimgekehrt war, erhoben sich die Redarier (im Strelitzischen), eroberten die Grenzfeste Walsleben (in der Altmark), deren Bewohner sämmtlich umkamen, und gaben hiemit auch den übrigen Grenzvölkern das Signal zum Aufstande. Eilig sammelten sich die Markmannen 929
unter den Grafen Bernhard und Thiatmar und belagerten Lenzen an der Elbe, die Hauptstadt der Feinde, als ihnen das Nahen einer ungeheuren Feindesmacht verkündigt ward. Da, als der Tag graute, genossen die Sachsen das Sacrament, schwuren einander und den Führern treuen Beistand und gingen dem Feinde entgegen. Der war zwar an Zahl viel Mal überlegen, hatte aber nur wenig Reiter und es zeigte sich nun die neue Kriegsweise der Sachsen in ihrem Glanze. Während sie von vorn angriffen, fiel der Graf Thietmar mit fünfzig gepanzerten Reitern den Feinden in die Flanke und brachten ihre ganze zahllose Masse so in Verwirrung, daß sie regellos nach der Stadt hinflohen. Die dem Schwert der Sachsen entgingen, ertranken im nahen See. Nur wenige Reiter entkamen. Die Stadt übergab sich folgenden Tages. Das Heer aber ward bei seiner Heimkehr mit hohen Ehren empfangen. Zweihunderttausend Feinde, so ging die Sage, seien geblieben. Jedenfalls waren die Slaven wieder auf einige Zeit bezwungen. Das System der slavischen Marken konnte erweitert werden. Wahrscheinlich ward in dieser Zeit im Lande der Dalamanten die Feste Meißen angelegt. Die Abodriten im Norden, 932
die sich noch ein Mal erhoben, wurden 931 unterworfen, mit ihnen die südlichen Dänen.

So waren in rastloser Thätigkeit die neun Jahre des schmählichen Ungarnfriedens verlaufen. Das Kriegsvolk war nun im Reitertreffen erprobt und durfte sich schon im Kampfe gegen den Erzfeind versuchen. Also berief der König einen großen Volkstag: „Da nun," so hub er an, „durch göttlichen Beistand und durch unsere Arbeit das Reich gefestigt und kräftig ist, wollen wir uns mit vereinten Kräften gegen die Ungarn, die Aller Feinde sind, wenden. Alles, was wir hatten,

haben wir ihnen hingegeben fast bis auf's nackte Leben, sollen wir nun auch noch die Kirchen plündern, um sie zu sättigen? Das bedenket und gebt mir Eure Meinung kund!" Da schrie das Volk mit lauter Stimme und hob die Rechte zum Himmel, „daß sie vom lebendigen Gotte ihre Freiheit erbitten und dazu dem Könige helfen wollten gegen jeden Feind." Als die Gesandten der Ungarn nun wieder kamen und Tribut forderten, mußten sie mit leeren Händen abziehen. Die Ungarn aber, da sie hörten, es bereite sich ernster Widerstand in Deutschland vor, brachen am Ende des Jahres 932 in ungezählter Menge gegen den Westen auf. Gallien, Burgund, Süddeutschland wurden von ihnen durchzogen. Eine Schaar die voran nach Sachsen schwärmte, ward im Balsamgau zwischen Elbe und Ohre erschlagen.
933 Die Hauptmasse wälzte sich in den ersten Monaten des Jahres 933 gegen Sachsen. Von ihren alten Freunden, den Dalamanten, forderten sie Hülfleistung, jene schickten statt dessen einen fetten Hund, denn es schien ihnen wohl gewiß, daß König Heinrich siegen werde. Ohne den Schimpf zu rächen, brachen die Ungarn alsbald in Thüringen ein; hier theilte sich die Masse, die eine Hälfte breitete sich über Thüringen aus, die andere zog nach Sachsen. Jene wurden von den Sachsen und Thüringern alsbald angegriffen, zersprengt und theils durch Hunger und Kälte, theils mit dem Schwerte vertilgt. Wo? wird nirgends berichtet. Der andere Heerhaufe belagerte eben eine Stadt, in welcher eine Schwester des Königs mit ihrer beweglichen Habe sich eingeschlossen hatte, als ihnen Heinrich mit einem stattlichen Heere entgegentrat. Er hatte sein Lager dicht in der Nähe beim Orte Riade abgesteckt. Schnell hoben die Ungarn die Belagerung auf und sammelten, wie sie zu thun pflegten, durch Feuerzeichen ihre zahlreichen Schwärme. Doch der König zog ihnen furchtlos entgegen; er mahnte seine Streiter, auf Gott zu vertrauen und an die Befreiung des Vaterlandes zu denken. Und als sie ihn so reden hörten und in den ersten und letzten Reihen herumreiten sahen, vor sich her den „Engel", d. h. das Bild des Erzengels Michael führend, ihr heiligstes Feldzeichen, da hoben sich die Gemüther in großer Zuversicht. Der König besorgte, daß der Feind seiner Reiterei nicht stehen würde, deßhalb schickte er einen Haufen leichtbewaffneter

Thüringer voraus, die in verstellter Flucht den Feind näher bringen sollten. Doch gelang diese List nur halb; denn so wie die Ungarn die Masse des Reiterheeres erblickten, flohen sie unaufhaltsam; acht Meilen weit wurden sie verfolgt, doch nur wenige gelang es zu fangen oder zu tödten; aber das Lager mit allem Raube fiel in die Hände der jubelnden Sachsen. Viele Gefangene, die der Feind mit sich geschleppt, wurden befreit. Die Ungarn kamen, so lange König Heinrich lebte, nicht wieder nach Deutschland. Der Schrecken ihres Namens war gebrochen. Die Welt durfte wieder aufathmen.

Der Ort Riade, wo die Schlacht geschlagen, ist unbekannt. Gewöhnlich nennt man Merseburg, nach der Erzählung des Bischofs Liutprand. Wir sind in unserer Darstellung der Schlacht dem Berichte des vor Allen gültigen Widukind gefolgt. Als den Tag der Schlacht geben die Jahrbücher von Weingarten die Iden des März (15. März) 933 an. In seiner Pfalz zu Merseburg im großen Speisegemach ließ Heinrich die Schlacht in lebensgroßen Bildern mit lebhaften Farben an den Wänden abbilden.

Etwas über drei Jahre überlebte Heinrich diesen Triumph. Noch ein Mal, im folgenden Jahre, zog er siegreich gegen Dänemark. 934
Gorm der Alte, der Beherrscher der Inseldänen, hatte nach Beseitigung der übrigen Dänenkönige ganz Dänemark und einen Theil des Wendenlandes unter seine Herrschaft gebracht, und wagte sich nun auch an die Elbsachsen. Da führte Heinrich sein Heer ins dänische Land und verbreitete gleich durch den ersten Angriff solchen Schrecken, daß Gorm der Alte demüthig bittend sich zu jedem Frieden verstand. Bei Schleswig richtete Heinrich die alten Markzeichen der Deutschen wieder auf, setzte wieder einen Grenzgrafen über die dänische Mark und siedelte zum Schutze dieser wichtigen Grenze sächsische Markmannen an. Seit dieser Zeit blühte auch die Mission des Hamburg-Bremer Erzstifts wieder auf. Die ganze Mission stand jetzt unter dem Schutz und Gericht des deutschen Markgrafen. Erzbischof Unni begann wieder in Dänemark und Schweden zu predigen. Ungarn und Dänen, die Geißel der Welt, waren bezwungen; hell leuchtete der Name des deutschen Königs in Italien und Frankreich. Hier herrschte noch die alte Zerrüttung. Der unglückliche Karl war im Jahre 929 als

Gefangener gestorben, Rudolf, der Lothringen durch Umtriebe beunruhigte, hatte bei Heinrich's Annäherung schon im Jahre 931 Geiseln gegeben und Ruhe gelobt; im inneren Frankreich hörten die Fehden und Raubkriege der Großen niemals auf. Viele Große der anderen Reiche, erzählt Widukind, kamen jetzt zum deutschen Könige und bewarben sich um
935 seine Gunst. Auch erlangte Heinrich, daß im Sommer 935 die Könige Rudolf von Frankreich und Rudolf von Burgund nach Lothringen kamen und unter sich und mit ihren Großen in Heinrich's Gegenwart Friede schlossen. So hatte Heinrich auch hier der Welt den Frieden zurückgegeben. Den König Athelstan von England hatte er im Jahre 928 oder 929 um die Hand der Schwester Edgitha für seinen ältesten legitimen Sohn Otto bitten lassen. Mit Freuden sandte Athelstan, damit Heinrich selbst wähle, zwei Schwestern statt einer; bei Köln wurden sie glänzend empfangen. Die Vermählung mit Edgitha ward nach den großen Slavensiegen gefeiert.

Nachdem König Heinrich, so erzählt Widukind, alle heidnischen Nationen wieder gebändigt hatte, beschloß er nach Rom zu ziehen, ward aber durch Krankheit daran verhindert. Diese Nachricht unseres wichtigsten Gewährsmannes in Zweifel zu ziehen, ist kein Grund vorhanden. Im Gegentheile, was war wohl natürlicher, als daß Heinrich, nachdem er der Welt den Frieden gegeben, nun auch dem Geiste seiner Zeit gemäß, nach Rom schaute, wo durch das Hurenregiment und die in Italien nicht endenden Bürgerkriege sowohl Papstthum als Kaiserwürde herabgewürdigt, die letztere endlich erloschen war? Die bairischen und schwäbischen Herzöge waren in die langobardisch-burgundischen Händel verwickelt. An Anlaß zum Einschreiten konnte es dem deutschen Könige nicht fehlen. Ein Blick auf die Zustände und Weltverhältnisse jener Zeit genügt, um zu begreifen, daß der deutsche König, Dank der 18jährigen Regierung Heinrich's I., wieder die Säule und der Anker der Christenheit geworden war; nicht bloß weil er wie Karl der Große die Heiden bezwungen, sondern auch weil er gleich Jenem christliche Zucht und Ordnung schaffte. Während die romanischen Länder in wüster Fehde auseinandergefallen waren, in den Alpenpässen die Sarazenen den frommen Pilger ausplünderten und in Rom selbst die scheußlichsten Laster und Orgien des verdorbensten

Heidenthums ihr Wesen trieben, konnte das sächsische Königshaus der Welt als Muster ehrbarer Frömmigkeit gelten. Mit Ernst und Nachdruck begann man, wie z. B. die im Jahre 932 in Heinrich's Gegenwart auf der Synode zu Erfurt gefaßten Beschlüsse bezeugen, in Deutschland die Rechts- und Kirchenordnungen wieder festzustellen. Die heilige, mit den Nägeln von Christi Kreuze beschlagene und einst von Constantin getragene Lanze, welche Rudolf von Burgund von den Italienern erhalten und dann dem König Heinrich verehrt hatte, konnte wohl als ein Zeichen des Himmels betrachtet werden. Und wenn Heinrich auch nicht, wie spätere Geschlechter glaubten, Kaiser gewesen ist, so schien er doch schon der Mitwelt fast ein Kaiser zu sein. Den „größten König in Europa" nannte ihn Widukind. Seine eignen Krieger begrüßten ihn auf dem Schlachtfeld als Imperator und Herrn der Welt.

Doch ehe er den letzten Schritt zu dieser glänzenden Höhe that, machte der Tod seiner Laufbahn ein Ende. Zwei Jahre nach dem 935
Ungarnsiege rührte ihn im 60. Jahre seines Alters zu Bodfeld im Harzgebirge der Schlag. Lange lag er dort krank, erholte sich jedoch in soweit, um nach Erfurt zu ziehen, wohin er die Großen zu Reichsgeschäften entboten hatte. Das nahende Ende fühlend, bezeichnete er ihnen seinen hochsinnigen, kraftvollen Erstgebornen, Otto, als Nachfolger. Von Erfurt ging er mit wenigen Begleitern nach Memleben, hatte einen neuen Krankheitsanfall und bald folgte am Sonntag, den
2. Juli 936, der Tod. Die letzten Worte richtete er an seine Ge- 936
mahlin, die fromme Mathilde. „Du treues, liebes Weib," sagte er ihr, „habe Dank, daß Du so oft unsern Zorn gesänftigt und uns zu gerechten und barmherzigen Werken gemahnt hast." — Als er Abschied genommen hatte und die Königin hinausgegangen war, um in der Kirche für den sterbenden Gemahl zu beten, hauchte er den letzten Athemzug aus. Laut weinend umstanden die Söhne und die Fürsten des Landes das Sterbebett. Das Volk beklagte diesen Tod als ein großes Unglück. Die Sonne verfinsterte sich Einigen, Anderen schien sie blutroth. Kometen, Pestilenz und Ueberschwemmungen begleiteten das traurige Ereigniß. Denn, obwohl ein Schrecken der Feinde, ward König Heinrich vom Volke wegen seiner Milde, Klugheit und Gerech-

tigkeit unbeschreiblich geliebt. Niemals, ruft Ruotger im Leben des Bruno aus, hat man ein innigeres Verhältniß zu einem so mächtigen Herrscher gesehen. Oft wo das Gesetz in seinem stracken Laufe Strenge forderte, ging er betrübt aus dem Gerichte, weil er den Bitten der stets auf Gnade rechnenden Gemahlin nicht willfahren konnte. Er war deutsch in seinem ganzen Wesen, schön und kräftig von Gestalt, heiterernst im Gelage, in Leibesübungen und im Waidwerk Allen überlegen. Als einfachen Jäger stellte sich ihn noch die späte Sage vor, welche erzählt, er habe gerade Vogelnetze ausgestellt, als ihm die Krone gebracht worden, daher ihm der Name Heinrich der Vogelsteller, Henricus auceps, zu Theil ward. Doch auch seinen historischen Charakter hat die Sage mit feinem Sinn begriffen. Sie machte ihn zum Bekehrer vieler heidnischen Könige; sie nannte ihn den Städtegründer; sie führte das Ritterthum und die Markgrafschaften späterer Zeit auf ihn zurück. Denn alles dies hat freilich durch Heinrich Anregung oder Förderung erhalten.

In seiner Stadt Quedlinburg vor dem Altare der Petrikirche ward Heinrich I. begraben.

Drittes Kapitel.

Otto der Große.

Krönungsfeier. Aufsteigende Stürme. Wendenkriege. Aufstände in Franken, Sachsen und Baiern. Ungarneinfall. Großer Aufstand unter Heinrich, des Königs Bruder. Otto's größte Noth. Seine Ausdauer und Rettung. Folgen des Sieges. Letzte Verschwörung und Reue Heinrich's. Zug nach Dänemark. Gründung der wendischen und dänischen Bisthümer. Oberhoheit über Frankreich. Alle deutschen Herzogthümer kommen an die königliche Familie. Einheit und Glanz des Reiches. Erster Zug nach Italien. Neue Bürgerkriege in Deutschland. Neue Wenden- und Ungarnkriege. Die Schlacht auf dem Lechfeld. Die Ungarn für immer verscheucht. Blutige Rache an den Wenden. Zweiter Zug nach Italien. Kaiserkrönung. Absetzung des Papstes Johann XII. Dritter Römerzug. Verhandlungen mit Byzanz. Vermählung Otto's II. mit Theophania. Letzte Rückkehr des Kaisers. Einrichtung der wendischen Kirche. Sein Ende. — Rückblick.

Das erhobene Ansehn des deutschen Königthums stellte sich recht deutlich in der glänzenden und feierlichen Weise dar, womit Otto I.

zu Aachen auf den Thron gehoben ward. In den vorhergegangenen traurigen Zeiten, wo es kaum noch ein deutsches Reich gab, war die Königswahl wie eine Localangelegenheit der Franken und der Sachsen behandelt worden. Doch als nun nach Heinrich's Tode Franken und Sachsen treu dem letzten Willen des Königs sich den Otto zum Herrscher erkoren, da ward, am 8. August 936, ein großer Tag zu Aachen 936
gehalten, wohin die Fürsten und Völker aus dem ganzen deutschen Reiche zusammenkamen. In der Kirche Karl's des Großen fand die Feier statt. In der Seitenhalle leisteten die Herzöge und sonstigen Fürsten des Reiches dem auf erhabenem Throne sitzenden Herrscher den üblichen Handschlag der Treue und gelobten ihm Hülfe gegen den Feind; dann führte der Erzbischof Hildebert von Mainz den König in die Mitte der Kirche und zu dem dort versammelten Volke gewendet rief er aus: „Hier bringe ich den von Gott auserwählten, von Herrn Heinrich vordem bezeichneten, jetzt aber von den sämmtlichen Fürsten eingesetzten König Otto; wenn Euch diese Wahl gefällt, so hebt die Rechte zum Himmel." Und die Rechte zum Himmel erhebend, mit starkem Zurufe, flehten Alle Heil und Segen auf den neuen Herrscher herab. Dann vor den Altar tretend, bekleidete Hildebert den in fränkischer Tracht erscheinenden König mit den Zeichen seiner Würde, dem Schwert und Gürtel, dem Mantel und den Armspangen, dem Scepter und der Krone. Von den Erzbischöfen von Mainz und Köln gesalbt zog nach beendigtem Gottesdienst der König mit der Versammlung in den Palast hinauf, wo ein großes Banket an marmorner Tafel gehalten den Tag beschloß. Die Reichsherzöge hatten den Dienst des Festes unter sich getheilt, wie es schon unter Karl dem Großen bei festlichem Anlaß geschah. Giselbrecht von Lothringen hatte für die nöthigen Anordnungen und Räume, Eberhard von Franken für die Speisen, Hermann von Schwaben für die Getränke und Arnulf von Baiern für Transport, Pferde und Lagerung gesorgt. Otto lohnte Allen königlich und entließ dann „in großer Heiterkeit" die Versammlung.

Er war erst 24 Jahre alt. Seine großen Eigenschaften waren der Welt noch unbekannt. Obwohl von Herzen gütig, hatte er in seinem Wesen etwas Abstoßendes und Hochfahrendes. Der riesige Körper, das rothe Gesicht, die rollenden, blitzenden Augen, der große Bart und das

dünngesäete Haupthaar, die gewaltige behaarte Brust, mit der Mähne des Löwen verglichen, der rasche Gang und die nie ruhende Thätigkeit flößten Furcht ein. Er hatte viele Feinde, auch in der Heimath, ja in der eignen Familie. Der ältere Bruder aus erster, einst für ungültig erklärter Ehe, Thankmar, der Hatheburg Sohn, war ihm gram; der jüngere Bruder Heinrich, der dem Vater, als er bereits König war, geboren wurde und deßhalb nähere Anrechte auf den Thron zu haben glaubte, war schön und liebreizend, sanft und beredt, dabei verschlagen und gewandt. Er gewann viele Herzen; auch unter den Sachsen; das der eignen Mutter Mathilde hing ihm an. Sie hätten ihm gern die Krone zugewendet. Doch der kluge Vater hatte wohl gewußt, was er that, als er den Otto zum Nachfolger bestimmte. Bald mehrte sich freilich die Zahl seiner Feinde von allen Seiten; der Anfangs so heitre Himmel umzog sich finster und drohend.

Während Otto in Aachen gekrönt wurde, versuchten zunächst einige der unterworfenen Völker im Osten die deutsche Herrschaft wieder abzuschütteln. In Böhmen hatte Herzog Boleslaus seinen Bruder, den heiligen Wenzel, erschlagen, und überzog nun die Nachbarn mit Krieg. Zwei deutsche Heere wurden vernichtet, vierzehn Jahre zog sich der Krieg hin. Auch die Wenden im Norden hatten sich erhoben. Ohne sich durch die Unfälle in Böhmen beirren zu lassen, schlug Otto zunächst die Wenden. Er setzte ihnen einen neuen Markgrafen und wählte dazu mit jenem sichern Blicke, womit er die bedeutendsten Männer seiner Zeit herauszufinden wußte, den Hermann, des Grafen Billing Sohn, der überdies im Gau Wimuodi begütert, über die Lande zwischen den Elbe- und Eider-Mündungen und der Peene oder Elde die Aufsicht erhielt. Schon diese Wahl eines jungen Mannes zum Befehlshaber ward dem jungen König sehr übel genommen, auch von trefflichen Männern, die sich für zurückgesetzt hielten. Damals errichtete Otto für die unterworfenen Bezirke das Bisthum Aldenburg (Stargard, der Insel Femarn gegenüber). Während er dann durch Franken und Sachsen den Königsritt hielt, den Kirchen und Klöstern ihre Freiheiten bestätigte und den Frieden hegte, waren die Ungarn wieder gekommen, um „die Tapferkeit des neuen Königs zu versuchen.“ Sie brachen in Franken ein, um Sachsen von

Westen her anzugreifen. Doch Otto eilte ihnen entgegen, jagte sie 937
vor sich her bis Metz und bereits am 24. März waren sie bis Burgund verscheucht, von wo sie, ohne in dem zerrissenen Frankreich eine widerstandsfähige Macht zu finden, das Land bis zur Loire und zum Cher schrecklicher als je zuvor verwüsteten.

Seitdem in Deutschland die Kämpfe mit auswärtigen Feinden nachgelassen hatten, war der innere Zwist wieder ausgebrochen. Franken und Sachsen, durch die Noth vor zwanzig Jahren geeint, erinnerten sich ihrer alten Feindschaft und ihre Fürsten waren die Vordersten, den Brand zu schüren. Als sächsische Dienstleute des Frankenherzogs in Niederhessen ihm den Zins weigerten, „weil die Sachsen jetzt die Herren im Reiche seien, und keinem von anderm Stamme zu dienen brauchten," nahm sich Eberhard selbst Recht, brach in die Besitzungen des Bruning ein und zerstörte dessen Feste Elmeri. Dafür verurtheilte ihn der König in hundert Talente, die er in Pferdelieferungen zu leisten hatte, und die vornehmeren Vasallen, die ihm bei der Gewaltthat Hülfe geleistet, mußten zur Strafe einen Hund in die königliche Pfalz von Magdeburg tragen, wo sich gerade, im September 937, eine glänzende Versammlung geistlicher Fürsten um den König befand. Zwar suchte Otto, als dem Rechte Genüge geschehen, die Gedemüthigten durch Milde und Geschenke zu gewinnen; aber der Grimm saß in ihrem Herzen und Eberhard hatte indeß durch Freigebigkeit viele Parteigänger sogar in Sachsen gewonnen. Er, der dem König Heinrich einst die Königswürde streitig machen konnte, wollte es nicht ertragen, daß nun dessen junger Sohn die Zügel so strenge anzog. Er sann auf Rache und ermuthigte den Giselbrecht von Lothringen zum Abfall. Bald fand sich als Genosse Thankmar, der ältere Bruder des Königs. Der hielt sich in der Erbtheilung für verkürzt und als nach dem Tode des Grafen Siegfried, seines Verwandten, Otto dessen Oberbefehl in den sächsisch-thüringischen Marken nicht ihm, sondern dem bald so berühmten Gero übertrug, klagte Thankmar laut über die neue Verletzung seiner Rechte. In Baiern war um dieselbe Zeit Herzog Arnulf gestorben und seine Söhne verweigerten dem König die Huldigung. Auch der Krieg zwischen Eberhard und Bruning begann von Neuem. Franken und Sachsen befehdeten sich mit steigender

938 Wuth. Auf einem zur Schlichtung angesagten Reichstag erschienen die Franken nicht; ihnen schlossen sich jetzt auch die Sachsen des Thankmar an, nahmen einige sächsische Festen und führten des Königs Bruder Heinrich gefangen nach Franken. Otto eilte nach Eresburg. Die Einwohner, als sie ihn sahen, öffneten die Thore, Thankmar floh vor den erbitterten Kriegern des Königs in die Peterskirche, wo er hinter dem Altare mit seinen Verfolgern kämpfend, vom Krieger Maginzo durch das Fenster von hinten durchstochen ward. Tief erschütterte den König das tragische Geschick des Bruders, den er beklagte und wegen seiner vielen Tugenden pries. Vier vornehme Genossen des Aufstandes wurden nach fränkischem Rechte mit dem Strange hingerichtet. Die fränkische Besatzung von Laar in Hessen ergab sich. Eberhard, durch diese Unfälle entmuthigt, zumal auch der französische König Ludwig nach einem während dieser Unruhen unternommenen Einfalle in den Elsaß wieder Frieden machte, suchte jetzt durch scheinbare Unterwerfung den Kampf bis auf gelegenere Zeit zu vertagen. Er gab den Heinrich heraus und erlangte Verzeihung. Doch mußte er zuvor, damit dem Rechte Genüge geschehe, eine leichte Haft in Hildesheim ausstehen.

Die Ungarn hatten kaum vernommen, daß in Sachsen der Bürgerkrieg wüthe, als sie mit Windesschnelle herbeieilten, durch Thüringen bis zur Bode. Hier aber mußten sie vor den sächsischen Burgen erfahren, daß sich die Zeiten geändert hatten. Die eine Hälfte ihres Heeres erlitt durch nächtlichen Ueberfall aus der Stetternburg bei Wolfenbüttel eine Niederlage und ward auf der ruhelosen Flucht, da ihnen stets neue Reiter aus den Festen des Landes in den Rücken fielen, aufgerieben. Eine andere Abtheilung ward in die Sümpfe des Drömling gelockt und dort ohne Mühe erschlagen. Nie mehr ließen sich Ungarn in Sachsen blicken. — Indeß hielt Gero mit gewaltiger Faust die Slaven im Osten nieder, und als endlich die Ruhe in Sachsen hergestellt war, wendete sich Otto nun auch gegen die abgefallenen Baierufürsten und vertrieb sie aus ihrem Lande; der älteste der Brüder, Herzog Eberhard, verschwindet aus der Geschichte; ihr Oheim Berthold, bis dahin wahrscheinlich Herzog in Kärnthen, erhielt das Herzogthum Baiern, dessen außerordentliche Vorrechte,

welche einst Arnulf erlangt hatte, nun wieder aufhörten. Dagegen setzte Otto dem Herzoge eine neue Beamtengewalt zur Seite, die in mancher Beziehung der missatischen Gewalt unter Karl dem Großen glich und den Zweck hatte, die Interessen des Reiches, vor Allem die in Verfall gerathenen königlichen Einkünfte, zu verwalten. Es ist das fortan immer häufiger, auch in andern Gegenden auftretende Amt der Pfalzgrafen. Den Arnulf, einen der jüngern Brüder des vertriebenen Eberhard, machte Otto zum ersten Pfalzgrafen in Baiern.

Die Unterwerfung Eberhard's war nur eine scheinbare gewesen; ein schlimmerer Aufstand sollte folgen. Nicht der heftige Thankmar, sondern der durch Geburt und Einfluß viel gefährlichere jüngere Bruder Heinrich ward diesmal an die Spitze gestellt. Schon während seines Aufenthalts in Franken war der Plan entstanden und mit dem stets bereiten Giselbrecht von Lothringen beschlossen worden. „Eberhard," so erzählt Liutprand, „versprach dem Giselbert die Krone. Giselbert wollte sich Heinrich's bedienen, um den König zu stürzen und dann den Heinrich wieder abschütteln, um selbst König zu werden. Eberhard aber wollte beide benutzen und dann beide der Krone berauben." Heinrich hielt viele Städte in Sachsen und Thüringen besetzt; auf einer mit seinen zahlreichen, durch Geschenke gewonnenen Anhängern zu Saalfeld gehaltenen Versammlung wird beschlossen, den 939
Aufstand nicht in Sachsen, sondern in Lothringen zu eröffnen. Auf diese Weise hoffte mancher kluge Sachse es mit keinem der Brüder zu verderben. Die Vorkehrungen waren so gut getroffen, daß, als nun plötzlich von allen Seiten die Fama den Krieg verkündete, der König es Anfangs nicht glauben wollte. Dann brach er eilends nach Lothringen auf, ließ die Städte in Sachsen einstweilen den Aufrührern, nur Dortmund ergab sich ihm unterwegs; bald stand er bei Birthen am Rheine, den Heeren Heinrich's und Giselbrechts gegenüber. Sie hatten ihn überrascht, als erst ein kleiner Theil seiner Leute über den Strom gegangen und abgeschnitten war. Als der König nun die Noth seiner Krieger sah, „Herr Gott," rief er da aus, und hob die Hände zum Himmel, „siehe dein Volk an; du hast mich ja darüber gesetzt, daß ich es schützen solle." Doch die Sachsen drüben in ihrer Noth, griffen mit großer Geistesgegenwart den Feind von vorn und der

Seite an und einer, welcher der gallischen Sprache mächtig war, drängte sich unter die Feinde und rief ihnen auf gallisch zu, „rette sich, wer kann!“ so daß die Feinde in panischem Schrecken flohen. Der Sieg war vollständig, Heinrich selbst war verwundet worden, ja es hieß, er sei geblieben; auf diese Nachricht kehrten alle sächsischen Besatzungen bis auf Merseburg und Scheidingen, zur Treue gegen den König zurück. Heinrich hatte sich mit neun Begleitern nach Merseburg geworfen; nach zweimonatlicher Belagerung übergab er die Stadt und erlangte einen dreißigtägigen Waffenstillstand, um das Land mit allen denen zu verlassen, welche den Frieden und die Verzeihung nicht annehmen wollten.

Der Sieg war nur ein halber und Otto konnte ihn nicht verfolgen. Denn heftiger als je war der Krieg im Osten entbrannt. Die Wenden verwüsteten an allen Punkten die Marken, und als der thatkräftige Gero, dem sie mit List nach dem Leben strebten, die List mit mörderischer Gegenlist vergalt und dreißig ihrer Fürsten im Gastmahl, vom Weine trunken, erschlug, stand das ganze, zähe, an Entbehrungen gewöhnte Volk im heiligen Kampfe für seine Freiheit auf. Auch die Dänen und Abodriten im Norden drängten heran. Die Schaaren der Markgrafen Gero und Hermann schmolzen zusammen. Im ganzen Reiche, auch in Franken und Lothringen, brach der Sturm los, die Tage der schwersten Prüfung waren für Otto gekommen. König Ludwig der Ueberseeische von Frankreich hatte sich den Empörern angeschlossen. Otto war nach Lothringen geeilt und hatte den Ludwig verscheucht, den Giselbrecht in Chevremont belagert, dann rief ihn der Slavenkrieg wieder zurück, schon nach wenig Wochen war er im Elsaß, denn nun hatte auch Eberhard von Franken losgeschlagen und Breisach genommen. Immer drohender gestalteten sich die Dinge. Während der König vor dem hochwichtigen Breisach lag, fiel auch der Erzbischof Friedrich von Mainz offen ab. Mehrere andere Bischöfe ließen sich bereden, ihrem Oberhirten zu folgen. Sie verließen mit ihren Truppen bei Nacht das Lager. Es kam die Kunde, daß die Herzöge bereits über den Rhein gegangen. Schrecken und Desertion verbreiteten sich unter den Königlichen. Mit der Herrschaft Otto's schien es am Ende zu sein. Nur Wenige hielten bei ihm aus.

Doch auch diese verzweifelten und riethen, sich nach Sachsen zu werfen. Aber Otto mit großem Gleichmuthe gerüstet, als bemerke er die Gefahr nicht, sprach ihnen Muth ein. Ein mächtiger, viele Streiter mit sich führender Graf wollte ihm treu bleiben, wenn ihm die reiche Abtei Lorsch verliehen werde. „Es steht geschrieben," erwiderte da der König, „man soll das Heiligthum nicht vor die Hunde werfen! Wenn Du mich verrathen willst, so eile je eher je lieber von hinnen." Glänzend ward diese Ausdauer belohnt. Denn als die Noth am größten schien, wendete ein merkwürdiges Ereigniß die ganze Lage.

Konrad Kurzpold, Graf im Niederlahngau, gehörte, obwohl er Eberhard's Vetter war, zu des Königs treuesten Kämpen. Wegen seiner kurzen Figur und seiner Löwenstärke nannte ihn das Volk den Kurzpold. Von ihm liefen noch im eilften Jahrhundert „weit und breit" viele „Lieder und Mähren" um. Er führte in seines Vetters Hermann von Schwaben Heere einen Haufen Königlicher. Mit seinem Vetter Udo zog er soeben den Rhein hinunter, weil die Herzöge über den Fluß gegangen und in seinen Gau gefallen waren, da meldete ihm ein ausgeplünderter Priester, daß das Heer zurückgegangen sei, die Herzöge aber mit einigen Genossen noch am rechten Ufer beim Gelage verweilten. Sofort eilten die Grafen mit zwanzig Begleitern an den bezeichneten Ort, etwa bei Brisich, unfern Andernach, und fielen mit gewaltigen Streichen über die fröhlich Lagernden her. Die wehrten sich zwar verzweifelt. Aber Eberhard fiel unter des Kurzpold Schwert, Giselbrecht, der in einen Kahn gestiegen, sank von des Kurzpold Lanze durchbohrt. Sein Leichnam ward, so ging die Sage, von Fischern gefunden und heimlich begraben. Eben ritt Otto zur Kirche, als athemlos ein Bote mit dieser Kunde kam. Ruhig hörte ihn der König bis zu Ende an, dann stieg er vom Pferde und dankte Gott unter Thränen. Der Aufstand brach mit den Fürsten zusammen. Breisach öffnete dem König, Mainz schloß dem Erzbischof Friedrich die Thore und Heinrich floh nach Frankreich zum König Ludwig. Lothringen ergab sich, Heinrich's Unterwerfung ward vermittelt; der König behielt ihn in leichter Haft unter Augen; engere Haft, in Hamburg und Corvey, erhielten die Bischöfe von Mainz und Straßburg.

Nach dieser folgenreichen Wendung schien die Herrschaft Otto's gesichert. Die Macht, welche seine beiden gefährlichsten Vasallen gehabt, ließ er keinem Nachfolger derselben zu Theil werden. Das Herzogthum in Franken verschwindet. In Lothringen mochte eine Herzogsgewalt, der unruhigen Vasallen und der französischen Nachbarschaft wegen, nöthiger erscheinen: ein Graf Otto ward damit betraut. — Auch im Osten neigte sich der Sieg auf die Seite des Königs. Tu-
940 gumir, ein Herzog der Heveller, war in deutscher Gefangenschaft gewonnen worden und lieferte Brennaburg den Deutschen wieder aus. Bis zur Oder waren bald alle Wenden wieder unterworfen. — Im Süden und Westen kam die Entscheidung der französischen, burgundischen und italienischen Händel wieder an den deutschen König. Die französischen Herzöge Hugo und Herbert führten ihn nach Attigny und erkannten ihn förmlich als ihren Oberherrn an. König Ludwig, der Ueberseeische, Karl's des Einfältigen Sohn, einst vom Herzog Hugo aus England geholt und zum Schein auf den Thron erhoben, dann in kühnem Jugendmuth auf Brechung seiner Vasallenfesseln, und als dies nicht ging, auf Eroberungen sinnend, mußte endlich froh sein, in dem festen Laon eine Zuflucht zu finden. Des unter Rudolf II. vereinigten Königreiches Hoch- und Niederburgund hatte sich nach dem Tode dieses Königs der Usurpator Hugo von Vienne, der auf ähnliche Weise das Königreich Italien bereits besaß, bemächtigt. Der legitime Thronerbe, der noch im Knabenalter stehende König Konrad, ward von den Getreuen an Otto's Hof geflüchtet. Eben da suchte auch Markgraf Berengar von Ivrea Schutz. Um den deutschen König zu beschwichtigen und von Italien abzuhalten, schickte König Hugo alljährlich reiche Geschenke. Leicht unterdrückt waren die noch vorkommenden lothringischen Unruhen. Gefährlicher hätte die Verschwörung werden können, welche Heinrich mit Hülfe der durch Gero's Strenge erbitterten Vasallen Ostsachsens noch einmal anstiftete. Angesehene und treffliche Männer nahmen an dieser Verschwörung Theil. Am Ostertage sollte der König ermordet, die Krone dem Heinrich aufgesetzt werden. Der Plan ward verrathen. Um jedoch seiner Würde nichts zu vergeben, beging Otto zu Quedlinburg das Osterfest in üblicher Weise, nachdem für den Schutz seiner Person insgeheim die nöthige Vorkehrung ge-

troffen war. Nach beendigter Feier wurden die Verschworenen verhaftet, die Rädelsführer enthauptet, Andere verbannt, der Erzbischof Friedrich nahm zum Beweise seiner Unschuld vor allem Volke die geweihte Hostie, ward aber gleichwohl in enge Haft nach Fulda gebracht, wo ihn der Abt Hadamar mit gebührender Strenge behandelte. Heinrich ward in Ingelheim eingesperrt. Hier endlich scheint der 20jährige Jüngling Reue empfunden und seinen Plänen für immer entsagt zu haben. Am Weihnachtstage $9^{41}/_{42}$, als Otto eben zur 942
Frühmette schritt, warf sich ihm der Bruder, barfuß, im Büßerhemd, zu Füßen und bat um Verzeihung. Da gedachte der König gerührt des Tages, an dem einst die Himmlischen den Frieden auf Erden verkündet. Er verzieh; es war zum letzten Male, denn seit dieser Zeit war Heinrich seines Bruders treuester Unterthan.

Der Friede in Deutschland gab auch dem Nachbarlande den Frieden auf kurze Frist zurück. Es gelang nämlich Otto, auch die französischen Vasallen wieder ihrem Könige zuzuführen. Doch schon im nächsten Jahre brach dort der Vasallenkrieg wieder aus und als 943
Otto sich eben in Lothringen aufhielt, wurden französische Große ergriffen, die ihm nach dem Leben strebten. Hermann von Schwaben führte folgenden Jahres ein Heer über die Grenze und nöthigte die 944
Friedensstörer zur Ruhe. Als im Juli Gesandte Ludwig's und Hugo's im Hoflager zu Aachen erschienen, um dort ihren Krieg mit diplomatischen Intriguen fortzusetzen, enthüllte Manasse, des Hugo Gesandter, solche Schmähungen, die sich einst Frankreichs König gegen Otto erlaubt habe, daß dieser die französischen Gesandten, welche ihren Herrn nicht zu rechtfertigen vermochten, höchlichst entrüstet aus der Pfalz hinausweisen ließ. Damals ernannte der König den fränkischen Grafen Konrad den Rothen, zum Herzog von Lothringen. Er war der rechte Mann für diesen wichtigen Grenzposten: wachsam, kühn und besonnen, von hohem kriegerischem Ansehn, und in der Nähe reich begütert. Auch Baiern erhielt damals auf längere Zeit Ruhe vor seinen ärgsten Feinden; Herzog Berthold schlug am Vorabend des St. Laurentiustags 944 die Ungarn bei Wels im Traugau so, daß sie in 11 Jahren nicht wieder kamen. An den nördlichen Ostmarken aber gingen während des unerhört langen, dreizehnjährigen Friedens

wichtige Veränderungen vor. Unter dem Oberbefehl der großen Markgrafen Hermann und Gero — beide heißen fortan auch Herzöge — wurden kleinere Marken verschiedenen Grafen untergeordnet. In den Festen der wendischen Fürsten hausten jetzt deutsche Kriegsleute, erhoben ringsumher Zinsen und Zehnten und bauten die wendischen Güter, die ihnen der König oder die benachbarten Kirchen und Stifter aus königlichen Schenkungen verliehen. Großentheils war es Fürsten- und Tempelgut, das nach altem Brauche jetzt Königsgut und Kirchengut wurde. Damit der Krummstab vollende, was das Schwert begonnen,
946 errichtete Otto im Jahre 946 ein neues wendisches Bisthum mit dem
949 Sitze Havelberg, von welchem drei Jahre später noch ein weiteres Bisthum Brandenburg ausgeschieden und über die Havelgegend ausgedehnt ward. Und als die Dänen um jene Zeit unter Harald Blaatand, Gorm's des Alten Sohn, übermüthig durch ihre Erfolge in Frankreich, wo sie wieder wie zu Karl's des Dicken Zeit hausen durften, sich nun auch an Deutschland gewagt hatten und in die Mark an der Eider eingebrochen waren, hierauf aber Otto ganz Dänemark bis zum Ottinsunde mit Feuer und Schwert verwüstet und die Dänen auf ihre Schiffe und Inseln gejagt hatte, stiftete er im
947 Jahre 947 für Dänemark die Bisthümer Ripen und Aarhus, für das deutsche Grenzland das vom Aldenburger Sprengel abgelöste Bisthum Schleswig.

Die Schmach, welche Dänen und Normannen damals über Frankreich brachten, war wie gewöhnlich durch den Uebermuth der Reichsvasallen herbeigeführt und ausgebeutet worden. Der König Ludwig gerieth im Sommer 945 in ihre Gefangenschaft, dann in die Hände Hugo's von Franzien, von dem er die Freiheit nach fast einem Jahre durch Ueberlassung seiner letzten Feste Laon erkaufte. Diese Verhältnisse zogen Otto's Blicke um so mehr auf sich, als ihm vor fünf Jahren die französischen Großen selbst zu Attigny ein Oberaufsichtsrecht eingeräumt hatten. Ueberdies war seine Schwester Gerberga, Giselbrecht's Wittwe, inzwischen Ludwig's Gemahlin geworden, und rief den Bruder um Hülfe an für den ihm jetzt als Neffe und Schwager doppelt nahestehenden Gemahl. Mit starker Heeresmacht
946 (in 32 Abtheilungen, „Legionen") zog Otto im Spätsommer 946 in

Frankreich ein. Der König Ludwig von Frankreich schloß sich dem Heere an. Die Sachsen berannten Laon, Rheims ergab sich, dann lagen sie, nicht ohne Verlust, vor Senlis und Paris. Verheerend zogen sie in die Normandie und belagerten Rouen. Aber vor der starken Feste, in rauher Jahreszeit, litten sie großen Schaden und kehrten endlich nach einem dreimonatlichen Feldzuge ohne sonderlichen Ruhm wieder nach Sachsen zurück. Doch waren immerhin mehrere feste Plätze dem König Ludwig zurückerobert worden. Auf dem großen im Juli 948 gehaltenen Concil zu Ingelheim, wo wir unter den 34 948
anwesenden Bischöfen die drei dänischen und fünf französische, so wie einen Legaten des Papstes finden, erschien auch der König Ludwig von Frankreich. Er klagte den Herzog Hugo an, ihn erst über das Meer geholt und gekrönt, dann aber ein Jahr lang in Haft genommen zu haben. Daß er solche Behandlung durch Nichts verschuldet habe, das erbot er sich gegen Jedermann im Zweikampf zu beweisen. Darauf beschloß das Concil, den Herzog Hugo zum Gehorsam gegen seinen König brieflich zu ermahnen. Auch die von ihm vertriebenen Bischöfe sollte er wieder einsetzen. Otto erklärte, diesen Beschlüssen Nachdruck geben zu wollen und Konrad der Rothe sammelte ein Heer in Lothringen, eroberte etliche französische Städte, richtete aber auch nichts Wesentliches aus. Denn Hugo spottete in seinen Festen der Heere und der Synoden. Auf einer zweiten Synode zu Trier ward folgen- 949
den Jahres der Bann über ihn ausgesprochen. Eine Wirkung dieses Bannfluchs ist nicht ersichtlich. Doch hatte ein zweiter Feldzug Konrad's endlich den Erfolg, daß ein vorläufiger Austrag zu Stande kam. Zwei Jahre später verklagte Ludwig den Schwiegersohn des Hugo, der zu Fains eine Räuberburg erbaut hatte und die Gegend ausraubte. Otto lud den Herzog nach Aachen. Er kam und brachte 951
zwei Löwen als Geschenk mit, ward darauf nach verhandelter Sache gnädig entlassen, den französischen Vasallen jedoch verboten, gegen ihres Königs Willen Burgen zu bauen.

Indessen hatte Otto's innere Politik große Schritte zur Sicherstellung der Reichs-Einheit gethan. Die königliche Macht und der Reichthum seines Hauses in Sachsen und Thüringen beruhten auf dem Umstande, daß sie nicht durch Landesherzöge eingenommen

waren. Denn Heinrich I. war zugleich Herzog und König. Ein ähnliches Verhältniß ward nach Eberhard's Tode in Franken erreicht. Doch blieb hier ein großer Theil der Güter und Einkünfte jenem fränkischen Fürstengeschlechte. Als nun die Herzöge Berthold in Baiern Ende 945 und Hermann in Schwaben Ende 949 mit Tode abgingen, besetzte Otto ihre Stellen mit seinen nächsten Angehörigen, nämlich das bairische Herzogthum erhielt der Bruder Heinrich, das schwäbische einstweilen der bereits zum Thronerben erkorne Sohn Liudolf. Der neu ernannte Herzog in Lothringen, Konrad der Rothe, ward gleichfalls in die Familie gezogen und erhielt die Tochter des Königs, Liudgard, zur Gemahlin. Die herzoglichen Güter in Baiern und Schwaben wurden durch die Vermählung Heinrich's und Liudolf's mit den Erbtöchtern der verstorbenen Herzöge, der Judith und der Ida, gesichert. So war das Reich in seinen höchsten Spitzen in Einer Familie vereint. Die bedeutende, höchste Reichswürde des Erzcanzlers bekleidete schon seit seinem Knabenalter, seit 940, Bruno, der jüngste, zum geistlichen Stande erzogene Bruder des Königs.

Das Reich des deutschen Königs bot in der Mitte des Jahrhunderts den erstaunten Abendländern wieder das wunderbare Bild einer politischen Einheit dar. Das ward auch allenthalben gefühlt. Das Osterfest des Jahres 949 sah griechische, englische und römische Gesandte in der Pfalz zu Aachen. Ohne Mühe ward nun Böhmen wieder unterworfen; als Otto im Sommer 950 vor Prag lag, verzweifelte Boleslaus an der Gegenwehr, trat heraus und bekannte sich, unter der Fahne stehend, dem König zum Dienst verpflichtet. Die Ungarn aber wurden, wie einst die Avaren, wieder im eignen Lande aufgesucht; Heinrich hatte sie 948 von Kärnthen abgeschlagen, 950 griff er sie, zuerst von allen Deutschen, in Pannonien an.

Die Zeiten Karl's des Großen schienen zurückgekehrt zu sein. Nur noch Eines fehlte; der Zug nach Italien; die Befreiung der Mutterkirche; die Wiederherstellung des christlich-germanischen Kaiserthums. Als nun die Zeit für Otto gekommen war, dieser Aufgabe zu folgen, da konnte es auch an einem äußern Anlaß nicht fehlen. Er ward von Italienern gerufen. Längst war es in den italienischen Händeln Sitte, daß im ewigen Streite der fürstlichen Parteien der unter-

liegende Theil fremde Hülfe anrief. So war Hugo von Provence ins Land gekommen und hatte den Berengar von Ivrea vertrieben, dieser, an Otto's Hof seine Zeit erwartend, war dann zurückgekehrt und befand sich seitdem im Uebergewicht. Hugo mußte froh sein, daß man seinem Sohn Lothar zum Schein die Krone ließ. Dessen Wittwe Adelheid, eine Schwester des Königs Konrad von Burgund, des deutschen Schützlings, rief jetzt in ihrer Bedrängniß die Hülfe Otto's an. Berengar hatte für seinen Sohn ihre Hand begehrt und hielt sie gefangen. Otto beschloß, dem Hülferuf dieser Fürstin zu folgen. Da seine erste Gemahlin, Edgitha, bereits im Januar 946 verstorben war, so „überlegte sich der König, daß er die Adelheid befreien, zugleich aber auch sie ehelichen und damit ihr Königreich erlangen könne." Große Rüstungen wurden zu diesem Zuge gemacht. Alle Familienglieder, die Herzöge des Reiches, begleiteten den König. Es war ihm unangenehm, daß sein feuriger Sohn Ludolf von Schwaben es gar nicht erwarten konnte, und schon vorher einige Städte auf eigne Hand wegnahm. Im September 951 zog Otto in Pavia ein. Die Bischöfe fielen alsbald von Berengar ab. Zu Mailand ließ Otto Münzen schlagen, die „Ottelini". Die Großen kamen heran, um als Vasallen zu huldigen und Otto's Verleihungen zu empfangen. Otto nannte sich König der Franken und Langobarden. Sein Bruder Heinrich zog unter großem Gepränge mit der „königlichen Legion" der befreiten Adelheid entgegen; kurz nachher feierte Otto die Hochzeit. Diese Seite des geschichtlichen Vorgangs, namentlich der Adelheid persönliche Erlebnisse, wurden natürlich von der Sage besonders aufgegriffen und romanhaft ausgeschmückt. — Die Erwerbung der langobardischen Krone war keineswegs das letzte Ziel Otto's. Sein Weg führte nach Rom. In Rom herrschte der Patrizier Alberich über Stadt und Papst. Ihm war ein deutscher Kaiser sehr ungelegen, daher machte er Schwierigkeiten. Leicht hätte sie Otto wohl besiegt, wenn er den Krieg weiter tragen wollte. Aber noch waren Berengar's Festen nicht gebrochen und andere Sorgen riefen den König aus Italien zurück; denn ein neues, schweres Ungewitter zog sich über Deutschland zusammen.

Das Schicksal scheint sich diese ruhmvollste Epoche des deut-

schen Königthums eigends erlesen zu haben, um in erschütternden Vorgängen die Gebrechlichkeit des auf Vasallentreue gebauten Staatswesens zu enthüllen. Wenn es je einen Herrscher gab, der das Schwerste vollbringen konnte, so war es Otto der Große, in dem sich die stärksten Kräfte des deutschen Wesens, sächsische Ausdauer, fränkische Kühnheit und süddeutsche Regsamkeit mit dem höchsten Schwunge und dem tiefsten Verständniß seiner Zeit so wundersam vereinigten. In der Sicherstellung eines auf Vasallenhülfe gebauten Reiches hatte er das Mögliche geleistet; was man wohl noch heutzutage als die höchste Vollendung dieser Staatsform preisen hört, das war erreicht; die höchste Gewalt war wie eine leibhaftige Familie patriarchalisch geordnet. So brauchte freilich der König nicht mehr gegen trotzige Herzogsdynastien in den Krieg zu ziehen. Dagegen entbrannte jetzt einer der furchtbarsten Familienkriege, welche die Geschichte kennt.

Zwischen den herrschenden Gliedern der Familie hatte sich nämlich ein Verhältniß der Eifersucht gebildet, das zu bitterem Hasse ausschlug. Der ungestüme Thronerbe Ludolf und der Schwiegersohn Konrad fühlten sich durch den überwiegenden Einfluß, welchen Heinrich übte, gekränkt. Die Eifersucht der Herzöge theilte sich bald auch ihren Völkern mit; denn der Kern ihrer Völker bestand aus Vasallen, aus Dienstleuten, deren Beruf und Ehre es ist, so zu fühlen wie ihre Gebieter es wünschen. Der große Zug nach Italien nährte die Mißstimmung. Reichliche Gelegenheit hatte sich hierbei dem ränkevollen Heinrich dargeboten, die Gegenpartei zu kränken. Die Verbindung des Königs mit der Italienerin, die sich auf Heinrich's Seite schlug, gab neuen Anlaß zur Verstimmung; hieß es doch sogar, der Erstgeborne aus dieser Ehe, so habe Otto versprochen, solle statt Ludolf's der Thronerbe sein. Ludolf verließ plötzlich Italien und feierte mit Friedrich von Mainz und vielen Fürsten seines Anhangs die Weihnachten in Salfeld, wo einst Heinrich den Aufruhr begonnen. Deßhalb, wie es scheint, verließ Otto Italien. Konrad, welcher den Krieg zu Ende führen sollte, brachte den Berengar dahin, sich friedlich zu
952 unterwerfen und begleitete ihn nach Magdeburg. Die kühle Aufnahme, die ihnen zu Theil ward, schrieb Konrad dem Einflusse des Heinrich zu. Berengar leistete auf dem von Deutschen und Langobarden be-

suchten Reichstage zu Augsburg, im August 952, mit seinem Sohne den Handschlag der Treue und ward dafür von Otto als König der Langobarden wieder anerkannt; die Mark Verona und Aquileja jedoch wurde nun wieder von Italien getrennt und dem Heinrich überwiesen. So waren also die Erfolge Konrad's doch lediglich dem Heinrich zu Gute gekommen.

Die Erbitterung der gekränkten Fürsten machte sich endlich in offnem Aufstande Luft. Friedrich von Mainz war im Bunde, eine Menge Genossen, besonders aus dem jungen raubsüchtigen Adel, fand sich allenthalben, überall hatten sie ihre Maßregeln getroffen, ihre Burgen besetzt. Als Otto nach einem Aufenthalt im Elsaß die Ostern 953 953
in Ingelheim feiern wollte, konnte er sich hier schon nicht mehr für sicher halten und zog nach Mainz zurück, wo man ihn unziemlich lange vor dem Thore warten ließ. Ja Ludolf und Konrad erschienen vor ihm, und erklärten, daß sie nichts wider ihn hätten, sollte aber Heinrich erscheinen, so würden sie diesen festnehmen. Der König, der nur wenig Bewaffnete bei sich hatte, hörte sie ruhig an, gewährte ihnen sogar in der Bedrängniß einen Tag, wo sie ihre Sache führen sollten, und fuhr dann den Rhein hinab nach Köln. Zu Dortmund war er endlich in Sicherheit und hier feierte er die Ostern, versammelte sofort ein Heer, erklärte das zu Mainz abgedrungene Versprechen für nichtig und forderte den Sohn und Schwiegersohn zur Auslieferung ihrer Mitschuldigen auf. Auf der Versammlung zu Fritzlar warf Heinrich dem Erzbischof von Mainz so viele und schwere Verbrechen vor, daß ihn das ganze Heer für schuldig erklärte. Gegen Konrad war der Krieg bereits hell entbrannt. Otto hatte ihm zu Köln das Herzogthum abgesprochen, jener darauf seine Kastelle gerüstet und Streifschaaren ausgeschickt, um den König zu fangen. Die Lothringer, „stets begierig nach Bürgerkriegen", nahmen heftig für und wider Partei. Alle Leidenschaften wurden von beiden Seiten aufgeregt; denn so klagt Ruotger im Leben des Bruno, diejenigen, welche im Reiche auf Räubereien und Verrath sannen, es aber nicht wagen durften, die königliche Majestät selbst anzugreifen, erhoben sich nun um so wüthender gegen Jeden, der treu und tapfer für die Reichsgewalt stritt. Es kam zwischen den Lothringern zu einer blutigen, un-

entschiedenen Schlacht an der Maas. Aber die Sache des Königs blieb dort im Uebergewicht, sein jüngster Bruder Bruno, den er soeben auf den erledigten Erzstuhl Köln gesetzt, hielt sie mannhaft aufrecht. Konrad warf sich nach Mainz. Diese wichtige und reiche Stadt hatte der Erzbischof Friedrich dem Ludolf übergeben, sich selbst in Breisach eingeschlossen.

In der Mitte des Juli lagerte Otto vor dem stark befestigten Mainz. Sechzig Tage lang ward gestürmt und gestritten. Doch die in der Stadt wehrten sich verzweifelt, verbrannten die Sturmmaschinen und laut begann man bereits unter den Königlichen die tapfern Gegner zu loben und an der Güte der eigenen Sache zu zweifeln. Große Freude erregte es, als endlich die Waffen ruhten, Graf Egbert als Geisel in die Stadt ging, Ludolf und Konrad herauskamen. Sie wollten jede Strafe leiden, nur ihren Getreuen, das bedangen sie, dürfe kein Leid widerfahren. Aber gerade diese forderte der König. Und da Heinrich höhnische Worte hinzufügte, kehrte Ludolf schweigend zurück. Der Abfall verbreitete sich in den Reihen des Königs. In der nächsten Nacht verließen die Baiern das Lager: sie hatten gehört, daß auch Pfalzgraf Arnulf, eingedenk der alten Würden seines Hauses, zu den Feinden übergetreten sei. Das Heer Otto's war so schwierig geworden, daß er die Belagerung aufheben mußte. Konrad und Ludolf drangen nun in Franken ein, schlugen ein heranziehendes sächsisches Hülfscorps, dann eilte Ludolf nach Baiern; in Sachsen selbst lehnten sich auch die Grafen Egbert und Wichmann gegen den Herzog Hermann Billing auf. In allen deutschen Ländern tobte der Bürgerkrieg. Die Lage des Königs war so verzweifelt wie nur je.

Mit jener „unmenschlichen Ausdauer," über die hier sogar sein Geschichtschreiber Widukind in Erstaunen ausbricht, sah Otto zu, wie sein Heer auseinanderlief. „Wenn wir uns selbst nur nicht untreu werden," sagte er seinem Bruder Bruno. Mit dem treu gebliebenen Reste eilte er sofort gegen Regensburg, um den Sohn zu belagern. Den treuen Bruno, „seinen festen Trost," aber schickte er als Herzog nach Lothringen, um den Konrad zu bekämpfen. Der sanfte Kleriker war im Kriege so streitbar und gewaltig, wie sein ganzes Geschlecht. In Schwaben sehen wir jetzt mit voller Entschiedenheit nur den heiligen

Udalrich, Bischof von Augsburg, auf der Seite des Königs; einen Mann, der an Kriegserfahrung und Tapferkeit freilich allein ein Heer ausmachte. Die bairischen Bischöfe schwankten hin und her, je nachdem sich das Schlachtenglück neigte. Die Aufständischen hielten sich in den Städten und plünderten in Udalrich's Abwesenheit Augsburg, die Königlichen verheerten das Land. So ging es bis tief in den Winter. 954
Da brachen nun auch die Ungarn wieder in Deutschland ein. Damals wurde behauptet, sie seien von den Aufrührern gerufen worden. Jedenfalls wurden sie von denselben bezahlt. Sofort eilte ihnen der König mit einem sächsischen Heere entgegen. Sie wichen seinen erprobten Waffen aus und wendeten sich, von Ludolf's Boten geführt, nach Franken. Doch diesem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Denn während Konrad einen Schwarm gegen Bruno führte, verheerte ihm ein anderer Schwarm furchtbar die eignen Länder und Städte. Am Palmsonntage, den 19. März, mußte ihnen zu Worms öffentlich gedient, auch Gold und Silber gesteuert werden. Nachdem sie in Lothringen geplündert, durchschwärmten sie Frankreich und Burgund und kehrten durch Italien heim.

Es scheint, daß dieser Ungarnzug die Nation zur Besinnung gebracht und einen gewaltigen Rückschlag für die Sache des Königs zur Folge gehabt habe. „Die Baiern," heißt es, „wurden genöthigt, um den Frieden zu unterhandeln." Ein Waffenstillstand ward geschlossen. Auf der großen Reichsversammlung zu Zenn redete Otto zu dem gesammten Volke. „Sehet, hier stehe ich," rief er aus, „ein verwaister Vater, dem man den Sohn geraubt und zum bittern Feinde gemacht hat. Doch Alles würde ich tragen, hätte man nur nicht die Feinde Gottes und der Menschen ins Land geführt. Welches Verbrechen bleibt nun noch übrig zu thun?" — „Ich bekenne," rief Ludolf, „die gegen mich gedungen waren, die habe ich mit Geld bewogen, mich und meine Unterthanen zu verschonen; wenn dies eine Schuld ist, so weiß das ganze Volk, daß nur die Noth sie mir aufgezwungen hat." Der Erzbischof Friedrich von Mainz erklärte sich mit jedem Eide zu erhärten bereit, daß er nur aus Nothwehr gehandelt und die Treue nicht eigentlich verletzt habe. „Ich begehre keinen Eid von Euch," antwortete der König, „sondern daß Ihr mir Friede und Eintracht

haltet.“ Konrad und Friedrich kehrten zur Pflicht zurück, doch erhielt ersterer das Herzogthum Lothringen nicht wieder; es blieb dem Bruno. Nur Ludolf's harter Sinn war nicht zu erweichen. Er brach mit seinen Kriegern nach Regensburg auf. Der König folgte. Bei Roßthal an der Bibart schlugen sie eine Schlacht, kein Sterblicher hatte je eine härtere gesehen, und setzten sie, da die Nacht sich dazwischen senkte, am dritten Tage vor Regensburg fort. Eine lange Belagerung folgte. Durch den Hunger bedrängt, zieht Ludolf endlich ab; zuvor versuchte er, am östlichen Thore, das Waffenglück; dort aber stand der berühmte Held Gero. Von der dritten bis zur neunten Stunde ward dort gekämpft. Erst am dritten Tage fand man unter den Leichen den Pfalzgrafen Arnulf. Ludolf sollte in sechs Wochen auf dem Tag zu Fritzlar erscheinen. Die Neustadt von Regensburg ward eingenommen, die Altstadt ging hierbei in Flammen auf. Die Erbitterung muß ungeheuer gewesen sein; wir erfahren das unerhörte Factum, daß zwei hohe Kirchenfürsten von den Siegern am Leibe gestraft wurden; Heinrich ließ den Erzbischof Gerold von Salzburg blenden und den Patriarchen von Aquileja entmannen. Die Verhandlung zu Fritzlar ward indeß überflüssig: denn als Otto in Thüringen bei Sonnenfeld jagte, warf sich ihm Ludolf endlich von Reue zerknirscht, mit bloßen Füßen gnadeflehend in den Weg. Zuerst brach der Vater in Thränen aus, dann sein Gefolge. So versöhnten sich Vater und Sohn. In dieser Zeit starb Friedrich von Mainz. Auf dem Reichstag zu Arnstadt in den letzten Tagen des Jahres ward nun der Zustand des Reiches geordnet. Den Erzstuhl Mainz erhielt Wilhelm, des Königs Sohn aus früherer Verbindung mit einer edlen Wendin. Ludolf verlor Herzogthum und Vasallen. Burchard, der Jüngere, ward Herzog in Schwaben und Heinrich's Schwiegersohn. Nur die Regensburger Besatzung Ludolf's
955 wehrte sich noch bis tief in das folgende Jahr hinein und es bedurfte noch eines Feldzugs und noch einer Belagerung. Als die Krieger endlich, durch den Hunger genöthigt, die alte Stadt verließen, kamen die Bürger heraus und übergaben sich dem König.

Der furchtbare Bürgerkrieg hatte endlich ausgetobt. Es folgte der Schlußact, es galt nun, in Eintracht sich gegen die äußeren Feinde zu stellen, die wie immer auf die Zwietracht der Deutschen ihre Hoff-

nungen bauten. Die Wenden hatten sich wieder erhoben unter den Fürsten Nako und Stoinef; mit der diesen Grenzkriegen eignen Wildheit ward gekämpft; Herzog Hermann war nicht im Stande, dem Andrang mit eigenen Kräften zu widerstehen; er räumte den Feinden eine sächsische Grenzstadt ein, deren Bewohner gegen den Vertrag von den Siegern ermordet wurden. Der König mußte die Rache verschieben, um zunächst der größeren Gefahr entgegen zu gehen, die sich von Südosten heranwälzte.

Der gute Verlauf des vorjährigen Zuges, dem ja die deutschen Fürsten selbst als Führer gedient, hatte wie es scheint, das ganze Ungarnvolk aufgeregt. Denn solche Massen als im Juli 955 waren noch nie gegen Westen ausgezogen. Ihre Zahl ward auf mehr als hundert Tausend geschätzt. Sie selber meinten, daß wenn nicht etwa die Erde sich aufthue oder der Himmel herunterfalle, sie gar nicht zu besiegen seien. In zahllosen Schwärmen breiteten sie sich über Baiern und Schwaben aus, und streiften schon im Schwarzwald. Das zu jener Zeit noch der hohen Mauern und Thürme entbehrende Augsburg ward nur durch die unermüdliche Tapferkeit seines Bischofs, des heiligen Ulrich gerettet. Den ersten Sturm schlug er glücklich ab. Dann führte er bei Tage seine Mannen hinaus, um Schanzen und Wälle aufzuwerfen, Nachts las er Gebete und hielt Prozessionen. Nach heftigem, vergeblichem Stürmen ziehen die Feinde von Augsburg ab, um sich auf das heranziehende Heer des deutschen Königs zu werfen, ihnen nach der Bischof, den Befreiern entgegen.

Mit den wenigen Streitern, die ihm der Wendenkrieg mitzunehmen gestattete, war Otto rasch von Sachsen nach Augsburg geeilt. In der Nähe dieser Stadt vereinigte sich das deutsche Heer. Mit einer auserlesenen Reiterschaar war auch Konrad der Rothe von seinen fränkischen Gütern herbeigeeilt, um, was er als Herzog am Vaterlande gesündigt, nun als Heergenosse im Blute der Ungarn zu tilgen. Die Ankunft des gewaltigen Degens im Lager hob die Gemüther zu freudiger Zuversicht. Schon verlangten sie laut nach der Schlacht. Als nun die Nähe der Feinde gemeldet ward, da fastete das Heer und bereitete sich auf den nächsten Morgen zum Kampfe. In der Morgendämmerung des 9. August 955, nachdem sie mit feierlichen Eiden

erst den Führern, dann Einer dem Andern Treue und Hülfe gelobt, zogen die Deutschen, in acht Heerschaaren geordnet, zu dieser weltberühmten Schlacht hinaus, durch Wald und Dickicht, um die Ebene des Lech zu gewinnen. Voran schritten die drei Heerhaufen der Baiern; dann kamen als vierte Schaar die Franken, an ihrer Spitze Herzog Konrad. Die fünfte und stärkste Schaar führte der König, umringt von der Blüthe des Heeres; sie hieß die königliche; der „Engel" ward ihr vorangetragen. Die Schwaben, von Burghard geführt, bildeten die sechste und siebente Schaar, die achte endlich bestand aus 1000 trefflich bewehrten Böhmen, die der Herzog Boleslaus herbeigeführt hatte; sie bewachten das Gepäck und schlossen den Zug. Doch die Ungarn durchkreuzten den Plan; sie hatten das Heer umgangen und mit einem Hagel von Pfeilen und furchtbarem Geschrei griffen sie jetzt von hinten an, warfen die böhmische Schaar, auch die Schwaben flohen zum größeren Theil, schon war das Gepäck verloren; da wendete sich das deutsche Heer und die fränkische Legion, vom König aufgerufen, stürmte heran und entriß dem Feind die erlangten Vortheile wieder. Mit Siegeszeichen kehrte Konrad zurück. So schloß der erste Tag dieser Schlacht. Als sie am folgenden Morgen, es war der St. Laurentiustag, wieder beginnen sollte, da warf sich der König im Gebet zur Erde und gelobte, wenn ihm Gott den Sieg gebe, in Merseburg ein Bisthum zu gründen und den prächtigen Palast, den er dort zu bauen begonnen, der Kirche zu weihen. Hierauf nahm er vom Bischof Ulrich das heil. Abendmahl; dann redete er zum Heere; er mahnte die Deutschen an ihre altberühmte Tapferkeit; allenthalben in der Ferne Sieger, sollten sie sich nun gar im eigenen Vaterlande erschlagen lassen, sie, die Herren des Erdballs? Zwar seien die Feinde an Zahl überlegen; aber dafür auch weniger durch Waffen, noch weniger durch den Glauben beschirmt. „Besser ist es," so schloß er, „Ihr Kriegsgefährten, wir sterben den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde, als am Stricke der Knechtschaft. Doch wozu weiter der Worte? Lasset uns jetzt mit den Schwertern reden!" Und so ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte, hoch zu Roß, der Erste gegen den Feind, zugleich „des Kriegers und des Führers Amt erfüllend."

Vom frühen Morgen bis zur Abendröthe ward auf dem Lechfelde mit den Ungarn gerungen. Als erst die vordersten, kühnsten Feinde gefallen waren und flohen und wie scharfe eiserne Keile nun die Deutschen in ihre losen Geschwader drangen, da wandten sich bestürzt immer mehre und endlich die ganze ungezählte Menge; Viele wurden auf dem Schlachtfeld erschlagen; Viele kamen in den brennenden Dörfern um; Viele ertranken im nahen Lech. Der König selbst verfolgte die Fliehenden bis zum späten Abend und streckte Manchen zu Boden. Die welche entrannen, wurden von den Bewohnern der Städte, an denen sie vorbei eilten, zu Tode gehetzt. Auch hatte der König alle Furthen und Ueberfahrten besetzen lassen. Drei ihrer Fürsten, die man gefangen einbrachte, wurden zu Regensburg als Räuber aufgeknüpft. Von 120,000 Ausgezogenen sollen nur sieben, mit abgeschnittenen Ohren, heimgekehrt sein. Gewiß ist, daß die Ungarn nicht wieder in Deutschland einbrachen. Sie begannen jetzt, das eigene Land zu befestigen.

Doch als die Deutschen nun vom Kampfe ruhten, da fehlte der Führer, der nächst dem König am meisten zum Siege gethan. Konrad der Rothe war auf dem Schlachtfeld gefallen. In der drückenden Hitze hatte er, um zu athmen, den Eisenhelm gelüftet, da traf ihn ein Pfeil in die Kehle und so war er im eignen Blute erstickt. Man sagte, er habe den Tod gesucht und vorher zu Gott gebetet, für den König um gnädigen Sieg, für sich aber um den Tod von denselben heidnischen Händen, mit denen er einst den gottlosen Bund geknüpft, damit so der Bund wieder gelöst und im Himmel verziehen sei. Mit hohen Ehren ließ der König die Leiche nach Worms geleiten; dort ward unter den lauten Klagen der Franken der Held begraben.

Noch viele andere tapfere Männer waren gefallen. Der Tag, wichtig für alle Zeit, war auch mit Deutschlands edelstem Blute erkauft. Als der König am Abend in Augsburg eingezogen, wachte er die Nacht bei dem Bischof Ulrich, um ihn über den Verlust der nächsten Verwandten zu trösten. Dafür war auch die Begeisterung solcher Opfer werth. Die deutsche Nation hatte einmal wieder das Hochgefühl, das ihr vom neidischen Schicksal so selten vergönnt ist,

das Hochgefühl des einträchtigsten Patriotismus. Als Vater des Vaterlandes und als Imperator ward der König auf dem Schlachtfelde begrüßt. Seine Heimkehr war ein Triumphzug. In allen Kirchen wurden nationale Dankfeste gefeiert, Boten waren vorausgeeilt, um der alten Mutter des Königs Alles genau zu berichten; Sachsen war von „unsäglichem Jubel" erfüllt.

Die nächste Folge des Ungarnsieges war die Bewältigung der aufständischen Wenden. Otto suchte sie im eigenen Lande auf. Als das Heer an der Reckenitz zwischen Sümpfen lag, sah es sich plötzlich von den Feinden umringt, schon wurde die Lage schwierig. Gero schritt, vom König geschickt, an das Ufer, um über den Fluß hinüber mit Stoinef, dem Wendenfürsten, zu unterhandeln. „Er möge sich doch ergeben," rief er ihm zu, „nicht einer von den Markgrafen, sondern der König selbst, der große Otto, stehe ihm gegenüber, und es sei klüger, den Otto zum Freund als zum Feind zu haben; wenn er Muth habe und ehrlichen Kampf wünsche, so möge er doch wenigstens zuvor den Uebergang über den Fluß gestatten." Knirschend und hohnlachend antwortete der Slave. Da rief Gero wüthend: „Morgen soll sich Eure Tapferkeit zeigen!" In der Nacht machte der König Anstalten zum Uebergang, Geschosse wurden hinübergeschleudert, das ganze Wendenheer war in Bewegung, den Uebergang zu wehren; indeß Gero eine Meile weiter unten in aller Eile drei Brücken baute, auf welchen die Deutschen hinüberschritten. Die Wenden eilten überrascht entgegen, hatten aber den längeren Weg und waren ermüdet; sie erlagen dem ersten Angriff und eilten nun in regelloser Flucht zurück. Auch Stoinef, der vom Hügel zugeschaut, floh, ein Reiter des Königs, Hosed, ereilte ihn im Walde und brachte den Kopf nebst der Rüstung des Slavenfürsten dem Könige, was ihm außer der Ehre ein Königslehen von zwanzig Höfen eintrug. Es war eine fürchterliche Rache, welche das deutsche Heer für die Ermordung seiner Brüder nahm, roh und blutig, wie jene eiserne Zeit. Folgenden Morgens steckte man nämlich das Haupt des Wendenfürsten in einer Ebene auf, ringsumher wurden siebenzig Gefangene enthauptet, mitten zwischen diesen Leichen ließ man den Rath des Stoinef, der Augen und der Zunge beraubt, in hülflosem Zustande zurück. Nach dieser furchtbaren

Niederlage, vom 16. October 955, hörten die Wenden zwar nicht auf, für ihre Freiheit zu streiten; aber zu einem rechten Kriege konnten sie es in langer Zeit nicht mehr bringen.

Jetzt war nun die Zeit gekommen, wieder an Italien zu denken. Ludolf, den der Oheim Bruno nun wieder ganz seinem Vater versöhnt hatte, ward mit einem Heere gegen Berengar geschickt. Eine 956
Stadt ergab sich ihm nach der anderen, mit dem Siege, den er fol- 957
genden Jahres über Adelbert, des Berengar Sohn, erfocht, schien der Widerstand dieses Fürsten gebrochen. Da, am 6. Septbr. 957, rief das Geschick den heldenkräftigen Jüngling aus dem Leben ab, als er nach schwerer Irrung, „den Weg zum Olympus hinaufschritt." Er starb plötzlich, zu Piumbia bei Novara, am Fieber, Andere sagten, am Gifte des Italieners. Den Leichnam ließ der trauernde Vater in Mainz beisetzen.

Mehr als vier Jahre vergingen nach Ludolf's Tode, bis Otto nun selbst nach Italien zog. Es scheint, er wollte diesmal die Alpen nicht überschreiten, bevor im Vaterlande der mit so vielem Blut erkaufte Friede durch umfassende Vorsorge gesichert sei. Die einzelnen Aufstände, von denen noch berichtet wird und die alsbald niedergeschlagen werden, haben keine allgemeinere politische Bedeutung. Die geprüftesten Männer standen jetzt auf den wichtigsten Posten. Wie die Ostmarken von Gero und Hermann, so wurde die Westgrenze von Bruno gehütet. Unter ihm verwaltete ein Graf oder Herzog Friedrich Oberlothringen, ein Herzog Godefried Niederlothringen, beide dem Königshause enge verbunden. Ueberall, ganz besonders aber in Lothringen, wurden die Bischofstühle gehoben und großentheils mit Verwandten des sächsischen Hauses, den Schülern und Freunden Bruno's besetzt, der, wie ein Patriarch geehrt, neben seinem Bruder gleichsam den zweiten, den geistlichen Schlußstein dieses Familienstaates bildet. Von Lothringen aus führte Bruno die Aufsicht über das unruhige Gallien; sein Biograph nennt es geradezu seine Provinz, und auch nach dem Berichte des kundigen französischen Chronisten Flodoard übte er dort die Oberhoheit aus. Nur die neueren französischen Geschichtschreiber ignoriren diese Periode ihrer Geschichte. Durch ihn vornehmlich ward nach Ludwig's des Ueberseeischen Tode dessen Sohn

Lothar auf den Thron gesetzt; ihm tragen König und Königin Mutter ihre Beschwerden gegen die Vasallen vor; er schafft ihnen im Frieden und mit den Waffen Hülfe; durch ihn kam nach Hugo's von Franzien Tode das Compromiß zu Stande, welches seinem Neffen, dem vorletzten Karolinger, die Krone noch erhielt.

Seitdem sich das Reich Karl's des Großen in eine Menge Herrschaften aufgelöst hatte, ist kein Herrscher wieder erstanden, der auf veränderten Grundlagen doch die Höhe Karl's des Großen so nahe erreicht hätte, als Otto der Große. In jedem Sinne war er wieder das Oberhaupt der Christenheit, der Nachfolger der Kaiser. Sogar die ferne Russenfürstin Olga soll bei ihm um Glaubensboten haben ansuchen lassen, worauf erst der Mönch Libutius, dann Adelbert vom Mainzer Bischof abgesendet wurden. Die geistigen und die kirchlichen Bedürfnisse der Zeit wurden in seinem Hause wahrgenommen. „Auf ihm," sagt Widukind, „beruhten die Hoffnungen und Interessen der gesammten Christenheit." Die Saracenen betrachteten ihn als den Oberherrn der christlichen Welt; als solchen betrachteten ihn auch die Römer und die Langobarden. War einst auf den Ruf des Papstes Karl der Große über die Alpen gezogen, um mit dem Kaiserthum das Papstthum zu stützen, so bedurfte es jetzt eines ähnlichen Einschreitens, um es überhaupt wieder aufzurichten. Damals saß der wilde Knabe Octavian auf dem päpstlichen Stuhl. Er war seinem Vater Alberich als Patricius von Rom in der weltlichen Herrschaft gefolgt. Als er nach dem Tode Agapets einen Papst einzusetzen hatte, machte er sich 956 selbst zum Papste und nannte sich als solcher Johann XII., als Patricier Octavianus. Er hielt es auch in dieser Eigenschaft nicht für nöthig, seinen lasterhaften Gewohnheiten einen Zügel anzulegen; indessen nahmen seine Fehden mit
960 den Langobardenfürsten eine üble Wendung; und im Jahre 960 schickte er eine Gesandtschaft an Otto, mit der Bitte, die römische Kirche von Berengar's Knechtschaft zu retten. Auch die Langobarden riefen den König an, sie von Berengar's Tyrannei zu befreien.

961 Endlich, im Jahre 961, trat Otto den großen Römerzug an. Auf dem Mitte Mai gehaltenen Reichstag zu Worms, wo die Vorbereitungen getroffen wurden, ließ er seinen und der Adelheid zweiten

Sohn Otto II. von Fürsten und Volk zum König und Nachfolger wählen; dann in Aachen die Wahl auch von den Lothringern bestätigen, und zu Pfingsten den siebenjährigen Knaben von den drei Erzbischöfen (von Mainz, Köln, Trier) salben und weihen. Sein Sohn Wilhelm (der Erzbischof von Mainz) ward während der Abwesenheit des Königs mit der Reichsverwesung in Deutschland, Bruno mit der in Lothringen, Hermann Billing mit der herzoglichen Verwaltung in Sachsen beauftragt. Im Herbste zog dann Otto über die Alpen. Berengar und dessen Söhne schlossen sich in ihre Festen ein. Nach kurzem Verweilen unter den Langobarden ging Otto diesmal sogleich nach Rom, wo das Volk nach langer Zeit wieder die blonden Deutschen, diesmal unter jubelnder Begrüßung, am 2. Februar 962 962
einziehen sah. Johann XII. salbte und krönte den Otto als römischen Kaiser und leistete ihm den Treueneid. Otto hielt sich nicht auf, er verließ nach wenigen Tagen Rom, um zunächst die Felsenburgen Berengar's und seiner Söhne zu brechen. Bis ins dritte Jahr zogen sich diese Belagerungen hin; zwischen denen wir den Kaiser beschäftigt sehen, in Italien seiner Herrschaft festere Grundlagen zu geben. Sie bestanden darin, daß er die auch in Deutschland beobachtete Politik, die Gewalt und das Besitzthum der Bischöfe zu mehren, hier im größten Maßstabe durchführte. Er beschenkte sie mit Freiheiten und Grafenrechten, so wie mit den zahlreichen Gütern Berengar's und schuf sich so eine mächtige Partei. Eine besondere Königswahl für Italien scheint so wenig bei ihm, als bei seinen nächsten Nachfolgern stattgefunden zu haben. Diese Begründung einer neuen königlichen Gewalt in Italien mißfiel Niemandem heftiger, als dem Papste, der sich selbst der Unbesonnenheit überführte, daß er, um den kleineren Herrn zu vertreiben, den stärkeren und größeren gerufen habe; denn er rief nun wieder den Adalbert, Berengar's Sohn, der zu den Sarazenen geflohen, nach Rom zu Hülfe; er schickte Gesandte zum griechischen Kaiser, ja sogar zu den Feinden der Christenheit, zu den Ungarn, um sie zum Einfalle in Deutschland aufzufordern. Die Römer schickten dagegen Boten zum Kaiser und stellten ihm die schmählichen Verbrechen des Papstes vor: unmöglich könne ein solcher Mensch Papst bleiben. Doch der Kaiser sagte: „vielleicht bessert sich wohl noch der Knabe, laßt

mich erst mit dem Berengar fertig werden!" Indeß traf Adelbert in Rom ein, wo zwischen den Parteien der helle Krieg ausbrach. Drin-
963 gend rief man nach dem Kaiser. Im Herbste 963 zog er zum zweiten Male ein. Der Papst und Adelbert entflohen, einmüthig öffnete Rom die Thore. Ja die Römer schworen wieder wie einst vor Kaiser Lothar, ohne des Kaisers Zustimmung hinfort keinen Papst mehr zu wählen.

Zu der großen Versammlung, welche Otto nun auf Bitten des Klerus und Volkes in der Peterskirche am 6. November hielt, hatten sich außer einigen sächsischen und fränkischen Bischöfen an neunzig hohe Prälaten Italiens eingefunden, zahlreiche römische Patrizier und aus der „Plebs" der Anführer Petrus mit sämmtlichen Kriegern der Stadt. „Warum fehlt," hub der Kaiser an, „in dieser hochansehnlichen Versammlung, Ihr heiligen Väter, der Herr Papst Johannes?" worauf Alle riefen: „Das frägst Du uns, da es doch selbst den Babyloniern und Indern kein Geheimniß ist? Denn dieser Mann gehört wahrlich nicht zu denjenigen reißenden Wölfen, welche in Schafskleidern einhergehen!" Hierauf trugen unter Anderen des Papstes nächste Kleriker, zwei Kardinaldiakone, ihre Anklagen vor. Er habe u. A. einen Geistlichen im Pferdestalle ordinirt, er habe für Geld geweiht, so einen zehnjährigen Bischof in Tudertina. Ehebruch, Blutschande, Jagd, Krieg und gräuliche Gotteslästerungen wurden von ihm erzählt. Seinen Beichtvater habe er blenden, einen Kardinalsubdiakon castriren lassen. Er habe den Lateran zum Hurenhause gemacht, des Teufels Minne getrunken, im Würfelspiel Venus und Jupiter zu Hülfe gerufen, keine Frühmette gelesen, sich niemals bekreuzigt u. s. w. Da erhob sich der Kaiser: „Er wisse wohl, daß alle hochgestellten Personen der argen Verleumdung ausgesetzt seien und er schwöre es mit heiligen Eiden, nichts solle auf den Papst kommen, als was er wirklich verbrochen habe." Brieflich forderte er den Papst auf, sich zu vertheidigen: abscheulicher Dinge sei er angeklagt, an die er, würden sie selbst einem Histrionen nachgesagt, nicht ohne Schamröthe denken möge. Inständigst müsse er bitten, sich davon zu reinigen. Gegen Mißhandlungen Seitens der Menge verspreche er zureichenden Schutz. Statt aller Antwort schrieb der Papst drei Zeilen

an die Versammlung, „er werde sie sammt und sonders excommuniciren, wofern sie, wie verlaute, einen andern Papst wählen würden." Die Versammlung erwiederte ihm, diese Drohung sei nur eines unbesonnenen Knaben würdig. Die Macht zu binden und zu lösen könne man recht wohl durch Frevel verscherzen, wie des Judas Ischarioth Beispiel deutlich bewiesen habe. Die Boten mit diesem Briefe konnten aber den Papst nicht finden; er war mit Köcher und Bogen auf die Jagd gezogen. Mit Zustimmung des Kaisers ward hierauf am 6. December unter dreimaligem Zuruf der Versammlung Johannes der Abtrünnige wegen schlechter Sitten für abgesetzt erklärt, der Protoscriniarius Leo dagegen als Papst ausgerufen, eingeführt und geweiht.

Des endlich erreichten Zieles froh, hatte der Kaiser die Mehrzahl seines Heeres entlassen. Sofort regte Johann durch das Versprechen, alle Kirchenschätze unter den Haufen zu vertheilen, ganz Rom gegen Kaiser und Papst auf. Beide sollten ermordet werden. Es war ein heißes Neujahr. Mit wenigen Deutschen stürmte Otto am 3. Januar 964 964
die Barrikaden auf der Tiberbrücke. Erbittert fochten die Sachsen; sogar die Kloaken füllten sich mit Leichen. Da schwuren die Römer auf's Neue Treue, um sie schon nach wenigen Wochen auf's Neue zu brechen, sobald Otto den Rücken gewandt hatte, um die Zustände in Mittelitalien zu ordnen. Sie vertrieben den Leo, Johann kehrte zurück, einige Wortführer der Synode, die ihn abgesetzt hatte, fielen ihm in die Hände und wurden scheußlich verstümmelt. Ehe ihn die Strafe des Kaisers erreichte, traf ihn der Todesstreich von der Hand eines beschimpften Ehemannes mitten in seinen Lüsten. Die Römer wählten sogleich einen Nachfolger, Benedict, schwuren, ihn bis zum Tode zu vertheidigen und hatten die Kühnheit, die kaiserliche Bestätigung anzusprechen. „Wenn ich mein Schwert lassen muß," erwiederte Otto, „dann werde ich den Leo verlassen." Mit neugesammeltem Heere zog er zum dritten Male vor Rom, Tag und Nacht ward gebrannt und gestürmt, und obwohl Benedict von den Mauern herab den Muth seiner Streiter entflammte und den Deutschen mit Bannflüchen drohte, der Hunger öffnete ihnen bald die Thore. Dem Benedict ward das angemaßte Ornat in der Synode schimpflich vom Leibe gerissen, jedoch

schenkte ihm Otto das Leben und schickte ihn als Diaconus nach dem fernen Hamburg, wo er hochgeehrt starb. Mit der Einnahme der letzten Feste Berengar's auf einer Insel im Comersee war das letzte Ueberbleibsel der früheren Herrschaft in Italien verschwunden. Berengar starb in der Verbannung zu Bamberg. Von Calabrien bis zu den Alpen war der Kaiser Herr. Auch die Venetianer schickten ihm, um ihrer festländischen Besitzungen willen, ihre Huldigung. Nach fast
965 vierthalbjähriger Abwesenheit zog er zu Neujahr 965 wieder nach Deutschland, um, wie der Biograph sagt, seine alte Mutter noch einmal zu sehen. Doch von dem Heere kehrten gar Viele nicht zurück, die Pest und das heiße Klima hatten ihre Reihen gelichtet. Die Körper vieler Heiligen, welche der Kaiser mitbrachte, als Lohn für so große Opfer, wurden nach Magdeburg gebracht.

Zu Köln hatte sich die Familie des Kaisers, seine Mutter Mathilde, sein Bruder und die Söhne, die deutschen Fürsten und Prälaten und der französische König um Otto versammelt. Er stand damals auf der Sonnenhöhe des Glückes. Im Harze waren, eine sichtbare Gnade des Himmels, reiche Silberadern entdeckt worden. Seit zehn Jahren ruhte der Bürgerkrieg in Deutschland. Nur der edle Sachse Wichmann mochte trotz wiederholter Begnadigung nicht stille sitzen und machte seinem Oheim Hermann Billing viel zu schaffen, bis er endlich in den innern Kriegen der Heiden Beschäftigung und den Heldentod fand. Im Mai 965 war auch der gewaltige Held Gero gestorben, nachdem er kurz zuvor der Welt entsagt und eine Pilgerfahrt nach Rom unternommen. In seiner Kirche zu Gernrode am Harze liegt er begraben. Einen Nachfolger setzte ihm Otto nicht. Er wollte jetzt die Aufsicht über die Markgrafen selbst führen. Nur im Norden an der Niederelbe, im Hamburgischen Sprengel, hat Hermann Billing die Herzogswürde auf seine Nachkommen vererbt, daher er den Späteren der erste Herzog in Sachsen hieß. In Lothringen, wo im October Bruno starb, ging ebenfalls das Herzogthum wieder ein. Der Kaiser konnte auf seine Bischöfe und Unterbefehlshaber rechnen. Ein Gleiches ließ sich von den Langobarden noch nicht rühmen. Auch die Römer waren wieder im Aufstande. Papst Johann XIII., den sie nach Leo's Ableben unter Leitung der kaiserlichen Commissarien gewählt

hatten, trat dem Stadtadel entgegen, wurde verjagt und rief den Schutz des Kaisers an. Otto zog im Spätsommer 966 zum dritten 966
Male nach Italien. An Gegenwehr ward nicht mehr gedacht. Ruhig zog der Kaiser am Weihnachtstage ein. Zwölf Decurionen wurden nach römischem Rechte gehenkt; die beiden Consuln nach Sachsen exilirt. Das Haupt des Aufstandes, den Stadtpräfecten Petrus, hing man mit den Haaren an Constantin's Reiterstatue; nackt auf einen Esel gesetzt, verkehrt, den Schwanz in der Hand und geziert mit befiederten Schläuchen, so ward er hierauf durch die Straßen Roms getrieben, dann über die Berge gebracht.

Doch nicht bloß um dieser Dinge willen hatte Otto den dritten Römerzug unternommen. Nach der Ausdehnung seiner Herrschaft über Italien war er in nächste Berührung mit Griechen und Sarazenen gekommen. Die letzteren hatten Sicilien und einen Theil von Calabrien im Besitz und sogar an den Alpenhängen die Küstenstadt Fraxinetum. In Apulien und Calabrien gab es noch griechische Statthalter, über die Fürsten von Capua, Benevent, Salerno machten jetzt beide Kaiser Hoheitsrechte geltend. Otto hoffte, daß der Byzantiner, der seine Freundschaft schon früher durch Gesandte gesucht hatte, nun gern die zur Verbindung dargebotene Hand ergreifen, die Stieftochter Theophano seinem Thronerben, dem jungen König Otto II. vermählen werde. Auf diese Weise sollte die Eintracht der gesammten Christenheit, den Sarazenen gegenüber, hergestellt und zugleich seinem Hause jener Nimbus byzantinischer Legitimität verliehen werden, der bei aller Verachtung byzantinischen Wesens gleichwohl mit mystischer Gewalt die germanischen Gemüther beherrschte. In diesem Sinne schickte er einen Gesandten nach Constantinopel, und ließ den Sohn nach Rom entbieten, der jetzt im 15. Lebensjahre stehend, zu Weihnachten unter großen Feierlichkeiten als Kaiser Otto II. gekrönt wurde. Doch der Gesandte kehrte von dem hochmüthigen Hofe ohne Prinzessin heim. Otto zog nun gegen Apulien und belagerte Bari. Er dachte 968
sich diesen Krieg zu leicht. Wären jene Felsen und Buchten am Stiefel Italiens durch die Natur nicht so geschützt gewesen, die Griechen hätten sie wohl schon längst verlassen müssen. Otto konnte, zumal es ihm an Schiffen fehlte, nicht viel ausrichten. Er hob die

Belagerung von Bari wieder auf und versuchte nochmals den Weg der Güte.

Liudprand, Bischof von Cremona, befand sich dies Mal an der Spitze der deutschen Gesandtschaft. Dieser geschäftserfahrne, in italischen und griechischen, deutschen und spanischen Verhältnissen bewanderte Diplomat des zehnten Jahrhunderts, dessen Memoiren, ausgestattet mit einer Menge freilich oft sehr schmutziger Anekdoten, für die Kenntniß des Lebens in jener Zeit eine unschätzbare Quelle sind, hat uns auch über den Verlauf seiner Gesandtschaftsreise einen höchst interessanten Bericht an die Ottonen hinterlassen. Er fand den Aufenthalt an dem despotischen Hofe, unter dem falschen und verlogenen Volke, bei dem mißtrauischen und hochmüthigen Kaiser höchst unerquicklich. Wie Gefangene wurden sie vier Monate lang festgehalten. Sie sahen sich ängstlich bewacht von einer Ehrenwache, in einem großen Marmorpalaste, der „weder die Kälte abhielt, noch vor der Hitze schützte." Zu allen Leiden kam das größte: der mit Gyps und Pech versetzte Wein war nicht zu trinken. Sogar das faule Wasser mußten sie mit schwerem Gelde bezahlen und wurden überhaupt ganz abscheulich geprellt. Erst hatte Liudprand mit den Ministern wegen der Titel zu streiten, denn der byzantinische Hof wollte den Otto nicht als römischen Kaiser anerkennen. Endlich vor den Kaiser Nicephorus vorgelassen, ward er von diesem angefahren, daß sein Gebieter Rom und Italien sich unrechtmäßiger Weise angeeignet habe. „Mein Herr," erwiederte Liudprand, „hat Rom von den Tyrannen und den Huren befreit. Wo waren Eure Herrlichkeit? Was haben Eure Vorfahren gethan, um Italien zu retten? Sie waren bloß dem Namen nach Kaiser. Solches Alles im Zweikampfe Euch zu beweisen, sind die Kriegsleute meines Gefolges bereit." Worauf der Kaiser sofort dem Gespräche eine andere Wendung gab. Bei der Prozession, welcher Liudprand beiwohnte, bemerkte er mit stiller Entrüstung das servile Geschrei, womit der Kaiser begrüßt ward, das gemeine Volk großentheils barfuß, die Krieger elend bewehrt, die Würdenträger in langen stolzen Gewändern, die ihm aber doch sehr alt und schäbig erschienen. Seine Entrüstung wuchs, als er zur Hoftafel gezogen, hinter jenen Würdenträgern erst den fünfzehnten Platz nach dem Kaiser erhielt.

Der fragte ihn über Vielerlei aus, tadelte die schwere Bewaffnung der Deutschen, ihre großen Schilde, schweren Helme und Panzer und langen Lanzen. Sie hätten keine Schiffe. Sie betränken sich immer. Nicht einmal Bari hätten sie ihm nehmen können. Ueberhaupt, — das sollte der schwerste Schimpf sein —, sie seien nicht Römer, sondern Langobarden. Liudprand, selbst ein Langobarde, wurde hierauf sehr grob. „Ein Brudermörder," hub er an, „hat Rom gestiftet; aus zusammengelaufenem Gesindel entstand das römische Volk, und von dieser hochedlen Abkunft entsprossen die, so Ihr Weltherrscher nennt. Doch wir Langobarden, Sachsen und Franken, wir Baiern, Schwaben und Burgunder, wenn wir das Niederträchtigste ausdrücken wollen, dann sagen wir: „Römer!" Ob wir zu kämpfen verstehen, das könnt Ihr ja leicht erproben." Unwillig winkte ihm der Kaiser mit der Hand, er solle schweigen.

Seit einem halben Jahrtausend hatte der kaiserliche Hof von Byzanz, der Erfinder der Legitimität, Nichts von dem anerkannt, was in Europa sich zugetragen hatte. Zwar hatte er seinen Stolz oft genug verläugnen müssen, doch nur, um ihn gelegentlich wieder hervorzuholen. Nicephorus Phokas war kriegerischer als viele Vorfahren; einige Vortheile, die sein Vorgänger über die normännischen Russen vor Constantinopel und er selbst gegen die Sarazenen in Kreta errungen, hatten ihn vollends aufgebläht. Als die Unterhandlungen des deutschen Gesandten mit seinen Ministern begannen, fanden diese das Ansinnen, dem jungen Otto eine kaiserliche Prinzessin zu vermählen, ganz unerhört. „Aber," bemerkte Liudprand, „hat doch selbst ein Bulgare schon eine kaiserliche Prinzessin erhalten. „Ja," ward entgegnet, „die war auch nicht im Purpur geboren!" Unverrichteter Dinge mußte Jener nach vielen Kränkungen wieder abziehen. Er hat sich durch seinen Bericht reichlich gerächt. „Wenn nicht," so meint er, „Meere, Graben und Mauern wären, vierhundert Deutsche könnten das ganze Volk todtschlagen."

Der Krieg in Unteritalien ward mit Nachdruck fortgesetzt. Doch 969
auf die Seestädte mußte Otto wegen Mangels an Schiffen verzichten. Ja, sein siegreicher Lehensmann, der Eisenkopf Pandulf von Capua, gerieth durch einen Unfall in griechische Gefangenschaft. Mit allen

Siegen war wenig gefördert. Erst als am 11. December 969 Nice-
phorus das gewöhnliche Schicksal der byzantinischen Kaiser litt, näm-
lich in seinem Palast ermordet wurde, der Mörder Johannes Tzimiskes
aber Thron und Gemahlin des Nicephorus erbte, änderten sich die
970 Verhältnisse. Pandulf der Eisenkopf ward ehrenvoll heimgeschickt, um
971 den Frieden zu vermitteln. Im nächsten Jahre ging der Erzbischof
Gero von Köln mit stattlichem Geleite nach Constantinopel, um die
972 Prinzessin Theophano zu holen. Folgenden Jahres langte sie mit
reichen Geschenken und glänzendem Gefolge zu Benevent an. Am
14. April ward in Rom die Hochzeit gefeiert. Von dem Frieden,
der zu Stande kam, weiß man nichts Näheres.

So kehrte denn endlich, im August 972, nach sechsjähriger Abwesenheit, Otto von dieser letzten und längsten Römerfahrt über die Alpen heim.

Das Wichtigste, was er von Italien aus in Deutschland unternommen hatte, war die definitive Einrichtung der wendischen Kirche und die Stiftung des Erzbisthums Magdeburg. Dieser Lieblingswunsch seines Lebens mußte dem Kaiser um so mehr am Herzen liegen, als im Wendenlande trotz aller bisherigen Stiftungen der alte Glaube eben so wenig hatte weichen wollen, als der nationale Widerstand der Wenden überhaupt. Mit der von Otto reich ausgestatteten Mauricinsstiftung sollte das Erzbisthum verbunden werden. Schon 962 hatte Papst Johann XII. zugestimmt; ebenso eine Synode zu Ravenna um Ostern 967. Nur der Bischof Bernhard von Halberstadt, zu dessen Sprengel der Ort Magdeburg gehörte, hatte stets hartnäckig widerstrebt. Als aber nach dessen Tode 968 Hildiward zum Nachfolger gewählt wurde, mußte er als Bedingung seiner Ernennung in die Abtretung willigen; und ebenso war für den Erzbischof Hatto von Mainz, den Nachfolger Wilhelm's, die Entlassung der Suffragane von Brandenburg und Havelberg der Preis seiner Bestätigung. Hierzu wurden nun noch die Bisthümer Merseburg, Zeiz und Meißen errichtet und mit den von den Wenden und Sorben beizutreibenden Zehnten ausgestattet. Dazu kam noch ein polnisches Bisthum, welches der von seiner Gemahlin, der Böhmin Dombrowka, zum Christenthum bekehrte Herzog Mesko in Posen ein-

richtete. Adalbert, der Apostel der Russen, der aber, da es der Zarin nicht Ernst gewesen, wieder aus Rußland zurückgekehrt war, wurde zum ersten Erzbischof von Magdeburg erhoben.

Auf der glänzenden Reichsversammlung zu Ingelheim, im Herbste 972, waren fast sämmtliche Prälaten und Fürsten Deutschlands und viel Volkes erschienen, um den Kaiser nach so langer Abwesenheit wieder im Vaterlande zu begrüßen und unter Anderem über Zwistigkeiten und Vergehungen etlicher Kirchenfürsten zu entscheiden. Anfangs folgenden Jahres zog Otto wieder in Sachsen ein. Am Palmsonn- 973
tage, den 15. März, kam er in feierlicher Prozession nach Magdeburg in das neue Erzstift. Dann ging er, um Ostern zu feiern, nach Quedlinburg, wo jetzt die Leiche seiner Mutter, der heiligen Mathilde, ruhte. Hierher waren die Herrscher der Polen und Böhmen beschieden, deren Streit mit dem Markgrafen Udo geschlichtet wurde. Gesandte der Römer und Griechen, der Bulgaren und Ungarn, der Wenden und Dänen erschienen, mit Tributen und Geschenken. Ja die Ungarn hatten sich seit einigen Jahren dem Christenthum zugeneigt. Da kam die Kunde, daß Hermann Billing, der Sachsenherzog, der letzte Genosse vergangener schwerer Zeiten, nun auch gestorben sei. Traurig über den Verlust dieses besten Mannes, wandelte der Kaiser durch jene Orte. Er war nun auch ein Sechsziger geworden. In Merseburg erwarteten ihn Gesandte der Sarazenen aus Africa. Als der Kaiser nach Memleben kam, fühlte er sich plötzlich krank. Doch stand er zur Frühmette auf, mußte sich aber wieder legen. Wieder erhob er sich, um nach seiner Gewohnheit die Armen zu speisen und zuvor die Speisen zu kosten. Dann legte er sich wieder nieder, erschien aber heiter beim Mahle. Doch in der Vesper ward er so krank, daß ihm die Fürsten schnell einen Lehnsessel holten. Er setzte sich, neigte das Haupt, nahm das heil. Abendmahl und hauchte, ohne Kampf, mit großer Ruhe, den Geist aus. Es war schon spät, als sein Tod draußen bekannt wurde. Viel redete das Volk zu seinem Ruhme, gedachte der furchtbaren Prüfungen, die er bestanden, der Kraft und Ruhe, die er gezeigt, und daß er sein Vaterland frei und groß gemacht, die Ungarn, Sarazenen, Slaven und Dänen überwunden, Italien unterworfen, die Götzentempel zerbrochen,

die christliche Kirche aufgerichtet habe und vieles Andere noch. — Neben seiner ersten Gemahlin Edgitha ward Kaiser Otto der Große, zu Magdeburg, unter großem Pompe in marmornem Sarge beigesetzt.

„Seit Karl dem Großen," sagt Thietmar von Merseburg, „hatte die Welt keinen Herrscher wie diesen gesehen." Den standhaftesten und frömmsten Mann nennt ihn Widukind. Von der Würde seines Berufes hatte er eine so erhabene Vorstellung, daß er nie die Krone aufsetzte, ohne vorher sich durch Fasten vorzubereiten. Wo er des Schreckens der Gewalt nicht bedurfte, sah man ihn nur heiter und milde. So lebhaft und thätig war sein Geist, daß er auch im Schlafe laut sprach, daher man glauben mochte, er schlafe überhaupt nicht. Noch als Wittwer lernte er lesen und schreiben und zwei fremde Sprachen, slavisch und romanisch. Doch redete er nie anders und kleidete sich nie anders als deutsch. Großartig war seine Weise; unerschütterlich seine Treue und sobald er dem Feinde verziehen hatte, kannte seine Großmuth keine Grenzen. Oft warf er sich zum Vertheidiger derjenigen auf, die wegen Vergehen gegen seine Person angeklagt waren. Seine Gestalt war von majestätischem Ansehn. Sein eigner Sohn nannte ihn den Löwen. Er war das treueste Abbild jener großen, ringenden Zeit unserer Geschichte.

Viertes Kapitel.

Zustand des deutschen Reiches unter Otto dem Großen.

Das Kaiser- und Königthum. Die Fürstengewalten. Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Grafen. Geistliche Fürsten. Charakter der Reichsregierung. Art der Fortbildung des Rechtes. Lage und Rechtsverhältniß des Volkes. Culturzustand.

Unter Otto dem Großen hat das deutsche Reich, so ward es jetzt auch in Urkunden genannt, den höchsten Gipfel des Ansehens erstiegen. Seit dieser Zeit ward das römische Kaiserthum und die Königswürde über Italien als rechtmäßiges Anhängsel des deutschen Königs betrachtet, unabhängig vom Willen des Papstes und der Italiener. Dieses deutsche Kaiserthum war jedoch vom Kaiserthume Karl's des

Großen eben so weit entfernt, als jenes vom Kaiserthum der römischen Imperatoren. Die römischen Cäsaren waren die Herren der geknechteten Welt, Karl der Große war ein allgemeiner Volkskönig gewesen, Otto der Große ward ein oberster Vasallenkönig. Mit dem Schwerte der Gerechtigkeit wollte er über den germanischen Fürsten und Herren stehen, wie Karl der Große über den germanischen Völkern. Daher war dies Kaiserthum noch luftiger und idealer, noch wesenloser als Jenes, ein erhabener Schein, der aber sogar an seinem Sitze in Rom, wo der Kaiser am unbeschränktesten regieren durfte, die reelle Macht verlor, sobald er den Rücken wandte.

Deutschland selbst war, nach dem Umfang seiner Grenzen und nach den seinem Oberhaupte von Rechtswegen zustehenden Gütern, Einkünften und Befugnissen zu schließen, ein gewaltiges Reich geworden, bestimmt die höchsten Staatszwecke zu erfüllen. Aber um sie erfüllen zu können, dazu fehlte es an den Grundlagen und Mitteln. Es fehlte an der Mitwirkung des Volkes und an den für's Staatsleben nöthigen, die Theile zum Ganzen verbindenden, geordneten und stetigen Einrichtungen. An die Stelle beider war eine lose, auf den guten Willen und die Treue weniger Machthaber gestellte persönliche Fürsten-Verbindung getreten.

Unter diesen Machthabern treten uns in erster Reihe die Herzöge entgegen. Da sie nicht bloß dem Wesen nach, sondern in ihrem Stolze auch dem Namen nach sich die höchste Macht anzueignen suchten und dem Könige unmittelbar entgegentraten, so mußten sie durch blutige Kämpfe beseitigt werden. Auch gelang es, nachdem Heinrich I. sie vorsichtig geschont hatte, Otto dem Großen noch, sie zu bewältigen. Denn ihr Entstehen in den Zeiten der Anarchie und Auflösung oder zufolge erst eben erfolgter Einsetzung war noch zu neu. Trotz so vieler gelehrter und scharfsinniger Untersuchungen weiß man nämlich noch immer Nichts über ihren staatsrechtlichen Ursprung und vielleicht hat man auch damals nichts davon gewußt. Jedenfalls beruhte ihre Gewalt, die an die Stelle des Königthums zu treten strebte, auf demselben ursprünglichen Grunde als jenes, nämlich auf der Heerführung. Die Anführung des Heerbanns ist denn auch das sicherste, bei allen Herzögen wiederkehrende Merkmal ihrer Stellung

geblieben. Doch wir sehen sie auch Landtage halten, die höchste Gerichtsbarkeit üben, überhaupt die Stelle des Königs einnehmen, wie es eben die Umstände mit sich brachten. Am mächtigsten waren die Herzöge da geworden, wo das Königthum zeitweise ganz aufgehört hatte, nämlich in Italien. Die Herzöge in Süddeutschland „von Gottes Gnaden" regierten auch schon fast souverain, sie hatten viele Vasallen und Grafen unter sich gebracht, der von Baiern ernannte Bischöfe, der von Schwaben gab ein Stück vom Reiche seiner Tochter zur Mitgift ans Ausland ab. Anders verhielt es sich mit den Herzögen, welche Otto in Sachsen einsetzte, um unter seinen Augen die Grenzen zu schirmen. Als nun Otto jene Herzöge überwunden hatte, hob er dort ihre Stellung nicht auf, wie einst Karl der Große, sondern er besetzte sie nur mit Männern aus seiner Familie. Die persönliche Anhänglichkeit der Fürsten, so dachte er, werde das Reich zusammenhalten. Als er sich hierin getäuscht sah, ließ er zwar die Herzogthümer fortbestehen, ja er gab sie wieder an die früheren Geschlechter, unter seinen Nachfolgern tauchten auch wieder Herzöge von Franken auf. Nur verminderte er jetzt die herzogliche Macht so viel als möglich, theils durch Vertheilung unter mehrere Herzöge und Markgrafen, theils durch Nebenordnung von Pfalzgrafen. Diese sollten nun namentlich das allgemeine Interesse des Reichs und des Königs gegenüber dem Sonder-Interesse der Herzöge vertreten. Und schon der erste Pfalzgraf von Baiern war es, dessen Empörung dem Könige fast den Untergang gebracht hätte.

Diese dynastischen Empörungen sollen, wie man uns versichert, auf dem Sondergeist der Nation beruht haben, von den einzelnen Stämmen, nicht von den Fürsten ausgegangen sein, deren Geschlechter im Herzen des Volkes gar zu feste Wurzeln gefaßt haben sollen. Diese Wurzeln müssen damals in unserem bedächtigen Volke sehr geschwind gewachsen sein, denn fast alle die rasch aufeinander folgenden hin und her versetzten, oft dem Stamm ganz fremden Herzöge fangen Aufruhr an. Was das heruntergedrückte Volk dabei gedacht habe, wer kann das wissen? Die Ansicht gebildeter Patrioten spricht der Zeitgenosse Ruotger im Leben des Bruno aus: „alle von Gott mit Einsicht Begabten sahen im Kaiser den Vertheidiger des Eigenthums, den

Rächer des Frevels, den Spender der Ehren." Die Wahrheit ist, daß in diesen Bürgerkriegen überhaupt vom Volke, welches politisch nicht mehr existirte, keine Rede mehr war, und daß sie nicht vom Volke, sondern von den zahlreichen Dienstleuten ausgefochten wurden, welche für ihre Treue Bezahlung empfingen.

Denn die Hauptstütze der herzoglichen Macht waren immer die damit verbundenen, früher königlichen, Güter und Einkünfte. Ekkehard, ein wohlunterrichteter Schriftsteller des 11. Jahrhunderts, unterscheidet ausdrücklich zwischen Herzogthümern und solchen Ländern, die noch in den königlichen Fiscus steuern. Auf die Ueberwachung der königlichen Einkünfte, Güter und Beneficien bezog sich denn auch vornehmlich das neue Pfalzgrafenamt; ähnlich wie das der karolingischen Missi. Die Pfalzgrafen werden auch in der That öfter Missi genannt. Pfalzgrafen hießen sie, weil sie in den königlichen Pfalzen und Städten saßen, so der fränkische Pfalzgraf am Rhein in Aachen; Pfalzrichter, weil sie in diesen Pfalzen des Königs Gericht hegten.

Neben den Herzögen, Markgrafen und Pfalzgrafen treten nun noch diejenigen Grafen auf, welche sich von der herzoglichen Gewalt frei erhalten hatten. Ihre Macht im Gau war eine althergebrachte, durch allmälige Vernichtung des Freienstandes erstarkte; längst war sie nicht dem Rechte, aber der That nach, im Geschlechte vererbt. Oft war sie, wo mehre Grafschaften zusammengekommen, über eine ganze Landschaft ausgedehnt. Sie war aber doch als kleinere Gewalt minder gefährlich für den König und dabei schwerer zu beseitigen, wie die herzogliche. Sie war und blieb, wie fast alle germanischen Aemter, erblich. Die Erb-, Lehn- und Grafengüter des Geschlechts waren nicht mehr zu trennen. Die im Besitz befindliche Familie war im Lande bekannt und schonte es eher, wenn sie wußte, daß der Sohn dem Vater folgen werde. Daher ward ihm nur ausnahmsweise das Amt entzogen und dann hielt er sich zum Aufstande für berechtigt. Es war freilich mit der Erblichkeit noch nicht so weit gekommen, als in Frankreich; da führten die Familien schon den Namen des Gaues als Familiennamen; da gab es schon „Gräfinnen."

Dies waren die hauptsächlichsten Häupter des Reiches; freilich nicht, wie die altgermanischen Fürsten, erwählte Vorsteher eines freien

Volkes; ihre Macht beruhte vielmehr wesentlich auf der Gewalt, dem Reichthum, auf der Zahl ihrer bewaffneten Dienerschaft. Mit dem Sinnbilde der Gewalt, der befahnten Lanze, belehnte sie der König, und sie gelobten ihm dafür Vasallentreue. Ihre Würde galt also schon nicht mehr bloß für ein Amt, sondern auch für ein nutzbares Besitzthum, für ein Gut, ein Lehen. Der König sank damit zum Senior herab und wird auch in der That nun öfters so genannt. Es konnte noch als Glück für das Königthum betrachtet werden, daß keiner der großen Kronvasallen, wie etwa in Frankreich der Herzog von Franzien, die anderen überwog und daß sie untereinander zu eifersüchtig waren, um nicht gegen einander dem König Hülfe zu leisten. Schon damals, in unserer kräftigsten Kaiserzeit, tadelte ein spanischer Chalif die Zersplitterung Deutschlands und die allzugroße Macht seiner Fürsten. Doch muß man anerkennen, daß die deutschen Fürsten immerhin die besten ihrer Zeit waren und sich in der höchsten Noth des Vaterlandes enger um ihren König schaarten, als die ganz rücksichtslosen Kronvasallen anderer Länder. Auch mußten sie wohl Berechtigung gewinnen; denn als der König nun in ungeheuern Kämpfen sie besiegt hat, zieht er mit seinen besten Kräften ab nach Italien und überläßt Deutschland auf lange Jahre der Fürsorge seiner Fürsten. Bitter wird er jetzt dafür von den Patrioten gescholten. Aber die Weltgeschichte läßt sich nicht schelten und es muß doch wohl ein unwiderstehliches Verhängniß gewesen sein, welches alle unsere großen Herrscher nach Italien getrieben hat.

Noch ein anderer Vorwurf wird gegen Otto den Großen und seine Nachfolger erhoben. Sie haben die weltliche Macht der deutschen Bischöfe begründet. Schon vorher hatten Bischöfe und Aebte mancherlei Grafenrechte erlangt. Otto der Große setzte diese Uebertragungen der Grafenrechte in den Städten im ausgedehntesten Maße fort. In Italien fügte er sogar ganze Landschaften hinzu. Seine Nachfolger führten diese Politik noch weiter, in der sie aus vielen Gründen das Heil des Reiches sahen. Denn es schien nicht bloß im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt zu liegen, die aufgeklärtesten und gebildetsten Männer ihrer Zeit, nämlich die deutschen Prälaten, an die Spitze der Verwaltung zu stellen, sondern die ganze Lage

des Staates mußte dazu drängen, wenigstens an den wichtigsten Stellen, an den Hauptknotenpunkten des Verkehrs, in den größeren Städten, zuverlässige Oberhäupter zu wissen. Die Bischöfe waren aber damals die zuverlässigsten, ja gewissermaßen die einzigen wahrhaften Beamten des Königs. Er ernannte sie und setzte sie ein mit Ring und Stab, den Zeichen ihrer Würde. In die wichtigsten Bisthümer pflegte er seine vertrauten Kanzler einzusetzen. Er hielt ihre Synoden; sie dienten ihm im Krieg mit den Waffen, im Frieden durch ihre geistlich-weltliche Thätigkeit. Bei ihnen konnte sich keine Erblichkeit, kein Familieninteresse, kein dynastisches Gelüste bilden. Jene großen Kirchenfürsten, welche ein Hauptwahrzeichen dieses Jahrhunderts sind, waren die Vorkämpfer nicht bloß jeglichen Fortschrittes in Cultur und Wohlstand, sondern auch der national-politischen Richtung. Sie waren ächte Deutsche und hatten damals noch kein Vaterland jenseits der Berge. Daß sie jemals ihren Herrn in Rom suchen würden, das konnte man unmöglich ahnen zu einer Zeit, wo Otto der Große den römischen Papst erst wieder aus dem Nichts erhob.

So waren denn, während der Kaiser fern in Italien regierte, die einzelnen deutschen Länder sich selbst und ihren Machthabern überlassen. Sogar über Krieg und Frieden beschlossen sie selbstständig, ja gegen des Kaisers Willen. Otto hatte im Januar 968 aus Italien den Sachsen befohlen, daß den Redariern kein Friede zu geben sei. Der Brief ward auf einem Landtag zu Werla vorgelesen; man beschloß jedoch, daß es allerdings beim Frieden sein Verbleiben habe, weil die Kräfte gegen Dänemark nöthig seien.

Eine verfassungsmäßig geordnete Central-Reichsverwaltung, eine Pfalzregierung im Sinne Karl's des Großen ist nicht vorhanden. Das Amt des Erzkanzlers, welches in dieser Zeit gewöhnlich der Erzbischof von Mainz für Deutschland und Lothringen, später nur für Deutschland, und für Lothringen die Erzbischöfe von Köln und Trier, für Italien ein italischer Bischof zu bekleiden pflegten, ist wie alle Reichserzämter eine hohe, aber meist nur ceremonielle Würde. Als wirkliche Minister und Rathgeber fungiren Kanzler, Notare und Kapläne des Königs. Es kommen wohl häufige und glänzende Versammlungen aus ganz

Deutschland und andern Ländern zusammen; aber weder regelmäßig, mit dem bestimmten Geschäftsumfange, und in den verfassungsmäßig geordneten Formen Karl's des Großen. Reichs- und Landes-, Fürsten- und Hoftage sind wesentlich kaum verschieden. Sehr oft kam dieser Zustand den Fürsten zu Statten; namentlich wenn der gewöhnliche Gegenstand der Verhandlung, Verleihungen und Verschenkungen von Reichsgut und Reichsämtern, oder Vertheilung von Kriegslasten, in ihrem Sinne erledigt wurde. Doch konnte es ebensowohl geschehen, daß ein kräftiger Herrscher, wie Otto der Große, diese Dinge nicht im Sinne der Fürsten behandelte, und etwa nur mit wenigen Rathgebern beschloß; daß seine Regierung also das Ansehen der Willkürherrschaft, der bloßen Hofparteien-Politik erhielt und daß alsdann treffliche Männer sich zum Aufstande für berechtigt hielten. In den Kriegen Konrad's und Ludolf's gegen Otto wird dies, gerade wie einst in den Bürgerkriegen gegen Ludwig den Frommen, von den Empörern offen ausgesprochen: nicht gegen des Königs Majestät, sondern gegen dessen böse Rathgeber ergreife man die Waffen. Denn daß ein König gänzlich über allem Recht und Gesetz stehe, diese orientalische Ansicht kam auch damals noch keinem Germanen in den Sinn.

Es wird nun zwar noch zuweilen, jüngst wieder in Walter's deutscher Rechtsgeschichte Bd. I. Seite 254 behauptet und mit einigen Belegstellen nachgewiesen, das Königthum des deutschen Mittelalters habe Alles erfüllt, was das Wesen des Staates ausmacht, nämlich die Handhabung der Ordnung, der Gerechtigkeit, des Friedens und der Wohlfahrt. Freilich in der Idee sollte Alles dieses anerkanntermaßen vom Könige ausgehen und im Staatsrechte lassen sich die königlichen Attribute namentlich zu jener Zeit leicht nachweisen. Nur entspricht die Geschichte dem Staatsrechte, die Wirklichkeit dem Gesetze nicht immer. Es fehlte an der Ausführung, ja überhaupt an der Möglichkeit der Ausführung. Schon daß der König zur Wahrnehmung seiner Pflichten und um sein Königthum in Erinnerung zu bringen, fortwährend im Reiche herumziehen mußte, aus einer Pfalz in die andere, und daß seine Einkünfte und Rechte nur da „ledig" wurden, wo er sich gerade aufhielt, war doch sehr mißlich. Man darf das Mittelalter nicht nach von ihm ausgesprochenen Ideen beurtheilen.

Die waren so erhaben wie möglich; um so schneidender war der Contrast mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens.

Eine Reichsgesetzgebung, wie die karolingische war, hörte fast gänzlich auf. Die Fortbildung des Rechtes blieb wieder wie im Alterthume ganz den einzelnen, engeren Kreisen überlassen. Hier bildeten sich auf der Grundlage der alten Volksrechte, die noch immer citirt werden und des Capitularienrechtes, das wie alles einmal Bestandene in der Theorie galt und gelegentlich geltend gemacht wurde, in allmäliger örtlicher Entwicklung die Hofrechte, Dienstrechte, endlich die Stadt- und Landrechte aus, welche dann zu verschiedenen Zeiten aufgeschrieben worden sind. Ein deutliches Beispiel, wie in Deutschland das Recht nicht gegeben, sondern gefunden wurde, berichtet Widukind. Ueber das ungewisse Erbrecht der Neffen war in Sachsen viel Streit. Deßhalb berief der König 938 einen Landtag zur Steil. Man schlug vor, Schiedsrichtern den Ausspruch zu überlassen. Aber der König bedachte, daß durch menschlichen Spruch, wie er auch lauten möge, viele edle und erfahrne Männer verletzt würden; er ließ deßhalb die Frage durch das Gottesurtheil des Zweikampfes entscheiden. Das Schwert war den Neffen günstig, welche fortan mit den Oheimen erbten.

Das Volk, die breite Grundlage der Nation, hing fast nur noch durch die losen Bänder seiner Fürsten zu einer Einheit zusammen. Der Begriff Volk, Volksheer, Volksversammlung, als der Gesammtheit aller freien Männer, die Schwert und Lanze führen können, um das Vaterland zu vertheidigen, war in der Idee noch vorhanden, in der Wirklichkeit aber in der unaufhaltsam weiter greifenden Durchlöcherung des Freienstandes fast verschwunden. Noch erhebt sich zu Fuß und zu Roß der gemeine Heerbann, um die Ungarn zu vertreiben. Aber von da an, in den Bürgerkriegen, kämpften nur die Dienstleute und in der Weltschlacht auf dem Lechfelde erhielt das neue Reiterthum seine Bluttaufe. Der stehende Dienst in den Marken und die Heerfahrten nach Italien vollendeten die Umwandlung des Heerwesens und damit der ganzen politischen Stellung des Volkes. Von nun an bildeten sich jene Kriegs- und Vasallenordnungen aus, die uns in Urkunden und Gesetzen der folgenden Zeiten entgegentreten,

und wonach der Kriegsdienst nun den Vasallen und deren Vasallen gegen bestimmte Lehen, Geld- und Natural-Vergütungen oblag, die aus den Beisteuern des übrigen Volkes bestritten wurden. Als so das Volk nur noch zahlte und steuerte, nicht kämpfte, da hatte es auch politisch zu existiren aufgehört. Denn nur der Waffenfähige galt dem Germanen von jeher für frei und vollberechtigt. Noch schwankt die Bedeutung der Ausdrücke für Heer und Volk. Noch bilden die Krieger keinen geschlossenen Stand. Aber das „Volk," das wir auf der politischen Bühne in Wehr und Waffen erscheinen sehen, bestand in der Wirklichkeit ohne Zweifel fast nur aus Dienstleuten. Wenn nach Grimm's mildester Annahme die Hälfte der Landbauern bereits zur Hörigkeit herabgesunken war, und sich nun von der anderen Hälfte die große Mehrheit im Hintersassen-Verhältniß zu einem Schutzherrn befand, so waren es von dem verbleibenden Reste gewiß nur die besonders vermöglichen Männer, die sich Rosse und Diener halten, der Arbeit sich entziehen und dem nur durch lange Uebung zu lernenden Reiterthume sich widmen konnten. Die Uebrigen wurden steuerpflichtig und sanken bald ganz zu Zins- und Schutzleuten herab. Am zähesten hielten die freien Bauern noch in Sachsen an ihren alten Rechten und Gaugerichten fest. Vollkommen unberührt von der Unterdrückung blieben die Ostfriesen, die noch manches Jahrhundert ihre uralte freie Verfassung gegen die Sturmfluthen der Gewalt zu vertheidigen wußten.

Das Verschwinden des Freienstandes, an sich ein Rückschritt, war für die große Masse der Unfreien ein Fortschritt, weil sie an Beachtung und Werth gewannen, je mehr vormals Freie und sogar Edle, nobiles servi, mit ihnen verschmolzen und ihre alten Volksrechte gleichsam mit herüberbrachten in die neuen Verhältnisse. Die Unfreiheit in ihrer härtesten Form, die Sclaverei, konnte nur da noch gedeihen, wo ihr Ursprung fortbestand, in den Kriegen gegen die Heiden, den rechtlosen slavischen Kriegsgefangenen gegenüber. Doch auch diese waren nicht gänzlich rechtlos. Thietmar, wo er das Bild der härtesten Sclaverei gebrauchen will, sagt: „wie eine Sclavenfamilie, die angeklagt, nach Richters Spruch, zerstreut und verkauft wird." Wenn auch im Uebrigen die Rechte der Unfreien noch sehr verschieden blieben, in

der materiellen Lage näherten sich die mancherlei Klassen unfreier Bauern, mochten sie nun alte Kolonen von leibeigner Abkunft, halbfreie Liten, oder neue Kolonen von freier Abkunft sein; nur daß die Hörigen an ihren Acker gefesselt und zu knechtischen Diensten verpflichtet blieben. Die erheblichste Wohlthat für die Massen lag in der Vermehrung der geistlichen Güter, deren Hörige wie die der königlichen Güter ein höheres Recht genossen. Wir sehen die Leibeignen jetzt sogar im Besitz des Waffenrechts im gerichtlichen Zweikampf auftreten. Und auch der härtere, nicht durch Grundbesitz veredelte, Zustand rein persönlicher Leibeigenschaft, der Tageschalken, des Haus- und Hofgesindes, aus der Familie der Herrschaft, darunter also auch der hörigen Handwerker, hatte sich, zumal in den Städten, zu einem in seinen stetigen Rechtsformen den alten Volksgemeinden nachgebildeten, nun freilich mit harten Lasten beschwerten Verhältniß gehoben. Sie standen in Genossenschaften; wie die Freien unter ihrem Grafen, so saßen sie unter ihrem Vogt oder Meier über den Genossen zu Gericht. Das innerste Lebenselement germanischen Volksthums, die Geltung persönlichen Werthes, welches die Germanen einst als Eroberer bei den Romanen geachtet hatten, sie verläugneten es auch als Unterdrücker des eigenen Volkes nicht; es lebte auch in den veränderten Formen fort. Bald hob sich sogar aus dem unfreien Gesinde wieder ein vornehmer Stand der Ministerialen, die Familie des Herrn im engeren Sinne, hervor, veredelt durch höhere Dienstleistungen, durch Kriegsdienst, durch Dienstlehen, die ihnen einen Theil des Kirchengutes wieder zuführten, und durch den Eintritt freier und edler Geschlechter.

Die alte Gauverfassung mußte schon wegen Mangels an freien Gaugenossen in Auflösung gerathen, je mehr die Grafengerichte durch grundherrliche Gerichte unterbrochen wurden. Die Zersplitterung und Vielheit setzte sich hier im Kleinen fort. Das bunteste Bild boten zunächst die dichter bevölkerten Städte dar. Da fanden sich vielerlei Obrigkeiten, vielerlei Rechte und Gerichte dicht nebeneinander. In den alten Städten aus römischer Zeit freie Gemeinden mit römischen Municipalformen, dazu in alten und neuen Städten zahlreiche, germanische Geschlechter, die ihre Freiheit in diese Städte gerettet, um

sie hier gemeinsam schützen zu können. Daneben endlich die mancherlei Schutzverwandte, Hintersassen, Dienstleute und Unfreie verschiedener Herrschaften. Jedes unter einer anderen Obrigkeit. So lag mitten in Worms ein mit Thürmen befestigtes Haus, das unter des fränkischen Herzogs Gerichtsbarkeit stand, und dessen Insassen mit den übrigen Bewohnern, insbesondere mit den Leuten aus des Bischofs Pfalz, nicht selten in den Gassen der Stadt Krieg führten, so daß es mitunter zu Belagerungen und Absperrungen mitten in der Stadt kam. Hier also, wo im engen Raum und bei der Regsamkeit städtischen Lebens die Reibung am stärksten war, hier mußte sie auch nach der Natur der Dinge zuerst wieder zu einer gewissen Einheit, zu einer gemeinsamen stetigen Oberleitung hindrängen, wie sie sonst im weiten Reiche vergebens erstrebt wurde. Der erste wichtige Schritt in diesem folgenreichen Prozesse war eben die Verleihung der Grafenrechte an die Bischöfe, der Anfang des Weichbildrechtes. Unter dessen Schutze, unter dem belebenden Einflusse von Handel und Wandel, und der fördernden Fürsorge eines gebildeten geistlichen Oberhauptes konnte sich hier wieder ein politisches Leben bilden, dessen weitere Entwickelung sich uns bald als den wichtigsten Bestandtheil unserer Geschichte darstellen wird.

Wohl hatte sich hiernach auch das Loos der Stadt- und Landbewohner schon verschieden zu gestalten begonnen, aber ein geschlossener Bürger- oder Bauernstand war noch eben so wenig vorhanden, als etwa ein geschlossener Ritterstand, der die Wehrhaften, oder ein geschlossener Adel, der die Fürsten ausschließlich umfaßt hätte. Das ganze Staatsleben auch mit seinen Standesverhältnissen befindet sich noch in einer Uebergangsperiode. Der alte Volksstaat, das alte Königthum ist dahin, aber der neue Vasallenstaat hat sich noch nicht scharf ausgebildet; noch fließen alte und neue Verhältnisse ungewiß durcheinander. Nur die außerordentliche Kraft der handelnden Personen und ihre gewaltigen Nationalkämpfe geben dieser großen Zeit unserer Geschichte ihr eigenthümliches Gepräge.

Die Culturverhältnisse unter Otto dem Großen, welcher auch auf diesem Gebiete Karl dem Großen nachstrebte, bezeugen freilich die große Rohheit, mit welcher jene Zeit zu ringen hatte, nicht bloß weil die Deutschen an sich verwildert, sondern weil sie von roheren Völkern so vielfach heimgesucht waren. Im Verkehr mit solchen Elementen und in der furchtbaren Noth der Zeit erklären sich die Gräuel, die am Kriegsruhm Otto's, Gero's und anderer Helden kleben. Es war eine eiserne Zeit, die in Strömen Blutes, unter Schrecken einherschritt, um das Vaterland zu vertheidigen. Aber nicht Deutschland, wie man öfters lesen muß, war der Sitz der Rohheit. Tiefblickende Männer, wie Leibnitz und Semler, haben diese Zeit im Gegentheile über die berühmtesten Culturepochen unseres Mittelalters gestellt. In den Sitten und der Bildung, wie im öffentlichen Leben weht bei aller Rauhheit ein gesunder, germanischer, sächsischer Geist. Wenn ein Papst damals seinen Cardinälen die Nase abschneiden ließ, scheint es unbillig, dem Otto die in der Kriegswuth verstümmelten Feinde zum Vorwurf zu machen. Die an dieser Zeit so sehr gerügte Rohheit ist übrigens dem ganzen Mittelalter eigen; erst durch die humane Bildung und Aufklärung ist sie gründlich beseitigt worden. Am wenigsten kann man mit Dönniges jene auf dem Schlachtfeld geschehene Hinrichtung der als Aufrührer betrachteten Wenden als etwas so ganz Besonderes anführen; schlimmere Executionen sind ja noch in unserer neuesten Zeit vorgekommen. Nur aus allgemeineren Vorgängen läßt sich die Bildung der Zeit erkennen, z. B. daraus, daß sämmtliche kriegsgefangene Griechen zur Strafe arger Treulosigkeit mit abgeschnittenen Nasen heimgeschickt wurden. Bei Griechen und Italienern war die im Orient beliebte Castrirung zu jener Zeit das häufige Loos der Kriegsgefangenen. — Der Deutschen hatte sich damals eine heilige Wuth für Vaterland und Christenthum bemächtigt. Nach einer blutigen Schlacht gegen die Wenden sah man einst Kreuze auf den Kleidern der Sachsen. Die größten Gegensätze theilen sich mit naiver Unbefangenheit in das Leben. Niemals sind die heiligen Zeiten des Jahres, die sich an die Mysterien der Menschwerdung, des Opfertodes und der Auferstehung des Heilands knüpfen, mit größerer

Andacht und Sorgsamkeit begangen worden und doch war es gerade der Ostertag, an welchem der eigne Bruder und viele „treffliche Männer" den König ermorden wollten. Dabei konnte aber doch die ganze Kaiserfamilie als das Muster der Frömmigkeit gelten. Eigenhändig speiste der Kaiser die Armen und genoß immer zuvor den ersten Bissen, seine Gemahlin wusch die Armen und seine Mutter, die Königin Mathilde, paßte aus dem Fensterlein ihrer Kemenade den müden Reisenden auf, um ihnen Wegstärkung zu reichen. Sie sang ihre Horen so pünktlich und so laut, daß es die ganze Nachbarschaft zur Andacht stimmte. — Es herrscht noch, wie in den ältesten Sagen und Gedichten, in den Sitten dieser Zeit ursprüngliche, derbe Einfachheit, ohne alle Sentimentalität. Ein gewisser Kuno hatte sich des Umgangs mit des Kaisers Tochter fälschlich gerühmt. Der Kaiser beklagte sich öffentlich wegen dieser Verläumdung und fragte, ob denn Keiner für ihn kämpfen wolle? Da sprang der Graf Burchard vor und nannte den Kuno einen Lügner, worauf dieser seine Rede wiederholte, aber dann im ehrlichen Zweikampf unterlag. Als die Herzogin Judith von Baiern begraben worden, nahm ihr Rath, der Bischof Abraham von Freising, vor der Gemeinde das heilige Abendmahl, welches ihm zu Gift im Leibe werden solle, wenn die Verstorbene des verbotenen Umganges mit ihm schuldig gewesen. „Die Gemeinde glaubte ihm nun, da es zu spät war." Dergleichen einfache und derbe Geschichten sind doch von jenem raffinirten Schmutze, jener Verläugnung der Scham, jener Mißhandlung der Frauen und jener Verwilderung des Klerus sehr verschieden, wovon aus Italien, Frankreich, Burgund uns sowohl Synodalacten, als Schilderungen des Liutprand, des Ratherius, des heiligen Odo von Clugny u. a. m. grauenhafte Beschreibungen geben.

Und bei aller dieser Derbheit enthielt Deutschland die gebildetsten Männer der Zeit und war durch seine ausgezeichneten Kloster- und Stiftsschulen wieder der Sitz der abendländischen, christlichen Cultur geworden, wie in Karl's des Großen Tagen. Von dem verschrieenen rohen Sachsenvolk war der Sieg und die Ausbreitung des Christenthums und eine neue Glaubenswärme über die Welt gekommen. Otto der Große stand an der Spitze der Kirche fast unumschränkter

noch, als der große Karl. Er hatte aber auch die römische Kirche aus dem tiefsten Verfall, in dem sie sich je befunden, wieder aufgerichtet, um ihr einen neuen Geist einzuhauchen. Seinen Bruder Bruno könnte man seinen Alcuin nennen. Bruno war das geistige Oberhaupt des Reiches, zugleich der frömmste, gelehrteste und staatsklugste Mann im Staate. Selbst die Griechen waren von der Feinheit seiner Rede überrascht; mitten im Kriegslager führte er eine Bibliothek mit sich und wandelte „als Philosoph" in Schaffellen unter purpurgekleideten Dienern. In seiner Umgebung befanden sich Geschichtschreiber, Poeten und „Philosophen." „Durch Dich, o theurer Bruder," sagte ihm einst der Kaiser, „hat das Priesterthum, haben Kunst und Wissenschaft und die erhabene Mutter der Tugenden, die Philosophie, sich mit unserem Kaiserthum vereinigt." Ein Kleriker sah damals im Traume, wie Bruno vor dem Richterstuhl Gottes angeklagt werde, die „Philosophie" begünstigt zu haben; da aber sei Paulus als Vertheidiger aufgestanden und habe die Sache siegreich vor den himmlischen Schöffen durchgeführt. Zu Bruno's Lehrern hatte **Ratherius** gehört, der verdienteste Schulmann und Encyclopädist seiner Zeit, der unter Anderem eine alle Schulkenntniß umfassende Grammatik zur Erleichterung der Lehrer und Knaben unter dem Namen servadorsum, „Rückenbewahrer", schrieb. In Otto's und Bruno's Umgebung befanden sich gelehrte Griechen; griechische Bücher kamen in größerer Zahl als bisher nach Deutschland. Um zu fühlen, wie hoch die gelehrte Bildung in Deutschland über Italien stand, braucht man nur die barbarische Chronik des Mönchs von Salerno anzusehen. In **Italien** hatte der Klerus sogar das Glaubensbekenntniß vergessen. Hedwig von Baiern verstand griechisch, las den Virgil und Horaz und unterrichtete darin ihren Gemahl, den Schwabenherzog Burchard. Gerberge, die fürstliche Aebtissin von Gandersheim, konnte ihren Nonnen alte Dichter aus dem Gedächtniß dictiren. Ihre berühmte Schülerin Hroswitha, die Verfasserin vieler heiligen und profanen Gedichte, meist historischen Inhalts, unter denen ein episches Gedicht auf Otto den Großen und ein anderes über die Gründung von Gandersheim am bekanntesten sind, beschloß, den Terenz, „durch dessen Lectüre sich Allzuviele mit der Kenntniß abscheulicher Dinge beflecken", ihrer Seits

durch sechs geistliche Komödien zu ersetzen, damit „auf dieselbe angenehme Weise, womit Jener die schandbaren Dinge leichtfertiger Frauenzimmer vortrage, der keusche Wandel frommer Jungfrauen verherrlicht werden möge." Aus der altberühmten Pflegestätte des Wissens, aus St. Gallen, gingen damals zwei große Schweizer Gelehrtenfamilien hervor, die das ganze Jahrhundert und noch das folgende erleuchteten die Ekkehard's und die Notker's. Jenen haben wir u. A. zwei der wichtigsten Schriftdenkmale der Zeit, die inhaltsreichen St. Galler-Geschichten und den Walther von Aquitanien zu danken. Der Abt Notker legte die erste Menagerie an und richtete eine Art Ritter-Akademie ein, worin vornehme Jünglinge abgeschliffen wurden. Notker Physicus, wegen seiner Strenge das Pfefferkorn genannt, berühmt als Dichter, Musiker, Maler und Arzt, war am Hofe Otto's des Großen hochgeehrt. Auch Straßburg's Schule ragte durch Bischof Erchimbald's Thätigkeit bald hervor, ganz besonders aber Otto's geliebte Schöpfung Magdeburg. Das Klosterstift zu Magdeburg war die hohe Schule der sächsischen Kaiserzeit. Der große Otrik, der „gelehrteste Deutsche", der „Cicero seiner Zeit", stand ihr als Scholasticus vor. Hier konnte man sich bereits zur Idee eines Waisenhauses erheben. Was Otto für Magdeburg, ward Bruno für Lüttich. Everaclus von Lüttich war der Einzige, welcher dem Kaiser eine Sonnenfinsterniß in Calabrien aus natürlichen Gründen erklären konnte. Dieser Mann hat in den Schulen zu Lüttich den gegenseitigen Unterricht, den er den Juden abgesehen haben soll, eingeführt. Sein Nachfolger, der Schweizer Notker, hob das von den folgenden Ottonen hochbegünstigte Lüttich zum Mittelpunkte wissenschaftlicher Bildung, von wo Gelehrte in fernen Ländern begehrt wurden. Er gründete das Stift Mecheln, und bedeckte die Niederlande sowohl mit weltlichen als geistlichen Klosterschulen.

Von dem ganzen lateinischen Schriftenthum des Mittelalters geht keines uns Deutsche so nahe an, als das aus dieser großen Zeit unserer Geschichte hervorgegangene; denn es birgt unter der nur widerwillig und ungeschickt getragenen Hülle des fremden Ausdruckes einen ganz deutschen Inhalt. Jenes lateinische Epos, welches einem der Ekkehard's von St. Gallen zugeschrieben wird und welchem Jakob

Grimm einen Ehrenplatz in unserer Literatur angewiesen hat, der Walther von Aquitanien, ist in seinen Gedanken und Stoffen ein altdeutscher Heldensang. Es war eben eine Zeit, dazu gemacht, die Erinnerungen des alten Heldenthums, der Völkerwanderung, der Hunnenschlachten, der Burgunder Noth, wieder aufzuwecken; es war eine Zeit, die auch durch ihre eignen Thaten zu frohen Gesängen begeisterte. Deßhalb war es auch die Blüthezeit der (lateinischen) Geschichtschreibung in Deutschland; die zahlreichen Biographien der bedeutenden Personen jener Zeit fanden einen würdigen, einen deutschen Stoff. Widukind, der beste deutsche Historiker, der in fremder Sprache schrieb, ist durch und durch deutsch und sächsisch, wie sehr er sich auch bemüht, als Römer zu erscheinen. Mag er den Sallust noch so ängstlich nachbilden, man hört doch überall die Thaten und Lieder des sächsischen Volkes, aus denen sein Bericht mit epischer Gewalt hervorwächst. Diese Volksgesänge, Schnurren und Schwänke der „Mimen", von denen so oft die Rede ist, dauerten fort, wenn wir auch nichts davon erhalten haben. Sie sangen über Altes und Neues und warfen dann gar bald alte und neue Geschichten durcheinander, so z. B. den Piligrim von Passau aus der sächsischen Kaiserzeit unter die Hunnen und dagegen Etzel's Grafen Rüdiger von Pechlarn unter die Markgrafen Heinrich's.

Auch die Kunst hatte zu dieser Zeit in Sachsen ein Asyl gefunden. Die nicht unbedeutenden Fortschritte im Kirchenbau, welcher die byzantinischen Muster ganz fallen ließ und den Basilikenstyl fortbildete, hat damals vornehmlich Sachsen aufzuweisen. Noch steht vollkommen erhalten, als redendes Zeugniß dieser Thätigkeit, die Kirche, die sich Gero in Gernrode baute, und in deren Mitte der steinerne Held auf seinem Grabmal liegt. Nur fehlte es in Niedersachsen gar zu sehr an Steinen. Die meisten Kirchen und Befestigungen wurden dort noch von Holz gebaut. Doch nach Magdeburg ließ Otto Marmor, Gold und Edelsteine bringen und in alle Säulenknäufe Reliquien der Heiligen einfassen.

Das Wohl des Staates schien Otto dem Großen, wie allen großen Herrschern, unzertrennlich vom geistigen und materiellen Fortschreiten der Menschen. Das Steigen des Wohlstandes, des Han-

dels und Verkehrs, war die unmittelbare Folge der großen Ungarnsiege und des Ansehens, zu welchem Deutschland gelangte; es wurde gefördert durch die Begünstigung der Städte, namentlich im Zoll- und Marktwesen. Mit dem Bedürfnisse des Verkehrs stiegen auch die Lebensmittel und die Landwirthschaft im Preise. Zu Otto's Zeiten begann man in Sachsen Wein zu bauen und Thüringen erlangte bald das Ansehen „eines Paradieses." Fränkische Bergleute gruben Silber im Harze und vermehrten somit das nothwendigste Hülfsmittel der menschlichen Gesellschaft, das baare Geld. „Die köstlichsten Geschenke vieler Völker," ruft Widukind, „merkwürdige Kunstwerke aus Gold, Silber, Glas und Elfenbein, auch Thiere, die man nie zuvor in Sachsen gesehen, Löwen, Kameele, Affen, Straußenvögel wurden damals hereingebracht." Man nannte jene Zeit das goldne Zeitalter der Sachsen.

Fünftes Kapitel.

Otto II.

Charakter Otto's II. Empörung Heinrich's des Zänkers. Krieg in Dänemark, Lothringen und Böhmen. Neue Empörungen und Bewältigung Baierns. Friede im Reiche. Französischer Ueberfall in Aachen. Zug nach Frankreich. — Römerzug. Verhängnißvoller Feldzug gegen Griechen und Sarazenen. Unglück bei Squillace. Folgen desselben. Abfall der Wenden. Tod des Kaisers in Italien.

Nach dem Tode Otto's des Großen sank das deutsche Reich von der Höhe, die es unter ihm erstiegen hatte, allmälig wieder herab. In dem Maße, als die großen Nationalkämpfe nachließen und das Geschlecht, welches jene große Zeit noch gesehen hatte, erlosch, trat eine Erschlaffung und ein Rückgang ein, in welchem sich die staatsfeindlichen Elemente, die trüben und eigennützigen Bestrebungen der Gewalthaber mit um so größerem Erfolge geltend machen konnten, als die nächsten Kaiser trotz ihrer persönlichen Begabung durch einen frühen Tod, durch besondere Unglücksfälle und durch ihre italienischen

Händel an einer ersprießlichen Thätigkeit in Deutschland verhindert wurden.

Unähnlich seinem Vater in der äußeren Erscheinung, denn er war von kleiner gedrungener Gestalt, glich Otto II. jenem an Kühnheit und unerschrockener Ausdauer und an großartiger Gesinnung. Wegen seines feuersprühenden rothen Gesichtes nannte man ihn Otto den Rothen. Durch den Ekkehard von St. Gallen erhielt er eine so feine und gelehrte Bildung, daß die geistreichsten Männer seiner „sokratischen" Rede mit Vergnügen zuhörten. Seine Gemahlin Theophano brachte griechische Feinheit hinzu, die sich bei dieser hochbegabten Frau von der besseren Seite zeigen konnte. Jugendliche Heftigkeit wird dem als Jüngling schon zu den schwersten Aufgaben Berufenen zum Vorwurf gemacht, obwohl die Geschichte doch viel männliche und kluge Thaten von ihm zu berichten weiß. Das reifere Alter zu erreichen, wie sein Vater, und gleich ihm alle Prüfungen zu überdauern, hat ihm das Schicksal freilich nicht vergönnt.

An des Vaters Leiche gaben dem jungen Kaiser seine Sachsen, obwohl er längst König und Kaiser war, den Handschlag der Treue und gelobten Hülfe gegen jeden Widersacher. Zwar schien es, als Otto nun durch Deutschland zog und allenthalben Huldigung empfing, als ob der Gehorsam, den sich der Vater errungen hatte, ohne Störung auf den Sohn übergehen wolle. Der Aufstand, welchen zwei Grafen mit französischer Hülfe in Lothringen versuchten, wurde leicht überwunden. Dagegen bereitete sich in nächster Nähe ein Abfall vor, nämlich in der eignen Familie, Seitens der Partei, die bisher bei Hofe geherrscht und sich nun Süddeutschlands bemächtigt hatte. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Baiern war dessen Sohn, Heinrich der Zänker, im Herzogthum Baiern gefolgt, unter der Vormundschaft seiner Mutter Judith, welche dann ihre Tochter Hedwig an den Schwabenherzog Burchard vermählte. Diese beiden Frauen herrschten mit „wunderbarem Verstande" und „erschrecklicher" Kraft in Baiern und Schwaben. Der junge Herzog Heinrich, ein ehrgeiziger Jüngling, fand es zu hart, dem um vier Jahre jüngeren Vetter, seinem Kaiser, gehorchen zu sollen. Die erschlichene Besetzung des Augsburger Bischofsstuhls mit einem Verwandten der Herzogsfamilie

gab den ersten Anlaß zum Bruch, welcher größer wurde, als nach Burchard's von Schwaben Tode der Kaiser dieses Herzogthum nicht bei der Familie ließ, sondern es seinem Neffen und Herzensfreunde
974 Otto, dem Sohne des unglücklichen Ludolf, dem Erbfeinde des bairischen Hauses, übertrug. Alsbald folgten zahlreiche Grenzstreitigkeiten zwischen den jungen, feindlichen Herzögen, und auch in Baiern selbst, in dessen Nord- und Ostmarken standen die Brüder Berthold, Graf im Nordgau, und Leopold, Markgraf in der Ostmark, wahrscheinlich Nachkommen der Babenberger, als begünstigte Vasallen des Kaisers dem Baiernherzog, ihrem bisherigen Oberen, bald in offenem Zwist entgegen.

So betrat denn Herzog Heinrich schon im Frühling 974 die alten Wege seines Hauses. Er schloß mit auswärtigen Fürsten ein Bündniß gegen den Kaiser: mit dem Böhmenherzog Boleslav, welcher damals ein mächtiges Ländergebiet beherrschte, das heutige Böhmen, Mähren, die Slovakei, Ober- und Mittel-Schlesien und Süd-Polen; — sowie mit dessen Schwager Micislav, dem Polenherzog. Glücklicherweise ward die vom Bischof Abraham von Freising geleitete Verschwörung dem Kaiser zeitig kund, rasch berief er einen Fürstentag, und es gelang ihm dort, den Vetter in Haft zu bringen. Judith mußte in ein Kloster gehen.

Noch in demselben Herbste bewies der junge Kaiser auch den Dänen, daß des Vaters Geist noch über dem deutschen Reiche wache. König Harold, der Erbauer der Jomsburg im Wendenlande an der Sviene-Mündung, wo fortan das Nest der „Wendenfalken" war, d. h. der Wenden und Normannen, die wie ihre Vorgänger einst in Friesland, so jetzt im Wendenlande von ihren Wikingerfahrten sich erholten; König Harold hatte, obwohl zum sanften Joch des Christenthums bekehrt, doch Otto's des Großen Herrschaft nur ungern ertragen; zumal ihm selbst damals auch Norwegen unter dem Jarl Hakon zins- und dienstpflichtig wurde. Als er nun vernommen, daß Otto der Große nicht mehr am Leben sei, bemächtigte er sich plötzlich des von den Deutschen besetzten, beide Meere verbindenden Grenzwalles mit dem in der Mitte befindlichen Wieglesthor. Doch alsbald eilte Otto II. mit den sächsischen Fürsten heran und eroberte den Grenzwall zu-

rück. Am weiteren Vordringen hinderte das dänische Danewirk, eine zweite, von den Dänen erbaute Verschanzung zwischen den Buchten der Eider und Schley, die, durch tiefe Gräben geschützt, von vielen Thürmen aus vertheidigt ward. Da zog sich Otto scheinbar zurück, fuhr dann mit seinen Streitern auf wendischen Schiffen am Schley vorüber und schlug den Dänenkönig jenseits seiner Linien auf's Haupt. Bis auf die Morsö im Limfjord floh Harold und erlangte dort endlich von „des Speerwurfgeheges Beherrscher," wie ihn der Skalde nennt, den Frieden. Dann zog Otto wieder heim, baute jedoch zuvor noch eine Grenzveste gegen Dänemark.

Das waren keine schlechten Anfänge für den Nachfolger Otto's des Großen. Im folgenden Jahre sehen wir ihn, nachdem er in Thüringen verweilt und zu Weimar eine große Versammlung ge- 975
halten, den abgefallenen Böhmenfürsten, des Heinrich Mitverschwornen, heimsuchen, und dessen Länder mit Feuer und Schwert verwüsten. Doch schon im folgenden Jahre mußte er wieder nach zwei Seiten 976
hin auf Vertheidigung ausziehen. Auf's Neue waren Franzosen sowohl von des Königs Lothar als des Hugo Kapet Vasallen, in Lothringen eingefallen und in Baiern hatte der aus der Haft entsprungene Herzog Heinrich den Krieg begonnen. Dort und hier stellten sich kaiserlich gesinnte Grafen und Markgrafen den Aufrührern entgegen, in beiden Ländern wütheten alle Schrecken des Bürgerkriegs. Der Kaiser führte ein Heer aus Franken nach Regensburg, Heinrich floh nach Böhmen. Durchgreifende Maßregeln wurden jetzt getroffen; eine große Versammlung sprach gegen den Herzog und achtundzwanzig Mitschuldige die Excommunication aus. Er wurde abgesetzt, Ascuin von Kärnthen zum Tode verurtheilt. Viele Güter und Lehen wurden eingezogen und unter die Treugebliebenen vertheilt. Das Herzogthum Baiern wurde in seiner bisherigen übermäßigen Ausdehnung zerschlagen. Im Nordgau wurde die alte Mark gegen Böhmen, die ohnedies gegen Boleslav wieder nöthig geworden, wieder hergestellt und erweitert, und das ganze Gebiet von Regensburg bis zu den Mainquellen dem Berthold verliehen, dessen Nachfolger gewöhnlich von ihrem Stammsitze Markgrafen von Schweinfurt genannt wurden. In der Ostmark, an den Donauufern entlang, bis ins Land der Ungarn,

wurde der tapfere Markgraf Luitpold der Gründer des Landes Oesterreich, und ebenso wurden Salzburg und Passau mit baierischen Ländern bedacht, Kärnthen und die Mark Verona wurden, wohl mit Rücksicht auf das bedrohlich aufstrebende Venedig, als besonderes Herzogthum abgelöst und Heinrich dem Jüngern, dem Sohne des vorletzten Herzogs Berthold, aus dem Geschlechte Arnulf's, übertragen. Das nach diesen Gebietsablösungen übrigbleibende Baiern erhielt des Kaisers treuer Genosse, Herzog Otto von Schwaben.

Trotz aller Erfolge war Otto noch von Gefahren umringt. Ehe er die Niederlage rächen konnte, die Herzog Otto von den Böhmen, September 976, bei Pilsen erlitt, riefen ihn die Zustände Lothringens
977 aus Böhmen hinweg. Die Aufstände in Lothringen waren durch die neueste Wendung der französischen Angelegenheiten drohender geworden. Denn in Frankreich hatten nach Otto's des Großen Tode sogar König und Vasallen einen Moment ihren Haß in der gemeinsamen Ländergier vergessen. Vasallen sowohl des Karolingers als des Kapet halfen Lothringen plündern. Sogar der Bruder des Königs Lothar, Karl, verließ „aus Mangel an väterlichem Vermögen" Frankreich und schloß sich den Räubern an, bis ihn Otto in seinen Dienst nahm und als Herzog über Niederlothringen setzte. Dieser vorletzte Karolinger ward ein Lehensmann des deutschen Königs und ein Feind seines Vaterlandes. — Aus Lothringen eilte Otto wieder nach Böhmen, mit ihm Herzog Otto mit einem schwäbischen Heere; kaum waren sie fern, so schlug die baierische Partei noch einmal los; sie hatte sich im Stillen verstärkt; beide Herzöge Heinrich, der abgesetzte und der für Kärnthen neu eingesetzte, ihr Verwandter Heinrich von Augsburg und Andere standen an der Spitze. Sie besetzten mehre feste Plätze, Herzog Otto mußte den König verlassen und zurückeilen, der König selbst gerieth in die äußerste Gefahr. Auch dieser Aufstand ward endlich gebrochen, beide Heinriche wurden nach dem Spruch eines Fürstenge-
978 richts ins Exil geschickt, d. h. dem Bischof von Utrecht und dem Abt von Verden zur Aufsicht übergeben, das Herzogthum Kärnthen erhielt der Graf Otto im Wormsfeld, ein Sohn Konrad's des Rothen. Die reichen Allodien der Empörer wurden jetzt ebenfalls eingezogen und hauptsächlich zu Kirchengut umgewandelt. Der Kaiser spricht sich über

den Zweck dieser Verwendung in einer betreffenden Urkunde mit ergreifenden, die ganze Lage bezeichnenden Worten aus: „Da von jenen Aufrührern kaiserliche Majestät keine zeitliche Ruhe zu erwarten hat, so wollen wir mit ihren Gütern die heiligen Stätten bereichern, zu unserm zeitlichen und ewigen Heile." Ihre Macht war vorerst wieder gebrochen; ihre beste Stütze, Boleslav von Böhmen, erschien zum Osterfeste in Quedlinburg am kaiserlichen Hofe, um Friede zu geloben.

Als nun am Johannisfeste dieses Jahres der Kaiser zu Aachen mit einigen Fürsten Hof hielt, sah er sich plötzlich von einer Seite angegriffen, von der es wohl am wenigsten zu erwarten stand. König Lothar von Frankreich hatte den verzweifelten Entschluß gefaßt, seinem auf Laon reducirten Königreiche durch einen Handstreich gegen den Kaiser wo möglich aufzuhelfen. In aller Stille hatte er den Hugo Kapet und andere Fürsten zu sich nach Laon eingeladen, ihnen gesagt, daß Lothringen doch eigentlich zu Frankreich gehöre; daß man es wieder erobern müsse; und wenn sie ihm nur die nöthige Mannschaft mitgäben, es ihr Schade nicht sein werde; worauf Jene, „ohne Berathung und Erwägung," sofort den Vorschlag mit Begierde aufgriffen, selbst mitzuziehen verhießen; denn Jeder glaubte schon Lothringen zu haben; ja den Kaiser in seiner Pfalz zu tödten, zu fangen oder zu verjagen gelobten. Sie wußten das freche Unternehmen so geheim zu halten, daß sie schon bis auf einen Tagmarsch sich Aachen genähert hatten, als dem jungen Kaiser die Kunde ward. Das müsse er doch erst sehen, meinte er, ehe er es glauben könne. Man brachte Pferde, der Hof ritt hinaus. Und wahrlich, mit 20,000 Kriegern war Lothar im Anzuge. Kaum hatte der Kaiser noch Zeit, mit den Fürsten und der hochschwangeren Gemahlin nach Köln zu entweichen. In die alte Kaiserpfalz zu Aachen zogen die Franzosen ein, warfen die königlichen Tafeln um, raubten die Kostbarkeiten und wendeten den Adler nach Westen. Dann zogen sie, da sie den Otto nicht fangen konnten, wieder ab. Doch schon traten Boten vom Kaiser den Lothar an: „offen sei ihm kund gethan, daß, zur Strafe seines Verrathes, der Kaiser ihm nicht etwa mit List, Ueberfall und Betrug tückisch nachstellen, sondern ohne Heimlichkeit am 1. October herüberkommen werde, um seinem schmählichen Reiche ein Ende zu machen."

Der Vorfall erregte gewaltigen Unwillen unter den deutschen Völkern. Schon im Juli kamen die Häupter zu Dortmund zusammen. Als Otto vor der Versammlung den Streich erzählte, und daß er nun den Krieg angesagt habe, da schworen alle, „empört von der Schmach,“ bei dem Gedächtniß seines erhabenen Vaters, ihrem Kaiser zu folgen. Es kam ein Heer zusammen, wie man es seit Menschengedenken nicht gesehen hatte, 60,000 Mann sollen es gewesen sein, darunter 30,000 Reiter. Am 1. October war Otto, wie er es den Franzosen verheißen, in Frankreich. König Lothar versuchte gar keinen Widerstand. Hatte er doch nicht einmal seine Angriffe fortsetzen können, und schon vor den Waffen des Bischofs Theodorich von Metz schimpflich zurückweichen müssen; ja der eigne Bruder Karl, Otto's Dienstmann, hatte ihm nun auch noch gar Laon weggenommen. Er war jetzt nirgends zu sehen. Jenseits der Seine, zu Etampes, hielt er sich verborgen, Hugo Kapet warf sich nach Paris, um die Hauptstadt zu vertheidigen. Dorthin zogen nun auch die deutschen Heerhaufen, indem sie gar unsäuberlich einherfuhren. Besonders die Pfalzen wurden dem Boden gleich gemacht; dagegen ließ Otto die Kirchen und Klöster sorglich schonen, ja beschenkte sie wohl noch obendrein, und bezeugte den berühmten französischen Heiligen, dem Remigius, Medardus, Dionysius seine besondere Ehrfurcht. „Er wolle,“ so sagt er selbst in einer Urkunde für St. Denis, „auch hier seinem Vater nacheifern.“ Dafür ward ihm der französische Klerus sehr geneigt. Indessen war Hugo Kapet zu keiner Schlacht zu bringen. Vergebens lag das deutsche Heer am rechten Seine-Ufer vor dem festen Paris und verheerte ringsum das Land. Die rauhe Jahrszeit und ausgebrochene Seuchen nöthigten zur Heimkehr. Doch zuvor gab der Kaiser den Parisern noch etwas zu hören. Er wollte ihnen, ließ er hinein sagen, ein Tedeum singen, wie sie noch keines vernommen! Er ließ das ganze Heer und unzählige Kleriker von weit und breit sich auf dem Montmartre versammeln und diese sangen das Alleluia te martyrum mit so lauter Stimme, daß die Pariser staunend zuhörten. Dann stieß der Kaiser seine Lanze in das Thor und rief: „bis hierhin genügt;“ es war altgermanische Sitte, mit der Lanze symbolisch Besitz von einem Lande zu ergreifen. Ende November brach das Heer

wieder auf. Auf Umwegen folgte nun Lothar mit französischen Schaaren; am Ainesfluß, als die Deutschen schon hinüber gegangen, siegte er durch nächtlichen Ueberfall über die Troßknechte und plünderte das Gepäck. „Die Schaam," bemerkt der Chronist, „hatte ihm diesen Muth gegeben." Vergebens forderte ihn der Kaiser zu ehrlichem Kampfe auf; und daß zuvor das eine oder das andere Heer über den angeschwollenen Strom hinübersetze. Wer dann siege, dem solle Frankreich gehören. Darauf freilich wollte man sich drüben nicht einlassen. Als die deutschen Gesandten diese Botschaft dem Lothar vortrugen, meinte ein französischer Graf Goisfried: „wozu das Blutvergießen so vieler Männer? lasset die Könige den Zweikampf unter sich bestehen; dem Sieger mögen wir uns dann unterwerfen." „Wahrlich!" rief da der deutsche Graf Gottfried aus, „wir haben immer gehört, daß Ihr Euren König gering schätzt, doch bisher wollten wir es nicht glauben. Wohl würde Otto Euren König besiegen; doch nimmer soll unser Kaiser kämpfen, indeß wir zuschauen!"

So hatte Otto zwar Frankreich nicht erobert; denn die Hauptstadt war durch Hugo Kapet gerettet worden; aber den Franzosen einen heilsamen Schrecken eingeflößt, so daß sie, obwohl kein Frieden geschlossen ward, doch keine Einfälle dieser Art mehr wagten, ja zwei Jahre später suchte Lothar, von den Herzögen bedrängt, wieder seinen Rückhalt beim Kaiser. Er sei damals durch Böswillige zu jenem Einfalle gebracht worden, ließ er durch eine Gesandtschaft vorstellen. In Lothringen schlossen im Sommer 980 beide Könige einen Frieden. 980
Wiederum, nun zum dritten oder vierten Male, entsagte ein französischer König freiwillig seinen Gelüsten auf Lothringen, in Gegenwart vieler Bischöfe und Fürsten, mit Handschlag, Kuß und Eid.

Auch mit Polen war Jahrs zuvor der Friede wieder hergestellt worden, der nun nach allen Seiten hin so weit gefestigt war, daß sich die Blicke des Kaisers sofort nach Italien und Rom richten konnten. Die Geburt eines Sohnes, der auf dem Umzuge des Hofes von Aachen nach Nymwegen im Kettelwalde das Licht der Welt erblickte, war eine Mahnung, die bei Zeiten auf den Sohn zu übertragende Kaiserwürde nicht außer Augen zu lassen. Während Otto II. in Deutschland kämpfte, hatten sein tapfrer Herzog Pandulf Eisenkopf

und dessen Söhne, Landulf und Pandulf, von 6000 Mann deutscher Hülfstruppen unterstützt, rühmlich für ihn in Italien gestritten. Ohne diese Männer wäre Unteritalien längst wieder verloren gewesen. Denn Abu al Casem, der kriegerische Emir in Sicilien, griff gewaltig aus und der griechische Ehrgeiz ruhte nicht, um sich mit List und Gewalt wieder in der frühern Weise geltend zu machen. Uebrigens war jetzt überall in Italien die deutsche Partei die stärkere, theils durch Otto des Großen kluge Politik, theils weil die deutschen Fremdlinge jedenfalls besser hausten, als die lombardischen Herren und das verlaufene Kriegsgesindel der Griechen. Aber auch in der unabhängig gestellten Lagunenstadt, in Venedig, siegte nach schwerem Bürgerkrieg die kaiserlich gesinnte Partei der dem sächsischen Hause eng befreundeten Dogenfamilie Damiani über die entgegengesetzte des Dogen Urseolus und erneuete die alten Verträge mit Deutschland. In Rom wagte es zwar nach Otto's des Großen Tode die städtische Adelspartei unter dem Bastard des schönen Papstes Johannes mit der jüngeren Theodora, dem Herzog Crescentius, den Papst zu erdrosseln und Bonifaz VII. zu ernennen, aber schon nach Jahresfrist war die deutsche Partei wieder im Uebergewicht und setzte an die Stelle des vertriebenen und verfluchten Bonifaz Benedict VII. ein. Dann hatte bei dem ewig hin und her wogenden Volke wieder die Stadtpartei die Oberhand gewonnen und den Papst Benedict vertrieben. So standen die Sachen, als im Herbste 980 Otto II. seine erste und letzte Römerfahrt antrat, von der er nicht wieder heimgekehrt ist.

Nachdem er sich zu Pavia mit seiner durch den Sturz der bairischen Partei ihm entfremdeten Mutter Adelheid ausgesöhnt hatte, zog
981 Otto vor Ostern 981 in Rom ein. Mit ihm kehrte der Papst zurück; die Römer leisteten keinen Widerstand; Crescentius ging in ein Kloster. Viele Fürsten, darunter der König von Burgund und der Herzog Hugo Kapet, der jetzt auch seine Gunst suchte, feierten dort mit dem Kaiser das Osterfest. Im Sommer hielt er einen großen italischen Landtag, dann als es kühler geworden, brach er auf, um Süditalien den Griechen und Arabern zu entreißen. Theophano soll Süditalien für ihr Erbgut gehalten und zu dessen voller Besitzer-

greifung gemahnt haben. Der griechische Hof sah sich zum Aeußersten gedrängt: er schloß ein enges Bündniß mit den Arabern. Dazu kamen, als Pandulf Eisenkopf starb, Streitigkeiten zwischen dessen Nachfolgern. Otto eilte nach Neapel, 42 Tage mußte er vor Salerno liegen, dann ergab es sich, und er brachte endlich durch Beschwichtigung der Fürsten jener Städte ebenfalls eine Verbindung von Amalfi, 982
Salerno, Capua, Spoleto, Fermo, Benevent gegen den griechisch-sarazenischen Bund zu Stande. Indessen war aus Baiern und Schwaben Hülfe angelangt. Mit 16000 Mann begann im Januar der verhängnißvolle Feldzug. Bari, ganz Apulien fielen bald, dann zogen die Deutschen an den Gestaden von Tarent, an den Ruinen von Metapont vorbei, überschritten den Busento und stießen endlich an den steilen, durchschnittenen Grenzhöhen Calabriens auf das Heer der Griechen und Araber. Es wurde geworfen. Rossano, am Gebirge hängend, ward genommen. Hier blieb die Kaiserin Theophano zurück. Unaufhaltsam drangen die Deutschen weiter durch die Schluchten und Klüfte Calabriens; die Castelle fielen; vergebens setzten sich die Feinde bei Cotrone, vom Meer und Gebirge gleich sehr geschützt. Hier kamen ihrer viele Tausende um, darunter der gefürchtete Emir Abu al Casem selbst. So gelangte Otto endlich bis an die Fußsohle des italischen Stiefels, vor Squillace, das alte Scyllaceum.

Am Morgen des 13. Juli 982 begann hier die unselige Schlacht. Bis zum Mittag ward gekämpft; da wichen die Feinde, es waren meist Griechen, in regelloser Flucht und regellos breiteten sich die verfolgenden Deutschen am Flusse Corace aus; der Kaiser erlaubte, die Waffen abzulegen und sich zu zerstreuen. Aber in ungeheurer Zahl brachen jetzt plötzlich rings umher aus dem Gebirge, wo sie lauernd gelegen, die Sarazenen hervor mitten in das aufgelöste, zum Theil unbewaffnete Heer. Die Verwirrung ward allgemein, es war schon gegen Abend und schnell sinkt dort die Nacht herab. Man konnte nicht Freund, nicht Feind unterscheiden. Das ganze Heer ward vernichtet. Wer nicht durch den Feind umkam, ertrank im Flusse oder sank unter den Streichen der Freunde. Da „fiel die Blüthe des blonden Germaniens." Mit starren Blicken sah der Kaiser auf das plötzliche, das ungeheure Schicksal hin. Er selbst entkam nur

durch ein halbes Wunder. Durchgehauen hatte er sich bis zum Flusse und da keine Rettung mehr sichtbar, sprengte er rasch das schwere Streitroß in die Fluth. Da zeigte sich in der Ferne ein Schiff. Mühsam erreichte er es, es nahm ihn auf, war aber mit Feinden, mit Griechen bemannt. Unter ihnen befand sich jedoch ein Slave und der erkannte den Kaiser. Er rief ihn in seiner Sprache an, sich nicht zu verrathen, und dann zu den Griechen gewandt, sagte er hastig: „den Mann kenne ich wohl! den hat uns das Glück in den Weg geführt, an ihm ist viel zu verdienen! er ist des Kaisers Schatzmeister, schnell lasset uns ihn nach Rossano bringen; dort liegen die Schätze; ich bin Euch Bürge, daß uns der größere Theil zufällt!" Schnell waren sie dann bis nahe bei Rossano gerudert, der Slave war ans Land geeilt, um dem Bischof Theoderich die Kunde zu bringen; bald zeigten sich einige Leute mit Pferden am Ufer, da sprang der Kaiser unversehends aus dem Schiffe, gewann glücklich das Ufer, bestieg das schnellste Roß und war glücklich gerettet. Doch mußte er, obwohl halbtodt vor Ermüdung, mit Theophano eilends weiter, denn die Feinde folgten auf dem Fuße, erst zu Capua konnte er wieder länger ausruhen.

Um die Größe dieses Schlages zu fühlen, muß man sich die stets unsichern Verhältnisse jener Zeit vergegenwärtigen. Das war das Wenigste, daß ganz Unteritalien verloren ging. Den Kern seiner Macht, das ganze stattliche Heer und Dienstgefolge hatte Otto verloren; die dem Tod auf dem Schlachtfelde entrannen, starben auf der Flucht, wie z. B. der Abt Werner von Fulda, oder geriethen in Sclaverei, aus der sie gar nicht oder erst spät mit siechem Körper, erlöst wurden. Aber das Schlimmste war für Otto, daß er seine besten Freunde, gerade diejenigen Fürsten verlor, auf deren Anhänglichkeit seine Sicherheit beruhte, darunter, was ihn am tiefsten erschütterte, seinen Otto, den Herzog von Schwaben und Baiern, der ein 28jähriger Jüngling in Lucca an den Folgen der Schlacht verschied. Die Markgrafen Berthold und Günther, die Grafen Udo, Burchard, Konrad, Gebhard, Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, und viele Andere, „deren Namen Gott wissen mag," waren dahin. Zwar darin, wie er sogleich das Nächste, die Besetzung der italischen Lehen, mit glücklichster Auswahl zu treffen wußte, zeigte Otto II., daß er,

trotz seiner Jugend, auch den härtesten Schicksalsschlägen gewachsen sei. Aber der Stoß ward in ganz Europa empfunden. Mit Windesschnelle eilte die Kunde bis zu den Wendensalken der Ostsee. Dänen und Slaven griffen zu den Waffen und in Italien erhob sich keck von allen Seiten der Widerstand. „O Zeiten! o Sitten!“ rief entrüstet Abt Gerbert von Bobbio, „diese Fuchsschwänze, die noch so eben schmeichelnd krochen! jetzt schimpfen sie auf den Kaiser, verachten dessen Befehle, höhnen seine Legaten!“

Anders fühlten in dieser Noth die Deutschen. Seit einiger Zeit, seitdem der Kaiser auf der Höhe des Glückes stand, hatte große Verstimmung in Sachsen geherrscht. Graf Gero, ein beliebter Mann, war vor vier Jahren von einem schlechten Feinde, dem Waldo, des Hochverraths angeklagt worden. Man hielt ihn allgemein für unschuldig; aber das Gottesurtheil des Zweikampfes hatte gegen ihn entschieden und nach dem Urtheil des Fürstengerichtes ward er enthauptet. Der Kaiser hatte die Vollstreckung nicht gehindert, obwohl man das Gottesurtheil auch anders deuten konnte. Dazu kam der Widerwille gegen den übermüthigen, gewaltthätigen Markgrafen Theoderich. Vor Allem aber war es die Aufhebung des Bisthums Merseburg, welches die Sachsen aufregte und worin man die Quelle alles Unglückes sah, womit seit dieser Zeit die Rache des heiligen Laurentius Deutschland heimsuche. Der verschlagene Bischof Giseler von Merseburg hatte nämlich nach dem Tode des Erzbischofs von Magdeburg den Kaiser fußfällig um das Erzbisthum als Lohn für lange Dienste gebeten. Da jedoch eine Versetzung kanonisch unstatthaft war, so setzte er mit Gold durch, daß eine römische Synode sich unter allerlei Scheingründen für die Wiederaufhebung Merseburgs aussprach und daß es billig sei, den Giseler anderweit, mit Magdeburg, zu entschädigen. Dieser Spruch ward ausgeführt. Merseburg, Otto's des Großen populairste Stiftung, auf dem Lechfelde einst dem Laurentius gelobt, ward „wie eine verkaufte Sclavenfamilie“ zerrissen, dem ehrsüchtigen Giseler zu Liebe, und um Magdeburg zu bereichern. Alle diese Dinge machten gar böses Blut in Sachsen. Doch als nun die Kunde kam vom Unglück des Kaisers, da trat der Groll zurück. Von Betrübniß erfüllt, versammelten sich eilig die Häupter in Sachsen und

Thüringen und beschlossen einhellig ein Schreiben an den Kaiser mit der inständigen Bitte, daß er ihnen vergönnen möge, in Italien vor ihm zu erscheinen. Tief bewegt vernahm und gewährte Otto das Anliegen; er sehne sich sie zu sehen; bald zogen Sachsen und Franken, Lothringer, Schwaben und Baiern, auch Böhmen mit ihrem Bischof Adalbert von Prag, dem großen slawischen Heiligen, über die Alpen,
983 zu dem großen Reichstage, der sich im Juni 983 mit Römern und Langobarden zu Verona versammelte. Nur Bernhard von Sachsen mußte umkehren, weil die Dänen in Sachsen eingefallen waren.

Das erste, von Deutschen und Italienern einmüthig beschlossene Geschäft zu Verona war die Wahl des dreijährigen Thronerben Otto zum König. Die Krönung sollte, so ward beschlossen, zu Weihnachten in Aachen durch die Erzbischöfe Willigis von Mainz und Johannes von Ravenna vollzogen werden. Dann wurden die süddeutschen Herzogthümer besetzt, Heinrich der Jüngere, der abgesetzte Herzog von Kärnthen erhielt Baiern, das sicherste Mittel, ihn von der Sache Heinrich's des Zänkers, des bairischen Prätendenten, zu trennen. Schwaben ward dem fränkischen Grafen Konrad übertragen. Große Pläne gegen die Araber wurden entworfen. Man wollte nicht bloß Calabrien erobern, sondern auch Sicilien, eine Schiffbrücke schlagen u. s. w. Doch konnte man sich auch der trüben Ahnungen nicht erwehren. Ende Juni zogen die deutschen Fürsten mit dem Knaben Otto wieder heim, um in Deutschland zu wachen, während in Italien gerüstet ward. Es war ein Glück für Sachsen, daß die Dänen und Wikinger damals durch Krieg mit Schweden und innere Fehde gelähmt waren. So konnte sich Bernhard ihrer Angriffe leichter erwehren, und nur durch List bemächtigten sie sich einer Grenzfeste. Schlimmer sah es in den wendischen Marken aus. Innerlich hatte sich dort schon lange, vielleicht schon seit Gero's Tode, eine gewaltige Reaction des Wendenthums vorbereitet; das römische Christenthum konnte dort schon deßhalb keine Wurzel fassen, weil es, unähnlich dem griechischen, die Nationalsprache verschmähte; es fehlte nicht an Anlässen zur Empörung, der Kirchenzehnten und die Uebergriffe der Markgrafen machten sich fühlbar genug. Jetzt schien den Wenden die Stunde der Freiheit zu schlagen. Am 29. Juni zerstörten sie Havelberg, am 2.

Juli Brandenburg, auch Hamburg soll damals verbrannt worden sein, Mord und Brand kam über die Deutschen und ihre Priester, alle Besitzungen bis zum Tangerfluß waren wieder verloren und schon zogen dreißig wendische Heerhaufen unter Trompetenschall heran, um ihre Götter in deutschem Blute zu rächen. Die Gefahr war groß. Die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt mit vielen Markgrafen und Grafen vereinigten jedoch noch zeitig ihre Kriegsleute und warfen sich mit religiöser Begeisterung dem Feinde entgegen. Dreißigtausend Wenden sollen geblieben, nur Wenige entkommen sein. Sachsen war gerettet; aber ein großer Theil des Wendenlandes war und blieb auf lange Zeit dem Christenthum wieder verloren.

Indessen mühte sich der Kaiser in Italien in rastloser, hastiger Thätigkeit ab. Er wollte die reichen Städte Mailand und Venedig, die ihm, oder richtiger seinen wie es scheint tyrannischen Parteigängern, kürzlich abgefallen, für ihre Treulosigkeit strafen und verwickelte sich in die Bürger- und Adelsfehden dieser mächtig aufstrebenden Gemeinden. Mit großer Energie setzte er eine Landessperre gegen Venedig durch und berannte Mailand. Dann als hier die Angelegenheiten zu Gunsten seiner Anhänger geordnet waren, ließ er in Rom den erledigten Papststuhl mit seinem Erzkanzler Peter von Pavia, Johann XIV., besetzen. Das Heer war bereits nach Benevent aufgebrochen. Eben wollte er nachfolgen; da machte ein früher Tod allen seinen Plänen ein Ende. Sein junges Leben, er zählte erst 28 Jahre, war so übermäßigen Anstrengungen erlegen; die Aufregung hatte ihn erschöpft; er fühlte sich krank; wollte aber mit Gewalt gesund bleiben, um sein Ziel zu erreichen. Eine übermäßige Dosis Arznei, vier Drachmen Aloe, auf ein Mal genommen, um die Magenleiden rasch zu unterdrücken, hatte eine schnelle Auflösung zur Folge. Am 7. December 983 hauchte Otto in Gegenwart des Papstes und vieler Großen, vor den Augen der trostlosen Theophano das arbeitsvolle Leben aus. Im Vorhofe der alten Peterskirche stand nach Morgen gewendet der marmorne Sarg mit dem Porphyrdeckel, welcher Kaiser Otto II. umschloß. Sein Tod, in dem Alter, „wo die Sonne am hellsten scheint," forderte damals wie heute zu ernsten Betrachtungen über die Hinfälligkeit menschlicher Größe auf. Selten versäumten die frommen

deutschen Pilger, die nach Rom kamen, am Sarge ihres Kaisers für seine Seele zu beten. Ein Monument von Marmorsäulen ward dort aufgerichtet. Jetzt wird der Sarg in den vaticanischen Grotten dem wißbegierigen Reisenden gezeigt.

Sechstes Kapitel.

Otto III.

Mißlungener Versuch Heinrich's des Zänkers, sich der deutschen Krone zu bemächtigen. Herstellung des Friedens. Siege gegen die Ungarn, Böhmen und Wenden. Thronbesteigung der Kapetinger in Frankreich und deren Verhältniß zum deutschen Hofe. Abt Gerbert von Bobbio. Kirchliche Bewegungen in Frankreich. — Tod der Kaiserin Theophanka. Erziehung und Charakter Otto's III. Kriege gegen Wenden und Askomannen. Römerfahrt. Neue Wendenkriege. Vorgänge in Rom. Blutige Bestrafung. Papst Sylvester II. Die Pläne und Träume Otto's III. Dritter kurzer Aufenthalt in Deutschland. Sein Ende.

Otto III., ein kaum dreijähriges Kind, war soeben, Weihnachten 983 zu Aachen gekrönt worden, als die Kunde vom plötzlichen Tode seines Vaters einlief. Seine Mutter Theophano war fern in Rom. Sofort machte sich der zu Utrecht im Exil befindliche Vetter, Heinrich der Zänker, die Umstände zu Nutze. Er nahm als nächstberechtigter Agnat zunächst die Vormundschaft über den Knaben in Anspruch, die ihm auch ohne Widerrede übergeben ward. Durch Ueberredung, Verheißungen und Geldgeschenke schuf er sich sodann einen Anhang. Zu Statten kam ihm hierbei der Widerwille gegen die Griechin Theophano, der man damals nachsagte, sie habe über das Unglück von Squillace gespottet. Auch von den Bischöfen und den sächsischen Großen wußte er viele durch Geschenke zu gewinnen. Mit den Franzosen, deren König Lothar ihm, nebst den Lothringern, Anfangs entgegenarbeitete und gar die Vormundschaft über den König in Anspruch nahm, gelang es ihm sich zu verständigen; mit den wendischen Fürsten, damals mehr als je die Feinde Deutschlands, trat er in offne Verbindung.

Dieser letztere Schritt, der die Ostsachsen bedeutend aufrüttelte,

brachte seine Pläne zuerst zum Scheitern. Schon am Palmsonntage 984, als Heinrich vor einer Versammlung zu Magdeburg seine Thron- 984
gelüste enthüllte, entfernten sich Einige voll Unwillen, Andere stimmten zu, jedoch mit dem seltsamen Vorbehalte, zuvor von ihrem König, dem dreijährigen Kinde, des zu Aachen geleisteten Eides entbunden zu werden. Die Sache sollte Ostern zu Quedlinburg ausgemacht werden. Viele Sachsen gingen aber nicht hin, sondern schickten Kundschafter; und als sie nun hörten, daß ein zahlreicher Anhang, darunter die Slavenfürsten Mistui, Miseco und Boleslaus, den Heinrich öffentlich als König begrüßt und ihm zu Ehren ein Tedeum gesungen habe, da sammelten sich in Asseburg die Ostsachsen mit ihren Grafen und Markgrafen unter dem Herzog Bernhard und zogen dem Thronräuber feindlich entgegen. Sie erhielten starken Zulauf, Heinrich bat in Seesen um Frieden und setzte einen Tag zur Verhandlung; erschien aber nicht; denn er war, um sich zu verstärken, nach Baiern gegangen. Hier trat ihm nun unter Anderen Herzog Heinrich der Jüngere entgegen, indeß auch die Sachsen nicht müßig blieben. Heinrich zog mit einem Heere nach Franken, um die dortigen Fürsten in einer Zusammenkunft für sich zu gewinnen. Alle seine Ueberredungskünste scheiterten an dem Widerstande des Herzogs Konrad von Schwaben und an der Treue, womit der Erzbischof Willigis von Mainz seinem rechtmäßigen König anhing. Dieser ausgezeichnete Kirchenfürst, von hellem Geiste, aber dunkler Herkunft, eines Rademachers Sohn, war Otto's des Großen Kanzler gewesen, Otto II. hatte ihn seinen vornehmen Höflingen zum Aergerniß auf jenen obersten Fürstenstuhl des Reiches erhoben; dafür rettete er jetzt dem Sohne seines Herrn die Krone. Er hatte eine Heeresmacht zusammengezogen. Der Herzog von Schwaben schloß sich ihm an. Heinrich mußte ihnen die Herausgabe des königlichen Mündels versprechen. Noch ein Mal versuchte er sein Heil in Böhmen bei seinem alten Freunde Boleslaus; der gab ihm auch ein Heer mit, und nahm bei dieser Gelegenheit Meißen weg, wobei die Bewohner, heimlich dem Heidenthum zugethan, ihm halfen. Nochmals traten jedoch bei Ittern die Sachsen dem Throndieb entgegen, und erklärten, daß er nicht lebendig davon komme, er schwöre denn, den König versprochenermaßen, am 29. Juni, zu Rara heraus-

zugeben. Bis dahin wurden ihm drei Städte in Sachsen gelassen. Als sich nun am bestimmten Tage die durch Eilboten aus Italien berufenen Königinnen Theophano und Adelheid, mit dem Burgunderkönig Konrad und vielen andern Fürsten aus Deutschland, Italien und Frankreich zu Rara in Sachsen eingefunden hatten, auch viel Volks versammelt war, „um den König zu befreien", und als nun Mittags, während die Parteien noch stritten und verhandelten, plötzlich ein leuchtender Stern am Himmel sichtbar wurde und guten Ausgang verhieß, da gab endlich Heinrich der Zänker den jungen König seiner Mutter zurück, und durfte dagegen ungefährdet abziehen. Er versuchte zwar nochmals das Waffenglück. Aber sein ganzes Unternehmen endete mit den Spottliedern des Volkes, welches von ihm sang:

Herzog Heinrich wollt regieren,
Unser Herrgott wollt es nicht.

Bald brachten die Kaiserinnen durch kluge Unterhandlungen zu Worms und Frankfurt einen dauernden Frieden zu Stande. Heinrich gelobte und hielt fortan Treue; ward dagegen mit dem Herzogthum Baiern belehnt, dessen seitheriger Inhaber Heinrich der Jüngere durch das Herzogthum in Kärnthen und Verona sich entschädigt sah, welches ihm schon kurz vorher, so wird vermuthet, der rheinfränkische Herzog Otto „um des Friedens willen" abgetreten habe. In Quedlinburg,
985 am Osterfeste 985, stellte sich der Reichsfriede in der glänzenden Feier dar, bei welcher vier Herzöge des Reiches den Dienst besorgten, Konrad von Schwaben als Kämmerer, Bernhard von Sachsen als Marschall, die Herzöge von Kärnthen und Baiern als Mundschenk und Truchseß. Schwerer hatten sofort die Ungarn, Böhmen und Wenden die wiederhergestellte deutsche Einheit zu empfinden. Den Ungarnkönig Geizo schlug Markgraf Liutpold in einer blutigen Schlacht und entriß ihm die Burg Mölk. Boleslaus von Böhmen sah jetzt wie die Deutschen, an der Spitze ihr sechsjähriger König, nach Böhmen kamen, ihm 46 Burgen brachen und dann auch wieder ins benachbarte Wendenland zogen. Wenigstens die Markgrafschaft Meißen
987 nebst Bisthum ward 987 hergestellt und dem gewaltigen Ekkehard untergeben.

Indeß diese Dinge in Deutschland vorgingen, waren die Fran-

zosen, unterstützt von den durch Heinrich gewonnenen Parteigängern, in Nieder-Lothringen eingebrochen, jedoch auf den Widerstand mächtiger Anhänger des Königs gestoßen. Verdun ging zwar durch Mißgeschick verloren; aber die Deutschgesinnten setzten den Kampf rüstig fort, und fanden in Ober-Lothringen an des Herzogs Friedrich Wittwe Beatrix, einer Schwester des Hugo Capet, eine mächtige Stütze. Den Hugo Capet selbst sehen wir hier in raschem Wechsel französischer Stellungen erst für Lothar und Heinrich, dann für Otto III. Partei nehmen, dann sich mit Lothar versöhnen, ihn und die Königin öffentlich umarmen, um gemeinschaftlich Lothringen an sich zu reißen; schließlich aber wieder sich auf die Seite der deutschen Partei in Lothringen neigen. Die Zeit war gekommen, wo dieser mächtigste Fürst Frankreichs der verwesenden Königsdynastie ein Ende machen und den französischen Thron besteigen sollte. Als nämlich König Lothar am 2. März 986 seine unrühmliche Laufbahn beschloß und auch dessen Sohn Ludwig V. schon am 21. Mai 987 verschied, wenige Tage nachdem er von Deutschland den förmlichen Frieden erlangt und Verdun herausgegeben hatte; war außer einigen Bischöfen vom Geschlechte der Karolinger nur noch der berüchtigte Herzog Karl von Lothringen übrig. Jetzt trat Hugo Capet hervor. Die Versammlung von Senlis erklärte den legitimen Erben Karl „wegen schlechten Lebenswandels“ für thronunfähig, denn Frankreich bedürfe endlich eines kräftigen Herrschers, jener sei der Diener eines fremden Königs, sei ohne Treu und Glauben, sei unsittlich und nicht ebenbürtig vermählt. Hugo von Franzien ward zum König ausgerufen und im Juli 987 gekrönt.

Indeß fehlte es dem legitimen Thronfolger Frankreichs nicht an Parteigängern, noch vier Jahre hielt er sich in Laon; um so mehr war es Hugo's Bestreben, sowohl den Papst in Rom, als die Kaiserin Theophano in Deutschland sich geneigt zu machen. Es unterstützte ihn in diesen Bemühungen ein an Geist und Staatsklugheit alle Zeitgenossen weit überragender, mit dem deutschen Kaiserhause eng verbundener Mann, Abt Gerbert von Bobbio. Diesen geistreichen, durch das Studium der Alten für jene Zeit außerordentlich gebildeten, bei einem Aufenthalte unter den spanischen Arabern auch

mit mathematischen und übernatürlichen, d. h. mit Naturwissenschaften bekannt gewordenen Geistlichen hatte einst Otto II. durch Gunstbezeigungen an seine Familie gefesselt, die Jener nach des Kaisers Tode durch die wichtigsten Dienste vergalt. Denn Gerbert war zugleich das Muster eines gewiegten und geschliffenen, freilich auch ziemlich charakterlosen Diplomaten. Während der kritischen Zeit, wo die Thronfolge Otto's III. in Frage stand, wußte er in Rheims, als vielgeltender Rath und Scholasticus des Erzbischofs, das französisch-lothringensche Intriguenspiel dergestalt zu dirigiren, daß dem deutschen Reiche kein Schaden daraus erwuchs. Sein Verhältniß zur Theophano ward dann später getrübt und abgebrochen durch die Festigkeit, womit diese ausgezeichnete Frau, wie man glaubt aus byzantinischem Legitimitätsgefühle und aus Eifersucht gegen die für Hugo gewonnene Kaiserin Adelheid, doch vielleicht auch aus triftigen Staatsgründen, sich der Sache des Prätendenten annahm. Gerbert, welcher bald nachher den Erzstuhl Rheims bestieg, stand außerdem an der Spitze jener merkwürdigen kirchlichen Bewegung, welche die Thronbesteigung der Kapetinger in Frankreich begleitete. Um jene Zeit nämlich war seit der Abwesenheit der Kaiserin aus Rom das Papstthum wieder einmal in die tiefste Verderbniß versunken. Der Gegenpapst des Crescentius, Bonifaz VII., kehrte aus Byzanz zurück, bestach die Gunst des Volkes mit Geldspenden und ermordete den rechtmäßigen Papst Johann XIV. Als er nach 11 Monaten der Tyrannei gestorben, ward sein zerfleischter Leichnam vom Pöbel in den Straßen Roms umhergeschleift. Sein Nachfolger, Johann XV., war ein machtloses Spielzeug in den Händen des Stadtpatriciers, des jüngeren Crescentius. Diesen Verhältnissen gegenüber war die Stellung des deutschen und des französischen Hofes eine sehr verschiedene. Theophano, dem kaiserlichen Berufe folgend, suchte das Papstthum mit kräftiger Hand wieder aufzurich-
988 bis 990 ten, was ihr auch, als sie 988 wieder in Rom erschien, natürlich nur für die Dauer ihrer Anwesenheit, gelang. In Frankreich hingegen, wo man von den Gesandten Hugo's mit Unwillen erfuhr, wie es ihnen in Rom übel ergangen, weil sie den Crescentius nicht gehörig beschenkt hätten und daß überhaupt die römische Kirche sich in der Gewalt von Tyrannen befinde, erhob sich eine heftige Bewegung ge-

gen das ganze Papstthum und fast schien es eine Zeit lang, als ob die gallische Kirche sich gänzlich von Rom lossagen werde. Es handelte sich um die von den französischen Bischöfen ausgesprochene Absetzung Arnulf's von Rheims, des in den schmutzigsten Lastern versunkenen Genossen Karl's, an dessen Stelle eben Gerbert erhoben war. Der Papst hatte die Genehmigung des Spruches verweigert. „Soll", rief Arnulf, Bischof von Orleans, auf dem Concilium von St. Basol aus, „soll das Gutdünken des Papstes, sollen die neuen Decretalen allein gelten, wozu dann überhaupt noch Gesetze? Sollen diesen rohen, von jeder Kenntniß und Tugend entblößten Ungeheuern zu Rom unzählige tugendhafte und gelehrte Priester unterworfen sein? In ganz Rom ist fast Niemand, der nur lesen könnte, was doch bei uns von jedem Pförtner der Kirche verlangt wird. — — Wahrlich," so schließt diese glänzende, von umfassendster Kenntniß der Geschichte und des Kirchenrechts zeugende Rede, „kommen wird die Scheidung, wie der Apostel sagt, die Scheidung der Nationen und der Kirchen." — Die kam nun freilich noch lange nicht, wohl aber behauptete damals die gallische Kirche unter Gerbert's Leitung das von jeher in den fränkischen Reichen geübte Recht der eigenen Jurisdiction und Absetzung ihrer Kirchenfürsten und erklärte am 9. Mai 992 zu Chela Alles für null und nichtig, was ein Papst gegen die Beschlüsse der Väter zu unternehmen versuchen wolle. Dieser Widerstand hätte vielleicht für die Geschichte entscheidend werden können, aber er ward nach sechs Jahren besiegt, als das sächsische Haus den Papststuhl wieder gehoben und mit einem Deutschen besetzt hatte.

Am 15. Juni 991 starb die Kaiserin Theophano. Mit männlich festem Geiste hatte sie in Deutschland gewaltet, so daß ein Chronist sie nicht Theophania, sondern Theophanius nennt. Sie hatte den Frieden im Innern geschützt und die Ostgrenzen durch Siege über Abodriten und Liutizen geschirmt; wenn auch die Wiedererwerbung der wendischen überelbischen Marken von Havelberg und Brandenburg nicht gelang, deren Bischöfe in Magdeburg weilten, indeß auch bei den Böhmen und Abodriten das Christenthum wieder zerfiel. Kärnthen wurde nach dem Tode Heinrich's des Jüngern 989 wieder Heinrich dem Zänker übertragen, der sich fortan den schöneren Beinamen des 991

Friedfertigen verdiente. Ihren Sohn vertraute Theophano der Erziehung eines vortrefflichen Mannes, Bernward's, seit 993 Bischofs von Hildesheim, welcher ungleich den Hofschranzen, die Liebe des jungen Königs nicht durch Schmeichelreden, sondern durch Strenge gewann. Seiner Leitung folgte Otto auch nach dem Tode der Mutter.

Unter sehr verschiedenartigen Eindrücken verlief das Knabenalter Otto's III. Von Natur schwärmerisch und für die höchsten Ideen empfänglich, dabei nach feiner griechischer Bildung verlangend, wofür ihm die mütterliche Erziehung den Sinn geweckt hatte, von den gelehrtesten Männern unterrichtet, wuchs er mitten unter jenen rohen gräuelvollen Kriegen auf, welche damals zwischen Wenden und Sachsen erbitterter als je wütheten. Daher die seltsame Mischung von Feinheit und Barbarei im Leben Otto's III. Jahr für Jahr sehen wir ihn als Knaben an der Spitze von Heeren gegen die Wenden ziehen, die mit wechselndem Glücke stritten und trotz aller Siege des Königs nicht wieder dauernd unterworfen wurden, obwohl Otto weiter vordrang, als seine Ahnen; er verschenkte wieder Güter in der jetzigen Potsdamer Gegend und kam 995 bis Mecklenburg. Erst im
996 Jahre 996 kommt wieder ein Friede zu Stande. Neue schlimme Feinde waren um dieselbe Zeit über Sachsen hereingebrochen: aus Schweden und Dänemark unternahmen nämlich unter König Erich die Askomannen in den Jahren 991 und 994 Raubfahrten nach Sachsen, verwüsteten Schleswig, Hadeln und Friesland, und drangen auf der Weser und Elbe hinauf in das Herz Sachsens. Es war ihnen ohne Flotte schwer beizukommen; sie richteten vielen Schaden an und erpreßten schwere Lösegelder, zu denen auch der König beisteuerte; die von ihnen verstümmelten Gefangenen liefen noch lange „eine Schmach für das Reich" in Sachsen herum. Doch verleidete endlich die sächsische List den Räubern das Handwerk. Ein Ritter Herward lockte ihrer 20,000 in das Glinstermoor, wo sie jämmerlich umkamen. Bernward von Hildesheim sperrte ihnen endlich die Wasserstraßen durch feste Burgen.

Fünfzehn Jahre war Otto III. alt geworden, „ein leichter Flaum begann die Wangen zu schmücken," da trat er seinen Römerzug an, um die Krone Karl's des Großen, von der er die erhabensten Vor-

stellungen hatte, zu empfangen. Gesandte waren schon Jahrs zuvor nach Konstantinopel gezogen, um eine griechische Prinzessin zu werben. Auch kam eine Verlobung mit der Helena, die jedoch später des großen Russenfürsten Wladimir Gemahlin wurde, zu Stande. Von vielen Fürsten und Prälaten begleitet zog Otto im Februar über die Alpen. Als er der Sitte gemäß vorher St. Emmerans Kloster in Regensburg besuchte und dem greisen Romuald beichtete, soll dieser berühmte Heilige ihm die Nichtigkeit aller weltlichen Größe gepredigt und sein erregbares Gemüth tief erschüttert haben. Doch war Otto schon damals mitten unter hohen Plänen von einem ascetischen Hange ergriffen. Die Fürsten Italiens beeilten sich, ihre Huldigung darzubringen; die Römer wählten, da gerade Papst Johann XV. gestorben, den von Otto bezeichneten Franken Bruno, einen Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, Otto's Verwandten, einstimmig als Gregor V. zum Papste. Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai ward Otto als römischer Kaiser gekrönt. Noch in demselben Jahre kehrte er nach Deutschland zurück. Zwei für sein Leben wichtige Bekanntschaften hatte er in Italien gemacht. Gerbert, den der Streit um sein Erzbisthum damals nach Rom führte, hatte sich dort dem jungen Kaiser genähert, den größten Einfluß auf ihn erlangt und ward ihm fortan Lehrer und Freund. Ebenso der heilige Adalbert, der böhmische Bischof, der wegen der Zuchtlosigkeit seiner Landsleute damals sein Prager Bisthum verlassen und es mit dem Aufenthalt in einem römischen Kloster vertauscht hatte. Da er auf Verlangen des Mainzer Erzbischofs nun wieder in sein Bisthum zurückkehren mußte, so begleitete er den Kaiser. Tag und Nacht waren sie unzertrennlich beisammen und sprachen von der Nichtigkeit menschlicher Größe. Otto hörte dem Heiligen eifrig zu; Adalbert aber war so demüthig, daß er Nachts, wenn Alles schlief, heimlich dem Hofgesinde die Stiefeln putzte.

Die aufs Neue ausgebrochenen Kriege mit den Wenden, die mit Ver- 997
nichtungswuth ins Lüneburgische eingefallen waren, hielten den Kaiser im folgenden Jahre in Sachsen fest. Mitten in diesem Kriegesgetümmel beschäftigte er sich mit den tiefsten und abstrusesten Dingen. Er hatte seinen Freund Gerbert nach Magdeburg kommen lassen um die Ge-

heimnisse der Zahlen und Gestirne zu erkunden. Viele gelehrte Scholastici, mit denen der junge Kaiser eifrig disputirte, setzten Sachsen damals durch ihre Weisheit und Beredtsamkeit in Erstaunen. Doch was Otto besonders zu wissen verlangte, wie es sich nämlich mit der Vernunft verhalte, von welcher Porphyrius nach des Aristoteles Logik gehandelt und wie es möglich sei, daß das vernünftige Thun Prädicat der vernünftigen Person sei, also gegen alle Regeln das Kleinere des Größeren, diese schwierige Auskunft konnte Niemand geben. Gerbert schrieb jedoch eine Abhandlung darüber. Es kamen überhaupt wunderbare Dinge nach Sachsen, Gerbert baute z. B. in Magdeburg eine Sonnenuhr und einen Tubus. Indeß aber trieb Crescentius den Papst aus Rom und warf die kaiserlichen Grafen in den Kerker. Ein Gegenpapst ward leicht gefunden: Johannes Philagathos, Otto's Lehrer und Brautwerber, war von seiner griechischen Gesandtschaft nach Rom zurückgekehrt und eitel genug, sich dort auf den Papststuhl erheben zu lassen. Man sagte, er sei damit umgegangen, Rom wieder griechisch zu machen. Aber des kaiserlichen Armes sicher, hielt nun Gregor V. in Oberitalien seine Synoden, excommunicirte den Johannes und den Crescentius, sprach auch über alle gallischen Bischöfe, die sich dem Papstthum entgegengestellt, die Suspension aus, drohte ganz Frankreich aus der Kirche auszuschließen, wenn Arnulf von Metz nicht wieder eingesetzt werde, befahl dem König Robert von Frankreich, seine gegen kanonische Satzungen eingegangene Ehe mit Bertha, der Königstochter von Burgund, sofort aufzulösen und forderte den Erzbischof Giseler von Magdeburg bei Strafe der Entsetzung auf, sich vor ihm wegen des Frevels am St. Laurentius zu rechtfertigen. Otto hatte inzwischen die Wenden geschlagen und
998 kehrte nun nach Italien zurück, um Rom zu strafen.

Vergebens war jeder Widerstand. Den Gegenpapst Johannes schützte der feste Thurm nicht, in den er floh. Die stark befestigte Engelsburg, in der sich Crescentius vertheidigte, ward unter Ekkehard von Meißen fünf Tage und Nächte berannt, hierauf mit Sturm eingenommen. Vor Aller Augen auf dem Dache ward Crescentius enthauptet und mit den Füßen an den Galgen gehängt; der Gegenpapst Johannes, geblendet und verstümmelt, dann mit zerrissenem Kleide,

von einem Herold unter Verkündigung seines Verbrechens auf einem Esel durch die Stadt geführt; seine Mitschuldigen wurden hingerichtet und verbannt. Ohne Erfolg eilte der heilige Nilus aus seinen Klosterhütten von Gaeta herbei, um von dem Landsmann Johannes wenigstens den Eselsritt abzuwenden. „So wird auch Gott in der Stunde des Gerichts kein Erbarmen mit Euch haben!" rief der heilige Mann und kehrte in seine Zelle zurück. Diese Worte des 88jährigen Greises, nicht die stattgehabten Gräuel, lagen seitdem schwer auf dem Gemüthe des Kaisers.

Rom wagte in der nächsten Zeit keinen Aufstand mehr; die Partei des Crescentius war vernichtet und das kaiserliche Papstthum wieder auf drei Jahre an seinem Sitze gefestigt. Gregor setzte auch seine Forderungen gegen Frankreich durch; da starb dieser gewaltige Mann, der die Ansprüche des Nicolaus, nachdem sie hundertdreißig Jahre geruht, mit Einem Schlage wieder ins Leben gerufen, am 4. Febr. 999
999, wie man sagte, am Gift der Römer. Gerbert gelangte ans Ziel seiner Wünsche und ward von seinem kaiserlichen Freunde als Sylvester II. auf den römischen Stuhl erhoben. Otto aber konnte jetzt wieder ungestört seinen schwärmerischen Trieben folgen. Im Kloster des Berges Gargano lag er Bußübungen ob; dann zog er in die Hütten von Gaeta, um den Segen des heiligen Nilus zu verdienen. Jede Gnade solle sich der Greis dafür ausbitten. „Ich bitte nichts von Dir als Deiner Seele Heil. Denn ob Du auch Kaiser bist, so mußt Du sterben und Rechenschaft wird von Dir gefordert werden!" worauf der Kaiser bitterlich weinte und Jenem seine Krone zu Füßen legte. Doch wollte er diese Krone groß und glänzend machen, wie die Karl's des Großen. Die demüthigsten Gedanken und die stolzesten rangen in seiner Seele mit einander. Diese letzteren stachelte Gerbert mächtig auf durch seine Schilderungen vergangener Herrlichkeit und der politischen Schöpfungen des großen klassischen Alterthums. Die „Erneuerung des ganzen römischen Kaiserthums", die er auch auf seinen Münzen verherrlicht hat, die „Wiederherstellung der Republik", wie er sich in einigen Urkunden ausdrückt, war sein Traum! Zu den „parthischen Völkern", d. h. zu Ungarn und Russen gingen seine Missionarien und Bischöfe, sogar zu dem fernen wilden Preu-

ßenvolk war jetzt sein geliebter Adalbert gezogen. Schon dachte Gerbert auch an die Befreiung des heiligen Grabes, gegen dessen Entweihung durch die Sarazenen er bereits die Hülfe seines kaiserlichen Schülers aufruft. Neue Beamte mit griechischen Titeln, Logotheten, Protospatarien, Protovestiarien, u. s. w., auch ein Flottenpräfect erscheinen jetzt am kaiserlichen Hofe. Aber das byzantinische Staatswesen war doch zu abgelebt, um auf Cultur und Staatsleben der germanischen Welt einwirken zu können; die Deutschen haßten es wie den Aussatz; es war nur ein vorübergehender leichter Firniß; das steife Hofceremoniell zumal, welches Otto nun gar in jugendlicher Uebertreibung einführte, unähnlich dem weisen germanischen Karl, sowie seine Verachtung des „bäurischen" Wesens der Sachsen, verglichen mit den höfischen Gebärden der Griechen, nahmen ihm die Deutschen eben so übel, als seine phantastische Liebe zu den Römern, von denen er sich einbildete, es seien noch die alten Römer des Camillus. Sie lohnten ihm schlecht; sie sahen in ihm nur den Fremden. Er gewann die Liebe der Römer nicht und verlor die der Deutschen.

Ende 999 kam Otto noch ein Mal auf wenige Monate nach Deutschland. Es trieb ihn nach Polen zu einer Wallfahrt an das Grab Adalberts, der bei den Preußen den gesuchten Märtyrertod gefunden hatte. Der Polenherzog Boleslaus hatte die Leiche mit vielem
1000 Golde den Preußen abgekauft und in Gnesen beisetzen lassen. Barfuß schritt der Kaiser, den die Polen pomphaft empfingen, in den geheiligten Ort ein. Aus Dankbarkeit erhob er Gnesen zum erzbischöflichen Sitze, mit den Bisthümern Kolberg, Krakau und Breslau. Boleslaus ward von ihm mit Ehren belohnt und sogar König und Vicar des Reiches in Polen genannt. — Auch Karl den Großen suchte Otto im Grabe auf. Mit zwei Bischöfen und einem Grafen von Laumel, der den Vorgang erzählt hat, stieg Otto in die Gruft hinab. Da saß der große Karl mit Krone und Scepter, unversehrt waren die Glieder geblieben, die Nägel lang fortgewachsen; nur die Nase fehlte. Otto ließ ihm eine goldne ansetzen, und der Leiche neue Gewänder umhängen. Einen Zahn des Todten nahm er mit sich fort. Bald nachher wandte er Deutschland auf immer den Rücken. Bußübungen und Kämpfe mit den Römern und Tiburtinern

füllen seine letzten Jahre aus. Es würde ihm wohl schlimm ergangen sein, wenn ihm die bäurischen Sachsen unter Bernward von Hildesheim nicht zur Seite geblieben wären. Einmal soll er vom Thurm herab eine Rede an die Römer gehalten und sie gefragt haben, ob das der Dank sei dafür, daß er ihnen zu Liebe sein eigen Blut, seine Deutschen verläugnet habe? Seine Gesundheit konnte das italische Klima nicht ertragen; eine tiefe Schwermuth raubte ihm die Lebenskraft; in wochenlangen Kasteiungen nahm er nur Donnerstags Nahrung, und verbrachte die Nächte unter Thränen und Gebeten. Mit wehmüthigem Lächeln vernahm er die Kunde, daß eine Verschwörung der deutschen Fürsten dem Ausbruche nahe sei. Der Tod kam den Fürsten zuvor. Vor der Zeit ein Greis, starb Otto III., im 22. Lebens- 1002
jahre, am 23. Januar 1002, im Kastell Paterno, an den Blattern.

Es ist bezeichnend, daß zu der Zeit, wo man in Deutschland den Kaiser eben absetzen wollte, weil er zu römisch geworden, zugleich auch vor den Römern sein Tod so lange verheimlicht werden mußte, bis sich die zerstreuten deutschen Truppen aus den Castellen Italiens gesammelt hatten, um sich selbst und den Leichnam ihres Herrn zu schützen. Fechtend geleiteten sie ihn in sieben Tagen bis nach Verona und brachten ihn glücklich über die Alpen. In Augsburg nahm ihn der Herzog Heinrich von Baiern mit den Insignien in Empfang. Unterwegs ward er nach der Sitte in den Klosterkirchen herum geführt und endlich zu Aachen in der Kirche Karl's des Großen begraben.

Siebentes Kapitel.

Heinrich II.

Thronbewerber. Wahlverhandlungen und Kapitulationen. Verluste an den Ostgrenzen. Hülferuf der Italiener und der Wenden. Empörung des Markgrafen von Schweinfurt. Zug nach Italien. Der nächtliche Kampf in Pavia. Große Feldzüge des deutschen Heerbanns, die Wenden und Böhmen gegen Boleslaus Chrobry. Gründung des Bisthums Bamberg. Empörung der königlichen Schwäger. Vorgänge an den Ostgrenzen. Römerzug. Kaiserkrönung. Neue Polenkriege. Friede mit Polen. Erbvertrag mit Burgund. Dritter Zug nach Italien. Siege in Unteritalien. Ende des Kaisers.

Bei dem Tode Otto's III. drohten mit der nun wieder abbrechenden Erblichkeit in der Nachfolge auch alle Ergebnisse seines Hauses für die politische Einheit Deutschlands verloren zu gehen. Ueber die Nachfolge im Reiche war nichts bestimmt. Vier Monate war Deutschland ohne Oberhaupt und es herrschte volle Ungewißheit, ob irgend einem der Bewerber der Sieg gelingen werde. Denn nur wenige unter den größeren Fürsten waren gesonnen, sich einem anderen zu unterwerfen. Wie vor hundert Jahren waren es wiederum die Kirchenfürsten, welche den Ausschlag gaben. Freilich konnte ihnen dabei das seit hundert Jahren unter großen Herrschern so mächtig geweckte und gehobene Nationalgefühl wesentlich zu Hülfe kommen. Nur waren die Landesverhältnisse ebenfalls ausgebildeter, die Macht und die Ansprüche der Gewalthaber größer geworden, und es bedurfte vielfacher Verhandlungen und Zugeständnisse, um endlich die Erhebung eines Oberhauptes allgemein durchzusetzen.

Die mächtigsten Fürsten, welche jeder in seinem Lande Ansprüche auf die deutsche Krone erhoben, so daß ein allgemeiner Reichstag zunächst gar nicht zu Stande kam, waren Markgraf Ekkehard von Meißen, der Sieger über Römer und Wenden, „die Zierde des Reiches, der Trost des Landes, der Schrecken der Feinde", wohl der gewaltigste Kriegsheld seiner Zeit. Er gebot als Herzog in Thüringen, selbst der mächtige Polenkönig Boleslaus war vor ihm in steter Furcht. Er war mit dem Herzog Bernhard Billing und anderen sächsischen Großen ver-

schwägert und hatte überhaupt großen Anhang in Sachsen. In Süddeutschland bewarb sich Herzog Hermann, gestützt auf seine fränkische Abkunft und auf die Herrschaft im weiten Schwabenlande, um die Krone. Diesen Bewerbern stand Herzog Heinrich von Baiern, des Zänkers Sohn, gegenüber. Er war der Urenkel Heinrich's I., der Erbe des sächsischen Hauses. Verschiedene Fürsten erklärten, ihm allein nachstehen zu können, darunter der Markgraf im bairisch-ostfränkischen Nordgau, Heinrich von Schweinfurt, der sich dafür das Herzogthum in Baiern ausbedang. Auch Boleslaus von Polen, begierig, den ihm so unbequemen Ekkehard zu stürzen, stand als deutscher Lehensfürst auf Heinrich's Seite. Dem Heinrich hing Klerus und Volk an; denn er war fromm, gerecht und friedliebend, hatte sich auch, eingedenk der Ermahnungen, die ihm sein Vater, Heinrich der Zänker, einst reuevoll auf dem Sterbebette gab, geweigert, an der Verschwörung gegen Otto III. Theil zu nehmen. Er wußte sich jetzt zeitig der oft beschriebenen Reichs-Insignien und der heiligen Lanze zu bemächtigen, auf deren Besitz man großen Werth legte. Das Uebrige thaten Geschenke und Verheißungen, so wie die persönlichen Feinde seiner Gegner. Ein solcher Feind Ekkehard's, Markgraf Liuthar in Sachsen, war es, der zu Frose, wo sich die sächsischen Großen schon zur Wahl des Ekkehard versammelt hatten, dieses Vorhaben hinderte, und sie bewog, die Sache erst auf einem Tage zu Werla zur Entscheidung zu bringen. Dort ward durch einen Abgeordneten Heinrich's mittelst großer Versprechungen eine Mehrzahl für ihn gewonnen, auch die beiden einflußreichen Frauen, Otto's III. Schwestern, die Aebtissinnen Adelheid von Quedlinburg und Sophia von Gandersheim, waren für ihren Verwandten thätig. Die Versammlung erklärte, daß dem Heinrich nach dem Erbrechte die Herrschaft zukomme. Ekkehard zog mit seinen Freunden ergrimmt ab. Ein tragisches Geschick vernichtete jedoch seine gefährlichen Pläne. Während einer nächtlichen Rast in Pölden ward er vom Grafen Siegfried erschlagen; Heinrich aber zog jetzt, nachdem er dem bei Worms lagernden Hermann von Schwaben ausgewichen war, nach Mainz und ließ sich dort von den Franken 6. Juni
wählen, von Willigis am 6. Juni 1002 krönen und salben. Dann 1002
ging er nach Schwaben, dem Hermann entgegen, welcher indeß Brei-

sach einnahm und Straßburg verbrannte. Einige Hitzköpfe drangen in den König, er möge an Constanz Vergeltung üben, worauf er die treffliche Antwort gab: „dadurch würde mein Verlust nicht gemindert, sondern verdoppelt. Nicht zur Verwüstung gab mir Gott die Krone, sondern um die Verwüster zu bestrafen." Diese Worte haben ihm vermuthlich mehr genützt, als wenn er Constanz verbraunt hätte. Er ging nun zunächst nach Thüringen, der greise Graf Wilhelm von Weimar, der dort durch Heldenruhm glänzte, gab das Beispiel der Huldigung; dem Volke machte sich der König beliebt durch Erlaß eines Schweinetributs, den die Thüringer noch seit den Zeiten der Merovinger an den königlichen Fiscus zu leisten hatten. In Merseburg, wo sich alle geistlichen und weltlichen Großen aus Sachsen versammelt hatten, fand hierauf am 24. Juli eine förmliche Wahl in Gegenwart des Königs statt. Der Herzog Bernhard führte im Auftrag „der ganzen Plebs," die Gesetze und Rechte der Sachsen einzeln und sorgsam auf und fragte, ob sie der König halten wolle? Und als Heinrich erwiederte, „daß er nur durch ihre Zustimmung und Einladung sich als König betrachte, auch in Allem treulich ihr Gesetz beobachten und ihren Willen befolgen werde," überreichte ihm unter Aller Zuruf Herzog Bernhard die Lanze als Zeichen der Königswürde. Für Lothringen fand dann noch eine besondere Wahlceremonie der Bischöfe in Duisburg statt, wo man den König sogar mehrere Tage warten ließ; endlich ward er auch in Aachen am 8. September zum König ausgerufen. Jetzt gab Hermann von Schwaben den Widerstand auf. Barfuß that er zu Bruchsal einen Kniefall vor dem König und gelobte Treue.

In diesen merkwürdigen Vorgängen tritt uns also zuerst eine Art von Wahlcapitulation, d. h. eine an ausdrücklich zugesagte Bedingungen geknüpfte Wahlverhandlung entgegen. Der König belehnte hier nicht blos die Fürsten, sondern die Fürsten belehnten gleichsam den König. Indeß waren, während in Deutschland verhandelt wurde, die Nebenlande abgefallen. Vier und zwanzig Tage nach Otto's III. Ableben wählten sich die Italiener einen eigenen König, den Harduin von Ivrea. Sofort nach Ekkehard's Tode riß der Polenkönig Boleslaus nicht blos alles noch den Deutschen gebliebene Land am rechten,

sondern auch einen beträchtlichen Theil des linken Elbufers bis an die Elster an sich, deutsche Fürsten wurden Lehensmannen des Polen. Wolf, der Wendenfürst von Pasewalk, eroberte links der Elbe das ganze Balsamer Land in der Altmark. Die Abodriten und Wagrier an der Niederelbe warfen die deutsche Herrschaft ab, zerstörten Hamburg und Aldenburg und rotteten die noch gebliebenen Spuren des Christenthums wieder aus. Indeß sehen wir gleichwohl den Boleslaus in Merseburg als deutschen Lehensfürsten an der Wahlhandlung Theil nehmen; ja sogar Meißen für seinen Bruder Gunzelin erlangen. Freilich kam es zwischen sächsischen und polnischen Kriegern noch in Merseburg zum Streite, worauf Boleslaus zornig abzog und unterwegs die Stadt Strehla verbrannte. In ähnlicher Weise wurde bald darauf in Paderborn das heitre Krönungsfest der Königin Kunigunde gestört. Die bairischen Krieger nämlich, die den König begleiteten, und denen Thietmar vorwirft, daß sie, zu Hause darbend, auswärts nicht zu sättigen seien, hatten durch diese Eigenschaft und da sie die Bauern mißhandelten, das westphälische Landvolk zu blutigem Tumulte aufgeregt. Viele wurden erschlagen, selbst aus des Königs Umgebung; schon stürmte das Landvolk an die Tafel des Königs, wohin die Bedrücker sich geflüchtet hatten. Kaum gelang es dem Herzog von Sachsen, sich des kräftigen Haufens zu erwehren.

Sobald jedoch die Reichsgewalt in Deutschland eingesetzt und anerkannt war, riefen die Bischöfe Italiens die Unterstützung Heinrich's gegen ihren „Tyrannen" Harduin an. Auch die Gesandten der Redarier und Liutizer, d. i. der südlichen Wenden, erschienen im Hoflager 1003
zu Quedlinburg, um den König nun auch anzuerkennen und seinen Schutz gegen Polen anzurufen. Diese Wenden, vom König huldvoll mit Geschenken entlassen, waren fortan seine treuesten Unterthanen. Sie waren, sagt Thietmar, Knechte gewesen, jetzt wurden sie wieder frei, beriethen ihre Sachen auf eignen Landtagen und verhandelten dort selbst mit dem König. Es war freilich jetzt ein harter Strauß mit dem Boleslaus auszufechten, der nun auch Böhmen an sich gerissen hatte und, auf sein ungeheures Ländergebiet pochend, offen vom Reiche abgefallen war. Heinrich mußte jedoch den Kampf verschieben, bis

die Genossen vernichtet waren, welche der Pole mitten unter den deutschen Fürsten zahlreich gewonnen hatte.

An der Spitze derselben stand der Markgraf Heinrich von Schweinfurt, welchem der König das versprochene bairische Herzogthum nicht geben wollte, weil es dazu nach altem Rechte einer vorgängigen Volkswahl bedürfe; ihm hatte sich des Königs eigner Bruder Bruno angeschlossen; ebenfalls weil er nicht Herzog in Baiern geworden, das ihm, so behauptete er, nach Erbrecht zustehe; auch der Markgraf Ernst von Oesterreich, Luitpold's Sohn, befand sich unter den Rebellen. Sie hatten zahlreiche Mannen und viele Burgen. Der König bewies ihnen aber, daß er mit nichten ein bloßer Betbruder sei. Eine Burg nach der andern ward gebrochen. Als der König Creussen belagerte, wo sich des Markgrafen Familie befand, versuchte dieser Entsatz zu leisten, ward aber geschlagen und Markgraf Ernst hierbei gefangen und vom Fürstengericht zum Tode verurtheilt, jedoch vom König begnadigt. Die in der Feste aber beriethen nun, ob sie die Burg dem König übergeben sollten. Einige erklärten, „ein solcher Treubruch gegen ihren Senior werde ihnen zu ewiger Schmach gereichen, lieber wollten sie sterben.“ Andere, „welche weiser waren,“ sagten, „einem reißenden Strome und einem mächtigen Manne sei schwer zu widerstehen; es sei besser, sich eine gute Abkunft auszuwirken.“ Diese Meinung siegte; die Belagerten erhielten freien Abzug und übergaben die Burg. Daß Unterthanentreue höher stehe, als Diensttreue und daß der Gehorsam gegen den König Reichspflicht sei, dies fiel, so viel wir sehen, keinem im Kriegsrathe ein. Das Königthum existirte in dem Bewußtsein dieser Untervasallen nicht. Als der Markgraf seine Sache verloren sah, floh er zu Boleslaus. Der gutmüthige König war sehr aufgebracht. Doch als ihm bald nachher, nach Gieseler's von Magdeburg Tode, das von der Christenheit froh begrüßte Vorhaben gelungen war, die wie man glaubte so verhängnißvolle Kränkung des heil. Lorenz durch Wieder-
1004 herstellung des Bisthums Merseburg zu sühnen, ward es auch seinem Erzbischof Tagino von Magdeburg und seinem königlichen Freunde, dem heiligen Stephan von Ungarn, leicht, durch ihre Fürsprache für Markgraf Heinrich und für Bruno Verzeihung zu erlangen.

Doch erhielt Jener die Markgrafschaft nicht zurück und mußte ein Jahr lang auf dem Giebichenstein unter Leitung des Tagino zur Strafe Psalmen singen, Bruno aber den geistlichen Stand erwählen. Mit dem Herzogthum Baiern belehnte der König seinen Schwager Heinrich von Luxemburg. Hierauf trat er von Augsburg aus den üblichen Römerzug an, um Italien wieder einmal zu befreien.

Als das deutsche Heer Anfangs April über Trident nahte, befestigte Harduin die Clusen; Heinrich aber drang schnell und unerwartet durch einen unbemerkt gebliebenen Engpaß an der Brenta ein. Den deutschen Vasallen mochte dieser Zug wenig behagen; denn der König läßt das altgermanische Gesetz einschärfen, wornach auf Heeresflucht Todesstrafe gesetzt ist. Andererseits verließen die Italiener den Harduin eben so schnell als sie ihn erhoben hatten. Schon am 14. Mai ward zu Pavia Heinrich von dem in der Kirche versammelten Klerus und Volk, von Männern und Frauen, durch Zuruf und Handaufheben, als König von Italien begrüßt und auf den Königsstuhl gesetzt. Doch noch an demselben Abend, als die Stadt von festlicher Freude erfüllt war, entstand „zufolge überflüssiger Trunkenheit vom Weine" ein Streit zwischen den Pavesen und den Deutschen, der alsbald zur erbittertsten Schlacht erwuchs. Schon stürmten die Italiener unter dem Schutze der Dunkelheit die königliche Pfalz. Der König hatte nur wenige seiner Kriegsleute bei sich in der Stadt behalten. Mannhaft vertheidigten sie den Palast. Um sehen zu können, setzten sie rings die Häuser in Flammen. Bald waren sie selbst vom Feuer eingeschlossen, schon hatte es auch die Pfalz des Königs ergriffen. Der Feuerschein machte die außer der Stadt Liegenden aufmerksam. Sie eilten herbei, stürmten die verschlossenen Thore und bahnten sich durch brennende Straßen den Weg zu ihrem König. Die Bürger flohen auf die Dächer ihrer brennenden Häuser und warfen, selbst dem Tode geweiht, Tod und Verderben herab. Es war eine fürchterliche Nacht. Der König kam glücklich in das nahegelegene Petrikloster. Die Gräuel, die er sah, machten einen tiefen Eindruck auf sein mitleidiges Herz. Strenge gebot er, dem Morden Einhalt zu thun und nahm sich der Bewohner großmüthig an. Doch an die Stelle des verbrannten Palastes Theoderich's des Großen mußten sie einen schö-

neren wieder aufbauen. Der Aufenthalt in Italien war dem König verleidet; wenige Wochen später kehrte er nach Deutschland zurück.

Sogleich nach seiner Rückkehr zog Heinrich von Merseburg aus gegen Boleslaus. Selbst seine nächsten Vertrauten glaubten, es solle direct nach Polen gehen, so geschickt hatte er die wahre Richtung des Unternehmens verdeckt. Zu dieser Vorsicht nöthigte ihn leider der Umstand, daß Verräther im Heere waren, die mit dem mächtigen, verschiedenen deutschen Fürsten verwandten und befreundeten Polenherzog in Verbindung standen. Plötzlich wandte sich der König rechts ab, nach Böhmen; Heer und Volk der Böhmen kamen den Befreiern freudig entgegen. Als Boleslaus hörte, wie die Bewohner von Wischegrad die Sturmglocke läuteten, entfloh er aus dem Lande. Jaromir ward zum Herzog ausgerufen und half als Lehensträger des Königs sofort auch das Milziener Land und die Feste Budusin an der Spree aus der Gewalt des Polen zurück erobern. Um diese Erfolge fortzusetzen, ward nächstes Jahr „in allen Grafschaften des
1005 Reiches" wieder der Heerbann nach Magdeburg entboten. In der Lausitz stießen die Baiern und die Böhmen zum Heere, welches dann an der Oder die Liutizer erwartete, die sich, ihre wendischen Götzenbilder vor sich hertragend, hier den Deutschen anschlossen. Boleslaus mußte vor der Uebermacht zurückweichen, zu Posen erlangte er einen Frieden. Das geraubte Land gab er zwar wieder heraus, sein Eidam, Markgraf Hermann, erhielt es dagegen zur Verwaltung. Als dieser große Feldzug beendigt war, ließ Heinrich einige des Verraths überführte angesehene Vasallen zu Merseburg und Walsleben verdientermaßen aufknüpfen.

Schon nach zwei Jahren begann der polnische Krieg auf's Neue; dies Mal von deutscher Seite, auf Andrängen der Böhmen und Wenden, begonnen, welche zu Ostern am Hoflager in Regensburg erschienen und erklärten, wenn ihnen der König nicht gegen den polnischen Unterdrücker helfe, sei ihr ferneres Verbleiben beim Reiche gefährdet. Die sächsischen Fürsten, die unter des Erzbischof von Magdeburg Führung nun ins Feld rückten, waren aber leider dem Polen mehr geneigt, als ihrem Kaiser; sie hielten sich schlecht und Boleslaus machte ansehnliche Fortschritte. Der König selbst war indeß ander-

wärts vielfach beschäftigt. Während jenes großen Feldzugs nach Böhmen und Polen waren nämlich im Westen die Franzosen eingebrochen. Markgraf Balduin Schönbart von Flandern, dem Namen nach ein französischer Vasall, hatte Valenciennes, eine deutsche Stadt, dem Grafen von Hennegau weggenommen und der König Robert der Fromme machte Miene, nach alter Weise sich für seine Familienbedrängnisse in Frankreich durch Eroberungen in Deutschland schadlos zu halten. Heinrich eilte mit einem Heere zur Maas und Schelde, Robert versicherte ihn zwar alsbald seine Freundschaft und tauschte Geschenke mit ihm, der mächtigere Balduin hingegen verstand sich nicht eher zum Frieden, als bis der König ihn in seinen Sümpfen aufgesucht und die Schelde überschritten hatte. Da ward Balduin deutscher Lehensträger und erhielt als solcher außer der geraubten Stadt noch die Insel Walchern übertragen. Noch größere Noth machte dem König um dieselbe Zeit der Widerstand, den er in seiner eignen Familie und beim Bischof Heinrich von Würzburg bei der Ausführung eines langgehegten Lieblingswunsches fand. Er wollte nämlich zur Bekehrung der anwohnenden wendischen Kolonen in seiner reichlich ausgestatteten Stadt Bamberg ein Bisthum gründen. Die fromme Gemahlin Kunigunde, der diese Stadt zum Witthum bestimmt war, erhob zwar selbst keinen Widerspruch; desto lauteren aber ihre Brüder, Herzog Heinrich von Baiern und Bischof Thiedrich von Metz, und den lautesten der Würzburger Bischof, zu dessen Sprengel Bamberg gehörte. Da versammelte der König zu Frankfurt eine Sy- 1007
node und im frommen Eifer seiner königlichen Würde vergessend warf er sich vor den Bischöfen so oft zur Erde, daß sie seinem Ansinnen nicht zu widerstehen vermochten. Einhellig faßten und unterschrieben sie den Beschluß, daß der Gründung des neuen Bisthums, als dessen Bischof Heinrich's Kanzler, Eberhard, sofort ernannt und geweiht wurde, nichts entgegenstehe. Der Bischof Heinrich ward nun zwar durch Entschädigungen beschwichtigt; auch die Gemahlin, welche folgenden Jahres den Eigenhof Kassel im Hessengau erhielt, der nebst vielen andern Gütern in Hessen zur Ausstattung ihrer Stiftung, des Klosters Kauffungen verwandt wurde. Aber der Groll der Schwäger kam zum Ausbruch, als folgenden Jahres der König die Wahl 1008

ihres Bruders Adalbero, eines Knaben, zum Erzbischof von Trier cassirte und einen tüchtigen Mann, den Propst Meingaud von Mainz, ernannte. Sofort empörten sich die unersättlichen Schwäger. Mit Heeresmacht mußte Heinrich seinen Bischof nach Trier führen und die dasige Pfalz belagern. Dem undankbaren Herzog aber ließ er in einer Versammlung der Vasallen zu Regensburg das Herzogthum wieder absprechen. Die Vasallen erklärten zwar, sie hätten auf drei Jahre Treue geschworen, der König verwies ihnen jedoch solchen Eid als ein Verbrechen, durch welches sie sich auch nicht weiter für gebunden hielten. Der Uebermuth der Schwäger richtete aber noch vielen Unfug im Reiche an, sie lauerten z. B., nachdem sie im Waffenstillstand dem Reichs-
1009 tag zu Mainz beigewohnt, den heimziehenden Fürsten auf, nahmen den Herzog von Lothringen gefangen u. s. w.

Die sächsischen Markgrafen trieben es indeß noch ärger. Sie verbrannten einander die Städte und befehdeten sich überhaupt in einer Art, wie man es selbst damals nicht gewohnt war. Markgraf Wernher in der Nordmark und Gunzelin in Meißen wurden endlich wegen Landfriedensbruches abgesetzt; Gunzelin auch wegen Hochverraths und weil er die Unterthanen geplündert, und viele christliche Leibeigne an die Juden verkauft hatte. Neue Markgrafen wurden ernannt, dann erließ der König „mit furchtbarer Strenge" ein Aufgebot und zog selbst wieder gegen Polen. Er kam bis Glogau, erkrankte aber und neue Kriegsnoth rief ihn dann an den Rhein. Boleslaus
1010 erlangte einen fünfjährigen Frieden und Heinrich ließ zum Schutze der Lausitz die einst von Heinrich I. zerstörte große Wendenstadt Liubusa (Lebus) wieder aufrichten. Doch vergebens war seine Sorge. Schon
1012 am 20. August 1012 fällt die von den Fürsten Preis gegebene Besatzung von Lebus unter dem Schwerte des Polen und während Heinrich an der Mosel gegen die Aufrührer kämpft, fallen die Normannen wieder ein Mal in Friesland ein und verbrennen Utrecht. Wiederum werden, als der König nun nach Sachsen zurückkehrt, zwei Markgrafen wegen Verrätherei verurtheilt, wiederum nöthigt Heinrich den Polen-
1013 herzog zum Frieden. Zu Pfingsten 1013 erschien Boleslaus am Hofe zu Merseburg, schwur den Lehenseid und trug dem Könige das Schwert zur Kirche vor. Dafür erhielt er einen Theil des Wenden-

landes zu Lehen. Auch Othelrich, der das böhmische Herzogthum seinem Bruder entrissen, ward förmlich damit belehnt. Heinrich konnte nun endlich nach Rom ziehen.

In Rom herrschte damals wieder die patricische Partei unter dem Sohne des Crescentius. Vergebens hatte die unterliegende Partei den König Heinrich um Wiederherstellung des Kaiserthums und damit auch ihres Ansehens angerufen. Der König war durch seine vielfachen Kriege im deutschen Reiche gehindert. Der vierte Nachfolger des wie man glaubt an Gift gestorbenen Sylvester, Papst Benedict VIII., aus Rom verjagt, erschien zu Weihnachten 1012 persönlich zu Pölde in Sachsen. Mit dem apostolischen Schmucke angethan, klagte er dem Könige die Noth seiner Kirche und beschwor ihn zu helfen. Da nun der Friede mit Polen endlich fest und sicher schien, trat Heinrich im September 1013 diese Römerfahrt an. König Harduin verbarg sich im Gebirge und war bereit, mit einer Grafschaft vorlieb zu nehmen, die er jedoch nicht erhielt. Heinrich zog sogleich nach Rom, wo er mit Kunigunden am 14. Februar 1014 die Kaiser- 1014
krönung und Salbung empfing. Zwölf bestabte Senatoren führten ihn zur Kirche, von denen sechs glattgeschoren, sechs mit langen Bärten geschmückt waren. Bei dieser Feier überreichte der Papst dem Kaiser zuerst das Sinnbild des goldnen Reichsapfels mit dem Kreuze. Seine Königskrone hing Heinrich als fromme Gabe über dem Altare St. Peters auf. Auch in Rom wiederholten sich zum Theil die nächtlichen Blutscenen von Pavia. Der Kaiser kehrte bald wieder über die Alpen heim. „Deutschland," sagt Thietmar, „lachte ihn heiterer an, als das tückische Italien. Dort empfängt uns wenig Liebe; Alles müssen wir bezahlen und werden betrogen. Auch sterben gar zu Viele an Gift."

Der letzte Friede mit Polen hatte die Feindseligkeit Boleslaus' keineswegs beendet. Zu Ostern 1015 kam es wieder zu offnem 1015
Bruche; denn Boleslaus weigerte sich, wegen seiner offenbaren Umtriebe in Böhmen und Italien Rede zu stehen und rüstete; ja als ihm der Kaiser nun die wendischen Lehen nahm, erklärte er höhnisch, nicht blos diese behalten, sondern auch des Kaisers Land dazu nehmen zu wollen. So begann der Krieg aufs Neue. Heinrich hatte einen

umfassenden Plan entworfen, um von drei Seiten Gnesen anzugreifen.
Auch drang er selbst nach einem Siege bei Crossen am weitesten vor.
Die Fürsten blieben aber zurück. Der große Feldzug hatte nur die
Plünderung sowohl des fremden, wie des eignen Landes zur Folge.
Ja auf dem Rückwege, den nun der Kaiser antrat, ging sein Nach-
trab in einem Hinterhalt zu Grunde; und ohne die Tapferkeit der
Weiber in der Bergfeste Meißen, die sich auf die brennende Mauer
stellten, Steine hinabwarfen und das Feuer drinnen mit Meth lösch-
ten, würde auch dieses Bollwerk des Reiches wieder gefallen sein.
An weitere Eroberungen durfte freilich auch Boleslaus nicht denken.
Glaubte man doch selbst in Sachsen allgemein, es müsse dem Kaiser
wohl endlich gelingen, ihn zu vernichten. Doch Heinrich ward wieder
1016 in den Westen abgerufen und als er zurückkehrte, hatte er zunächst die
1017 Händel der Fürsten zu schlichten. Es erging wieder ein strenges Ver-
bot, mit Boleslaus fernere verbrecherische Verbindungen zu unterhalten
und der Krieg entbrannte nun zum letzten Male. Drei Wochen lang
stürmten die vereinigten Deutschen, Böhmen und Wenden die Feste
Nimptsch; aber vergebens; das Feuer verzehrte die Maschinen und
Krankheiten nöthigten wieder zum Rückzuge. Es kam endlich am
1018 30. Januar 1018 der, dies Mal aufrichtige und dauernde, Friede zu
Stande, dessen Bedingungen freilich „nicht so waren, wie sie hätten
sein sollen, sondern nur so, wie sie damals möglich waren," d. h.
dem Boleslaus einen großen Theil des Wendenlandes als Reichslehn
ließen. Der kriegslustige Polenfürst wandte nun, von Ungarn und
Petschenegen unterstützt, seine Waffen nach Osten. In dem Gefolge,
womit er am 14. August 1018 in die von Slaven und Normannen
bewohnte, angeblich mit vierhundert griechischen Kirchen und acht
Märkten geschmückte, mit „unsäglichen Schätzen und Reliquien" an-
gefüllte Hauptstadt des Russenfürsten, in Kiew einzog, befanden sich
auch dreihundert sächsische Ritter.

Das deutsche Reich erhielt damals nach den Verlusten im Osten
einen ansehnlichen Zuwachs im Westen. Jene reichen Länder näm-
lich, die von der Saone, den Vogesen und den Alpen bis zum
Mittelmeer sich hinziehend so viele prächtige Städte umfaßten und,
einst zu Lothar's Theil gehörend, seit dem Ende des 9. Jahrhunderts

eigne Könige hatten, kamen durch einen Erbvertrag ihres letzten Königs Rudolf's des Feigen, der sich vor seinen Fürsten nicht anders mehr zu retten wußte, an seinen Neffen Kaiser-Heinrich II. Ja Rudolf erneute, um der Hülfe des Kaisers desto sicherer zu sein, schon bei Lebzeiten die alte Lehensabhängigkeit seiner Vorfahren. „Einen König, wie diesen," sagt Thietmar, „giebt es in der ganzen Welt nicht weiter. Er hat nichts als den Titel und seine Krone. Er ist so arm, daß er nur von den Beiträgen der Bischöfe lebt. Da er ihnen jedoch keinen Schutz zu gewähren vermag, so müssen sie um ihrer Sicherheit willen den Fürsten gehorchen." Ein Lehens- und Erbvertrag mit Heinrich kam schon 1016 zu Straßburg zu Stande; der Kaiser sollte schon jetzt eine Aufsicht in der Regierung haben. Heinrich begann auch sofort, den Vertrag in Ausführung zu bringen. Er entzog dem mächtigsten Vasallen und Nachbarn, Herzog Wilhelm von Poitiers und Aquitanien einige angemaßte Besitzungen, setzte selbst einen Bischof ein und gewann sich durch reichlich ausgestreute Geschenke eine Partei, besonders unter den Bischöfen. Die dortigen Fürsten waren begreiflicher Weise gar nicht einverstanden, und der erbberechtigte Odo von Tours, Chartres und Champagne, so wie der mächtige Wilhelm von Aquitanien widersetzten sich mit den Waffen dem ohne ihre Zustimmung abgeschlossenen Vertrag. In jenem Jahre zogen Heinrich und sein Freund der Bischof Werner von Straßburg gegen die Herzöge von Champagne und Aquitanien zu Felde. Ueberall siegten die deutschen Waffen, der Bischof gewann sogar eine größere Schlacht am Genfersee. Aber gegen die festen Städte war nichts auszurichten und verdrießlich zog Heinrich, da er Basel vergebens belagert hatte, wieder ab. Doch wurde im Februar 1018 zu Mainz der Vertrag unter Mitwirkung der inzwischen gewonnenen Partei durch Eide bekräftigt.

Im Norden war es indessen der Dänenkönig Knud, der Eroberer Englands, welcher auf den Ruf des ihm befreundeten Erzbischofs Unwan von Bremen für das Christenthum gegen die Abodriten stritt. Der Kaiser hatte gleichzeitig mit einem großen Aufstand der Sachsenfürsten zu kämpfen. Erst als dieser beigelegt war, zog Herzog Bernhard wider die Nordwenden aus. Hamburg ward wieder

1020

hergestellt und von christlichen Priestern aufgesucht. Aber die Wiedereinrichtung der Kirchenzehnten und Kirchengüter von Aldenburg wollte nicht gelingen, so wenig als die fernere Bekehrung.

Im Jahre 1020 erschien Benedict VIII. zum zweiten Male in Deutschland. Dieser streitbare Papst hatte zwar im Jahre 1016 mit dem Schwerte in der Faust die Saracenen aus der Lombardei gejagt, wobei er nicht unterließ, einen Beuteantheil, 1000 Pfund Silbers, dem Kaiser zu schicken. Aber die Volksbewegungen, welche gestützt auf Kaiser und Papst in Unteritalien gegen die griechischen Statthalter stattgefunden hatten, waren unglücklich abgelaufen, und der Papst mußte nun gegen die Sieger und deren Lehensfürsten Hülfe in Deutschland suchen. Bei dieser Gelegenheit weihte er die Kathedrale von Bamberg. Das Bisthum ward der römischen Kirche damals als eine Art Lehen aufgetragen und hatte seitdem alle sieben Jahre einen Zelter mit Sattelzeug nach Rom zu liefern. Kirchlich blieb es unter
1021 Mainz. — Der Kaiser zog folgenden Jahres nach Italien, entriß den Griechen nach dreimonatlicher Belagerung die Stadt Troja, indeß Erzbischof Poppo von Aquileja die Feinde in Camerino schlug, Erzbischof Piligrin von Köln den Pandulf von Capua überwand, der in Ketten nach Deutschland gebracht wurde. Die wichtigsten Städte
1022 unterwarfen sich dem Kaiser und seinen Bischöfen. Damals sollen auch normännische Krieger zuerst Lehen in Apulien erhalten haben. Die Pest veranlaßte den Kaiser zur baldigen Rückkehr. Friede erstrebend, Kirchen und Klöster beschenkend, zog er noch im Reiche um-
1024 her, bis er am 13. Juli 1024 zu Grone in Sachsen, 52 Jahr alt, seinen mannigfachen Körperleiden erlag. In seiner Kirche zu Bamberg ward Heinrich Huffeholz, wie ihn das Volk von seinem gelähmten Fuße nannte, begraben. Dort ist sein Bild in Stein gehauen. Der gewissenhafte Künstler hat nicht vergessen, das eine Bein etwas zu verkürzen und ein Steinchen darunter zu schieben. Wegen ihrer großen Frömmigkeit, in deren Folge sie auch, wie man später glaubte, dem Reiche keine Nachkommen hinterließen, sind Heinrich und Kunigunde unter die Heiligen aufgenommen worden.

Achtes Kapitel.

Die Zustände Deutschlands am Ende der sächsischen Zeit.

Händel und Fehden der Vasallen. Wohlthätiger Einfluß der Kirchenfürsten. Kunst und Literatur. Beginn städtischer Verfassungen. Die Gesetze des Burghard von Worms. Charakter und Inhalt der städtischen Rechte. Städtisches Leben, Handel, Verkehr, Schifffahrt.

Die Zustände Deutschlands zur Zeit Heinrich's des Heiligen müssen sehr traurige gewesen sein. Thietmar, Bischof von Merseburg, ein hochgestellter und sehr wohlunterrichteter Zeitgenosse, hat uns ein farbenreiches Gemälde derselben hinterlassen. Malt er auch als eifriger Moralist etwas dunkel, so sind die berichteten Dinge doch schlimm genug und erklären uns hinlänglich die vergebliche Mühe, welche der Kaiser hatte, um zu helfen. Auf die schwungvolle Zeit Otto's des Großen war eine Periode gefolgt, in der statt hoher, thatenvoller Begeisterung kleine Händel, Selbstsucht und eindringende Sittenverderbniß über die Nation gekommen waren, zugleich aber auch neue zukunftschwangere Richtungen sich geltend machten und das Bestreben, besondere Rechte zu erlangen und sicher zu stellen, wodurch dann freilich zunächst die Auflösung und Verwirrung des Lebens wuchs. „Wer," ruft Thietmar, „die große frohe Zeit Otto's noch gesehen hat, der mag die jetzige Denk- und Handlungsweise der Menschen nicht." Das Vasallenthum griff, wie immer in unsicherer Zeit, in höchst zügelloser Weise um sich, so wie es, meint Thietmar, seit Karl's (des Dicken) Zeit nicht erlebt worden. Diesem Unwesen lag jedoch auch, wie sich aus vielen Fällen ergiebt, der Mangel verfassungsmäßiger, gesetzlicher Feststellung der Lehens- und Dienstverhältnisse der oberen und der unteren, besonders auch der geistlichen Herren zu ihren weltlichen Lehensträgern, zu Grunde. Am verderblichsten gestalteten sich die Fehden und der Aufruhr der Fürsten an den Ostgrenzen, wo die Markgrafen, wie wir sahen, in offner Verbindung mit dem Feinde standen, den sie als ihres Gleichen mehr liebten, wie den Kaiser. Es focht sie dabei nicht an, daß des Boleslaus Krieger z. B. an einem Tage zwischen Elbe und Milde tausend deutsche Einwohner in die Sclaverei schleppten.

Da war es freilich kein Wunder, daß trotz aller Siege des Kaisers die Ostgrenzen dem tapfern Nachbarn zur Beute wurden. Der fromme Kaiser mußte sich, gewiß mit blutendem Herzen, auf die Treue der wendischen Götzendiener stützen. Als sie das Bisthum Metz verwüsteten, gab er dem Bischof Entschädigung und als ein sächsischer Krieger eines ihrer Götzenbilder beleidigt hatte, zahlte er auch den Heiden zwölf Talente Buße.

Eben so schlimm sah es an den westlichen, französischen Grenzen aus; unter und neben jenem „wie Wasserfluthen hin- und herwogenden" Volke. „Dort," sagt Thietmar, „werden zwar die Körper vieler Heiligen verwahrt; aber die Menschen leben wie die Heiden." „Ganz Frankreich," so urtheilen die gelehrten Verfasser der französischen Literaturgeschichte „war damals eine große Anarchie. Nicht zufrieden, die königliche Autorität an sich gerissen zu haben, beraubten die kleinen Souveräne das Volk der Rechte, die es noch gehabt hatte." Die Thronbesteigung der mächtigeren Kapetinger blieb vorerst ohne Folgen. Sie hatten zunächst ihre Erbländer zu vertheidigen. In den Niederlanden nahm Theoderich, ein Sohn des Grafen Arnulf von Gent, die friesischen Lande Merwede und Vlaerdingen, die Grafschaft Holland, dem Bischof von Utrecht weg, und da ihm weder Bischof noch Herzog beikommen konnten, bestätigte ihn endlich der Kaiser als Lehensgrafen des Bischofs. In dieser Einen Fehde kamen 3000 Krieger um, darunter fast sämmtliche Dienstleute der Bischöfe von Lüttich und Cambray. „Kein Haus war in jenen Landen, wo nicht Erschlagene beweint wurden. Niemand war zum Schutze gegen die Seeräuber geblieben. Alles schwebte zwischen Trauer und Angst."

Und so weiter in allen Landschaften; auch im innern Deutschland.

Die Bedrückung und Verarmung des Volkes war die natürlichste Folge so zügellosen Unfugs. „Die Frevelsucht der Herren stachelt deren Vasallen und der eine hilft dem anderen. Kein Nachbar kann ihnen widerstehen, mag er Recht haben oder nicht. Wir werden ausgeplündert, als regiere kein König und Kaiser im Reiche." Das Räuberhandwerk stand in üppigem Flor. Eine große Zahl Straßenräuber wurde während des Königs Anwesenheit in Merseburg 1017 gehenkt. Um diese Leute vor Gericht durch das Gottesurtheil des

Zweikampfes überführen zu können, bediente man sich der für solche Zwecke gewerbmäßig bestehenden Fechter. Ja von einer Versammlung zu Seligenstadt wird 1022 die verzweifelte Bestimmung getroffen, daß alle auf frischer That ertappten Räuber sofort gehenkt werden sollen.

Die vielen Fehden und Grenzkriege hatten die Verödung ganzer Landstrecken zur Folge. Wo zu Otto's des Großen Zeit blühende Landgüter waren, hausten jetzt nur Wölfe. Ein besonderes Unglück kam noch über die nordsächsischen und friesischen Lande durch die großen Sturmfluthen der Nordsee, welche im Juli 1020 ganze Länderstrecken wegrissen. Es muß viele Arme in Sachsen gegeben haben, denn auf der Dortmunder Synode von 1005 wird beschlossen, daß beim Tode jedes Bischofs der König unter Anderem fünfzehnhundert, der Herzog fünfhundert und jeder Bischof dreihundert Arme speisen solle.

Wie bei so schlimmen selbst in den besten Zeiten des Mittelalters nie ganz aufhörenden Zuständen unsere Voreltern auch nur vier Wochen haben existiren können, dies freilich vermögen wir, die späten Enkel, von unserem polizeilichen Standpunkte aus nicht mehr zu begreifen. Denn wir, durch allzuvielen Schutz der eignen Thätigkeit und Kraft entwöhnt, würden darin wohl vielleicht sofort zu Grunde gehen. Doch damals war man gewohnt, sich mit eignen Fäusten zu helfen. Der edle Herr Bern in Hessen hielt sich mit seinen hundert Kriegern zwar für allmächtig und plagte das Volk weit und breit, bis ihn jedoch die Hessen sammt seinen hundert Rittern erschlugen.

Doch verzweifelten auch damals Viele. Wie man heut zu Tage großen Weltrevolutionen kindlich entgegenharret, so erwarteten Manche hoffend und bangend den jüngsten Tag, an den sie auch nach dem friedfertigen Ablauf des apokalyptischen Jahres Eintausend noch immer glaubten.

Mit großer Entrüstung sahen, besonders die älteren und frömmeren Personen, bei dem steigenden Verkehr mit fremden Völkern fremde Sitten und Bildung, leider auch fremde Unsitten, namentlich in der vornehmen Frauenwelt einreißen. „Die Lust zu sündigen, unter Frauen und Mädchen," ruft Thietmar, „findet keine Schranke mehr. Eine neue Mode kommt jetzt in Schwung. Manche überliefert den Gemahl der Mörderhand eines buhlerischen Vasallen, des

sanften Jason und des holden Abo.“ In Italien hatte man sogar die Gifttränkchen bereiten gelernt. Mehrere Vergiftungsgeschichten in den vornehmsten Familien Sachsens erregten großes Aufsehen. Auch in unserer in lateinische Sprache gehüllten deutschen Literatur hat man die Wahrnehmung gemacht, daß der dieser Zeit angehörende Heldensang vom Ruodlieb bereits viele wälsche Einflüsse und Bestandtheile enthalte.

Mit Unrecht werden die damaligen traurigen Zustände der Persönlichkeit Heinrich's des Heiligen zur Last gelegt. Er war ein durchgreifender, eifriger Richter, unermüdlich im Felde und als Feldherr selbst dem Boleslaus überlegen. Aber freilich, er war kein Held und Helden mußten auf dem deutschen Kaiserthrone sitzen. Mit neuen Ideen und frischer Begeisterung vermochte er sein Vaterland nicht in die Höhe zu reißen; er glaubte die Zeit durch Fasten und Kirchenfeste bessern zu können. Er gehörte, wie Otto III. und so viele berühmte Männer jener Zeit, zu der frommen Richtung, die in Frankreich und Deutschland der Sündhaftigkeit der Welt mit abstracter Frömmigkeit entgegen trat. Sie ward von den Kapetingern eben so eifrig gefördert, als von unsern deutschen Königen. Nur nahm sie im Westen, wo die Aebte von Clugny als die Mittelpuncte dieser Richtung erscheinen, sofort einen phantastischen, excentrischen Charakter an und lief einerseits im gemeinen Volke auf überspannte und fanatische Secten, andererseits unter den Geistlichen auf ein neues Mönchthum hinaus, mit den übertriebenen, vollends unnatürlichen Klosterregeln des ordo Cluniacensis. Auch in Italien entstand damals der neue Einsiedlerorden der Camalduenser. Dagegen blieb man in Deutschland, wo sowohl das Verderben als die überschwängliche Frömmigkeit minder groß war, noch bei der alten Benedictinerregel. Die deutschen Mönche wollten sich strengere Satzungen noch nicht gefallen lassen.

Einen Pfaffenknecht kann man Heinrich den Heiligen nicht nennen. Er hat die meisten Wahlen des hohen Klerus cassirt und bei der Besetzung der Bisthümer selbst auf Banndrohungen keine Rücksicht genommen. Dem Papste ward nie weniger Macht eingeräumt, als damals. Eine Synode zu Seligenstadt verbot den Büßern, sich ohne Erlaubniß ihrer Bischöfe in Rom Absolution zu holen, wo dergleichen stets für Geld zu haben war.

In der Vermehrung der bischöflichen Gewalt folgte Heinrich der Heilige den Spuren seiner Vorfahren. Bischöfe und Aebte erhielten jetzt zu ihren Grafenrechten auf den eignen Besitzungen und in ihren Städten das Grafenamt in ganzen, oft zahlreichen Gauen und konnten somit schon eine Art von geschlossenen Landesherrschaften bilden. Der Bischof von Würzburg erhielt sogar das Herzogthum in Ostfranken, Poppo von Trier, als Vormund des unmündigen Herzogs Ernst, die Verwaltung der herzoglichen Gewalt in Schwaben, wo er mit kräftiger Faust einschritt und viele Raubnester der Großen zerstörte. Bischöfe schlugen des Kaisers beste Schlachten, und bildeten seinen Kriegs- und Staatsrath. Sie sorgten am meisten nicht blos für die Autorität der Reichsgewalt, sondern auch für Wohlstand und Bildung ihrer Unterthanen. Sie bauten tüchtige Befestigungswerke zum Schutze ihrer Bürger und wehrten der Verwilderung und Ruchlosigkeit durch geistliche und weltliche Gesetze.

Damals konnte es heißen, „unter dem Krummstab ist gut wohnen." Man kann freilich nicht läugnen, daß der hohe Klerus durch seine Stellung verweltlicht wurde. Nur ist dabei zweierlei zu beachten: Erstens, daß eine rein geistige Macht, von der man heute wohl reden kann, damals sich als leere Illusion erwies und wie wir sahen, seit den Zeiten des Urchristenthums in der That nirgends bestanden hatte, so wenig im römischen, als in den germanischen Reichen. Zweitens, daß die weltliche Macht der Kirchenfürsten doch immer nur im Namen und Auftrag des Königs geübt wurde. Erst als dem Könige die Macht über seine Bischöfe entrissen war; erst als diese einem fremden, römischen Priester vollkommen untergeordnet wurden und gleichwohl deutsche Fürsten blieben, erst da stellte sich das ungermanische und unnatürliche Verhältniß geistlicher Landesherrschaften in Deutschland heraus.

Von der Sorge der damaligen deutschen Prälaten für höheres Culturleben legten außer St. Gallen, Lüttich, Fulda &c., unter Anderen auch die Schulen von Paderborn und Hildesheim glänzende Zeugnisse ab. Auch zu Bamberg und Prag blühte das Schulwesen auf, seitdem Durand und Hubald, des großen Notker von

Lüttich Schüler, sich dort als Scholastici eingefunden hatten, indeß am andern Ende des Reiches in St. Gallen Notker Labeo den Ruhm seiner Familie vollendete. Es war ein vielseitiges Geistesleben unter diesen Schweizergelehrten. Sie schwelgten im klassischen Alterthum, nannten sich nur mit antiken Namen und sprachen nur lateinisch, sie nannten die Kirche senatus populusque, ihre Kanzel rostra, den Heiland censor. Sie machten Himmelskugeln und Sterngucker. Dabei haben sie aber auch das Deutsche wacker gefördert. Notker Labeo machte nicht blos griechische Verse, er war auch der eifrigste Pfleger seiner deutschen Muttersprache, die unter seiner kundigen Hand unter Anderem sogar des Aristoteles Kategorien ausdrücken lernte. — Bernward von Hildesheim war als Schriftsteller und Maler, als Erzgießer und Baumeister für seine Zeit ebenso bedeutend wie als Staatsmann. Er ließ einheimische Arbeiter in allerlei Kunstfertigkeiten des Auslandes bilden, er ließ Musterarbeiten kommen, er selbst erfand feuerfeste Ziegelsteine, baute einen neuen noch vorhandenen Dom (die Michaeliskirche in Hildesheim) und einen Palast mit luftigen Bogengängen oder Lauben und häufiger angebrachten, obwohl noch sehr schmalen Fensterlein, sowie mit freilich noch niedrigen und gedrückten Gewölben. Noch viele andere Dome, zu Mainz, Merseburg, Bamberg, Basel, Nürnberg, Hirschau, Limburg 2c. verdanken jener Zeit ihren Ursprung; erhalten sind noch die Liebfrauenkirchen zu Halberstadt und Magdeburg und mehre Kirchen im Braunschweigischen. Von Bernward's eigner Hand soll das auf dem Domhofe zu Hildesheim stehende Kunstwerk aus Erzguß stammen, eine mit Bildwerk bedeckte Säule von 14½ Fuß Höhe und 6¼ Fuß Durchmesser, welche in 28 Gruppen das Leben Christi darstellt. In den Bibliotheken von München und Gotha befinden sich Evangelienbücher Heinrich's II. mit höchst werthvollen Miniaturgemälden, an denen die Kenner neben seiner byzantinischer Technik die reichere Erfindung und freiere, ausdrucksvollere Bewegung der Gestalten rühmen. In Bamberg, der hochbegünstigten Stadt des Kaisers, erhob sich die Elfenbeinschneiderei zur Höhe einer Kunstschule, welche in den uns erhaltenen Leistungen nach dem Urtheil der Kunstrichter der Kunstgeschichte Italiens um zwei Jahrhunderte voraus geeilt war.

Von den gebildeten Kirchenfürsten jener Zeit ist endlich auch der wichtigste Fortschritt unserer damaligen Geschichte ausgegangen, nämlich die Anbahnung gemeinsamer städtischer **Verfassungen**. Bei der steigenden Wichtigkeit des städtischen Lebens für die deutsche Geschichte werden wir demselben fortan mit wachsender Theilnahme folgen. An die Stelle der Willkür und Unbestimmtheit Verfassungen für eine Gesammtheit zu schaffen, ist seit dem grauesten Alterthum und in der deutschen Geschichte schon seit Theoderich's und Karl's des Großen Zeiten das Merkmal der größten und erleuchtetsten Männer gewesen. Die, freilich noch unscheinbaren, oft übersehenen Spuren eines ähnlichen Schaffens treten uns in der gesetzgeberischen Thätigkeit einiger Kirchenfürsten dieser Zeit entgegen, schon bei einem Adeldag in Bremen, einem Erchimbald in Straßburg, ebenso in **Köln**, **Dortmund**, **Soest**, besonders aber bei Bischof **Burchard von Worms**. Die „uralten Artikel der Stadt Straßburg", sollen von Erchimbald schon 982 in ihrer ältesten, untergegangenen Form gegeben worden sein. Die leges et statuta familiae Scti Petri, welche Burchard im Jahre 1024 seiner Stadt Worms gab, sind uns erhalten. Da sie die Rechts-Verhältnisse aller Stadtbewohner umfassen, so kann man sie schon eine städtische Gesammt-Verfassung nennen. Sie wurden gegeben in altgermanischer Weise unter Mitwirkung der Betheiligten selbst „mit dem Beirath der Kleriker, der Kriegsleute und der gesammten Familie," zu dem ausgesprochenen Zwecke, die „verschiedenartigen Rechte" sowohl auszugleichen als festzustellen; damit „Ein gemeinsames Gesetz dem Armen wie dem Reichen vor Augen stehe." Jeder Fehde zu wehren und zur Annahme des festbestimmten Wehrgeldes zu nöthigen, ist ein Recht, welches wie früher der König und dessen Graf, so jetzt zufolge des Königsbannes auch die Stadtobrigkeit hat. Es war nöthig genug; kamen doch in der Stadt Worms in Einem Jahre 35 Todtschläge vor. Gegen Willkür sollte der Vornehmste wie der Geringste geschützt sein. Der Ring des Hauses war heilig, wie vor Alters der Hof der Germanen. Ohne richterlichen Spruch sollte Keiner in seinem Hausrecht gestört werden. In uralter feierlicher Weise, ohne Waffen, mit entblößtem Haupte versammelten sich zu den ordentlichen, ungebotenen Voigtdingen die Schöffen und deren Genossen unter dem

Voigt oder Burggrafen an der Gerichtsstätte, die unter freiem Himmel, vor dem Thore oder auf einer Wiese gelegen, Raum für den gerichtlichen Zweikampf bot; für die Bewohner der innern Stadt war auch wohl der Marktplatz dazu bestimmt. Bei geringeren Sachen saß, wie vor Alters der Centner, jetzt der herrschaftliche Unterbeamte, gewöhnlich der Schultheiß, zu Gericht; wobei jedoch die Namen und Wirkungskreise dieser herrschaftlichen Ober- und Unterbeamten in den verschiedenen Städten verschieden lauten. In Köln bestanden für freiwillige Gerichtsbarkeit schon früher die Burggerichte mit ihren Schreinen. Noch sonstige städtische Beamte, Münzer, Zöllner u. s. w. gab es, die, weil sie in ihrem Verwaltungsbericht zugleich Gerichtsbarkeit übten, ebenwohl als obrigkeitliche Personen betrachtet wurden.

Den Hauptinhalt solcher alten Statuten bilden die jeder Klasse obliegenden eigenthümlichen Herrendienste, nach heutigen Begriffen hart, nach damaligen schon sehr milde; denn der unfreie Handwerker und Ackerbürger, brauchte nur noch in bedeutend ermäßigter und jedenfalls gesetzlich geregelter, und nach seinem Geschäftsbetrieb billig bestimmter Weise, durchschnittlich etwa einen Tag in der Woche für die Herrschaft zu arbeiten und da mußte er gewöhnlich verköstigt und ihm das Material geliefert werden. Kein Höriger darf dabei nach den Wormser Statuten aus seiner Genossenschaft ohne seinen Willen in eine andere, schlechter gestellte Klasse versetzt werden, wohl aber konnte er in eine bessere kommen. Reichlich wog diese günstigere Stellung der großen Masse jene Minderung auf, welche die Freien dadurch erfuhren, daß der Bischof auch an sie gewisse hofrechtliche Forderungen stellte, gegen die sie sich übrigens heftig und oft mit Erfolg sträubten. In der uralten Hauptstadt der deutschen Niederlande, in Köln, erhielt sich die zahlreiche altfreie Gemeinde in voller Geltung; da wählten sich auch die freien Innungen ihre Meister selbst; und die von den alten Geschlechtern der Richerzechheit gewählten Schöffen konnten schon als eine Art von Stadtrath betrachtet werden.

Zwar hat die unfreie Masse des Stadtvolks noch keinen Theil an der Ehre des Kriegsdienstes; ist aber auch nicht mehr wehrlos. Zwar ist ihr Eigenthum noch mit drückenden Beschränkungen belastet,

aber Eigenthum und Dispositions-Befugniß auch der Unfreien sind doch schon gewährleistet; innerhalb der ganzen Stadtfamilie nämlich gewährt das Wormser Statut auch den Hörigen volle Freiheit des Erwerbs und der Veräußerung.

Aus den bevorzugten Ministerialen, hier und da sogar nach ihrer Wahl, wurden die obrigkeitlichen Stellen besetzt. Sie bildeten, an manchen Orten mit den altfreien Geschlechtern verschmolzen, den Kern eines neuen Stadtadels, welchem nicht blos viele Lehensgüter draußen, sondern ebenso sehr auch die von ihm eingenommenen wichtigen und einträglichen Aemter in der Stadt zufielen.

So bot das städtische Leben zwar immer noch ein buntes Bild dar, in welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit deutscher Nation abspiegelte. Denn alle diese verschiedenen Elemente sonderten sich zunächst auch räumlich, je nach Stand, Beschäftigung und Nationalität von einander ab. In Regensburg war eine Römer- oder Pfaffenstadt, eine Königstadt, eine Krämerstadt, die eine mit römischen, die anderen mit germanischen Namen der Obrigkeit. Die Kriegsleute wohnten in der Burg; daran schloßen sich dann gewöhnlich zunächst die Masse der zur Burg gehörigen unfreien Handwerker an, wiederum nach ihren Verrichtungen örtlich gesondert, in der Schmiede-, Schuster-, Weber-, Fleischer-Gasse u. s. w., wo sie ihr Gewerbe auf der Gasse betrieben, während für den Handel sich die Buden und Hallen der Zünfte auf dem Markte oder an der Kirche ausbreiteten; denn dazu boten die engen Wohnungen dem immer noch an die freie Luft gewöhnten Germanen keinen Raum.

Aber über dieser Mannichfaltigkeit waltete doch nun eine gemeinschaftliche Führung, es bildete sich darin ein reges Leben politischer Gemeinsamkeit, welches auch Handel und Verkehr, Industrie und Geistesbildung eben so sehr förderte, als es von ihnen gefördert wurde. Zwar der Handel an den Ostgrenzen hatte durch die dortigen Verluste sehr gelitten. Die Elbe war wieder unsicher geworden und Magdeburg sank als Stapelplatz. In der Ostsee ließen die Wendenfalken keinen deutschen Handel aufkommen. Aber in der lustigen Pfaffenstraße des Reiches, in den vom Krummstab beherrschten, von Alters her stark bevölkerten Städten am Rhein, von Zürich und Con-

stanz an, das „alemannische Meer" und den Rheinstrom hinunter zum heiligen Köln, so genannt wegen seiner vielen Heiligenknochen; von da zu den fleißigen Friesen und in die hohe See hinaus gingen bereits stattliche Handelszüge der Deutschen und Langobarden. Die Rheinschifffahrt muß schon ansehnlich gewesen sein; denn sie vermag die Heere des Kaisers in kurzer Frist in das friesische Meer zu führen. Auch der Main wird von Handelsreisenden viel befahren. Würzburg hat einträgliche Schiffszölle. Große Rheinschiffe mit bequemen Kajüten nahmen bereits den Reisenden auf und wagten sich bis nach England, wo König Ethelred's Gesetze den Kaufleuten des Kaisers große Freiheiten einräumten. Die niederländischen Fürsten waren bei aller Fehdelust zu schlau und der Handel ihrer fleißigen in Wollentuchen und Metallarbeiten schon damals berühmten Städte war zu gewinnreich, als daß sie ihm hätten allzu großen Schaden zufügen sollen. Für den mit der Cultivirung der Ungarn steigenden Donauhandel war und blieb Regensburg der Centralpunkt. Die bedeutende Vermehrung des gemünzten Geldes seit dem gesteigerten Betriebe des Bergbaues mußte gar sehr auf den Handel einwirken; neben dem Zahlmittel von Fellen, Häuten, Wein, Wachs, Häringen ꝛc. kommen bei den Zollsätzen doch schon viele Beträge in baarem Gelde vor. — Angesehene und vornehme Stadtgeschlechter trieben Handel; man überließ ihn nicht mehr blos den jüdischen Fremdlingen, die ihn seit ihrer Einwanderung in fränkischen Zeiten so vorwiegend geübt hatten, daß Jude und Kaufmann noch gleichbedeutende Begriffe waren. Aber man verfolgte auch die Juden noch nicht mit der eigennützigen Wuth späterer Tage, und die Kirchenfürsten fanden damals Besseres zu thun, als diesen schmutzigen Fanatismus zu stacheln. Die fromme sächsische Zeit war harmloser und toleranter. Die Scheiterhaufen hatte ihr schlichter Witz noch nicht erfunden. Wir finden zu Regensburg einen Juden, dem die Mönche von St. Emmeran ein Landgut abkaufen. In Köln gibt es „ehrenwerthe jüdische Hausbesitzer", die Juden hatten ihre eignen Behörden, ihr Vorsteher führte an manchen Orten den amtlichen Titel als jüdischer Bischof, ihm standen Aelteste als Schöffen zur Seite, ihre Rechtshändel schlichteten sie in der Synagoge, und zwar, wie

alle Genossenschaften, unter dem Vorsitz des landesherrlichen Oberrichters, gewöhnlich des Burggrafen.

Städtische Einrichtungen und städtisches Gedeihen erwiesen sich bald für Wohlstand und Wehrkraft des Volkes und somit auch für das Interesse des ganzen Landes so überaus vortheilhaft, daß das gegebene Beispiel auch von anderen Herren, besonders aber von unseren Königen nachgeahmt wurde. Je trauriger und rechtloser das Leben des Landvolkes wurde, desto besser gestaltete sich die Lage des Stadtvolkes; desto größer ward die Zahl der mit Befestigung ausgestatteten Städte und wir sehen plötzlich eine Menge städtischer Orte auftauchen, die vorher gar nicht oder nur als Höfe genannt werden. Die großen Städte Deutschlands wurden dann nicht blos für Wohlstand, Bildung und Freiheit ihrer Bewohner, sondern auch für Kaiser und Reich noch eine Stütze und ein Bindemittel, als die anderen Stützen und Bänder längst zerfallen waren. Eine reiche, hoffnungsvolle Kraft war damit für unsere Geschichte gewonnen, mit der wir nun wieder getrost den kommenden Ereignissen entgegenschreiten wollen.

Sechstes Buch.

Die Zeit der salischen Kaiser. Beginnender Kampf zwischen Kaiser und Papst.

Erstes Kapitel.

Konrad II.

Wahl zu Kamba. Krönung zu Mainz. Kämpfe in Burgund, Lothringen und Italien. Wiederholte Aufstände des Herzogs Ernst von Schwaben. Sein Untergang. Siege des Kaisers über Ungarn und Polen. Anfall und Eroberung von Burgund. Unterwerfung der Wenden. Große Kämpfe in Italien gegen Heribert von Mailand. Streit der Lehnsherrn und Valvassoren. Erste Lehensgesetze. Ende des Kaisers. Charakter seiner Regierung.

Wir hatten aus der Zeit Heinrich's des Heiligen den allgemeinen Eindruck mit hinweggenommen, daß die politischen Zustände in Deutschland lahm und stockig geworden waren und das deutsche Reich Gefahr lief, ein Opfer fürstlicher Anarchie zu werden. Deutschland war jetzt so glücklich, den Anstoß zum Besseren aus seiner eignen Mitte, durch zwei große Kaiser zu erhalten, die nun auf dem Throne folgten, und das Reich noch ein Mal auf die Höhe Otto's des Großen hoben.

„Nachdem“, so berichtet uns Wippo im Leben Konrad's II., „der Kaiser Heinrich ohne Söhne zu hinterlassen gestorben war, wollte ein Jeder von den Fürsten, der nicht sowohl durch innern Beruf als durch äußere Macht hervorragte, der Erste im Reiche werden“. Doch vereinigte man sich vorläufig zu einer, im fränkischen Lande, an den Ufern des Rheines, zwischen Worms und Mainz, auf dem Königsstuhl bei Lörzweil vorzunehmenden Wahl. Dort ver-

sammelten sich nun am 8. September 1024 viele geistliche und weltliche Fürsten mit zahlreichem Gefolge. Am rechten Ufer lagerten die Ostfranken, Sachsen, Böhmen, Baiern, Kärnthner und Schwaben, am linken die rheinischen Franken, die Ober- und Nieder-Lothringer. Zu Kamba am rechten Ufer (die Fluthen des Rheines gehen jetzt über die Stätte hin) kamen zunächst die Fürsten zur Vorwahl zusammen. Nachdem von den zahlreichen Bewerbern „der eine zu alt, der andere zu jung, andere wieder zu übermüthig befunden waren, gingen von Vielen nur Wenige, und von den Wenigen endlich nur zwei aus der Vorwahl hervor.“ Sie gehörten dem fränkischen Stamme an, auf welchen die Führung Deutschlands nun wieder überging. Die schließliche Wahl sollte zwischen diesen beiden durch erlauchte Abstammung gleich ausgezeichneten Männern, den Enkeln Otto's von Kärnthen, den Urenkeln Konrad's des Rothen, des Helden vom Lechfeld, und der Liudgard, also den directen Nachkommen Otto's des Großen, entscheiden. Von diesen beiden Vettern war Konrad der Aeltere, oder wie er später genannt wurde, der Salier, ein Sohn des Grafen Heinrich, am Rheine mäßig begütert, Niemandem durch Lehen verpflichtet, und gerade deßhalb, wegen mangelnder Hausmacht und Lehensverbindung, den Fürsten am genehmsten; während die klugen Bischöfe in dem zwar armen, aber energischen, durch Tapferkeit gewaltigen und durch Gerechtigkeitsliebe beim Volke beliebten, hochfreien Manne, den rechten Schützer sowohl des Reiches als des Kirchengutes erblickten. Hieran mußte ihnen jetzt mehr gelegen sein, als an neuen Schenkungen, zu denen Konrad's Armuth freilich wenig Aussicht bot. Einigen Zeugnissen zufolge, hätte ihn schon Heinrich II. zur Nachfolge vorgeschlagen. Sein Vetter Konrad der Jüngere, welcher die Franken führte, konnte sich außer größerer Hausmacht der mütterlichen Abstammung von Karl dem Großen rühmen; sowie der Stimmung der zahlreich anwesenden Lothringer, welche seines Vetters Tapferkeit in früheren Fehden so übel empfunden hatten, daß ihre Fürsten und Bischöfe schwuren, sich Konrad dem Aelteren, falls dieser gewählt würde, nicht unterwerfen zu wollen.

Als die große Wahl beginnen sollte, trat der ältere Konrad zu seinem Vetter heran: „Da sie, sagte er, beide des Thrones würdig

befunden seien, so werde ihnen Eintracht um so besser anstehen. Wer auch von beiden in der Wahl siege, werde als König den Vetter ehren." Der Vetter war mit den Worten wohl zufrieden, Beide umarmten sich vor der Beifall rufenden Versammlung, welche nunmehr zur Wahl schritt. Des Reichs Erzkanzler, Erzbischof Aribo von Mainz, hatte die erste Stimme. Er rief Konrad den Aelteren aus. Ihm folgten die Uebrigen. Konrad der Jüngere selbst, der nur die Stimmung der Lothringer gekannt hatte, war sehr überrascht, schloß sich aber doch gleichfalls an. Die Kaiserin Wittwe Kunigunde überreichte dem Gewählten nunmehr die sorglich bewahrten Insignien. Die Versammlung aber brach alsbald in festlichem Zuge den Rhein hinab nach Mainz zur Krönung auf.

Wie Konrad seine Aufgabe faßte, davon gab er sogleich eine deutliche Probe. Auf dem Zuge zur Kirche traten ihn drei geringe Leute mit ihren Klagen an. Unwillig wollten die Fürsten wehren. Doch der König hielt an: „ich trete ein schweres Amt an, und die Pflichten, die es mir auflegt, leiden niemals Aufschub." Erst als er die Klagen angenommen und das Nöthige sogleich verfügt hatte, zog er weiter zur Kirche. Erzbischof Aribo vollzog die Weihe. Er forderte den Gewählten auf, der Pflichten seines Amtes stets eingedenk zu bleiben, als da sind: Friede und Gerechtigkeit zu wahren, und die Schwachen und Verlassenen zu schützen. Konrad war zu Thränen gerührt; ehe er die Weihe empfing, verzieh er laut seinen früheren Feinden. Dann zog die Versammlung zum Bankett in die Pfalz. „Bischöfe, Herzöge und Fürsten, Bannerführer, gemeine Ritter sowie überhaupt alle Freien von einigem Belange" leisteten hier dem Könige ihren Treuen-Eid. Auch die Lothringenschen Fürsten, die sich Anfangs unwillig zurückgezogen, traten schließlich der Wahl bei. Zu Aachen hielt der König nach alter Sitte auf dem Kaiserstuhl Karl's des Großen seine erste Reichsversammlung. Als er zu Weihnacht in Minden Hof hielt, leisteten auch diejenigen sächsischen Großen, welche zu Mainz gefehlt hatten, ihre Huldigung, wogegen Konrad gleich seinem Vorgänger Heinrich ihr Volksrecht, oder wie es Wippo zu nennen beliebt, das „höchst grausame Gesetz der Sachsen" ausdrücklich gewährleistete.

Indeß waren während des Interregnums die Nebenlande wieder sämmtlich vom Reiche abgefallen. Auf die erste Kunde von Heinrich's Tode hatte sich Boleslaus der Rothe eine geweihte Königskrone aufgesetzt, Rudolph von Burgund, von seinen Fürsten gedrängt, erklärte den Vertrag, den er mit Kaiser Heinrich geschlossen, für erloschen. Die langobardischen Fürsten boten gar die Kaiserkrone aus, erst dem König Robert von Frankreich, dann dessen Sohn Hugo, dann dem berühmten Wilhelm von Aquitanien. Einen einheimischen König vermochte das zerrissene Italien nicht aufzustellen. Die Pavesen zerstörten die neu erbaute kaiserliche Pfalz. Den weltlichen Fürsten kam es dort hauptsächlich darauf an, mit fremder Hülfe sowohl die Herrschaft des deutschen Königs abzuschütteln, als die bischöflichen Territorien zurück zu erlangen. Um so lebhafter nahmen die lombardischen Bischöfe für Konrad Partei. Heribert von Mailand, ihr stolzer Primas, erschien mit Anderen am 6. Juni 1025 zu Con- 1025
stanz, um ihn unter eidlichem Treuengelöbniß, zur Heerfahrt nach Italien aufzufordern, als eben der Feldzug gegen Burgund begonnen hatte. Konrad versicherte sich jedoch zunächst durch die Einnahme von Basel der burgundischen Grenzgebiete, dann stritt er im September an den ostsächsischen Grenzen. Im December schon steht er wieder 1026
am Rhein und erscheint dann mit Heeresmacht mitten in Lothringen, um die mittlerweile von den Franzosen weitläufig angezettelte Empörung im Keime zu ersticken. Der König Robert von Frankreich und sein Sohn Hugo waren nämlich zwar viel zu kraftlos, um Deutschland in Italien zu bekriegen, sie schlugen die von den italischen Großen dargebotene Kaiserkrone aus; wohl aber hatten sie wieder ein Mal die lüsternen Blicke nach Lothringen geworfen. Die Verstimmung des unterlegenen deutschen Thronbewerbers und seiner Lothringenschen Genossen kam ihnen zu Statten. Auch den Stiefsohn des Königs, den unmündigen Herzog Ernst von Schwaben, Gisela's Sohn, brachten sie auf ihre Seite. Er hatte Erbansprüche auf die burgundische Krone und hätte daher die Macht seines königlichen Stiefvaters gern geschwächt. Wilhelm von Aquitanien sparte inzwischen kein Geld, um einen Brand in Deutschland anzurichten, der ihm vielleicht den Besitz von Italien verschaffen könne. Während der kluge Herr sich nach

Italien begab, um die Verhältnisse zu prüfen, flossen seine Subsidiengelder an den französischen Hof, zur Förderung der Pläne gegen Deutschland. Aber das ganze Gewebe wurde durch Konrad's schnelle Faust zerrissen. Als er so unerwartet in Lothringen erschien, kamen ihm die dortigen Bischöfe bereitwillig zu Hülfe, denn sie hatten doch bei jeder Niederlage des Reiches am meisten zu besorgen. Die Herzöge Thiederich und Gozelo mußten froh sein, am Weihnachtsfeste Verzeihung zu erlangen. König Rotbert, der schon mit seinen Kriegern an der Grenze in Flandern stand, zog sich alsbald zurück. Die edle Gisela vermochte auch ihren Sohn, des Stiefvaters Verzeihung zu erbitten, der ihm dafür großmüthig eine reiche Abtei (Kempten) zu Lehen gab. Nunmehr konnte Konrad, wiederholt und dringend vom italischen Klerus, insbesondere auch vom Papste Johann XIX., zu Hülfe gerufen, sich nach Italien wenden.

Schon in der Mitte des Februar war der König mit Heeresmacht in Verona. Der kluge Herzog Wilhelm hatte Italien wieder verlassen, bereichert um eine sehr nützliche Erfahrung: daß nämlich die eiserne Krone der Italiener eine trügerische Gabe sei. Er schrieb den Italienern ab. Im März zog Konrad in Mailand ein und ward von Heribert gekrönt. Das hatten die Vorgänger nicht für nöthig gehalten. Es war offenbar ein nationales Zugeständniß an die stolzen Mailänder. Konrad nennt sich auch wieder in Urkunden König der Franken und Langobarden. Pavia aber verschloß ihm die Thore und trotzte einer zwölfmonatlichen Belagerung. Schon vorher hatten sich die Pavesen durch eine Gesandtschaft in Deutschland wegen der Zerstörung des Palastes entschuldigen lassen, die sie mit Geld sühnen wollten. Der Tod des Kaisers Heinrich, so stellten sie vor, habe sie ihres Gehorsams entbunden. „Der König stirbt, nicht das Reich; der Steuermann, nicht das Schiff" hatte Konrad erwiedert. Erst als das Land rings verwüstet, die Burgen gebrochen, und der letzte Wi-
1027 derstand bewältigt war, ergab sich auch jene trotzige Stadt. Das deutsche Heer litt freilich schwere Verluste, sowohl von Hitze und Krankheiten, als von wiederholten Empörungen der Italiener. Am 22. März 1027 hielt Konrad in Rom einen glänzenden Einzug; am 26. empfing er mit der Gemahlin die Kaiserkrone in Gegenwart des

Königs von Burgund und Kanut des Großen von Dänemark und England. Mit diesem berühmten Herrscher hatte Konrad schon im vorigen Jahre eine enge Verbindung geknüpft, die wohl vornehmlich gegen das bis zur Ostsee ausgreifende Polen und überhaupt gegen den Nordosten gerichtet, die deutschen Grenzen sicher stellen sollte. Als die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark ward hier die Eider bestimmt. Eine eheliche Verbindung des deutschen Königssohnes mit der Tochter des Dänenkönigs, Kunhild, befestigte demnächst die Allianz. Auch in Rom wiederholten sich, gerade wie kurz vorher zu Ravenna, die Mordscenen von Pavia. Um eine streitige Rindshaut kam es am Osterfeste zur fürchterlichen Schlacht. Aber der furor teutonicus siegte endlich und die Römer mußten barfuß, das bloße Schwert um den Hals gehängt, um Verzeihung bitten. Im Laufe des April durchzog Konrad noch ganz Unteritalien. Die normannischen Kriegsleute, die sich dort aufhielten, wurden seine Lehensleute; ihr Führer Raimund gründete an wüstem Orte Aversa, die erste normännische Besitzung in Italien.

Man war erstaunt über den armen fränkischen Grafen, der als König in kürzester Frist wie ein Gewitter über die Welt gefahren war, von den Niederlanden und den polnischen Grenzen bis nach Calabrien. Die Römer waren überzeugt, er stehe mit dem Teufel im Bunde, besonders da sie sahen, wie geschwind er mit den gefürchtetsten und vornehmsten Räubern des Landes fertig wurde. Indessen hatte aber in Deutschland der fürstliche Aufruhr das Haupt erhoben. Graf Welf, der reichste Grundbesitzer im Schwabenlande, plünderte dem Bischof von Augsburg, während dieser im italischen Feldzug beschäftigt war, die Stiftsgüter und verwüstete die Stadt. Herzog Ernst von Schwaben hatte die ihm geschenkten Güter dazu benutzt, Genossen zu werben und dem großmüthigen Stiefvater mit argem Undank zu lohnen. Er fiel in Burgund ein, wo er Solothurn befestigte, und verwüstete weit und breit die Besitzungen königlicher Grafen und Aebte. Aber schon kehrte der Kaiser über die Alpen zurück. Nachdem er im Juni eine Versammlung der Baiern zu Regensburg gehalten, nach herkömmlicher Wahl das erledigte Herzogthum Baiern seinem Sohne Heinrich verliehen, und durchgreifende Maßregeln zur Re-

stituirung der königlichen Güter und Einkünfte in Baiern getroffen hatte, eilte er nach Schwaben. Von Augsburg aus berief er noch auf den Juli einen Reichstag nach Ulm. Der Uebermuth des Herzogs Ernst ging so weit, daß auch Er seine Vasallen versammelte, und mit ihrem Heeresgefolge nicht wie ein Angeklagter, sondern wie ein trotziger Gegner auf der Versammlung erschien. Als ob es keinen König, sondern nur noch Fürsten und Lehensherren im Reiche gebe, ermahnte er sie an ihren Dienst-Eid, und „daß sie ihre Lehen nicht durch Untreue verscherzen möchten“ u. s. w. Indeß die Schwaben ließen sich dies Mal nicht irre führen. Konrad hatte der Welt zu deutlich gezeigt, daß es allerdings noch einen König im Reiche gebe. „Wären wir Eure Knechte“, erwiederten die Grafen Friedrich und Anselm, „so würden wir Euer sein; da wir aber freie Männer sind, so können wir unsern König, den höchsten Schützer der Freiheit, nicht verlassen, ohne unsre Freiheit Preis zu geben, die kein Ehrenmann anders als mit dem Leben verlieren mag. Wir sind Euch durch Eid nur soweit verflichtet, als Euer Recht geht, und niemals gegen den König, der Euch selbst eingesetzt hat.“ — — Im Fürstencarcer zu Giebichenstein hatte nach dem Spruche der Richter der Schwabenherzog Muße, über diese trefflichen Worte nachzudenken. Die Burgen seiner Mitschuldigen wurden zerstört. Der eigne Bruder des Kaisers, Gebhard, mußte nach dem Spruch einer Frankfurter Synode die Waffen abthun und Priester werden. Konrad der Jüngere, minderer Schuld überführt, ward zu leichter Haft verurtheilt, wurde zwar bald begnadigt, mußte aber seine stärksten Burgen niederbrechen sehen. Die am
1028 nächsten Osterfeste zu Aachen erfolgte Krönung Heinrich's von Baiern, des eilfjährigen Sohnes des Kaisers, gab der Reichsregierung, die in so gewaltiger Hand wieder kräftig auflebte, eine neue Bürgschaft der Dauer. Konrad trug jetzt, von den Wenden und Sachsen gerufen, seine Waffen nach Polen gegen den Thronräuber Miesko, der die deutschen Grenzbezirke furchtbar heimgesucht hatte, aber in den polnischen Wäldern und Sümpfen verirrte sich das Heer, lag dann vergebens vor Bautzen und kehrte ohne Erfolge zurück. Das machte den mit allerlei schlechten Gesellen aus dem sächsischen Adel zusammen hängenden Polenherzog so kühn, daß er, von diesen Landesverräthern,

darunter dem Sohn eines Markgrafen, geführt, im Januar in das 1030
Land zwischen Elbe und Saale einfiel, über hundert Dörfer verbrannte, Mord und Gräuel aller Art übte, und Tausende in die Sclaverei schleppte, darunter den Bischof von Brandenburg. Das Land ward zur Einöde. Ehe der Kaiser Vergeltung üben konnte, nahmen ihn wichtigere Vorgänge in Anspruch.

Ernst von Schwaben, dem Konrad, der Mutter zu Liebe, zum zweiten Male verziehen, und auf der Reichsversammlung zu Ingelheim 1030 sogar das Herzogthum zurückgegeben, hatte ihm zum dritten Male mit Aufruhr gedankt. Er weigerte sich, gegen seinen wegen Räuberei und Hochverraths verurtheilten Genossen, den Grafen Werner von Kyburg einzuschreiten. Das, meinte er, sei ein Verrath an der Freundschaft. Aber nun ging auch die Langmuth des Kaisers gegen den übermüthigen Knaben zu Ende. Einstimmig sprach die Versammlung die Acht über ihn aus, die Bischöfe excommunicirten ihn, der Kaiser nahm ihm seine Würden und Güter, die eigne Mutter Gisela erklärte laut, daß sie dem verblendeten Sohne nicht weiter helfen könne. Der floh mit seinen Genossen erst ins Ausland zum Odo von Champagne, dem Feinde Deutschlands, dann trieb er sich im Schwarzwalde herum und lebte dort auf einem unzugänglichen Felsenneste, dem Falkenstein, in den Schluchten der Hölle, „einige Zeit ganz erbärmlich vom Raube"*). Der Wachsamkeit des Grafen Mangold von Nellenburg mit den Kriegsleuten von Reichenau gelang es endlich, die fürstlichen Raubgesellen in einem Walde zu umzingeln und nach verzweifelter Gegenwehr zu erschlagen.

Indeß war der König mit dem Herzog Brzelislav von Böhmen nach Ungarn gezogen. Grenzkriege seines Markgrafen Albrecht von Oesterreich waren der nächste Anlaß. Auch hatte Stephan der Heilige einer deutschen Gesandtschaft den Durchgang verweigert, was ihm freilich kaum zu verargen war; denn jenes Gesandtschaftspersonal bildete einen ganzen Heerhaufen und zog mit zahlreichen Rinder-, Schweine- und Schafheerden einher. Stephan's Stellung war ohnedies eine schwierige; nur mit Hülfe einer deutschen Leibwache erhielt er sich auf dem Throne.

*) So sahen es die Zeitgenossen an. Was in späterer Zeit die Dichter der Fürstenhöfe davon gesungen haben, gehört nicht in die Geschichte.

Dem Kaiser stellte er keine andere Abwehr entgegen, als durch An-
ordnung allgemeiner Gebete und Fasten. Besseren Schutz gewährten
1031 ihm die ungarischen Sümpfe. Als Konrad bis zur Fischa und Raab
gekommen war, mußte er wieder umkehren. Doch suchte und erlangte
Stephan den Frieden. Nunmehr zog Konrad im Herbste wieder ge-
gen Miesco von Polen; obwohl sein aus Sachsen bestehendes Heer
nur gering war, so zwang er doch jetzt den Feind zur Herausgabe
aller Beute und der Gefangenen, sowie verschiedener Festungen an der
Grenze. Vier Wochen nachdem Miesco den Frieden mit Deutsch-
land wieder erlangt, ward er von seinem zurückgekehrten Bruder Bez-
brim verjagt, der als Zeichen seiner Unterwürfigkeit alsbald seine
Krone dem Kaiser sandte. Miesco floh zum Böhmenherzog Ulrich,
der niederträchtig genug war, des Kaisers Verzeihung für die verwei-
gerte Heeresfolge gegen Ungarn durch die angebotene Auslieferung
des Flüchtlings zu verdienen. Doch Konrad wies das elende Anerbieten
zurück mit den Worten: „er werde den Feind nie vom Feinde erkau-
1032 fen.“ Als nun schon im nächsten Jahre Bezbrim ermordet und
Miesco wieder Polenherzog geworden war, da erklärte er, sich jeder
Bedingung fügen zu wollen, wenn ihm der Kaiser seine Gnade ge-
währe. Er ward am 7. Juli zu Merseburg gnädig empfangen und
mit dem Herzogthum Polen belehnt, nachdem Konrad jedoch eine
Theilung des Landes zwischen den Brüdern vorgenommen, auch des
Boleslaus wendische Eroberungen wieder von Polen abgetrennt und
den Markgrafen von Lausitz und Meißen untergeben hatte. Theils
durch diese Vorgänge, theils durch innere Zwiste sank Polen wieder
auf einige Zeit in Bedeutungslosigkeit zurück.

In demselben Jahre, wo Deutschland auf dieser Seite Verlornes
zurück gewann, starb König Rudolph der Feige in Burgund. Als er
seinen Tod nahe fühlte, sandte er dem Kaiser die Krone mit den bur-
gundischen Reichsinsignien. Jedoch mußte Konrad diese Erbschaft erst
erobern; denn der benachbarte Graf Odo von Champagne war ihm
1033 in der Besitzergreifung zuvorgekommen. Noch im Winter eilte Konrad
nach Basel und Solothurn. Die Eifersucht der burgundischen Gro-
ßen kam dem Kaiser zu Statten. Aber die Strenge des Winters hin-
derte weitere Fortschritte. Da hatte der Kaiser den klugen Einfall,

den Gegner im eignen Lande aufzusuchen und die Schweizer-Berge in den Ebenen der Champagne zu erobern. Im Einverständnisse mit dem König Heinrich von Frankreich, der zur Demüthigung seines übermächtigen Vasallen um so lieber die Hand bot, als ihm der Kaiser dafür die Tochter zur Gemahlin verhieß, fiel Konrad im Frühling in Frankreich ein und verwüstete die Champagne, so daß Otto um Frieden bat und die burgundischen Städte herauszugeben versprach. Der Kaiser entließ nun das Heer; aber Otto behielt die burgundischen Städte. Jetzt zog Konrad aus ganz Deutschland und Italien eine gewaltige 1034 Macht zusammen. Unter der Führung des Erzbischofs Heribert von Mailand und des Markgrafen Bonifaz von Tuscien kamen die Italiener über den St. Bernhard und vereinigten sich bei Genf mit den unaufhaltsam vordringenden Deutschen. Der Graf von Genf öffnete den Deutschen die Thore, Murten ward von Bonifaz erstürmt. Die Großen aus Wälschburgund bequemten sich endlich unter dem Erzbischof von Lyon zur Huldigung. Doch nahm Konrad als Pfand ihrer Treue zahlreiche Geißeln nach Sachsen mit.

Blutige Händel der Sachsen und Wenden riefen den Kaiser ins Wendenland. Da beide Theile das Gottesurtheil des Zweikampfes anriefen, so genehmigte er, daß jede Nation einen Kämpfer aus ihrer Mitte stelle. „Der Christ," so erzählt Wippo, der treffliche Kaplan, „verließ sich auf den bloßen Glauben, ohne gerechte Sache, der Heide hatte zwar nicht den Glauben, wohl aber die Wahrheit für sich; daher siegte der letztere. Das hob den Muth der Heiden gewaltig; wäre der Kaiser nicht im Lande gewesen, sie würden alsbald über die Christen hergefallen sein." Konrad baute zum Schutze Sachsens noch die Feste Werben und verpflichtete die sächsischen Fürsten mit einem Eide, gegen die Heiden einträchtig zu bleiben. Da jedoch schon im nächsten Jahre die Liutizen wieder aufstanden und die Besatzung von Werben erschlugen, so erließ Konrad von Bamberg aus ein großes Aufgebot und erschien bald nachher an der Elbe. Es folgte ein mörderischer, auf beiden Seiten mit Grausamkeit geführter Krieg, wie ihn seit vierzig Jahren das Wendenland nicht mehr gesehen hatte. Konrad selbst kämpfte oft bis an die Schenkel im Moraste steckend. Das ganze Land ward bezwungen. Die Liutizen versuchten keinen Wider-

1036 stand mehr. Sie stellten Geißeln, zahlten die Kriegskosten und leisteten wieder wie vor Alters dem Reiche Zins. Doch behielten sie jetzt ihren Glauben.

Die schwersten Kämpfe und die wichtigsten Maßregeln Konrad's blieben den letzten Jahren seines thatenvollen Lebens vorbehalten. Der Schauplatz derselben war Italien. Erzbischof Heribert von Mailand, „auf dessen Wink ganz Italien gehorchte", bis dahin des Kaisers beste Stütze, trat ihm an der Spitze der volkreichen und kriegerischen Stadt Mailand feindselig entgegen. Der Kampf war entstanden, weil Konrad sich der Valvassoren Italiens, nämlich der niederen Lehensträger im Streite gegen ihre Lehensherren, insbesondere gegen den Heribert, angenommen hatte. Es war aber für den Kaiser unabweisliche Pflicht geworden, die Verhältnisse der Lehensträger, die überall, auch in Deutschland, eine Quelle unendlicher Fehden waren, endlich zu ordnen. Die Valvassoren des Heribert hatten so eben noch, in der Stadt Mailand geschlagen, dann durch die Ritter der Umgegend verstärkt, ihm bei Lodi eine mörderische Schlacht geliefert. Beide Theile riefen die Gerechtigkeit des Kaisers an. Heribert verklagte seine Gegner als Aufrührer. Die Ritter klagten laut über die Willkür des Erzbischofs. Wenn der Kaiser ihnen nicht helfe, so würden sie allein Gesetze machen. Da rief Konrad: „Ich werde Italien, dem nach Gesetzen dürstet, sättigen." Mit Heeresmacht erschien er noch in demselben Win-
1037 ter in Italien und erklärte auf der Reichsversammlung zu Pavia, daß er entschlossen sei, sich eines jeden Unterdrückten anzunehmen. Fortan solle in allen Gerichten Italiens nach festen Gesetzen verfahren werden. Er selbst eröffnete sogleich das Gericht. Eine Menge Kläger traten vor, auch Lehensleute des Heribert. Das brachte den stolzen Herrn so auf, daß ihm der Zorn die Stimme erstickte. Er erklärte, sich zu andrer Zeit vertheidigen zu wollen. Lautes Murren in der Versammlung. Heribert war ohnedies vielfacher Umtriebe verdächtig; auch die jüngst stattgefundene Vertreibung des Papstes Benedict IX. aus Rom sollte er veranlaßt haben. Der Kaiser ermahnte ihn, sich dem Spruche der Fürsten lieber gleich zu fügen. Da, vom Zorn übermannt, „vom geistigen Hochmuth aufgeblasen," rief Heribert aus: „Was ich im Eigenthum des heiligen Ambrosius gefunden und

ihm dazu erworben, das lasse ich mir von Niemandem absprechen!" „Auch nicht vom Kaiser?" riefen einige Stimmen. „Auch nicht von Kaiser und König!" rief Heribert. Da ward es todtenstille im Saale und der Kaiser erhob sich vom Thron und befahl, den Erzbischof von Mailand zu verhaften. Kein Italiener wagte, die Hand an den gefürchteten Herrn zu legen. Einige deutsche Ritter traten vor und führten ihn hinweg. In großer Bestürzung löste sich der Reichstag auf. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht durch Italien, die Priester ordneten Trauerfasten an und reizten die Leidenschaften des Volkes auf; die Freunde und Anhänger des Heribert erhoben sich; die Sache ward zur Nationalangelegenheit und ergriff den Klerus, auch einen Theil des Adels und der Städter, mit gleicher Gluth. Ueberall eilte man zu den Waffen. Da einige Abgeordnete vor dem Kaiser erschienen und Heribert's Freilassung forderten, sich selbst als Geißel darbietend, so behielt er auch diese in Haft. Heribert ward dem Erzbischof von Ravenna und dem Herzog Konrad von Kärnthen zu ehrenvoller Bewachung übergeben. Doch an der Trebia, bei Piacenza, gelang ihm auf schnellen Rossen die Flucht, nachdem eine gastfreie Aebtissin aus der Nachbarschaft den Deutschen süße Weine ins Lager geschickt, und ihre Dienerschaft der Wache des Gefangenen zum Nachtisch beim Spiel und Nüsseschmausen so lange zugetrunken hatte, bis Alle in Trunkenheit versunken waren. Das war ein harter Schlag für den Kaiser; denn jetzt stellte sich Heribert an die Spitze des Aufruhrs. Zwar erklärte ihn ein Fürstentag in die Acht und entsetzte ihn des Erzbisthums, aber gegen die 300 Mauerthürme Mailands war wenig auszurichten. Von der Hitze bedrängt, mußte der Kaiser die Belagerung Ende Mai aufheben. Doch gab er, am Tage des Aufbruchs, noch im Lager das erste Lehensgesetz für Italien; schlimmer für Heribert, als eine verlorne Schlacht: denn es verschaffte seinen Lehensleuten für immer den erblichen Besitz ihrer Lehen. Indessen hatte der schlaue Erzbischof den Odo von Champagne zum Kriege aufgestachelt. In Lothringen, Burgund und Italien sollte der Kaiser zu gleicher Zeit angegriffen werden. Odo hatte auch Commercy in Lothringen bereits verbrannt und bedrohte Aachen, während von Italien her die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza schon auf dem Wege nach Burgund, dem

verabredeten Mittelpunkt des Krieges begriffen waren. Aber diesmal ward der Kaiser durch seine Fürsten gut bedient. Herzog Gozelo von Lothringen erschlug den Odo am 15. November in der Schlacht, indeß die Markgräfin von Susa, eine Verwandte des Kaisers, die Bischöfe auf der Durchreise ergreifen ließ und dem Kaiser auslieferte, der sie nach Deutschland in Haft schickte. Ein Aufstand in Parma kostete hingegen vielen Deutschen das Leben. Dafür wurden die Mauern der Stadt
1038 niedergerissen. Im Frühling führte Konrad den Papst Benedict IX. nach Rom zurück. Dann befreite er Apulien von dem räuberischen Pandulf von Capua. Ganz Italien war wieder unterworfen, überall wurden die alten Ordnungen und Gesetze hergestellt. Nur Mailand blieb unbesiegt und der Kaiser hatte den besten Theil des Heeres durch Seuchen und Schlachten eingebüßt. Zur Fortsetzung des Kampfes gegen Heribert verpflichteten sich die italischen Fürsten. Krank kehrte Konrad heim ins Vaterland. In Solothurn hielt er einen burgundischen Landtag ab und ließ die dortigen Großen seinem Sohne huldigen, dem er zuvor auch das Herzogthum Schwaben gegeben. Dann hielt er, obwohl schwer an Podagra und Fieber leidend, Gericht in Franken, Sachsen und Friesland, bis ihn endlich am Pfingst-
1039 tage 1039 zu Utrecht das körperliche Leiden überwältigte. Er starb am 4. Juni, mit großer Fassung, unter weisen Ermahnungen an den Sohn und Nachfolger. In der Lieblingsstadt seines Geschlechtes, zu Speier im Dome, den er selbst neu gegründet, ward er begraben. Sein Sohn, König Heinrich, trug, der Sitte gemäß, mit den Fürsten die Bahre selbst durch die Klosterkirchen der Städte, durch welche ihr Weg führte.

Nur fünfzehn Jahre hatte Konrad II. regiert; arm, ohne Hausmacht, in einer zwieträchtigen Zeit zur Führung berufen, fand er das Reich an den Grenzen schwer bedroht und die Fürsten in voller Anarchie; und wie ganz anders sah es jetzt bei seinem Ende aus. Im Osten waren die alten Grenzen, die Otto der Große abgesteckt, zum großen Theile zurückgewonnen, Polen und Böhmen waren Reichsländer, die Ungarn waren tributair, die Könige von Dänemark und Frankreich durch enge Allianzen an den Kaiser geknüpft, ein reiches Ländergebiet von den Schweizerbergen bis zum mittelländischen Meere sah

über seinen stolzen Fürsten wieder einen deutschen Kaiser Gericht halten. Die übermüthigen Herzöge Deutschlands waren wieder verschwunden; denn Konrad hatte ausgeführt, was selbst Otto der Große nur versuchte, er hatte die Herzogthümer fast sämmtlich eingezogen, d. h. sie seinem Thronerben gegeben. Nur das wiedervereinigte Lothringen war dem getreuen Gozelo geblieben und in Sachsen hatte der Billinger Bernhard sein herzogliches Erbe behalten. In Baiern ließ Konrad genaue gerichtliche Ermittelungen der dem Reiche entzogenen Güter und Einkünfte anstellen. Die natürlichen Stützen der deutschen Einheit, die Bisthümer und Städte, hatte auch Konrad sorglich gepflegt. Aber er hatte neue dazu gewonnen. Nämlich den untern Vasallen, welche, wie wir einst in Schweinfurt sahen, vergessen hatten, daß es einen König im Reiche gebe und welchen ein Ernst von Schwaben drohen konnte, daß er ihnen die Beneficien nehmen würde, wenn sie nicht gegen den Kaiser rebelliren wollten, diesen brachte Konrad jetzt Kaiser und Reich durch ein wirksames Mittel in Erinnerung. Er sicherte ihnen, gewiß nicht bloß in Italien, die Erblichkeit ihrer Lehen förmlich zu und schützte sie gegen die Willkür ihrer Herren. Von seinem Sohne, Heinrich III., ist ein dahin einschlagendes Gesetz auch für Deutschland vorhanden. Niemandem sollte ferner ohne den Spruch seiner Lehensgenossen und vorbehaltener Berufung an den König das Beneficium entzogen werden. Damit, bemerkt Wippo, hat Konrad die Kriegsleute im Reiche gar sehr an sich gefesselt. Für Freiheit und Wohlstand war solche Ordnung ein Gewinn: denn das Dienstgut ward dem Freigut genähert, folglich besser gepflegt und dies mußte auf Ackerbau und Verkehr wohlthätig zurückwirken.

Eine zerfahrene, der Willkür der Mächtigen Preis gegebene Zeit hat Konrad als Richter und Gesetzgeber wieder aufgerichtet. In Deutschland hat man eine wichtige Reichskriegsordnung auf ihn zurückgeführt. Seinen Thronerben ließ die Mutter Gisela schon als Kind die Gesetze fleißig studiren. Erhalten ist uns von Konrad ein strenges Verbot des in Sachsen wieder vorgekommenen Mißbrauchs, Leibeigene zu verkaufen, „als wären sie unvernünftiges Vieh". Die römischen, die langobardischen und die kaiserlichen Gesetze lebten in

Italien wieder auf. Durch die rechtskundigen Pfalzrichter zu Pavia und die berühmte Kathedralschule zu Ravenna nahm das Studium der Rechtswissenschaften damals, wo man die unter dem Namen Lex Lombarda bekannte Rechtssammlung zu veranstalten begann, einen neuen Anlauf. Ordnung und Sicherheit thaten allenthalben Noth. In Frankreich führte in Ermangelung weltlicher Hülfe das Elend zu kirchlichen Nothmitteln. Die Kirche verkündete dort die überschwängliche Idee eines ewigen Gottesfriedens, welche jedoch, obwohl mit großem Enthusiasmus aufgenommen, sich als unpraktisch und ungerecht herausstellte, weil bei mangelnder Selbsthülfe die frechsten Räuber es nur um so ärger treiben konnten. Deshalb ermäßigte man den Gottesfrieden zu einem Waffenstillstand Gottes, der Treuga Dei. Bei Strafe des Kirchenbannes sollte nach den Beschlüssen dortiger Concilien in den Fastenzeiten und an Feiertagen, so wie allwöchentlich vom Sonnenuntergang des Mittwochen bis zum Sonnenaufgang des Montag jede Fehde ruhen. Für so seltsame Neuerungen hatte Deutschland weder Sinn noch dringendes Bedürfniß. Hier gab es noch einen Nationalkönig, der die Unterdrückten gegen den Uebermuth der Mächtigen schützte.

Freilich, streng und scharf ging Konrad II. durch die Welt. „Die Zeitgenossen," so klagt ein Chronist, „hatten keine rechte Empfindung dafür, was die Tugend und Thätigkeit dieses Mannes für das Vaterland zu bedeuten habe." Den Fürsten, besonders den sächsischen, war sie höchst unbequem und verhaßt. Wippo hat aber nicht Unrecht, wenn er seinen König an Kraft und Staatsklugheit mit Karl dem Großen vergleicht. Den Späteren ward Konrad's Nachruhm durch den Glanz seines Sohnes verdunkelt. Aber Konrad II. war es, der die weiten Linien zog und die Grundlagen legte, auf denen unter Heinrich III. das deutsche Reich noch ein Mal, zum letzten Male, sich zur stolzesten Höhe erhoben hat.

Zweites Kapitel.

Heinrich III.

Kriege in Böhmen und Ungarn. Neue Reichsherzöge. Auswärtige Verbindungen. Höhepunkt der deutschen Macht. Römerzug. Absetzung der römischen Päpste. Erhebung deutscher Päpste. Kaiserkrönung. Revolution in Ungarn. Aufruhr der niederländischen Fürsten. Neue Feldzüge nach Ungarn. Empörung des Konrad von Baiern. Eroberung Flanderns. Gotfried von Lothringen in Italien. Verschwörung der bairischen Fürsten. Gefährlicher Zustand des Reiches. Ende des Kaisers. — Rückblick und Uebersicht der Weltlage.

Dank der Vorsorge seines Vaters gelangte der bereits seit elf Jahren gekrönte, jetzt 22 Jahr alte Heinrich III. (der Schwarze) ohne Wahlerschütterungen auf den deutschen Thron. Es bedurfte auch keines Bürgerkrieges, um ihn zu behaupten, denn die Herzogthümer Süddeutschlands waren eingezogen und Burgund ehrte den Heinrich bereits als seinen König. Auch Heribert von Mailand erschien am Osterfeste 1040 zu Ingelheim und erlangte Friede und Versöhnung, 1040
Heinrich dagegen die allgemeine Huldigung auch der Italiener. Nur im Osten gab es Feinde zu bekriegen. Der Böhmenherzog Bretislav verweigerte Huldigung und Tribut und die geforderte Rechenschaft wegen schweren Frevels; denn er hatte nicht nur das durch Bürgerkriege zerrissene Polen geplündert und die Bischofssitze Krakau, Posen, Gnesen verbrannt, sondern auch aus dieser letztern Stadt die Reliquien des heiligen Adalbert nach Prag entführt. Darauf drang der König mit seinem Bannerträger, Graf Werner von Hessen, voll jugendlichen Ungestüms in Böhmen ein, sah sich aber bald in den Schluchten des Böhmerwaldes eingeschlossen und fast wäre es wahr geworden, was der Herzog ihm hatte melden lassen, „in Böhmen sei Raum genug, manches Heer zu begraben". Viele Grafen und Herren, auch Werner von Hessen, fielen und obwohl die Deutschen vor jeder Schanze siegten, auch Markgraf Eckard von Meißen durch das Erzgebirge vordrang, mußte Heinrich doch froh sein, als ein Eremit aus Thüringen dem Heere einen rettenden Pfad durch die Wildniß zeigte, auf dem es wieder heim kam. Vorsichtiger und erfolgreicher ward der Feldzug folgenden Jahres erneuert. Von beiden Seiten erschienen, hier Hein- 1041

rich mit den Baiern, dort Eckard mit den Thüringern, vor Prag. Von Süden her rückte Luitpold von Oesterreich vor. Da fielen die Böhmen dem Bretislav ab, der sich nun zum Frieden bequemte, schwere Bußen und die rückständigen Tribute zahlte, den Sohn und die vornehmsten Diener als Geißel gab. Im Triumph kehrten die Deutschen auf den von Bretislav nun selbst geebneten Wegen wieder heim. Luitpold erhielt als Auszeichnung das köstlich geschmückte Roß des Böhmenherzogs. Der erschien nach 20 Tagen mit seinen Großen zu Regensburg, warf sich barfuß und im Büßerkleide dem König zu Füßen, lieferte die Fahne ab und entsagte seinen Würden. Auf die Fürbitte der Fürsten hob ihn der König auf und gab ihm das Herzogthum zurück. Nach dem böhmischen Kriege folgten drei große Feldzüge gegen Ungarn. Dort war nach Stephan's des Heiligen Tode (1038) Peter, ein Verwandter des deutschen Kaisers, ein wüster Tyrann, gefolgt und nach drei Jahren von den Ungarn verjagt worden. Er suchte nun Hülfe in Deutschland. Sein Nachfolger Ovo stellte
1042 den Götzendienst her, jagte die Deutschen aus dem Lande und fiel sengend und brennend und viele Einwohner fortschleppend, in Oesterreich und Kärnthen ein. Zwar fand er am Markgrafen Albrecht und dessen Sohn Luitpold Rächer; die eine Hälfte des Ungarnheeres, die am linken Donauufer hinaufzog, ward von ihnen bis auf den letzten Mann erschlagen. Jetzt eilte auch König Heinrich aus Burgund herbei, zog mit Heeresmacht über den Kalenberg, zerstörte Heimburg und Preßburg und lieferte dem weit zahlreichern Heere der Ungarn eine siegreiche Schlacht. Erst am Granfluß kehrte er um, nachdem er den Ungarn einen König gesetzt hatte. Den jagten die Ungarn jedoch
1043 alsbald wieder fort und Heinrich zog nun zum zweiten Male nach Ungarn, indeß eine mühsam gerüstete Flotte das Heer die Donau hinab begleitete. Ovo erlangte jedoch den Frieden, wogegen er Ruhe gelobte, Geißeln stellte, die Gefangenen herausgab und zur Entschädigung außer einer großen Summe Geldes das, bald nachher zur Mark Oesterreich geschlagene Land bis zur March und Leitha dem König abtrat. Doch der Friede ward nicht gehalten; die deutschen Gefangenen wurden nicht herausgegeben und die Geldbuße nicht bezahlt. Heinrich, jetzt vom ungarischen Adel selbst gegen den Ty-

raunen Ovo zu Hülfe gerufen, erschien zum dritten Male in Ungarn. 1044
Allzu kühn hatte sich der König mit einem Theile der Reiter über die Raab gewagt, wo ihn nun plötzlich Ovo mit einer viel größern Heeresmasse angriff. Da sandte der Himmel der deutschen Tapferkeit einen gewaltigen Wirbelwind zu Hülfe. Die Ungarn wurden vollständig geschlagen. Verloren Deutsch, Vestnemti, nennen sie noch heute den Ort. Der König, in wollenen Kleidern, und das ganze Heer dankten auf dem Schlachtfelde dem Heiland für diesen mit himmlischer Hülfe erfochtenen Sieg. Ein großer Theil des Landes fiel in die Hände der Deutschen. Die Ungarn nahmen jetzt den Peter wieder auf, den Heinrich selbst zu Stuhlweißenburg einsetzte. Ovo wurde gefangen und auf Peter's Befehl enthauptet, seine Krone ließ Heinrich zu Rom in der Peterskirche aufhängen. Als er folgenden Jahres, 1045
um das Volk im Christenthum zu befestigen, in Ungarn erschien, ward er mit königlichen Ehren aufgenommen und ihm die königliche Lanze überreicht. Ungarn war jetzt in die Reihe der deutschen Lehensherrschaften eingetreten. Ja, die Chronik von Niederaltaich, die beste Quelle für die Geschichte dieser Kriege, fügt gar hinzu, Ungarn habe damals die Gesetze und Rechte Baierns angenommen.

Zwischen diesen Kriegen war der König, unermüdet thätig, wie sein Vater, Friede und Recht spendend im Reiche herumgezogen. Weil aber inmitten der großen Weltbewegungen, die ihn von jetzt an in Anspruch nahmen, an eine eigne Beaufsichtigung dieses ungeheuern Länderumfangs nicht zu denken war, so erhob er wieder Herzöge des Reichs, in Baiern 1042 den Heinrich von Luxemburg, in Schwaben 1045 den Pfalzgrafen Otto bei Rhein, in Kärnthen 1047 einen Grafen Welf. Daneben stellte er jedoch auch einige neue Markgrafen auf und Lothringen theilte er nach Gozelo's I. Tode 1044 wieder in zwei Herzogthümer, die er den Söhnen Gozelo's, dem tapfern Gotfried dem Bärtigen, dem Sieger über Odo von Champagne, und Gozelo dem Feigen übertrug. Der erstere, als Erstgeborner, hielt sich für verletzt und zog nun brandschatzend am linken Rheinufer umher. Nach Beendigung des Ungarnkrieges brach Heinrich gegen ihn auf und zerstörte seine Burg Böckelheim bei Kreuznach. Gotfried mußte auf einige Zeit nach dem Giebichenstein, erhielt jedoch nach ausge-

standener Haft das Herzogthum Oberlothringen zurück. Niederlothringen gab Heinrich nach Gozelo's II. Tode 1046 dem Friedrich von Luxemburg. Den Grafen Theodorich von Holland suchte er zu Schiffe auf und entriß ihm das widerrechtlich angemaßte Vlaerdingen.

Der Ruhm Heinrich's III. ging bereits in die fernsten Länder. Ein russischer Herrscher bot ihm die Tochter zur Ehe an, die er jedoch ablehnte, er zog die Verbindung mit Agnes von Aquitanien, der Tochter Wilhelm's des Großen vor, welche zu Ingelheim, am 1. November 1043, mit großem Gepränge gefeiert ward. Mit dieser Verbindung war der mächtigste Fürst im Westen des Reiches und zugleich eine neue Gewähr für die Sicherheit Burgunds gewonnen. Deutschland war auf allen Seiten von stattlichen Lehensfürsten und Verbündeten umgeben. Der stets bedrohte Osten befand sich damals in einem Zustande seltner Beruhigung: Ungarn ein deutsches Lehen, Böhmen, Polen und Wendenland unter ergebenen Vasallen des Reiches. Denn den Bretislav von Böhmen erblicken wir jetzt unter des Königs eifrigsten Fürsten; Polen war durch den Herzog Kasimir, der mit seiner Mutter, des Pfalzgrafen am Rhein Tochter, einst am deutschen Hofe ein Asyl gefunden, und die Dankbarkeit dafür bewahrt hatte, wieder vereinigt und durch Eroberungen erweitert, eine stattliche Dependenz des Reiches geworden, während die kriegerischen Liutizen im Jahre 1045 erfuhren, daß gegen Heinrich III. ein Aufstand vergebens sei und demgemäß ihren Tribut fortbezahlten. Der Abodritenfürst Gottschalk, der sich die nordischen Wendenvölker unterworfen hatte, war so besorgt, die Gunst der Deutschen nicht zu verlieren, daß er die Habsucht des Sachsenherzogs Bernhard gern mit reichlichem Zins sättigte; er war zugleich ein so eifriger Christ, daß er oft laut in der Kirche den Priester unterbrach, um die lateinische Rede seinen Wenden zu verdollmetschen. Haufenweise ließen sich diese Völker wieder taufen. Einen gewaltigen Aufschwung nahm nun das Missionswerk seit 1045 durch den berühmten Erzbischof Adalbert von Bremen. Knut der Große war zwar gestorben, aber die Allianz dauerte fort. Denn mit dessen Sohne Svein hatte Heinrich III. das Bündniß erneuert.

Das deutsche Reich stand damals auf dem Höhepunkte seines Ansehens. Sogar die stolzen Mailänder riefen den König Heinrich in ihrem

Kampfe gegen den Adel an, welcher auf die Kunde, daß der König den Bürgern Hülfe verheißen, sich zum Frieden verstand. Dringend verlangte jetzt die Christenheit von Heinrich die Wiederherstellung der römischen Kirche. Seitdem nämlich die tusculanischen Grafen, die Nachfolger der Crescentier, in Rom dominirten und mit ihrer wüsten Familie den Papststuhl besetzten, war derselbe gerade wieder wie früher ein Tummelplatz jeglichen Unfugs geworden. Benedict IX., als Knabe, noch ohne Weihen, eingesetzt, soll ein wahres Ungeheuer von Mordlust und Lasterhaftigkeit gewesen sein. Er heirathete endlich eine seiner Verwandten und zog sich auf einige Zeit ins Privatleben zurück. Hierauf gelang es dem übrigens wohlgesinnten Priester Johann, mit großen Geldsummen seine Wahl als Gregor VI. zu Stande zu bringen, um wo möglich der römischen Kirche aufzuhelfen. Eine Adelspartei hatte aber bereits Sylvester III. erhoben. Diese drei streitenden Päpste erfüllten Rom mit Mord und Todtschlag. Kein Pilger war mehr seines Lebens im Gebete sicher. Das Scandal ward in der Christenheit tiefer empfunden als je, denn stärker als je regte sich die Reaction frommer Bestrebungen. Alle schauten auf Heinrich, dessen Frömmigkeit weltberühmt war. Da erschien im Jahre 1046 1046
ein römischer Abgesandter vor ihm und flehte ihn um Rettung der Kirche an. Heinrich begab sich hierauf nach Italien und auf einer Synode zu Sutri wurden unter Gregor's eignem Vorsitze alle drei Päpste abgesetzt. Gregor VI., obwohl er sich nur aus frommem Eifer durch Geld in den Besitz gesetzt hatte, erklärte in seiner Zerknirschung sich selbst wegen so schändlicher Simonie des hohen Amtes für unwürdig. Da nun in ganz Rom sich nicht Ein Priester fand, der nicht verheirathet oder Simonist gewesen wäre, so baten die Römer den König, er möge selbst den Papst ernennen, ihm stehe das als dem Patricier der Stadt zu, ihre Wahl sei stets auf Unwürdige gefallen. Nie, schwuren sie, würden sie ohne sein Zuthun sich wieder eine Wahl anmaßen. Sie bekleideten ihn zugleich mit dem grünen Kleide des Patriciers, steckten ihm den goldnen Ring an und krönten ihn mit dem goldnen Reife. Hierauf ergriff Heinrich die Hand des frommen Bischofs Suidger von Bamberg und setzte den Ueberraschten als Clemens II. auf den Stuhl Petri. Clemens vollzog zu Weih-

nacht die Kaiserkrönung. Wiederum war es somit der deutsche König und ein deutscher Papst, der die praktische Wiedergeburt der Kirche in die Hand nahm, durchgreifende Maßregeln ergriff, die Grafen von Tusculum bändigte und gegen die Simonie einschritt. Clemens starb schon im nächsten Jahre und noch drei Mal erhielten die Römer auf ihre Bitten deutsche Päpste (1047 Poppo von Brixen als Damasus II., 1048 Bruno von Toul als Leo IX., 1054 Gebhard von Eichstädt als Victor II.), würdige und kraftvolle Männer, die aber so schnell starben, daß man allgemein annahm, sie seien vergiftet worden, und es schwer ward, einen deutschen Prälaten zu finden, der die gefährliche Würde annehmen wollte. Von diesen Männern ist Leo IX. durch seine im Verein mit Heinrich unternommenen großen Reformen am wichtigsten. Von ihm wird noch besonders die Rede sein.

Indeß hatten die Ungarn sich empört und das Christenthum wieder abgeschüttelt. Peter und mit ihm viele Deutsche wurden ermordet; die beiden nach Polen und Rußland entflohenen Prinzen aus Arpad's Stamm, Andreas und Bela, kehrten zurück und wurden, jener als König, dieser als Herzog, an die Spitze der Nation gestellt. Gesandte des Andreas gingen mit Geschenken nach Italien, um die Anerkennung ihres Königs zu erlangen. Andreas bewies, an der Ermordung Peters und der Deutschen unschuldig zu sein und nothgedrungen die Zügel ergriffen zu haben. Ja, er ließ Einige der Schuldigen hinrichten, Andere dem Kaiser ausliefern, stellte das Christenthum wieder her und zahlte Tribut an den Kaiser, den er als seinen Ober-
1047 herrn willig anerkannte. So groß war damals das Ansehen Heinrich's III. Dem Kaiser kam es jedoch hauptsächlich auf die verlorenen Grenzdistricte und Festungen an. Nach seiner Rückkehr rüstete er zum Heerzuge. Da riefen ihn drohende Bewegungen nach den Niederlanden. Der König von Frankreich hatte wieder Pläne auf Aachen und deshalb mit den lothringischen Fürsten Verbindungen angeknüpft. Dieses Unternehmen ward bei Heinrich's Anzug zu nichte und Herzog Gottfried beeilte sich, seine Ergebenheit zu betheuern. Nur Graf Theodorich von Holland hatte die Waffen ergriffen und benachbarte Gebiete weggenommen. Von Vlaerdingen aus suchte ihm der Kaiser

vergebens zu Schiffe beizukommen. Schleusen, Untiefen und Moräste hinderten jeden Fortschritt und als nun das Heer auf großen, unbehülflichen Schiffen zurückkehrte, hatte es von den leichten friesischen Fahrzeugen nicht wenig zu leiden. Dieser unglückliche Rückzug ermuthigte die niederländischen Fürsten, an ihrer Spitze nun auch Herzog Gottfried, die Maske abzuwerfen. Sofort bemächtigten sie sich der Güter der benachbarten Bischöfe, Verdun mit allen Kirchen, Kostbarkeiten und Büchern ging in Flammen auf, sogar die Pfalz zu Nimwegen, Karl's des Großen Prachtbau, den selbst die Normannen verschont hatten, ward zerstört. Jetzt ward Gottfried des Herzogthums zum zweiten Male entsetzt. Er suchte sich mit Gewalt zu behaupten und sammelte eine Menge Freibeuter unter seine Banner. Doch nun 1048
erschien der Kaiser, nachdem er in wenig Monaten die Länder von Sachsen bis Burgund durchzogen und mit König Heinrich von Frankreich zu Ivoir (Ipsch) bei Mouzon einen Friedensvertrag geschlossen hatte, bei herannahendem Winter in den Niederlanden, um den Aufruhr mit äußerster Energie zu erdrücken. Als die Sümpfe und Flüsse zugefroren waren, griffen die Bischöfe von Lüttich, Utrecht und Metz den Grafen von Holland mit vereinten Kräften an, erschlugen ihn im Treffen und brachten das ganze Land unter die kaiserliche Gewalt zurück. Kaum entkam Gottfried der Bärtige nach Lothringen. Hier ward er im Sommer vom Kaiser selbst angegriffen. Der Papst 1049
hatte ihn excommunicirt. Da entsank ihm endlich der Muth und er erschien, um Gnade bittend, in Aachen. Der Papst legte Fürbitte für ihn ein. Doch das Herzogthum erhielt er nicht zurück. Endlich sah sich auch Balduin von Flandern genöthigt, als Unterpfand des Friedens Geißeln zu stellen. Der Aufstand, den Graf Lambert von Löwen noch versuchte, ward schnell bewältigt. 1051

Die Baiern hatten inzwischen unter heftigen Kämpfen die feste Heimburg wieder hergestellt und der Kaiser zog nun ohne auf des Andreas Bitten zu achten, mit einem gewaltigen Reichsheere nach Ungarn, in das „treulose Königreich.“ Die Ungarn aber vertraueten auf die Natur ihres Landes. Sie zogen sich in ihre Pußten zurück und vernichteten alle Lebensmittel, so daß der Kaiser, als seine auf der Donau herbeigeführten Vorräthe aufgezehrt waren, wieder um-

kehren mußte. Auf dem Rückwege sah er sich umzingelt und angegriffen. Verschanzungen wehrten ihm den Uebergang über die Raab. Doch Freiwillige der Sachsen, Burgunder und Polen schwammen durch
1032 den Fluß und erstürmten die Schanzen. Im folgenden Sommer kam Heinrich wieder. Mit vielen Maschinen ward gegen Presburg lange,
1033 aber erfolglos gestürmt. „Ohne Ruhm und Vortheil“ mußte sich der Kaiser zurückziehn. Nun endlich im November 1053 gewährte er auf dem Reichstage zu Tribur den Gesandten des Andreas einen Frieden, in welchem sie neben Zahlung großer Geldsummen sich zur Abtretung des Landes bis zur Leitha, ja sogar zum Reichskriegsdienst, außer nach Italien, verpflichteten.

Diese Bedingungen konnten freilich nicht zur Ausführung kommen; der Erste, der den Ungarnkönig aufreizte, sie nicht zu halten, war der Herzog Konrad von Baiern. Konrad, der Sohn des Pfalzgrafen Ludolf am Rhein, hatte im Jahre 1049 das erledigte Herzogthum Baiern erhalten; dann, in Folge von Bedrückungen und Zerstörung der Stadt Parkstein mit dem Oheim des Kaisers Bischof Gebhard von Regensburg zerfallen, ward er durch kaiserlichen Spruch zu Ostern 1053 mit Zuziehung weniger Fürsten des Herzogthums entsetzt. Darüber entstand große Aufregung unter den Fürsten. Der Kaiser lud daher den Konrad zur nochmaligen förmlichen Verhandlung der Sache auf den November nach Tribur und da er nicht erschien, sich vielmehr in offner Empörung auflehnte, ward nunmehr die Acht über ihn ausgesprochen. Er begab sich also nach Ungarn, beredete den Andreas leicht, mit dem Kaiser zu brechen, und fiel mit ungarischer Hülfe in Kärnthen ein, wo sich vornehme Vasallen ihm anschlossen. Er gedachte den Kaiser schon vom Throne zu stoßen, als ihm der Tod ein Ziel setzte. Durch solche Erfahrungen belehrt, kehrte Heinrich wieder zur Politik seines Vaters zurück; er zog das Herzogthum Baiern ein, d. h. er gab es seinem zweijährigen Sohne Konrad. Seinen Erstgebornen, den vierjährigen Heinrich, hatte er bereits zu Tribur zum König wäh-
1034 len und im März 1054 zu Aachen weihen lassen. Noch ein Mal mußte er, im Herbst 1054, gegen Balduin von Flandern ziehn, der die Grafschaft Hennegau erobert und zwei blühende Städte, Thuin an der Sambre und Guy an der Maas, verbraunt hatte. Diesmal

kam der Kaiser, durch den landeskundigen Johann von Bethune geführt, bis nach Ecluse. Ganz Flandern wurde erobert. Dieser Sieg schien wichtiger als alle früheren. Im Triumphe kehrte der Kaiser zurück.

Der abgesetzte Herzog Gotfried der Bärtige von Lothringen war indeß heimlich nach Italien gezogen und hatte dort sein Glück gemacht. Die reiche Markgräfin Beatrix von Tuscien hatte ihm ihre Hand gereicht. Diese Kunde versetzte den Kaiser in Zorn und Schrecken. Mit ihren großen Erbgütern vereinigte Beatrix die Markgrafschaften Tuscien und Camerino und das Herzogthum Spoleto. Schon die Macht ihres ersten Gemahls Bonifaz, obwohl dem Kaiser befreundet, war ihm doch viel zu groß erschienen, daß aber nun der Todfeind seines Hauses sich ihrer bemächtigte, beunruhigte ihn aufs Höchste und schon liefen auch aus Italien bedrohliche Nachrichten ein. Er geleitete daher den nach Leo's Hinscheiden so eben auf einer Mainzer Synode erhobenen Papst Victor II. selbst mit Heeresmacht über die Alpen und hielt auf der 1055
roncalischen Ebene bei Piacenza eine Reichsversammlung. Hier wurde ein Markgraf wegen Volksbedrückung verurtheilt. Gotfried hielt sich klüglich fern; aber seine Gemahlin erschien, um sich zu vertheidigen; als Freie habe sie sich einem Freien vermählt; das sei noch kein Verbrechen. Sie habe, meinte der Kaiser, als Fürstin einen verurtheilten Reichsfeind geheirathet und das sei Verrath. Er behielt sie nebst ihrer Tochter Mathilde als Geißel bei sich; sie mußten den Hof nach Deutschland begleiten, denn eine gefährliche Fürstenverschwörung rief den Kaiser plötzlich zurück. Herzog Welf, auf dem Todbette von Reue angriffen, zeigte ihm an, daß seine Ermordung auf dem Rückwege durch Baiern verabredet sei. Plötzlich erschien nun Heinrich in Regensburg und hielt ein strenges Strafgericht. Die Rebellen wurden geächtet; der eigne Oheim, der undankbare Bischof Gebhard, befand sich darunter und ward in strenge Haft gebracht.

In wenigen Jahren hatte sich Vieles verändert. Bretislaus von Böhmen war gestorben und sein Nachfolger Spitigneus trieb die Deutschen, darunter die eigne Mutter, wieder aus dem Lande. Ungarn war so gut wie verloren. Gotfried erschien wiederum in den Niederlanden; Balduin von Flandern begann den Krieg auf's Neue; Beide belagerten Antwerpen. Der König von Frankreich war mit ihnen im Com-

plotte, um die alten Gelüste auf Lothringen zu verwirklichen. Im Osten benutzten die Luitizen den Augenblick zur Empörung und die sächsischen Fürsten trugen widerwillig und murrend die Hoheit des strengen und gerechten Kaisers. So mußte auch Heinrich III. kurz vor dem Ende seiner glanzvollen Laufbahn erleben, wie gefährdet und gebrechlich die auf Fürstentreue gestellte Macht und Herrlichkeit auch unserer stärksten Kaiser war. Doch wußte sein hohes Ansehn, seine tapfere Faust sich aller Feinde noch zu erwehren. Die Kaiserlichen schlugen
1056 ihre Angreifer von Antwerpen ab, gegen die Luitizen zog Heinrich im Mai aus; übertrug dann den Krieg dem Markgrafen Wilhelm und hatte im Juni zu Ipsch am Chiers eine Zusammenkunft mit dem französischen König. Gereizt durch dessen dreiste Behauptung, Lothringen gehöre zu Frankreich, forderte ihn der Kaiser zum Zweikampf heraus, worauf Jener bei nächtlicher Weile abreis'te. Mit Andreas von Ungarn ward ein Friede, wie es scheint, minder rühmlich, als ehedem, geschlossen und durch die Verlobung seines Sohnes Salomon mit der Tochter des Kaisers bekräftigt. Doch alle diese Vorgänge, der Tod seiner besten Diener und seines zweiten Sohnes, und eine furchtbare Hungersnoth die in Deutschland wüthete, hatten das erregbare, weiche Gemüth Heinrich's schwer betrübt. Er hatte eine glänzende Versammlung vieler Fürsten, aus weiter Ferne, zum Empfange des Papstes Victor II., in seiner Lieblingspfalz zu Goslar, um sich vereint. Als er nun mit ihnen in die Pfalz Bodfeld im Harze gezogen war, kam die Nachricht, Markgraf Wilhelm mit dem sächsischen Heere sei von den Liutizen erschlagen worden. Da warf der Kummer den Kaiser auf's Lager, wo er am 5. October 1056 in Gegenwart des Papstes und vieler Fürsten und Herren verschied. Zuvor verzieh er allen seinen Feinden und gab viele eingezogene Güter zurück. Als ob die kommenden Geschicke sich dem brechenden Blicke enthüllten, so bat er im Sterben noch den Papst und die Fürsten des Reiches, sich seines noch nicht sechsjährigen Knaben, des unglückseligen Heinrich IV., anzunehmen. — In seinem Dome zu Speier ward er neben den Eltern beigesetzt.

Wir müssen hier einen Augenblick anhalten, um die allgemeine Weltlage beim Tode Heinrich's III. zu betrachten. — In Frank-

reich exiſtirte zwar kein Nationalkönig mehr, unabhängig ſtanden die großen Fürſten neben einander; gleichwohl war durch die anſehnliche, den alten Kern des Landes umfaſſende Hausmacht der Kapetinger der Grund zu künftiger Größe eines neuen Königthums gelegt. Von einer Unterordnung unter den deutſchen Kaiſer war längſt keine Rede mehr. In Spanien war gegenüber der zerfallenden Macht der Ommaijaden das chriſtliche Königreich Kaſtilien und Leon, bald nachher mit Aragon und Navarra vereinigt, ſo ſtolz geworden, daß Ferdinand der Große den Kaiſertitel annahm, was ihm päpſtliche Legaten auf Kaiſer Heinrich's III. Veranlaſſung verboten. Seine Biſchöfe gaben das Gutachten, daß er dem römiſchen Papſt gehorchen müſſe. In der Normandie, einſchließlich der Bretagne, hatten die normänniſchen Fremdlinge nun längſt eine ſtattliche Herrſchaft nach den Grundſätzen des Lehnweſens eingerichtet. Zehn Jahre nach dem Tode des Kaiſers Heinrich III. eroberte Wilhelm von der Normandie das Königreich England und gründete dort ein nach ſtrengeren Regeln des Lehen- und Ritterweſens geordnetes Königreich. Die angelſächſiſche Zeit hatte die uralten Wurzeln der germaniſchen Gaufreiheit in den britiſchen Boden für alle Zeiten eingeſenkt, jetzt erhob ſich ein neuer politiſcher Bau auf dieſem Fundamente und bald tritt das engliſche Reich gewaltig in den Lauf der europäiſchen Geſchicke ein. Zur moraliſchen Befeſtigung bediente ſich Wilhelm der Hülfe der Kirche, unter dem berühmten, orthodoxen Lanfranc, ſeinem Erzbiſchof von Canterbury; der römiſche Papſt ſprach über die Gewaltthat den Segen. Wichtig wurden ferner die Anſiedlungen der Normannen in Italien. Seitdem die ſchlauen Pilger aus der Normandie an dem ſchönen Lande Italien ihr Wohlgefallen gefunden, und die Ohnmacht der entnervten Bewohner bemerkt hatten, waren ihrer immer mehrere gekommen. Sie thaten gute Soldatendienſte für Kaiſer und Papſt gegen die Griechen, für die Griechen gegen die Sarazenen. Mit Hülfe von 300 Normannen unter den Söhnen Tancred's von Hauteville, Wilhelm Eiſenarm, Drogo und Humfried, entriß der Grieche Maniakes den Arabern Sicilien, um es durch die Intriguen ſeiner Hofregierung wieder zu verlieren. Von den Griechen mit Undank bezahlt, nahmen ihnen nun die Normannen eine Stadt nach der anderen weg. Mit

großen Geldsummen kauften sie von Kaiser Heinrich III. den Rechtstitel, nämlich die förmliche Belehnung mit den eroberten Gebieten in Apulien und Kalabrien. Sie waren endlich so mächtig und so übermüthig geworden, daß Papst Leo IX. sie erst mit dem Bannfluch, dann bei dessen Wirkungslosigkeit, im großen Widerspruche mit seinen frommen Grundsätzen, mit einem Heere bekriegte, welches jedoch trotz der bis zum Tode ausdauernden Tapferkeit der wenigen darunter befindlichen Deutschen bei Civitella vor Tancred's Söhnen die Flucht ergriff. Der Papst gerieth in Gefangenschaft und als er nun die Sieger vom Kirchenbann wieder losgesprochen, küßten sie ihm ehrerbietig die Füße, geleiteten ihn heim und gelobten Lehenstreue, blieben aber im Besitze ihrer Eroberungen. Ungarn und Polen hingen mit dünnen Fäden am Reiche, aber bei fortschreitender Bekehrung mit immer dichter werdenden Banden an der römischen Kirche. Schon Stephan der Heilige von Ungarn sollte angeblich seine Krone vom Papste erhalten haben und schon Boleslaus der Rothe von Polen hat es wirklich versucht, sich direct mit den Italienern gegen Kaiser Heinrich den Heiligen zu verbinden. Endlich waren auch die nordischen Könige eifrige römisch-katholische Christen geworden. Das Kaiserthum der Ottonen, welches die westliche Christenheit umspannt, zum Theil ins Dasein gerufen hatte, war auf allen Seiten durchbrochen. Das Papstthum war damit aus seiner bisherigen Stellung unter dem Kaiser allmählich neben denselben getreten.

Wichtiger noch waren die eingetretenen Veränderungen im geistigen und sittlichen Leben der Völker. Da wo sowohl die Noth der Zeit, als der entzündliche Sinn für Neues stets am größten gewesen, in Frankreich, Burgund, Italien, hatte sich eine auf Umgestaltung des Lebens ausgehende, zunächst besonders in der Kirche wirksame Richtung entfaltet, deren Offenbarungen wir im Gottesfrieden und im verschärften Mönchthum sahen, und deren geistiger Heerd besonders das Kloster Clugny war. Es war eine Unruhe und Sehnsucht in die Gemüther gekommen, die z. B. in immer massenhafteren, nie vorher in solcher Ausdehnung gesehenen Pilgerfahrten nach Jerusalem Befriedigung suchte und sich auch bereits nach Deutschland zu verbreiten begann. In der Verstimmung und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden bilde-

ten sich z. B. zahlreiche, schon bis nach Deutschland dringende s. g. Ketzersecten, schlechtweg Manichäer genannt, deren Lehren und angeblicher geistiger Gehalt uns gleichgültiger ist als der Boden, aus dem sie erwuchsen, nämlich die Allen gemeinsame Abneigung vor der bestehenden christlichen Priesterschaft und ihren Gebräuchen.

In anderer Form, als diese, die ganze Kirche abstoßenden Ketzer, stellten sich die mönchischen Bestrebungen dem bestehenden Kirchenwesen entgegen, als deren bedeutendster Repräsentant hier der Mönch Peter Damiani genannt werden soll. Sie fanden mit ihrer Opposition einen breiten Boden im Volke, auch im deutschen Volke. Zwei Hauptbeschwerden waren es, auf welche ihr populärer Angriff zunächst ging, die Simonie und die Priesterehe.

Es ist ein längst beseitigter Irrthum, daß die Simonie oder der Handel mit geistlichen Würden bei den deutschen Königen und nun gar bei dem frommen Heinrich III. ihre Pflegestätte gehabt habe und daß der Angriff der Reformatoren irgendwie gegen den Kaiser gerichtet gewesen sei. Von allen Herrschern waren die deutschen Kaiser diejenigen, die sich am wenigsten mit dem geistlichen Stellenhandel befaßt haben. Sie nahmen nach altgermanischer Sitte Geschenke und Beiträge auch der Bischöfe an, in deren Leistung aus den reichen Besitzungen, die jene von der Krone empfingen, auch gar nichts Unbilliges lag. Nur über die Bestechlichkeit der kaiserlichen Räthe und Hofbedienten wird mitunter geklagt. Konrad der II. hat in der Noth sich bedeutende Summen für Bisthümer zahlen lassen, ohne sie deßhalb an Unwürdige zu verkaufen, also einen Handel zu treiben, wie z. B. die römischen Großen, welche Papst- und Priesterstellen versteigerten. Der Unfug der Simonie bestand vornämlich im Verkauf der Weihen. Wie Simon der Zauberer aus der Apostelgeschichte den heiligen Geist kaufen wollte, so kauften die Priester von den Priestern die Uebertragung des heiligen Geistes oder die Weihe, die Pfarrer von den Bischöfen, die Bischöfe von den Erzbischöfen. In Mailand hatte jede Weihe ihre feste Taxe, wofür sie Jeder, ohne welche sie Keiner empfangen konnte. Indem nun das sittliche Gefühl der Besseren sich gegen diesen Unfug auflehnte, ging der strengere Eifer einen Schritt weiter, ignorirte die weltliche Seite der Kirchenämter

und wollte von keinerlei Leistung, Dienst oder Bewerbung bei Uebernahme eines geistlichen Amtes wissen und man kam solchergestalt endlich dahin, die Ernennung der Geistlichen überhaupt der Staatsgewalt streitig zu machen. Solches, meinte man, erfordere die Freiheit der Kirche. „Freiheit der Kirche" in diesem Sinne bedeutete aber damals, wo die Kirche herrisch in alle Lebensverhältnisse eingriff, wo jeder Priester durch seinen Bannfluch den Höchsten wie den Geringsten nicht blos kirchlich, sondern auch bürgerlich und leiblich vernichten konnte, in Wahrheit nichts Anderes als schrankenlose Herrschaft; — ganz abgesehen von dem Umstande, daß die höheren Priester, die Prälaten, zugleich als Reichsstände und Fürsten eine rein weltliche Stellung hatten und namentlich in Deutschland fast das ganze Reichsgut besaßen. Diese weltlichen Güter und Aemter behalten und dabei doch sich vom König „befreien" zu wollen, dies mußte auch nach damaligen Begriffen trotz aller möglichen, später versuchten Sophismen nur als eine Art revolutionärer Plünderung und als eine Absetzung des Königs erscheinen, der dann im eigentlichsten Sinne an die Luft gesetzt war; es mußte nothwendigerweise zum Umsturz des ganzen Staatsgebäudes führen, eine Absicht, welche auch den eifrigsten Reformern Anfangs ganz fern lag.

Die schon seit den ältesten Zeiten unablässig gerügte Unzucht der Kloster- und Weltgeistlichen war eine natürliche Folge der unnatürlichen Forderung, welche das abstracte Kirchengebot an kräftige, mit edleren Genüssen noch unbekannte Menschen stellte. Die Klagen und amtlichen Zeugnisse über die Sitten des christlichen Klerus im Mittelalter sind oft der Art, daß sie sich in unserer Zeit nicht ein Mal andeuten lassen. Viele Weltgeistliche waren nun von jeher verständig genug gewesen, lieber zur ordentlichen Ehe zu schreiten; in den meisten Ländern war die Priesterehe, ja in manchen Gegenden sogar die Erblichkeit der Priesterstellen vom Vater auf den Sohn und Schwiegersohn, längst Sitte geworden. Auch in Deutschland war ein großer Theil des niedern Klerus verehelicht und die ausgezeichnetsten Bischöfe nahmen sich dieses Verhältnisses an. Burchard von Worms schreitet kirchlich gegen diejenigen Pfarrkinder ein, welche etwa einen verehelichten Priester als Sünder verachten würden. In der That

zeichneten sich auch die verheiratheten Priester, wie selbst ein Damiani anerkennt, durch größere Sittlichkeit des Wandels aus. Aber gerade weil die Priesterehe dem abstracten Gebot in einer sittlichen und berechtigten Form, nicht als Laster und Ausschweifung, entgegentrat, richtete sich der mönchische Eifer und der hierarchische Sinn, welcher die Priester als eine von der Menschheit und dem Staate abgeschlossene, nicht durch die Bande der Natur an das Menschliche gefesselte Klasse betrachten wollte, mit verdoppelter Heftigkeit gegen jene „nicolaitische Ketzerei". Der Cölibat ward der lauteste Schlachtruf der Reformatoren und fand bei der abergläubigen Masse starken Wiederhall. Das Volk hatte auch ein Recht, zu verlangen, daß diejenigen, welche die Ehe für Erbsünde erklärten und den Ehebündnissen des Volkes die größtmöglichen kanonischen Hindernisse in den Weg legten, nun ihrer Seits mit dem Beispiele der Heiligkeit vorangehen sollten.

Wie sein großer Vater stand Heinrich III. an der Spitze der reformatorischen Zeitrichtung. Sein offner und nach dem Höheren strebender Sinn ging mit großer Theilnahme auf die Ideen der frommen und geistreichen Männer ein, die er hoch verehrte. Ohne den Krieg zu verschwören, suchte er z. B. ihren Friedenslehren praktischen Eingang zu verschaffen. Als er einst 1043 einen schwäbischen Landtag zu Constanz hielt, ergriff er nach erledigten Geschäften das Wort und sprach so beredt und überzeugend von den Segnungen des Friedens, „wie es ein Priester kaum gekonnt hätte". Er wolle, so schloß er, einem Jeden im Reiche mit einem guten Beispiele vorangehen und hiermit allen seinen Feinden vergeben und vergessen. Alle waren ergriffen und beschlossen sogleich, dem Fehdewesen fortan mit Nachdruck zu wehren, d. h. einen Landfrieden aufzurichten, den der König durch Edict bestätigte. So ward es dann auch in den übrigen deutschen Ländern eingeführt. Der Unterdrückten nahm sich Heinrich eifrig an, deßhalb grollten ihm die Gewalthaber; für die Armen hatte er eine stets offne Hand. Eine furchtbare Hungersnoth herrschte 1043 in Deutschland; in manchen Gegenden soll ein Drittheil der Menschen verschmachtet sein. Als nun damals zu seinem Vermählungsfeste in Ingelheim Gaukler, Possenreißer und Musikanten erschienen, ließ sie der König traurig abziehen, denn er hatte alles Geld zur Linderung

der Noth verwandt. Um die Kirche zu bessern, ging er mit dem Beispiel der Frömmigkeit voran und sorgte besonders, daß die Christenheit würdige Oberpriester erhalte. Vor Allem galt es dann ihm und seinen Päpsten, die Simonie auszurotten, mit der er selbst sich nie befleckt hat. Clemens II. begann seine Thätigkeit damit, daß er in einer Kirchenversammlung in Gegenwart des Kaisers die Simonie bei Strafe des Bannfluches verbot und Allen, die von Simonisten wissentlich geweiht worden, eine vierzigtägige Buße auflegen ließ. Bald darauf erklärte der Kaiser einer deutschen Synode, daß er entschlossen sei, den schmachvollen Handel auszurotten. Denen welche ein Mal im Besitze seien, möge es noch hingehen, doch sollten sie das erhandelte Geld gut anwenden und für die Seele seines Vaters beten, der einst aus Noth Geld für die Investitur genommen habe. Für die Zukunft schlage er ein Gesetz vor, welches die Ausschließung aller Simonisten aus der christlichen Gemeinschaft unabänderlich feststelle. Leo IX. hielt zu gleichem Zwecke zahlreiche Kirchenversammlungen in Italien, Frankreich und Deutschland. Von Natur milde und gemäßigt, ließ er sich von den Eiferern zu manchen Uebertreibungen hinreißen. Zu Rom wollte er alle Simonisten auch rückwirkend aus der Kirche ausschließen, worauf ihm die Geistlichkeit erklärte, daß alsdann Niemand übrig bleiben werde, um den Gottesdienst zu verrichten. Auf der Synode zu Rheims (1049) erschien, unter großem Zulaufe des Volkes, nur die Reformpartei. Die Kirchenversammlung zu Mantua (1053) löſ'te sich im Tumult der Parteien auf. Hier griffen die Gefolgsleute der Gegner zu Steinen und Geschossen und stürmten den Versammlungsort.

So stießen die Kirchenparteien in Frankreich und Italien bereits hart wider einander. Ruhiger und maßvoller begann unter des Kaisers Führung die Reform in Deutschland. Die durch das Leben und die Geschäfte gebildeten deutschen Bischöfe waren verständiger als jene eifernden, abstracten Mönche. Daß sich der Kaiser in Goslar zur Hinrichtung einiger Ketzer hinreißen ließ, fand doch ernsten Tadel im deutschen Klerus. Der Klösterreform, der Abstellung der Simonie, der schärferen Sittenzucht kam man bereitwillig entgegen, aber der Cölibat fand noch wenig Unterstützung.

Die große Frage endlich, neben welcher bald alle anderen fast verschwanden, und welche die Welt in ihren Grundvesten zu erschüttern bestimmt war, die Frage nach dem Verhältnisse der geistlichen zur weltlichen Gewalt, der Kirche zum Staate, ruhte noch kaum berührt im Hintergrund. Auf eine bestimmtere Unterscheidung der weltlichen und geistlichen Stellung der Geistlichen drängte wohl die Zeit hin. Den eifrigen Reformatoren schwebte freilich als Ideal aller Weltregierung eine hierarchische Ordnung vor der Seele, wie sie in ihrem Mönchssysteme bereits verwirklicht war. Da bewegte sich Alles in Gehorsam und vorgezeichneter Frömmigkeit von einem Mittelpunkte aus, dem Kloster Clugny, nach Einem Willen, dem Willen des frommen Abtes. Hierarchische Gedanken und Ansprüche aller Art waren längst in Kirchenschriften niedergelegt. Die sächsischen Kaiser hatten dem Papstthum wieder zu seinem moralischen und kirchlichen Ansehn verholfen, wenn auch freilich nicht zu der Weltherrschaft, von der römische Priester seit Constantin's Zeit träumten. Aberglaube, Betrug und historische Unkenntniß hatten aber seit Jahrhunderten zusammen gewirkt, eine solche Herrschaft vorzubereiten. Die pseudoisidorischen Decretalen waren jetzt allgemein verbreitet; sie hatten auch in die von Burchard von Worms veranstaltete, in Deutschland gebrauchte Sammlung von Kirchengesetzen Eingang gefunden. Indeß noch war Niemand der Consequenzen und der Summe dieser Sätze sich bewußt, noch dachte man nicht daran, das ganze germanische Staats- und Rechtsgebäude in seinen Grundlagen, mit der königlichen Gewalt umzustürzen, um eine römische Theokratie an die Stelle zu setzen. Das wäre eine Revolution gewesen, wie sie auch den fanatischsten Reformern nicht in den Sinn kommen konnte. Sie hingen dem Kaiser Heinrich III. gerade wegen seines Kirchenregimentes mit wahrer Verehrung an. Um solche Verehrung etwa zu heucheln, waren sie viel zu ehrlich. Diese frommen Schwärmer, welche keine Gewaltthat dulden und kein Blut vergießen wollten, sie konnten nicht an eine Weltrevolution denken, die in keinem Falle ohne die furchtbarsten Mittel, ohne Ströme Blutes, ohne tausendfache Lügen und Intriguen praktisch durchzuführen war. Von jeher war man überdies in Deutschland gegen römische Anmaßung sehr spröde gewesen. Noch Konrad II. hatte den Abt von

Reichenau genöthigt, eine päpstliche Bulle, die des Bischofs von Constanz Rechte verletzte, ins Feuer zu werfen. Leutpold von Mainz duldete nicht, daß der Papst einen Priester seines Sprengels strafe. Und als nach Leo's Tode (1054) in Sachen der Papstwahl Mönche aus Rom am deutschen Hofe erschienen, im Namen einer Partei, die man annaßlicher Plane für verdächtig hielt, unter ihnen der Kardinalsubdiacon Hildebrand, welcher angeblich sogar schon auf den Papststuhl habe erhoben werden sollen; da fragte der Erzbischof Hermann von Köln, weshalb diese Mönche ihren Klöstern entliefen und sich ins Kirchenregiment einmischten? Sie wurden festgenommen, bis die Gesandten der Gegenpartei erschienen. Dann ward auf der Mainzer Versammlung des Kaisers vertrauter Rath, der treffliche Gebhard von Eichstädt, als Victor II. zum Papst erkoren.

Hildebrand, eines armen Handwerkers Sohn aus Saona in Tuscien, schon in früher Jugend durch seltne Geistesgaben ausgezeichnet, im Mönchsleben aufgewachsen, von gelehrten Priestern unterrichtet und vom Erzpriester Johannes Gratianus (Gregor VI.), welcher um die Kirche zu reformiren, die Papstwürde durch Simonie erwarb, in die unmittelbare Nähe des römischen Stuhles gezogen, war seit Leo's Zeit die Seele der in Rom zur Herrschaft gelangten Reformpartei geworden. Seinem verehrten Wohlthäter Gregor war er als dessen Capellan über die Alpen in das Exil gefolgt, Unmuth über die Einmischung Kaiser Heinrich's III. soll ihn dazu getrieben haben. Hierauf setzte er seine Studien und Bußübungen im Kloster Clugny fort und erlangte bald so großes Ansehn, daß er zum Prior der berühmten Anstalt gewählt wurde. Durch die Schärfe und Gewalt seiner Gedanken lenkte er die erwartungsvollen Blicke seiner Oberen, der Häupter der Reform, auf sich. Als nun der fromme Bruno von Toul, der Verwandte des Kaisers, im Jahre 1049, zum Papste erhoben war, und mit den Zeichen seiner Würde geschmückt zu Weihnacht nach Clugny zog, da ging ihm Hildebrand mit dem Abte entgegen und seinen eindringenden Worten soll es zuzuschreiben sein, daß Bruno die Zeichen wieder abthat, im Pilgerkleide nach Rom zog und

dort vor Klerus und Volk erklärte, nur nach ihrer Wahl werde er den Papststuhl besteigen. Von den Römern gewählt, nannte er sich dann Leo IX. Hildebrand stand ihm fortan als Kardinalsubdiacon, römischer Säckelmeister und Vorsteher von St. Paul zur Seite und leitete alle Schritte dieses Papstes. Als päpstlicher Legat in Frankreich leitete Hildebrand 1054 die Kirchenversammlung, welche den Berengarius, der die ältere und natürlichere Abendmahlslehre festhielt, für einen Ketzer erklärte. Folgenden Jahres als Legat des Papstes Victor II. wiederum in Frankreich erscheinend, brachte er durch sein kühnes Auftreten über dreißig der Simonie schuldige Prälaten zum Sturze.

Hildebrand gehörte zwar zu der Reformpartei, in der er aufgewachsen war, und mit der ihn der Widerwille gegen bestehende Mißbräuche verband. Aber nach Character und Bestrebungen war er von ihr verschieden. Er war einer von jenen kühnen Geistern, denen die Reform, die Fortbildung des Bestehenden, nicht blos zu ungenügend und zu langsam, sondern auch innerlich zuwider ist; er wollte die Menschheit auf andere Grundlagen gebracht wissen, und als solche stellte sich ihm eine unumschränkte, wie der römische Despotismus von Einem allmächtigen Willen ausgehende priesterliche Weltherrschaft als das Heilsamste dar. Er dachte, ein mit römischer Ordnung geregeltes, mit Edicten und Gesetzen das Leben, die Sitten und den Glauben der Völker regierendes, dabei im Nimbus orientalischer Theokratie thronendes Papstthum, werde die Menschheit fromm und glücklich machen. Den ungeheuern Plan, der in diesem Sinne in Hildebrand's Seele heranreifte und schon sehr bald nach Heinrich's III. Tode hervortrat, drängt in kurzen Sätzen der s. g. dictatus Gregorii VII. zusammen, der, auch wenn er nicht von Hildebrand selbst herrührt, doch seine oft ausgesprochenen und geübten Ansichten so sehr wiederholt, daß ihn die Sammler der Hildebrand'schen Schriften und sein gelehrter Vertheidiger Baronius unbedenklich für echt hielt. Da heißt es u. A.: dem römischen Papste, als dem alleinigen allgemeinen Bischof, gebührt es, und nur ihm gebührt es, neue Gesetze zu geben, Versammlungen zu halten, Abteien und Bisthümer zu gründen, zu theilen, zu vereinigen, Bischöfe und Priester ein- und abzusetzen und zu versetzen,

durch seine Legaten allenthalben zu präsidiren, kaiserliche Insignien zu führen, Kaiser, Könige und Fürsten ein- und abzusetzen. Er kann alle Unterthanen von der Treue entbinden. Ihm haben alle weltlichen Herrscher die Füße zu küssen. Sein Name allein gilt in der ganzen Welt und wird in allen Kirchen verkündet. Kein Satz, kein Buch kann ohne seine Bestätigung für kanonisch gelten. Seine Lehre kann von Niemandem, von ihm können die Lehren aller Anderen zurückgewiesen werden. Er kann über Alle richten, Niemand über ihn. Niemals hat die römische Kirche geirrt, noch wird sie jemals irren. Der römische Papst wird durch die Ordination von selbst heilig.

Das war das Programm Hildebrand's; mit veränderten Namen freilich nur der römische Gott und Kaiser, mit seinem Absolutismus, seiner Heiligkeit und Adoration und Unfehlbarkeit; mit seinen Legaten und Procuratoren, mit seinem Senate und seinen Gesetzen. Das eitle Volk der Römer, das mit Unbehagen die Reihe deutscher Päpste sah, vergötterte den hoffnungsvollen Kardinalpriester, welcher den römischen Namen wieder über alle Namen erheben wollte. Wiederholt wollten sie ihn zum Papste ausrufen. Er hatte Mühe, ihre Ungeduld zu zügeln.

So lange ein Heinrich III. lebte, und die deutsche Nation, der große Stein des Anstoßes, den Kaiserthron umstand, konnte von so kühnen Planen keine Rede sein. Seine nächsten Genossen würden den Urheber derselben von sich gestoßen haben. Hildebrand wartete seine Zeit ab und überschlug indeß mit dem Verstande der römischen Welteroberer die Hülfsmittel Roms, die Schwächen der Staaten und Völker, die Gebrechlichkeit des deutschen Kaiserthums, die Verrätherei und Selbstsucht seiner Fürsten, den Aberglauben der Masse, die Sündhaftigkeit der Priester. Da starb Heinrich III. und hinterließ das deutsche Reich einem fünfjährigen Knaben.

Drittes Kapitel.

Heinrich IV. und seine Vormünder.

Die Kaiserin Agnes. Zustände in Deutschland und Italien. Victor II. Stephan X. Benedict X. Nicolaus II. Die Lateranbeschlüsse: die Wahlordnung. Die Normannen. Großer Kirchenstreit. Die Gegenpäpste Alexander und Honorius. Kirchenversammlung zu Basel. Umschwung. Entführung des Königs aus Kaiserswerth. Hanno von Köln. Habgieriges Partei-Regiment. Verrath an den königlichen Rechten in Rom. — Die Scene in der Kirche zu Goslar. Zustände bei Hofe. Adalbert von Bremen. Mündigerklärung des Königs. Empörung zu Tribur. Sturz Adalberts. Dessen Rückkehr.

„Durch den Tod des Kaisers Heinrich III. schien sowohl die Kirche als der Staat zu Grunde zu gehen. Denn ein Weib und ein Kind gelangten ans Regiment. Die Fürsten erlangten ihre Freiheit, begannen alsdann einen Wettstreit der Macht mit einander und ergriffen endlich die Waffen gegen ihren König, um ihn abzusetzen. Dies Alles ist leichter zu sehen, als zu beschreiben." So charakterisirt ein ehrlicher Zeitgenosse, Adam von Bremen, die jetzt folgenden Jahre. Durch die Vermittlung des, dem Kaiserhause befreundeten, Papstes Victor II. gelang es, der Kaiserin Agnes die vormundschaftliche Regierung für den noch nicht sechsjährigen Heinrich IV. zu erhalten. Jede andere Vormundschaft würde bei dem Neide und den Parteiungen der Fürsten dem Reiche noch gefährlicher gewesen sein. Jede vormundschaftliche Regierung aber war ein großes Unglück. Seit den Zeiten der Theophania hatte sich die Lage der Welt sehr verändert und die Kaiserin Agnes hatte nicht den festen und männlichen Geist der Theophania. Sie stand unter dem Einflusse des Bischofs Heinrich von Augsburg, dessen Neider nicht verfehlten, die häßlichsten Gerüchte auszustreuen. Graf Rudolf von Rheinfelden in Schwaben raubte ihr die elfjährige Tochter Mathilde, aus der Obhut des Bi- 1057
schofs Rumold von Constanz; sie war genöthigt, ihm die Tochter zu verloben und belehnte ihn mit dem gerade erledigten Herzogthum Schwaben. Das brachte den mächtigen Grafen Berthold von Zähringen sehr auf, welchem der verstorbene Kaiser jenes Herzogthum bereits versprochen hatte. Glücklicherweise konnte er noch mit Kärnthen beschwichtigt werden. Die sächsischen Großen, längst dem fränkischen

Kaiserhause gram, beschlossen es jetzt zu stürzen, ehe der heranwachsende König „in die Fußstapfen des Vaters trete", d. h. das Volk vor ihren Uebergriffen schütze. Sie hatten, nach Lambert, nichts Geringeres vor, als den Knaben zu ermorden. Glücklicherweise wurden sie uneinig und Otto von der Nordmark, das Haupt der Empörer, wurde von den Grafen Bruno und Ecbert von Braunschweig, den Vettern des Königs, erschlagen. Der Aufstand brach für dies Mal in sich zusammen.

Victor II. starb schon auf der Heimreise nach Rom, am 28. Juli 1057. Hildebrand's Partei in Rom setzte darauf gegen alte und neue Ordnungen, ohne den König zu fragen, die Wahl eines Nachfolgers, noch dazu eines Bruders des Herzogs Gottfried, durch, und weihte ihn auch, ohne die Bestätigung abzuwarten, als Stephan X.*) Es hieß sogar, dieser Papst wolle seinen Bruder Gottfried als Kaiser krönen. Doch fand man es noch nöthig, nachträglich eine Gesandtschaft, darunter Hildebrand, nach Deutschland zu schicken, um bei der Kaiserin die Bestätigung nachzusuchen. Vor Hildebrand's Rückkehr, so schworen damals die Römer, würden sie, falls der Papst inzwischen stürbe, keinen Nachfolger wählen. Stephan X. starb in der That schon am
1058 29. März 1058 zu Florenz und es zeigte sich nun freilich, wie sehr die hierarchische Partei noch des deutschen Schutzes bedürfe. Denn ehe Hildebrand zurückeilen konnte, hatten sich die wilden Grafen von Tusculum der Stadt mit Waffengewalt bemächtigt, Volk und Priester mit Gold gewonnen, die scheltenden Cardinäle verjagt und am 5. April, zu nächtlicher Zeit, ihren Verwandten, Bischof Johann von Velletri, als Benedict X. eingesetzt. Hildebrand's Partei mußte sich wieder bequemen, vom deutschen Hofe einen Papst zu erbitten, den sie dem Usurpator mit Nachdruck entgegenstellen konnte. Die Kaiserin bezeichnete ihnen den Erzbischof Gerhard von Florenz, der dann zu Siena gewählt wurde, im Januar 1059 auf der Synode zu Sutri den Papst Benedict X. absetzte und ohne Widerstand zu Rom einzog, wo er am 24. Januar im Lateran als Nicolaus II. die Weihe empfing.

Die Bereitwilligkeit, womit die Kaiserin diesen Papst nach dem

*) Nicht als Stephan IX. Vergleiche: Jaffé regesta pontificum Romanorum, XXII. 381.

Wunsche Hildebrand's bezeichnet hatte, ward ihr übel gelohnt. Nicolaus II. gehörte zu den unbedingtesten Werkzeugen Hildebrand's, der von ihm zum Archidiaconus befördert ward. Elf Wochen nach seiner Einsetzung, am 13. April, hielt er die berühmte Kirchenversammlung im Lateran. Kein Geistlicher, so ward hier mit 113 Bischöfen beschlossen, solle mehr eine Kirche aus Laienhand nehmen, kein verheiratheter Priester mehr in der Kirche geduldet, das kanonische Zusammenleben der Geistlichkeit wieder hergestellt werden, Bestimmungen, an deren Ausführung nicht zu denken war, mit denen aber die Legaten des Papstes durch Italien, Burgund und Frankreich eilten und eine unermeßliche Aufregung zu Stande brachten. Zwischen diese und andere Beschlüsse, z. B. der Verdammung der Schriften des Berengarius, hatte aber Nicolaus auch eine neue Wahlverordnung einfließen lassen, die weniger Lärm erregte, aber gleichwohl wichtiger als alle Reformen der Kirchenzucht geworden ist. Es ward bestimmt, daß künftig bei eintretender Erledigung die Kardinäle*) des Papstes zu einmüthiger Wahl zusammentreten sollten, „vorbehaltlich der schuldigen Ehrerbietung gegen Heinrich, welcher jetzt König ist und künftig Kaiser sein wird, wie wir das bereits seinem Botschafter, dem Kanzler für Longobardien, Wibert, zugestanden haben und überhaupt aller der Nachfolger, welche von diesem apostolischen Sitze sich dies Recht persönlich auswirken werden". Hiernächst erst sollten der niedre Klerus und das Volk in der Wahl folgen. Die Wahl sollte zunächst nur auf ein Mitglied des römischen Klerus fallen und im Falle sie zu Rom gestört würde, an jedem andern Orte stattfinden können. Haarsträubende Verfluchungen wurden gegen Jeden ausgesprochen, der in irgend einer Weise diesen Bestimmungen entgegen sei.

Diese Wahlordnung trat freilich scheinbar blos dem rohen Wahlunfug des römischen Adels und den schmutzigen Bestechungen der Menge entgegen. Daß die Kardinäle zuerst wählen sollten, war auf den ersten Blick nichts Neues, und die Kaiserrechte wurden ja, so schien es, noch mit einigen, freilich seltsam gefaßten, Worten aner-

*) Zu den Kardinälen des römischen Stuhles zählte man damals die sieben Bischöfe des römischen Sprengels, die Presbyter der römischen Stadtkirchen und die als Armenpfleger über die einzelnen Regionen der Stadt gesetzten Diaconen.

kannt*). Aber in der That steckte in dieser Wahlordnung der Grundstein der ganzen Hildebrand'schen Universalmonarchie, geformt nach dem Muster der altrömischen Weltherrschaft, getragen durch eine geschlossene, sich selbst ergänzende Wahlkörperschaft, das Kardinal-Collegium, welches, den Papst ernennend und von ihm ernannt, gleich dem römischen Senate alter Zeit, ein Inbegriff von Herrscherkunst und Herrschsucht werden sollte. Schon unter Leo hatte Hildebrand seine Leute ins Kardinal-Collegium zu bringen gewußt. Seit dieser Zeit waren die Päpste, bei aller sonstigen Verschiedenheit, in der Hauptsache aus Einer Schule, aus Einem Guſſe und arbeiteten nach Einem Plane fort. Von dieser Zeit an kann man auch von einer geschlossenen, kühnen, die Idee der Weltherrschaft mit allen möglichen Mitteln verfolgenden Hildebrandinischen Politik reden.

Den Beschlüssen der Lateran-Synode folgte nach drei Monaten ein enges Bündniß des Papstes mit den Normannen. Es focht den frommen Nicolaus nicht an, daß Robert Guiscard, d. i. der Schlaue, als Vormund das Erbe seiner Mündel und Neffen, nämlich Apulien geraubt hatte. Er belehnte ihn, auf einer Versammlung zu Melfi, mit den geraubten Ländern, so wie mit dem noch zu erobernden Sicilien und ernannte ihn zum Herzoge. Den Normannen war jeder Rechtstitel gleich. Sie ließen sich die Verkündigung der Beschlüsse gegen die Priesterehe gefallen und Guiscard leistete eine Art Lehenseid, worin er sich zum Schutze des Papstes, der Kardinäle und der künftigen Papstwahlen verpflichtete. — Auch in diesem Vorgange lag eine offenbare Verletzung der königlichen Rechte. Nur dem Könige, nicht dem Papste, kam es, zumal in seinem eignen Königreiche, zu, Herzogthümer zu machen und Herzöge zu ernennen. Ueberdies hatte Robert dem König damals Gehorsam und Frieden in übermüthigen Zuschriften aufgekündigt. Nach der Belehnung zog Robert mit dem Papste nach Rom und zerstörte die Burgen des römischen Adels.

Am kaiserlichen Hofe war man mit diesen Anmaßungen sehr unzufrieden; aber bei der Zerfahrenheit des Reiches und da gerade eine Pest in Deutschland wüthete, kam es zu keiner kräftigen Entschließung.

*) Die aber schon nach wenigen Jahrzehnten aus den Exemplaren entfernt und abgeläugnet worden sind.

Erst als der römische Stuhl nun begann, den Bischöfen von Mainz, Köln und Halberstadt lästig zu werden, gelang es im Sommer 1060 die erbitterten Prälaten zu einem Concil*) zu versammeln, welches auf 1060
Betrieb der Kaiserin und des Hanno von Köln den Papst Nicolaus II. verdammte, absetzte und alle seine Handlungen, natürlich auch das Wahldecret, für ungültig erklärte.

Der am 27. Juli 1061 erfolgende Tod des Nicolaus II. und die Nothwendigkeit einer Neuwahl war nun das Signal für alle 1061
Gegner der neuen Richtung, sich um die bedrohte königliche Fahne zu schaaren. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft; an der Spitze standen die römischen Großen, seit Jahrhunderten bei den Papstwahlen die natürlichen Widersacher des Königs, jetzt seine Parteigänger. Dazu gesellten sich alle der Sittenreform widerstrebende Geistliche, besonders der Lombardei. Sie bemächtigten sich des Kreuzes und der Mitra und eine Gesandtschaft brachte diese Insignien, nebst dem Patriciertitel dem König mit der Bitte, einen Papst zu ernennen. Agnes berief nun eine große Versammlung nach Basel. Die Kardinäle waren bestürzt und wagten zwei Monate lang keine Wahl, welche in so offenkundig gewordenem Widerspruche des Königs nach der Wahlordnung nicht statthaft gewesen wäre und die grauenhaften Flüche derselben auf ihr eignes Haupt lenken mußte. Gleichwohl setzte Hildebrand endlich unter dem Schutze der normännischen Waffen am 1. October die Wahl und Einsetzung Alexander's II. durch, eines ganz von ihm beherrschten Mannes. Ende desselben Monats eröffnete Agnes die Versammlung der Fürsten und Prälaten aus Deutschland und Italien, die sich zu Basel in großer Zahl eingefunden hatten und den jungen König sofort mit dem Schmucke des Patriciers bekleideten. Die Wahl Alexander's ward für nichtig erklärt und die schwache Kaiserin, dies Mal den Langobarden willfahrend, bezeichnete den Bischof Cadalus von Parma als Papst — eine höchst anstößige, durch Bestechung der kaiserlichen Rathgeber herbeigeführte Wahl, denn Cadalus war ein gemeiner Gegner jeder Reform, Simonist, Concubinatsvertheidiger, von drei Synoden wegen seines Lebenswandels gerügt und nur durch seinen reichlich ausgestreuten Reichthum empfohlen. Er

*) Vergleiche: Giesebrecht, Annales Altahenses, p. 154.

wurde auch gleich gegen Recht und Ordnung und sogar unter dem Proteste der anwesenden deutschen Erzbischöfe geweiht und als Honorius II. eingesetzt. So standen sich zwei Päpste gegenüber, der eine so unrechtmäßig, wie der andere. Italien aber wurde jetzt von den Waffen, dem Golde und den unglaublichen Schimpfreden der beiden Parteien erfüllt. Vor dem Golde des Cadalus schmolz des Alexander's Partei rasch zusammen; mit einem gedungenen Heere vertrieb er den Gegner aus Rom. Griechische Gesandte trugen ihm bereits ein Bündniß gegen die Normannen an. Da rückten diese im Mai 1062 von der einen, Gottfried von Toscana von der andern Seite mit Heeresmacht herbei. Die Sache solle, so verfügte Gottfried, nochmals vor den König gebracht werden. Daß sie dort nunmehr in seinem und Hildebrand's Sinne ihre Erledigung finde, dafür ward gleichzeitig durch einen Hauptschlag in Deutschland gesorgt.

Gottfried von Toscana und Hanno von Köln waren die Häupter
1062 der Verschwörung, welche gegen Pfingsten des Jahres 1062 auf der Insel Kaiserswerth bei Neuß eine That von beispielloser Schändlichkeit beging. Nach einem fröhlichen Mahle lud nämlich der listige Hanno den jungen König, einen munteren elfjährigen Knaben, ein, das kunstreiche, prächtig verzierte Schiff zu besehen, welches er von geschickten Werkleuten habe zimmern lassen, um den König damit zu überraschen. Als nun Heinrich das mit Verschwornen bemannte Schiff bestiegen hatte, da stieß es plötzlich ab und trieb mit allen Rudern mitten in den Strom. Erschreckt und beherzt zugleich, sprang der Knabe über Bord und wäre ertrunken, wenn nicht einer der Verschwornen, Graf Ecbert von Braunschweig, nachgesprungen wäre, um ihn mit eigner Lebensgefahr zu retten und einem langen Leben voll furchtbaren Wehes und ungeheuren Kampfes aufzusparen. Man suchte ihn mit Schmeichelreden zu beschwichtigen, indeß das Schiff ihn schnell nach Köln entführte. Als das Volk, welches in Menge bei Kaiserswerth zusammengeströmt war, um den König zu begrüßen, die Gewaltthat sah, da schrie es laut und rannte jammernd, scheltend und drohend am Ufer des Stromes neben den Entführern her.

Erzbischof Hanno von Köln war ein Mann, welcher in jeder Art der Heiligkeit Alle übertraf und daher das Ansehn eines großen

Heiligen genoß. Wegen seiner staatsmännischen Gaben hatte sich Heinrich III. seines Rathes oft bedient, da er noch Probst in Goslar war und ihn endlich 1056 auf den Erzstuhl in Köln erhoben. Hanno war so streng, daß sich der fromme Kaiser oft bei seinen Bußübungen desselben bediente; denn Hanno ließ die Geisel sehr unsanft auf den Rücken fallen. Das Volk fürchtete und haßte ihn. Er war herrisch, habsüchtig und von unbändigem Zorne. Er hatte es nicht ertragen können, daß der minder heilige Heinrich von Augsburg mit der Kaiserin regiere. Er glaubte, es besser zu können nnd so hatte er sich denn mit den unzufriedenen Fürsten zu jener That verschworen. Um sie vor dem aufgeregten Volke zu beschönigen, und damit es scheine, als habe er nicht aus Ehrgeiz, sondern um des öffentlichen Wohles willen gehandelt, ließ er festsetzen, daß abwechselnd derjenige Bischof die Regentschaft und Vormundschaft führe, in dessen Sprengel sich der König jeweilig befinde. Natürlich behielt er Alles in seiner Hand und die Macht theilte er vornehmlich mit dem habgierigen Siegfried von Mainz und mit Otto von Nordheim, einem ehrsüchtigen und ränkevollen, aber durch gewaltige Eigenschaften und große Macht ausgezeichneten Fürsten in Sachsen. Um seine Treue zu gewinnen, hatte die Kaiserin dem Otto noch vor Kurzem ihr Herzogthum Baiern übertragen. Dann verrieth er sie und theilte nun mit Hanno. Auch Herzog Gottfried ging nicht leer aus. Er erhielt bald nachher das erledigte Herzogthum Niederlothringen.

Die Hauptsorge Hanno's war, die wichtigsten Stellen mit seinen Parteigängern zu besetzen, meist Verwandten und Freunden; ein Umstand, der den späteren Bürgerkriegen nicht wenig Nahrung gegeben hat. Es begann unter den Machthabern eine wahre Jagd auf die Reichsgüter. Bischof Günther von Bamberg, noch so eben in offner Empörung begriffen, wurde z. B. „wegen treuer Dienste" mit Forchheim und 36 anderen Ortschaften belohnt. Und so weiter. Die Häupter hielten besonders auf die fetten Reichsabteien, Otto von Baiern ließ sich mit Altaich, Rudolph von Schwaben mit Kempten belehnen, Hanno nahm Kornelismünster und das reiche Malmedy, was eine Quelle vieler Unruhen und Kämpfe mit Stablo wurde. An einem Tage schenkte sich Hanno den neunten Theil des königlichen Schatzes.

Siegfried von Mainz hatte sich schon von der Agnes den Zehnten über Thüringen zubilligen und 120 Höfe als Abfindung vom dortigen Königsgut schenken lassen. Jetzt, da er sie verrathen, nahm er von Hanno die Abtei Seligenstadt.

Den größten Gewinn aus Hanno's That zog Hildebrand's Partei in Rom. Bischof Damiani, ihr ehrenwerthestes Mitglied, schämte sich nicht, in einem Schreiben an Hanno ihn wegen des Königsraubes jubelnd zu beloben.*) Hanno und seine Genossen wurden aus Gegnern der Uebergriffe Roms fortan deren Vorkämpfer. Sogleich im October 1062, auf einer Reichsversammlung in Augsburg, stießen sie die Beschlüsse von Basel wieder um, legten den Kirchenstreit ganz im Sinne des Legaten Damiani bei und gaben die verfassungsmäßigen Rechte ihres Königs vollkommen Preis. Kaum hätte es der unerhörten Sophismen des Legaten zur Rechtfertigung des Hildebrandischen Verfahrens bedurft. „Keine Verfassungsbestimmung," heißt es da, „sei so bindend, daß man sie nicht unter Umständen verlassen dürfe. Um eines guten Zweckes willen seien auch die Apostel mitunter von der geraden Straße abgewichen." Es gebe Fälle, wo man selbst Gottes Gebote nicht befolgen dürfe u. s. w. Solche Gotteslästerungen, so schamlose Verhöhnung der Moral erlaubte sich der frömmste Vorkämpfer jener Richtung, der man in neuester Zeit wieder eine so übertrieben moralische Bedeutung beigelegt hat. — Vollkommen wurde die Sache des Königs verrathen. Der königliche Kanzler Wibert, der ihr zu eifrig gedient, ward folgenden Jahres abgesetzt, Gregor
1063 von Vercelli, ein Geschöpf Hildebrand's, erhielt den wichtigen Posten. Hanno erscheint jetzt als „apostolischer Erzkanzler," sein Vetter, Burchard von Halberstadt, als königlicher Commissar nach Rom geschickt, ward zur Auszeichnung mit dem Pallium und der Mitra geschmückt. Die königliche Partei in Italien setzte nun freilich den Streit selbstständig fort, bis sie in Rom theils der eignen Zwietracht, theils den Normannen und Tusciern erlag. Dagegen dauerte in der Lombardei der wilde Kampf zwischen den Anhängern beider Päpste, der zugleich ein Kampf zwischen Cölibat und Ehe war, noch Jahre

*) Vergl. Baronius annal. eccles. ad 1062.

lang fort. Deutscher Seits beschloß eine Versammlung zu Mantua, Pfingsten 1064, den Streit mit der wiederholten Anerkennung Alexan- 1064
der's II. *)

So führten Habsucht und Verrath den Zügel, verthaten die Güter und Rechte des Königs, brachten die Reichsangelegenheiten in Verwirrung und streuten die Saat einer blutigen Zukunft aus. Es war, als ob mit Kaiser Heinrich III. auch der gute Geist für Deutschland ins Grab gestiegen sei. Zwei der ersten Prälaten des Reiches führten am Pfingstfeste des Jahres 1063 in der Kirche zu Goslar vor den Augen des königlichen Knaben eine grauenvolle Scene auf. Bischof Hezel von Hildesheim und Abt Widerad von Fulda stritten schon seit einiger Zeit wegen des vornehmeren Sitzes. Der Bischof behauptete in seinem Sprengel der Erste zu sein. Aber nach alten Rechten konnte der Abt von Fulda als erster Reichsabt und Erzkanzler der Kaiserin den ersten Sitz nach Mainz in Anspruch nehmen, wie denn auch bei jeder dritten Erledigung jener Primatenwürde ein Abt von Fulda den Mainzer Stuhl zu besteigen pflegte. Der eifersüchtige Bischof hatte den Grafen Ecbert von Braunschweig mit Gewaffneten hinter dem Hochaltar versteckt. Sie fielen über die Fuldaer her, welche nun ihrer Seits ihre zahlreichen Ritter hereinriefen und die Kirche mit Leichen, den Hymnus mit Todesröcheln erfüllten. Von einer Art Kanzel herunter feuerte der Bischof die Wuth der Seinen an und verhieß ihnen Absolution. Der König, obwohl ein zwölfjähriger, wilder Knabe, war entsetzt über den Frevel. Vergebens beschwor er die wüthenden Priester bei der königlichen Majestät, dem Gemetzel zu wehren. Kaum konnte er das eigne Leben retten. Alle Schuld fiel bei der Untersuchung dem Abt von Fulda zur Last, auf dessen Reichthümer, womit er sich loskaufte, es abgesehen war. Solche Dinge wiederholten sich; Hanno's selbstsüchtige Politik hatte

---

*) Die Darstellung dieser, namentlich in der Chronologie, bisher vielfach streitig gewesenen Verhältnisse, stützt sich vornämlich auf die Untersuchungen in Giesebrecht's Annales Altahenses (Berlin 1841), denen auch Jaffé's Papstregesten gefolgt sind. Voigt hat in der zweiten Ausgabe seines bekannten Gregorius (Weimar 1846) von diesen Untersuchungen keine Notiz genommen.

einige der wildesten Fehden zur Folge. Als er den Trierern 1066 seinen Neffen Cuno als Erzbischof aufdrängen wollte, griffen sie zu den Waffen und schlugen den Bischof von Speier halb todt; der Erzbischof ward von vier Rittern schauderhaft ermordet. Hanno selbst hielt es für gerathen, sich mit den Gegnern gütlich zu verständigen. — Unter solchen Eindrücken wuchs der mit großen Gaben ausgestattete, einer besseren Lenkung bedürftige Knabe heran. Die Fürsten „pflegten des Kindes zu spotten", dachten nur an sich und überließen ihn dem Schicksal. Er aber haßte und verachtete sie, vor Allen den Hanno, seinen Entführer. Den Staat und die Herrschaft lernte er von ihnen nur als Mittel kennen, um die Selbstsucht zu befriedigen. Das waren die sittlichen Hebel seiner Jugend.

Um sich vollends zu befestigen, zog Hanno den berühmten Erzbischof Adalbert von Bremen als Mitregenten an den Hof. Dieser merkwürdige Mann hatte sich schon unter Heinrich III. große Verdienste und noch größeren Ruhm erworben. Durch seine Thätigkeit unter den wendischen und scandinavischen Völkern ward „das kleine Bremen für die Völker des Nordens ein anderes Rom." An seinem geistlichen Hofe erschienen Gesandte der Isländer, Grönländer und von den Orchaden. Bei ihm, dem Vicar des römischen Stuhles, bewarben sich die Könige des Nordens um die Fortdauer ihrer Herrschaft im Himmel und stifteten nach seinem Winke viele Bisthümer. Kaiser Heinrich hatte ihn zum Papste erheben wollen. Er aber trug sich mit der stolzen Idee eines nordischen Patriarchats, welchem er außer sämmtlichen scandinavischen Bisthümern zwölf Sprengel in Norddeutschland unterzuordnen gedachte. Griechische Liturgie hatte er zum Theil schon eingeführt; er trug griechische Prachtgewänder und mit Kerzenglanz, Weihrauch und Sängerchören machte er die Hamburger Kirche hochberühmt. In der That waren die griechischen Kirchen-Gebräuche bei den Ostseebewohnern und Slaven populärer als die römischen, schon weil sie sich den Landessprachen anschlossen. Aus dem vornehmen sächsischen Geschlechte der von Gosek stammend, rühmte sich Adalbert auch der Abkunft von den Ottonen und den Griechenkaisern. Er war ein stolzer und prächtiger Herr. Alles wollte er von Grund aus umgestalten und überall Großes und Würdiges als Denkmal seines

Ruhmes hinterlassen. Seine erste Handlung in Bremen war, daß er Stadtmauer und Kloster einreißen ließ, um mit den Steinen einen Prachtbau aufzuführen, nach dem Muster der Basilica von Benevent. Auf dürren Flächen im Sachsenlande ließ er Weingärten anpflanzen. Wie Xerxes wollte er „auf dem Meere wandeln, und über das Land schiffen." Was die Vorgänger vergebens erstrebt hatten, das gelang ihm: die Austreibung der vielen lüderlichen Dirnen aus Hamburg. Denn er war keusch und mäßig wie Wenige, beredtsam und gelehrt, dabei von schöner Gestalt und edler Gebärde; stolz nur gegen Höhere; gegen die Armen und Geringen übertrieben demüthig. Doch alle seine Tugenden, so klagt sein Domherr Adam, halfen ihm nichts; denn Viele sagten, es sei Alles bloße Eitelkeit. Den sächsischen Fürsten, besonders den Billinger Herzögen war er bitter verhaßt; theils wegen seiner Treue für den Kaiser, theils weil er die von ihnen geraubten Besitzungen und Grafschaftsrechte der Hamburger Kirche zurückverschaffen wollte. Ja er strebte sogar, wie der Würzburger Bischof das Herzogthum im Lande zu erwerben. „Der ist uns als Spion ins Land geschickt," rief der alte Herzog Bernhard, als Adalbert einzog, „keinen frohen Tag wollen wir ihm lassen!" was Er und seine Familie auch redlich gehalten haben. Der geplagte Adalbert mußte verschiedene Burgen zum Schutze des Landes gegen die Billinger bauen; in Hamburg bewohnte er die Altstadt; der Herzog baute sich die „neue Burg" an der Alster. Von da belauerten sie sich und thaten einander so vielen Schaden als möglich.

Als nun Hanno mit Adalbert das Reichsregiment zu theilen hatte, „dauerte die scheinbare Freundschaft der beiden betriebsamen Bischöfe nur eine mäßige Zeit." Denn „obwohl ihre Rede Frieden zu künden schien, so bekämpften sie im Herzen einander mit tödtlichem Hasse." Der gewandte, schöne Adalbert wußte den Knaben durch einschmeichelndes Benehmen ganz zu fesseln. Er benutzte mit großer Schlauheit eine Abwesenheit Hanno's, um Heinrich bereits am 29. März 1065 mit dem Schwert umgürten zu lassen. Damit fiel 1065
Hanno's Regentschaft; er war gestürzt. Heinrich wollte gleich seine Waffenprobe an dem verhaßten Vormund ablegen und ward nur mit Mühe zurückgehalten. Im Uebrigen kümmerte er sich wenig um die

Regierung und überließ sie dem Adalbert, welcher ihm dagegen für Vergnügungen und lustige Gesellschaft sorgte, in der namentlich Heinrich's Busenfreund, Graf Werner, an lasterhafter Ausgelassenheit mit ihm wetteiferte. Besonders anstößig erschien die Art, wie sie den Frauen und Jungfrauen nachstellten. Doch suchte Adalbert den Thatendrang des Knaben auch durch Größeres zu beschäftigen. Schon 1063 führte er ihn mit einem Heere nach Ungarn, um eine vor zwei Jahren dort erlittene Scharte auszuwetzen und Salomon, den Erben des von Bela vertriebenen, in der Schlacht getödteten Königs Andreas jetzt, nach Bela's Tode, wieder heimzuführen. Beides gelang. Adalbert und Heinrich kehrten als Sieger heim. Eine Schwester Heinrich's ward dem König Salomon vermählt *). Auch der römischen Partei war Adalbert entgegen und hielt es mit dem Honorius. Die Rechte des Königs sowohl gegen Papst- als Fürstenthum lagen ihm ehrlich am Herzen. Deshalb ward auch von Rom her sein Sturz betrieben. Damiani fordert in einem Briefe den König auf, den schlechten Rathgebern nicht sein Ohr zu leihen, die statt der heiligen Männer von früher ihn jetzt umgäben.

Wie die Gegner strebte Adalbert freilich auch seinen persönlichen Zielen nach. Er und Graf Werner plünderten gleich Jenen Staat und Kirche; sie eiferten laut gegen die Habsucht der Anderen, nahmen aber, „als Lohn ihrer Hingebung", nicht weniger für sich in Anspruch. An Einem Tage hatte Adalbert vier Grafschaften erworben, wofür er die Inhaber mit ungeheuren Summen entschädigte, die aus dem Kirchen- und Reichsgute genommen oder seinen Unterthanen ausgepreßt wurden. Wie Hanno Malmedy, so riß Adalbert Lorsch und Corvey an sich, was nicht ohne gewaltigen Streit mit den betheiligten Aebten, Mönchen und Lehensleuten abging. Sein Hochmuth kannte keine Grenzen mehr und es gingen die lächerlichsten Geschichten davon um. Er ließ sich von einem zahlreichen Hofstaate begleiten; er wollte nicht, daß seine Ritter Reichsdienste und Reichslehen nähmen; das schicke sich

*) Dieser Feldzug ist von Stenzel, der hier blos Lambert's Darstellung folgte, ausgelassen. Giesebrecht macht dagegen seine Annales Altahenses geltend. Adam, Gesta Hamaburg. III, 42 redet vom Feldzug und Siege Adalbert's und des Königs in bestimmtester Weise.

nicht. Er umgab sich mit berühmten Personen, mit Gauklern, Heilkünstlern und Schauspielern, mit Traumdeutern, Hellsehern und Geisterbeschwörern, die ihm für schweres Geld Alles prophezeiten, was er nur wollte. Unter diesen Schmarotzern war ein Jude aus Griechenland, welcher sich vermaß, binnen drei Jahren nicht blos aus Kupfer Gold, sondern auch aus einem gewöhnlichen Menschen einen Weltweisen zu machen. Solche Leute gingen bei ihm aus und ein, indeß die vornehmsten Herren des Reiches oft acht Tage lang vor seiner Thür harren mußten. Von diesen Herren sprach er an offner Tafel in der wegwerfendsten Weise; es seien gemeine, habsüchtige, treulose Menschen, die der König erst von dem Miste emporgehoben und die nun in allen Verschwörungen voran stünden, um sich der Gewalt und des Reichsgutes zu bemächtigen. Das traf vor Allen den heiligen Hanno, dies „Oberhaupt aller Verschwörungen, welche zu seiner Zeit gestiftet worden sind".

Auf dem Reichstage zu Tribur, Anfangs 1066, kam die in 1066
vielen Zusammenkünften vorbereitete Fürstenverschwörung zum Ausbruch und Adalbert, von dem es hieß, er wolle alle Feinde des königlichen Hauses ausrotten und wegen der Vergangenheit zur Rechenschaft ziehen, ward unter Todesbedrohung vom Hofe gejagt. Heinrich, der sehr an seinen Freunden hing, sah sich durch Wachen, die den Palast umstellten, an der Flucht gehindert. Hanno war wieder im Besitze. Wohl um sich zu befestigen, nöthigte er den heftig widerstrebenden, noch nicht 16jährigen Jüngling, sich im Juli zu Tribur mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, zu vermählen. Sofort nach der Ceremonie verließ Heinrich die Gemahlin und hatte fortan keinen heftigeren Wunsch, als das ihm aufgezwungene Band bei der ersten Gelegenheit wieder zu sprengen. Er war damals sehr unglücklich. Sein geliebter Freund Werner war bei der Plünderung eines Dorfes todtgeschlagen worden und er selbst lag lange zu Fritzlar, dann zu Goslar lebensgefährlich krank. Auf den armen Adalbert und dessen Stiftsgüter ward eine wahre Hetze angestellt, in welcher dem Herzog Magnus allein tausend Bauerhöfe als Beute zufielen. „Rein ab, rein ab mit ihm!" riefen seine Feinde aus. Er hielt sich bei Goslar verborgen, indeß die Räuber mit Buhlerinnen vom Hamburger Kirchengut

schwelgten. In jener Zeit ging auch das ganze Wendenland wieder verloren. In einem allgemeinen Aufstande der Wenden litt Fürst Gottschalk am 7. Juni mit vielen Anderen den Märtyrertod. Nur Bischof Johannes von Mecklenburg ward aufgespart, um wie Stephanus zu sterben. Mit Knitteln geschlagen, ward er durch die Städte der Wenden getrieben, nach Rethra, vor des Radigast Bild geführt und da er Christo treu blieb, wurden ihm Hände und Füße abgehauen, der Kopf aber auf einer Stange dem scheußlichen Götzen als Opfergabe dargereicht. Hamburg ward von den Heiden zerstört. — In Italien waren die Normannen so übermüthig geworden, daß sie nicht blos den Papst angriffen, sondern auch Richard von Capua die Kaiserkrone begehrte und ein höhnendes Schreiben an den jungen König richtete, welcher ergrimmt nach Italien zu ziehen beschloß, um diesen Uebermuth zu strafen und sich die Kaiserkrone zu holen. Schon
1067 rüstete er im Februar zu **Augsburg**. Aber die jetzt herrschende Partei ließ es nicht dazu kommen. Herzog Gottfried fand es besser, in eignem Namen dem Papst aus der Noth zu helfen, dem ohnedies weniger an der Ueberwältigung, als an der Demüthigung seiner kriegerischen Lehensleute gelegen war. In der That verständigten sich Gottfried, die Normannen und der Papst bald, nach einem unbedeutenden Treffen bei **Aquino**. Diesen ganzen Ausgang hielt König Heinrich
1068 doch für sehr ungenügend. Wiederum suchte er, im Februar 1068, in **Augsburg** ein Heer zum Römerzug zu Stande zu bringen, wiederum ward er von den Fürsten gehindert, erreichte aber doch so viel, daß seine verhaßtesten Aufseher, Hanno und Otto von Nordheim, als Commissarien nach Italien geschickt wurden, um die königlichen Rechte kräftiger wahrzunehmen.

Bald darauf gelang es dem König, den Adalbert wieder an den Hof zu ziehen, in dessen Hände die Regierung aufs Neue überging.

Viertes Kapitel.

Heinrich IV. und die Sachsen.

Königliche Burgen in Sachsen und Thüringen. Glückliche Feldzüge des Königs. Neue Demüthigungen. Vereitelte Ehescheidung. Proceß gegen Otto von Nordheim. Krieg und Unterwerfung der Sachsenfürsten. Pläne zur Unterdrückung des Herzogthums Sachsen. Zerwürfnisse mit Rudolf von Schwaben. Erbitterung der Thüringer. Allgemeiner Aufstand. Heinrich, in der Harzburg belagert, flieht nach Hersfeld. Verrätherei in Gerstungen. Anklage Regenger's gegen den König. Der König von Allen verlassen. Die Bürger von Worms. Die Entthronung Heinrich's vereitelt. Friede von Gerstungen. Zerstörung der Burgen. Frevel der Sachsen in der Harzburg. Reaction für den König. Seine Rache. Schlacht bei Hohenburg. Die sächsischen Fürsten ergeben sich an der Helbe. Triumph Heinrich's.

Schon Heinrich III. ward es von den sächsischen Fürsten zum Hauptvorwurfe gemacht, daß er in ihrem Lande, in der Nähe seiner Silberwerke, in seiner Lieblingspfalz Goslar, am häufigsten verweile. Sowohl der Unterhalt des Hofes aus ihrem Lehensgut, als die Aufsicht, die der König übte, war ihnen lästig. Sie nannten das Tyrannei. Sehr unzufrieden waren sie mit den starken Befestigungen, die Goslar erhielt. Auch Adalbert's Hauptverbrechen war gewesen, daß er die königliche Residenz fortwährend in Goslar aufgeschlagen hatte. Mit Besorgniß sahen sie, daß der König Niemanden höher schätzte, als seinen Baumeister Benno, der keine größere Freude kannte, als an passender Stelle Thürme und Mauern für den König zu bauen. Manche hielten das Anfangs nur für kindisches Spiel. Freilich, als die Noth vor den Wenden wieder groß wurde, sahen die Sachsen die Sache anders an und halfen nun selbst die Grenzen mit Burgen befestigen. Doch war, wie neuere Forschung gezeigt hat, das spätere Geschrei der Sachsen über die Burgen weit übertrieben. Die meisten bestanden längst und man wollte sie nur nicht in den Händen des Königs lassen. Die Großen besaßen viel mehr Burgen. Lambert, der so großes Gewicht auf die Burgen des Königs legt, macht in dem betreffenden Abschnitte seiner Jahrbücher doch nur fünf in Thüringen und eine in Sachsen namhaft und diese scheinen keineswegs erst von Heinrich erbaut zu sein. Aber Heinrich rüstete sie gewaltig aus: vor Allen die nahe bei Goslar gelegene Harzburg. Auf einem steilen Bergrücken des Harzes hervorspringend, schaute sie von drei Seiten weit hinaus in die Ebene des

trutzigen Braunschweiger Landes. Palast, Dom und Stiftsgebäude erhoben sich in ihrem Ringe, Reliquien und Kostbarkeiten wurden dort aufgehäuft, auch eine königliche Familiengruft eingerichtet. Von hier aus hielten die Leute des Königs scharfe Wacht, trieben dabei aber selbst mancherlei Uebermuth und Bedrückung. — Die sächsischen Fürsten, welche 1068 wieder einen Versuch gemacht hatten, den Heinrich vom Throne zu stürzen, wurden wiederholt genöthigt, den Landfrieden zu beschwören;
1069 dann führte der König, schon in den ersten Tagen des Jahres 1069, seine Krieger gegen den wendischen Landesfeind, zerstörte mit jugendlichem Ungestüm weit und breit die Festen, Tempel und Götzenbilder und brachte sogar die Liutizer wieder zu einer gewissen Unterwerfung. Rasch unterdrückte er sodann den Aufstand des Markgrafen Dedi in der Niederlausitz, der die Waffen ergriffen hatte, um die Thüringer Lehen zu ertrotzen, welche der erste Gatte seiner Gemahlin, Markgraf Otto, besessen hatte. So vieler Erfolge froh, zog Heinrich dann nach Mainz, um seine Ehescheidung zu vollziehen.

Siegfried von Mainz hatte sich nämlich bereit erklärt, dem Wunsche nach Ehescheidung zu willfahren, falls ihm der König mit Waffengewalt zu dem Thüringer Zehnten verhelfen wolle, den ihm schon die Kaiserin Agnes zugebilligt und für dessen gewaltsame Erlangung er den, zur Freude Thüringens bald nachher verstorbenen Markgrafen Otto in Thüringen bereits gewonnen hatte. Auf einer Fürstenversammlung zu Worms erklärte nun der König, daß ihn unüberwindlicher Widerwille zur Scheidung von der Gemahlin nöthige, die er nie berührt zu haben, eidlich betheuerte. Da die Königin dies bestätigte, so war die Versammlung, nach dem Vortrage des Erzbischofs von Mainz, dem Vorhaben nicht entgegen, zu dessen Ausführung eine Versammlung nach Mainz berufen wurde. Da erfuhr Heinrich auf dem Wege, daß der römische Kardinalbischof Peter Damiani als päpstlicher Legat in Mainz eingetroffen sei, um die Scheidung zu verbieten. Als nämlich der schlaue Siegfried sich den Thüringer Zehnten verdient zu haben glaubte, hatte er, um es auch mit Rom und mit der kirchlichen Meinung, die jede Ehescheidung für gottlos hielt, nicht zu verderben, die Sache dem Papste vorgelegt, welcher begierig diese Gelegenheit zur Einmischung ergriff.

Heinrich kehrte sofort um und ward nur mit Mühe bewogen, die Versammlung zu Frankfurt zu halten. Hier trat Damiani vor ihn, nannte sein Vorhaben unwürdig jedes Christen, geschweige eines Königs und mahnte ihn, seines guten Rufes zu schonen, sonst werde ihn der Papst niemals als Kaiser krönen. Dem Erzbischof Siegfried ward die Vollziehung der Scheidung bei Strafe des Bannfluches untersagt. Die Fürsten stimmten dem Legaten eifrig bei: Heinrich mußte nachgeben. „So muß ich denn", rief er aus, „die Last tragen, die ich nicht ablegen kann!" Das mitleidige Geschick hat ihm wenigstens diese Last zum Segen gewandelt. Denn die Gemahlin Bertha war ein gutes, treues Weib. Zögernd und leidend folgte sie dem hastig ausweichenden Gemahl nach Goslar. Noch rangen Haß und Mitleid einige Zeit in seiner Seele, dann hat er sich ihr innig angeschlossen, sie mit Hochachtung und Liebe behandelt, und sie ist ihm in Noth und Ungemach, in Schimpf und Schande treu zur Seite geblieben.

Nach so vielen Demüthigungen war Rache an seinen Feinden, besonders an den sächsischen Fürsten, der erste und letzte Gedanke des königlichen Jünglings. Enger als je schloß er sich an den greisen Adalbert an, den gleiche Feindschaft und gleicher Racheburst mit ihm verbanden. Er erhob ihn zum Vicar des Reiches. Seinen Baumeister Benno, übrigens einen trefflichen, geachteten Mann, ernannte er zum Bischof von Osnabrück. Bald fand sich Gelegenheit, mit dem gefährlichsten seiner sächsischen Feinde, dem Baiernherzog Otto von Nordheim, den Kampf auf Tod und Leben zu eröffnen. Gerade damals war wieder eine Verschwörung gegen Adalbert und den König im Gange, welcher Siegfried von Mainz deshalb beitrat, weil der König, bei nicht erfüllter Bedingung, sich weigerte, gegen die Thüringer Gewalt zu brauchen. Diesem Sturm kam der Hauptschlag zu- 1070
vor, welchen Adalbert jetzt führte. Auf seine und des Grafen Giso von Gudensberg Anstiftung, so ward behauptet, geschah es, daß Egino, ein übel berüchtigter Mann aus dem Freienstande, mit der gerichtlichen Anklage auftrat, Otto von Nordheim habe ihn zur Ermordung des Königs verleiten wollen. Ja, er zeigte das Schwert vor, welches ihm Jener dazu gegeben habe. Ein Fürstengericht ward nach Mainz berufen, und da Otto die Anklage läugnete, Termin zum

Gottesurtheile des Zweikampfes nach Goslar anberaumt. Zwar erschien Otto mit starkem Gefolge in der Nähe von Goslar, verlangte aber als Bedingung seines Erscheinens Sicherheit gegen den Zorn des Königs, ein Verlangen, das ihm abgeschlagen wurde. Otto blieb aus und eilte auf seine Güter, um sich durch Empörung zu vertheidigen. Einstimmig fand ihn das vom König versammelte Fürstengericht des Hochverraths schuldig und erklärte ihn in die Acht. Seine Lehen wurden eingezogen, seine Güter geplündert, seine Burgen gebrochen. Das ganze Verfahren, obwohl formell in der Ordnung, erschien nur um so gehässiger und machte einen schlimmen Eindruck. Otto hatte seine Streiter versammelt, sich mit anderen sächsischen Fürsten verbündet und nahm nun Rache an den Besitzungen des Königs in Thüringen. Die Stadt Eschwege ward geplündert, auch Fritzlar soll die Wuth der Sachsen wieder ein Mal empfunden haben. Nicht minder furchtbar entbrannte der Bürgerkrieg in Sachsen selbst. Quedlinburg ging in Flammen auf. Baiern war für Otto wieder verloren. Sein eigner Schwiegersohn, der reiche Welf, des Markgrafen Azzo von Este Sohn, schickte ihm die Tochter schimpflich zurück und ließ sich, gegen viele Geschenke, vom König mit dem Herzogthum Baiern belehnen. — Die Hauptwucht des Krieges aber kam über das Hessenland. An der Bergkette des Habichtswaldes, die das schöne Thal von Kassel gegen Abend umgürtet, erwarteten die Rebellen endlich auf dem stark befestigten Hasunger Berge den König, der mit einem übermächtigen Heere von Sachsen, Thüringern und Hessen gegen sie heran zog. Da verstanden sich Jene zur Unterhandlung, ein
1071 Waffenstillstand ward ihnen gewährt und zu Pfingsten 1071 erschienen auf der großen Versammlung zu Halberstadt Otto und Herzog Magnus und übergaben sich dem König, der ihnen Begnadigung verheißen hatte. Heinrich behielt sie einstweilen in leichter Haft bei sich.

Nach diesem glücklichen Erfolge eilte Heinrich auf der betretnen Bahn rücksichtslos weiter. Der Sieg hatte ihn in solches Ansehen gebracht, daß die Herzöge von Böhmen und Polen, im Herbste nach Meißen vor den König geladen, seinem scharfen Befehle, Friede unter sich zu halten, gehorsam Folge leisteten und Boleslaus III. von Polen seine Waffen nach Rußland und Ungarn trug. Heinrich und

Adalbert wollten nun die Dynastie der Billinger ganz unterdrücken und das Herzogthum Sachsen mit seinen Einkünften wieder zum Reichsgut einziehen. Wohl fühlten sie, daß das einen Kampf nicht blos mit den Fürsten, sondern auch mit dem Sachsenvolke kosten werde, dem dies Herzogthum, das einzige, das seit fast anderthalbhundert Jahren bei einer Dynastie geblieben, zur verjährten Rechtsgewohnheit, zu einem Wahrzeichen sächsischen Volksthums geworden war. Seitdem die Sachsen keine Kaiser und Könige mehr hatten, wollten sie mindestens einen Herzog für sich behalten. Der König entriß dem Bruder des Herzogs Ordulf durch Ueberfall das feste Lüneburg und schloß zu Bardewik ein geheimes Bündniß mit Adalbert's mächtigem Freunde, dem hochberühmten, durch Wissenschaft und christlichen Eifer glänzenden Dänenkönige Svein Astridson; er versprach ihn mit der Grafschaft Stade zu belehnen, als Preis der Hülfe gegen Sachsen. Damals aber waren Dänen und Sachsen einig; wozu die gemeinsame Noth vor den Abodriten nicht wenig beitragen mochte; dieses tapfre Volk hatte gerade die sächsischen Fesseln abgeworfen und auch nach Norden gewaltig ausgegriffen, die Stormarn und Holsteiner fast sämmtlich erschlagen — 600 Holsteiner Familien siedelten sich darauf im Harzgebirge an —, Hamburg und das reich bevölkerte Schleswig Anfangs 1072 von Grund aus zerstört. Unter diesen Umständen 1072
hatte das bald ruchbar werdende Bündniß der Könige nur größern Haß gegen Heinrich zur Folge; die Dänen verweigerten später dem Svein die Kriegsfolge gegen Sachsen. Die Pläne des Königs erlitten auch durch den Tod Adalbert's, seines unzertrennlichen Rathgebers, der, allgemein verhaßt, am 16. März 1072 starb, einen harten Stoß. Bald nachher ward Otto von Nordheim, da er die königlichen Räthe mit einem Theile seiner Güter gewonnen hatte, der Haft entlassen; den Magnus, welcher sich weigerte, seinem Herzogthum zu entsagen, da es ihm nach seines Vaters Ordulf Tode kraft Erbrechtes gebühre, behielt Heinrich fortwährend in Haft.

Indeß sich in Sachsen ein gewaltiger Zündstoff häufte, zogen auch im übrigen Reiche von allen Seiten Gewitter auf. Mit seinem Schwager, dem ehrgeizigen Rudolf von Schwaben, war Heinrich längst zerfallen. Dieser glänzende und ritterliche Herr vereinigte eine unge-

bührliche Macht in seinen Händen. Er verwaltete außer Schwaben auch Burgund und nannte sich König von Arles. Zu Zürich hielt er königlichen Hof. In zweiter Ehe hatte er eine savoyische Prinzessin, eine Schwester der Königin Bertha geheirathet. Schon in Tribur hatte er an der Spitze des Aufruhrs gestanden, vor dem Fürstengericht des Hochverraths angeklagt, war er nicht erschienen; zwar brachte die Kaiserin Agnes im Sommer 1072 zu Worms eine kurze Versöhnung zwischen Sohn und Schwiegersohn zu Stande. Aber Rudolf und Berthold von Kärnthen hielten sich vom Hofe fern, Berthold
1073 ward abgesetzt, Rudolf rüstete zum Krieg und nur mit Mühe ward noch ein Mal im März 1073 zu Augsburg der Sturm beschworen. Von anderer Art war die Opposition, die der König in Thüringen bei dem gesammten, sonst so treuen Volke fand. Siegfried von Mainz, dessen Kriegshorden schon den tapfern Thüringern wegen des Zehntens vergebens zugesetzt hatten, worauf er die Hülfe des Papstes anrief, und dem Hildebrand einen Theil des Gewinns versprach, schloß jetzt einen ähnlichen Pact mit dem königlichen Hofe. Er veranstaltete eine Versammlung zu Erfurt. Von Kriegsleuten drohend umringt, vom höfischen „Schwarm der Philosophen und Sophisten“ übertäubt, mußten hier die Thüringer, wie sehr auch die Aebte von Fulda und Hersfeld für ihr gutes Recht stritten, dem Siegfried den unseligen Zehnten versprechen. Sie drohten in ihrer Noth, sich an den Papst wenden zu wollen; aber der König schwor, wer solches wage, den werde er züchtigen, daß man nach Jahrhunderten noch daran denken solle.

Hanno, den vier Wochen nach Adalbert's Tode, zufolge eines Aufruhrs zu Utrecht, der König wieder zum Reichsverweser bestellt hatte, worauf er sich durch nachdrückliche Befestigung des Landfriedens und Zerstörung vieler Raubnester sehr verdient machte, legte schon Ende 1072 die Reichsgeschäfte nieder. Er wollte dem nahenden Sturme nicht entgegentreten. Denn als die sächsischen Fürsten sahen, daß es dem Könige mit ihrer Unterdrückung Ernst sei, als er die Herausgabe des Magnus verweigerte und dem Otto von Nordheim, der sich und seine Güter zur Bürgschaft bot, erwiederte, es stehe mit ihm noch gar nicht so, daß er solche Anerbietungen machen könne, überlegten sie einen entscheidenden Schlag. Außer den Billingern und

dem Otto nahmen unter Anderen sämmtliche Markgrafen und die von Hanno eingesetzten Bischöfe an der Verschwörung Theil. Die allgemeine Unzufriedenheit ward durch Gerüchte aller Art gesteigert. Man erzählte sich, der König habe die Sachsen Knechte gescholten, die nur der Frohnden und Steuern wegen da seien. Er wolle mit Hülfe der Dänen alle Sachsen ausrotten und Schwaben ins Land setzen, hieß es in Sachsen; in Schwaben behauptete man, er wolle die Schwaben und Franken unterdrücken. Von seiner Mordgier und Wollust gingen die unsinnigsten Geschichten um, deren der geifernde Bruno uns eine ganze Menge auftischt, die er vom Hörensagen haben will, die sich uns aber großentheils ohne Weiteres durch ihre unwahren Nebenumstände als erlogen darstellen. Aber freilich, es lag diesen Geschichten etwas zu Grunde. Das ausschweifende, leichtsinnige Leben des Königs, sein heftiger Zorn und der Uebermuth seiner Kriegsknechte und Höflinge gaben dem Gerede einen Boden. Auch der Papst Alexander hatte seine Stimme erhoben, einige Räthe des Königs gebannt und ihn selbst durch Hanno von Köln auffordern lassen, wegen Simonie und mancher sonstiger Dinge, von denen man in Rom höre, der Kirche Genüge zu leisten. Neue Mönchsvereine und Missionarien aus Italien trieben in Deutschland ihr Wesen. Römische Priester und deutsche Fürsten wetteiferten, den König in den Augen der Nation noch tausend Mal schlechter zu machen, als er leider schon war. Ein abscheuliches Schauspiel! Schon rüsteten und bereiteten sich die Empörer im Stillen. Da ward auf den 22. August 1073 ein Heerzug gegen Polen angesagt, dessen Herzog den Frieden mit Böhmen gebrochen hatte. 60,000 Sachsen rüsteten sich, scheinbar gegen Polen, aber in Wahrheit gegen den König. Auf Peter Pauls Tag hatte Heinrich, von ihren Umtrieben unterrichtet, die Fürsten zu sich nach Goslar entboten. Um ihnen zu zeigen, wie wenig er sie fürchte, ließ er sie den ganzen Tag auf Audienz harren, indeß er sich am Bretspiel vergnügte, dann ritt er aus und die Fürsten mußten unter dem Gespötte der Kämmerlinge wieder abziehen. Tief erbittert eilten sie fort zu ihren Mannschaften; wenige Tage später stand das ganze Heer bei Haldensleben versammelt. Otto von Nordheim, in demagogischer Rede gewaltig, bestieg einen Hügel, und schilderte in grellen Farben die Tyrannei,

unter welcher Sachsen schmachte, und daß es nun gelte, für die Freiheit der Väter zu kämpfen. Zum Beweise seiner Behauptungen forderte er die Zeugen auf, zu reden. In der That trugen nun sämmtliche Fürsten einzeln ihre Beschwerden vor; sie waren, wie sie berichtet werden, doch höchst zweifelhafter Natur; jedoch auch zwei andere Männer traten auf und bezeugten, daß der König ihnen habe Freiheit und Habe nehmen wollen. Das brachte die Sachsen besonders auf. Alle schwuren, für ihre Freiheit bis zum Tode zu streiten. Die Bischöfe, die dem König treu geblieben, flohen nach Goslar. Dorthin zog auch Anfangs August das ganze Sachsenheer. Drei Fürsten erschienen als Abgeordnete vor Heinrich mit ihren Forderungen: er solle die Burgen schleifen und mit dem Hoflager Sachsen verlassen, wo er nun schon seit seiner Kindheit im Müßiggang prasse; er solle seine schlechten Rathgeber von geringer Herkunft, sowie seine Concubinen entfernen und ehrbar mit seiner Gemahlin leben; er solle die Heerfahrt gegen Polen einstellen; den Fürsten ihre Güter wieder zurückgeben; auch die Staatsgeschäfte den Reichsfürsten künftig überlassen. Wenn er alles dies thue, dann wollten sie ihn noch ferner anerkennen. Weigere er sich, so sei ihm der Krieg im Namen der Kirche Gottes, des christlichen Glaubens und der Freiheit erklärt.

Der König war tief entrüstet; er sei stets bereit, soll er erklärt haben, dem Unrecht zu wehren, den Unterdrückten und Hülflosen zu helfen, die Räuber und Streitsüchtigen und Aufrührer, Edle wie Unedle, zu strafen; das sei seine Pflicht; wolle das Volk etwas Anderes, so möge eine Reichsversammlung entscheiden. Die Anführer der Sachsen, besonders Otto von Nordheim, sahen in diesen Worten eine Verhöhnung der Fürsten und zogen mit 60,000 Mann gegen Goslar. Heinrich floh mit den Reichs-Insignien auf die nahe Harzburg. Rings umher lagerten die Rebellen und bewachten die waldigen Höhen. Friedliche Botschaften des Königs waren erfolglos. Da entschloß sich Heinrich zur heimlichen Flucht. Es lag ihm Alles daran, das nach Polen aufgebotene Reichsheer zu gewinnen. Auf verborgenen Waldpfaden führte ihn ein Jäger durch das Gebirge. Drei Tage floh er rastlos mit wenigen Getreuen, unbemerkt, ohne Speise und Trank. So kamen sie durch Sachsen und Thüringen am vierten Tage todt-

müde nach Eschwege. In Hersfeld befahl er, um seine in Lüneburg gefangenen Krieger zu retten, die Freigebung des Magnus. Hier erwartete er das bei Mainz lagernde, nach Spießcappel entbotene Heer des Rudolf von Schwaben. Zwar hielt es Rudolf, Heinrich's schlimmster Feind, bereits heimlich mit den Empörern, aber die Erscheinung des Königs und dessen Klagen machten auf die Schwaben und Franken einen so tiefen Eindruck, daß viele sofort gegen Sachsen geführt zu werden verlangten. Man beschloß aber, erst nach eingezogenen Verstärkungen sich zu Breitenbach an der Fulda zu versammeln. Der Aufruhr griff indeß immer weiter um sich, zu Triteburg bei Tennstädt schlossen die Thüringer und Sachsen ein Bündniß zu Schutz und Trutz, allenthalben wurden dort die Burgen des Königs berannt, einige erstürmt und zerstört. Heinrich verstand sich nun dazu, daß die ganze Sache einer Versammlung zu Gerstungen am 20. October vorgelegt werde. Er hatte den Fürsten, welche scheinbar vermitteln wollten, die Unterhandlungen vertrauensvoll überlassen. Er selbst blieb während der Verhandlung in Würzburg. Die angeblichen Vermittler waren freilich im Einverständniß mit den sächsischen Fürsten. Insgeheim kamen sie nämlich nach dreitägiger Verhandlung überein, den Heinrich abzusetzen; öffentlich brachten sie ihm die Kunde, Alles sei freundlich beigelegt, die Sachsen seien zur Unterwerfung bereit, wenn ihnen der König Verzeihung und Abstellung ihrer Beschwerden zusichere. Gern schlug Heinrich ein; zu Weihnacht sollte in Köln der Friede besiegelt werden. An der Spitze dieses schmachvollen Handels stand Rudolf von Schwaben, des Königs Schwager. Ihm ward die Krone heimlich angeboten; doch er schwur, „seines Eides und guten Rufes wegen“, nur wenn sie ihm in öffentlicher Versammlung von allen Fürsten dargereicht werde, sie annehmen zu können. Es kam nun darauf an, einen guten Vorwand für den Verrath zu finden. Eben verweilte der König einige Tage in Nürnberg, da trat, ungewiß ist es, ob von eignem oder fremdem Hasse aufgereizt, zu allgemeinem Entsetzen ein gewisser Reginger öffentlich mit der Anschuldigung auf, Heinrich habe Meuchelmörder gegen die Herzöge Rudolf und Berthold gedungen; er, der sich des Mordes geweigert, habe deßhalb vom Hofe entfliehn müssen.

Auf den Grund dieser Beschuldigung ließ Rudolf mit seinen Verbündeten dem König erklären: wegen seiner Nachstellungen seien sie jeder Verpflichtung ledig. Laut klagte Heinrich vor allem Volke über die Tücke seiner Feinde, welche Vorwand auf Vorwand häuften, um ihm, ohne Grund und Beweis, seine Krone zu rauben. „Doch was helfen mir", rief er aus, „meine Worte! Wohlan, ich will des königlichen Ranges vergessen, und mit meinem Schwerte gegen die Lüge streiten;" Gott sollte zwischen ihm und dem Herzoge Rudolf, seinem Verläumder, im Zweikampfe entscheiden. Da bat ihn der treue Ulrich von Kosheim, der königlichen Majestät nichts zu vergeben. Er wolle gegen Reginger, der auch ihn unter den Mördern genannt, und gegen Jeden die Sache ausfechten.

Von allen Seiten umstellt und verfolgt und jeder Schmach Preis gegeben, zog König Heinrich damals durch Baiern. Auf die Nachricht, daß der charakterlose Siegfried von Mainz die unerhörte Frechheit gehabt habe, eine förmliche Reichsversammlung nach Mainz zu berufen zur Königswahl des Rudolf, eilte er wieder an den Rhein zurück. Doch überall verschloß man ihm die Thore; überall zeigten sich Feinde. Zu Ladenburg bei Worms warf ihn die Aufregung in eine schwere Krankheit. Doch seine starke Natur überwand und mit der Genesung führte ihm ein erster warmer Sonnenstrahl des Glückes wieder Muth und Hoffnung zu.

Das deutsche Bürgerthum tritt hier zuerst, aber auch sofort höchst bedeutsam und stattlich mitten in die Geschichte ein und wirft seine wuchtige Streitart in die allzu leicht gewordene Wagschale des Königs. Die Bürger von Worms waren es nämlich, die der Sache des Königs zuerst zu Hülfe eilten, als sie hülflos am Boden lag. Wir verließen vor fünfzig Jahren die Wormser im Besitze ersprießlicher Stadtrechte, starker Befestigungen und rüstiger Thätigkeit. Seitdem waren sie gewachsen und gediehen. Sie hatten es nicht vergessen, was des Reiches Wohlfahrt und die junge Freiheit der Städte den großen Ahnen ihres Königs schulde, dessen Geschlecht ja ohnedies mit den Erinnerungen ihrer Stadt verwachsen war. In großer Bewegung hatten sie vernommen, der König nahe. Als ihr Bischof Albert ihm die Thore verschließen wollte, da jagten sie die Ritter des

Bischofs zur Stadt hinaus; ihn selbst gedachten sie zu binden und dem König auszuliefern; doch er entwich. In gewappneten Haufen zogen die jubelnden Bürger dem Könige entgegen. Sie zeigten ihm die Menge ihrer Jugend und die Stärke ihrer Mauern und Thürme, den Reichthum ihrer Vorräthe, damit er nicht verzage und auf seine Städter vertraue. Sie boten ihm ihr Vermögen an und ihr Blut, sie schwuren für seine Ehre zu streiten bis zum Tode. In ihrem festlichen Geleite zog er in die alte Stadt der Vangionen ein. Das hob sein Vertrauen wieder und man sah ihn guter Dinge voll. Er wollte diese feste Stadt zu seinem königlichen Sitze und zur „Burg des Reiches" machen. Bald wagten sich auch einige seiner zerstreuten Anhänger herbei. Die unerwartete Nachricht wirkte dagegen wie ein Donnerschlag auf die feindlichen Fürsten. Manche wagten nicht, an den Rhein zu gehen. Die Versammlung von Mainz kam nicht zu Stande. „Da wurde der Name der Wormser berühmt, weil sie dem König im Unglück treu geblieben." Heinrich selbst stellte am 18. Januar 1074 eine Urkunde aus, des Inhalts: „Als alle Fürsten des 1074
Reiches treulos abgefallen, seien die Wormser allein, unaufgefordert, mit Verachtung von Tod und Gefahr, ihm anhängig geblieben. Während andere Städte ihre Thore verschlossen, seien sie dem Könige entgegen gegangen, ihm den Schutz ihrer Mauern und ihrer Waffen anbietend. Zum Lohne solcher Treue sollten sie vor allen Bürgern als die würdigsten erhöht und zum ehrenhaften Zeugniß an allen königlichen Zollstätten gefreit sein, nämlich zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern."

Die That der Wormser, für die folgende Geschichte und um des Beispieles willen so bedeutend, konnte freilich zunächst die Lage der Dinge im Ganzen nicht ändern. Zwar verstanden sich in der ersten Bestürzung die Empörer zu einer Unterredung in Oppenheim; aber nur um Aufschub zu gewinnen. Vergebens räumte der König seine Jugendfehler ein und bat um Nachsicht. Durch Leiden gebessert, werde er in Zukunft wie ein gerechter und ehrbarer König handeln. Sie möchten nur auch ihrer Eide gedenken. Sie behaupteten, er habe ihnen meuchlerisch nachgestellt, ihm sei nicht zu trauen. Am 14. Januar sollte auf der Rheininsel bei Mainz der Zweikampf zwischen

Reginger und Ulrich von Kostheim über die Wahrheit dieser Beschuldigung entscheiden. Da starb Reginger, von Wahnsinn befallen. Das kam dem König in der Meinung mächtig zu Statten: Gott hatte gerichtet. Der Vorwand, welchen Rudolf für des Königs Absetzung gebraucht hatte, fiel damit hinweg und es blieben nur noch die sächsischen Händel übrig. Hier aber war die Lage des Königs, trotz der Tapferkeit seiner Harzburger Ritter, welche halb Goslar in Einem Strauße erschlugen, doch im Ganzen nicht besser geworden. Nur erbitterter standen ihm seine Feinde entgegen und mehrere seiner stärksten Festen waren durch Hunger gefallen. Dennoch faßte er wieder Muth; brachte durch Bitten und Flehen auch wirklich einen großen Heerhaufen zusammen und zog wieder nach Thüringen, entschlossen, nichts von seinen Rechten aufzugeben. Aber in großer Zahl traten ihm die Sachsen entgegen. Sie lagerten bei Vacha an der Werra, nicht weit davon, bei Breitenbach an der Fulda, der König; die Flüsse waren fest gefroren; jeden Augenblick war der Angriff der wüthenden Sachsen zu erwarten; sie verwarfen die Vorschläge des Königs, welcher ihnen nun, besorgt über den Ausgang, ein Schiedsgericht anbot; sie kamen auf ihre alten Forderungen zurück, besonders darauf, daß Otto Baiern zurückerhalte, daß der König nicht ferner in Sachsen verweile und daß er die Burgen breche. Aber dazu konnte sich Heinrich nicht entschließen; lieber sollte die Schlacht entscheiden. Erst als die Fürsten seines Gefolges sich weigerten zu fechten, mußte er nachgeben. Nachdem er alle Punkte beschworen hatte, kamen die feindlichen Fürsten wieder zu ihm ins Lager nach Gerstungen und gaben ihm den Friedenskuß.

Als er nach Goslar kam und die Burgen gebrochen werden sollten, klagten seine hochbelobten Ritter auf der Harzburg laut. Sie zeigten auf ihre gewaltige Feste, auf die Menge der Beute und der Grabhügel rings im Lande. Wieder und wieder wandte sich Heinrich an die Sachsen mit der Bitte, ihm doch diese herrlichen Burgen zu lassen, die mit so schweren Kosten zum Schutze gegen den Feind gebaut seien. Die sächsischen Fürsten waren nicht abgeneigt; sie meinten, er möge sie ihnen übergeben, später könne er sie wohl von ihnen wiederbekommen. Doch das schien dem König am allerbedenklichsten.

Das Landvolk aber, das im letzten Kriege so schwer unter diesen Burgen gelitten hatte, strömte endlich, des Zögerns müde, in hellen Haufen vor den Palast zu Goslar und verlangte tobend die augenblickliche Schleifung. Schweren Herzens ließ Heinrich die Befehle ausgehn; zuletzt gegen die Harzburg; die Werkleute sollten langsam anfangen, die Zinnen abzubrechen; aber kein Zögern half; auch die Mauern und Thürme fielen endlich vor dem Toben der Menge. Nur die prächtigen Gebäude im Innern, das Kloster und die Kirche sollten stehen bleiben.

Soweit war den sächsischen Fürsten Alles trefflich gelungen. Doch nun ereilte sie das Schicksal der Demagogen. Der Sturm, den sie heraufbeschworen, ging über ihre Häupter weg. Das aufgeregte sächsische Landvolk zerstörte nämlich, keines Zügels achtend, auch die inneren Gebäude der Harzburg, verbrannte Kirche und Kloster, raubte die Kostbarkeiten und zerstreute mit heidnischem Zorne sogar die Gebeine eines dort begrabenen Sohnes und eines Bruders des Königs. Dieser Frevel machte einen tiefen Eindruck in Deutschland und das Mitgefühl für den gedemüthigten König schlug nun zur Flamme auf. Alles wendete sich von den Sachsen ab; auch die deutschen Fürsten. Denn der Gerstunger Friede hatte Jeden von ihnen aus anderen Gründen erbittert: den Rudolf von Schwaben, weil er nicht dabei gefragt worden; den Welf von Baiern, weil er das Herzogthum wieder an Otto abgeben sollte; den Siegfried von Mainz, weil ihm nun der Thüringer Zehnten wieder entgangen war. Auch ein Theil der sächsischen Großen schloß sich seit dem Gerstunger Frieden dem Könige wieder an. Er aber wußte sie Alle mit Wort und That, mit Geschenken und Verheißungen zu fesseln, für Einen Zweck, für Einen Gedanken, der den leichtsinnigen Jüngling plötzlich zu einer Energie und Umsicht erhebt, die wohl besserer Zwecke werth gewesen: zur Rache an den Sachsen. Bedeutende Reichsfürsten der Zeit gewann Heinrich zu dauernden Anhängern: Gotfried den Buckligen von Niederlothringen, den Gözzel, wie ihn das Volk nannte, ein Sohn seines alten Feindes, Gotfried, den vortrefflichsten Fürsten jener Zeit; und den tapferen Wratislaus von Böhmen, dem er die Meißener Mark verlieh. Damals soll Heinrich mit verschiedenen Königen und

Fürsten des Auslandes Bündnisse geschlossen haben. „Da die Sachsen," so ließ er auch dem Papste melden, „Verträge und Gesetze und Heiliges nicht achteten, so wolle er auch göttliche Hülfe anrufen." Aussicht auf neue Hülfsquellen eröffneten sich ihm auch durch den Thronzwist der fernen Russenfürsten. Demetrius von Kiew rief ihn um Hülfe gegen Swätoslav von Tschernigov an. Gegen Ungarn zog er zu Felde, um seinen von Geisa vertriebenen Schwager Salomon wieder einzusetzen. Er kam bis zur Waag; doch wie gewöhnlich nöthigten Sümpfe, Seuchen und Mangel zur Umkehr.

Die Wichtigkeit des Städtewesens hatte Heinrich zu tief in Worms empfunden, um nicht auf die Vorgänge zu achten, welche in jenem Jahre die Stadt Köln bewegten. Die Eingriffe des herrschsüchtigen Hanno in die Rechte der freien Bürger dieser alten Stadt hatten einen Aufruhr hervorgerufen. Die Kaufleute hatten zu den Waffen gegriffen, und des Bischofs Ritter, sowie seinen Vogt, endlich ihn selbst, am Abend desselben Aschermittwochen, wo er ihnen eine Bußpredigt gehalten, aus der Stadt gejagt. Sie wollten es den Wormsern mindestens gleichthun. Sie zeigten das Geschehene sofort dem Könige an und luden ihn ein, Besitz von seiner Stadt zu nehmen. Ueberdies ward ihm berichtet, Hanno habe Wilhelm den Eroberer von England eingeladen, sich Aachens zu bemächtigen. Schleunigst unterbrach Heinrich seine Heerfahrt nach Ungarn und eilte aus Baiern herbei. Doch der energische Hanno war ihm zuvorgekommen, hatte seine zahlreichen Lehensträger aufgeboten und Köln wieder eingenommen. Schreckliche Rache wurde in der Stadt geübt, viele Häuser wurden zerstört, 600 der reichsten Bürger flohen zum Könige. Die blühende Stadt verödete damals. Zwar hielt der König dann zu Köln Gericht über Hanno, welcher sich jedoch von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen wußte. Ohne den Bürgern helfen und dem verhaßten Hanno etwas anhaben zu können, kehrte Heinrich zum Heere zurück.

Nachdem er nun alle Vorbereitungen gründlich getroffen, kündigte Heinrich feierlich durch das ganze Reich eine Heerfahrt gegen
1075 Sachsen an. Schon vorher hatte er Befehl gegeben, die Raubburgen der sächsischen Fürsten zu brechen. Vergebens hatten die sich bemüht,

das Gewitter zu beschwören. Sie hatten die Zerstörer der Harzburg hart bestraft, dann in wiederholten Botschaften dem König und den Fürsten ihre Unschuld betheuert und sich zur Genugthuung erboten. Sie wollten die zerstörten Gebäude herrlicher aufbauen als zuvor; sie wollten barfuß vor dem König erscheinen und viel Geld und Gut zur Sühne darbringen. Aber Heinrich rief: dem Volke wolle er gern Alles verzeihen, nur die Häupter, den Burchard, Otto, Magnus u. s. w. verlangte er ohne Bedingung ausgeliefert. Zum Gericht, erwiederten sie, aber nicht zur Rache, würden sie jene Fürsten ausliefern. Der König verbot endlich, weitere Botschaften der Sachsen anzunehmen. Das Sachsenvolk rüstete sich zum Kampfe der Verzweiflung. Wer kein Schwert hatte, beschlug seine Eichenkeule mit Blei und Eisen. Mit Fasten und Gebeten, barfuß und im härenen Bußgewande riefen sie die beleidigte Gottheit um Gnade und Vergebung an. Dann zogen sie mit ihren besten Feierkleidern, als ginge es zum Feste, in ungezählter Menge mit den Thüringern aus in den Krieg für Freiheit und Vaterland. Bei Breitenbach hatten sich am bestimmten Tage alle Fürsten, Bischöfe und Aebte des Reiches mit ihren Kriegsleuten eingefunden. Keinem war Urlaub gestattet worden, außer dem Hanno und dem altersschwachen Theoduin von Lüttich, bei welchem die Königin weilte. Sogar der alte, lahme Widerad von Fulda mußte das Kriegsroß besteigen, was ihm den Tod brachte. Noch nie hatte man, so ging die Sage, in Deutschland ein so gewaltiges, glänzendes Heer gesehen. Die stolzen Ritter meinten, selbst wenn der Feind aus Erz gegossen wäre, würde er ihnen nicht widerstehen können, geschweige denn das bäuerische Sachsenvolk. In Eilmärschen brach Heinrich auf. Die Nähe der Feinde nicht ahnend, hatten sich die Sachsen in ihrem Lager bei Kloster Hohenburg, auf beiden Seiten der Unstrut, sorglos und wegen der drückenden Hitze unbekleidet, beim Mahle gelagert, als der König, vom eifrigen Rudolf benachrichtigt, das Zeichen zur Schlacht gab. Sie ward, nach alten Rechten, von den Schwaben unter Herzog Rudolf eröffnet. Ihnen folgten die Baiern unter Welf. Ohne Plan und Ordnung warfen sich die Sachsen mit furchtbarer Tapferkeit dem Angreifenden entgegen, welche nun Gelegenheit hatten, die sächsische Streitbarkeit zu prüfen. Sie brachte manchem Grafen

und Herrn den Tod, darunter dem tapfern Ungarnsieger, Markgrafen Ernst von Oesterreich. Als die Sachsen ihre Lanzen und Pfeile verbraucht hatten, griffen sie zu ihren breiten Schwertern, deren Mancher zwei und mehre umgegürtet hatte. So ward von Mittag bis gegen die 9. Stunde des 9. Juni 1075 bei Hohenburg gekämpft und schon wichen die Schwaben und Baiern. Da führten die Herzöge von Böhmen und Lothringen ihre Heere ins Feld, jedes allein an Zahl den Sachsen gleich, und hoch zu Roß in strahlender Rüstung der König an der Spitze der Franken. In den Beschreibungen von dieser Schlacht wird auch des berühmten Volkes der Vangionen, der Wormser gedacht, die tapfer und trefflich gerüstet, in den Reihen ihres Königs fochten. Als ob der uralte Haß zwischen Franken und Sachsen jetzt nach dreihundertjähriger Schlichtung wieder aus dem Grabe aufgestiegen sei, so begann nun ein Würgen zwischen diesen Völkern, wie es seit den Zeiten Karl's des Großen nicht mehr gesehen worden war. Erschöpft wichen endlich die Sachsen, meilenweit lagen ihre Leichen; denn die Lothringer Reiter setzten rastlos nach. Die Fürsten freilich entrannen fast sämmtlich auf schnellen Rossen in ihre wohlbefestigten Burgen; aber vom gemeinen Fußvolk kamen desto mehr auf der Flucht und in der Unstrut um; das noch im Lager befindliche, dicht gedrängte Volk ward hier von seinen alten Feinden, den Böhmen, jämmerlich niedergemacht. Auf dem Schlachtfelde aber lagen 13,000 Erschlagene. Selbst im Heere des Königs war man bestürzt über einen so traurigen Sieg. Doch der Erzbischof Siegfried, um dem Mitleid zu wehren, that die Thüringer, angeblich auf des Papstes Vollmacht, in den Bann, weil sie ihm den Zehnten verweigert. Gegen Gebannte war Alles erlaubt. Hierauf wurde Sachsen gräulich verwüstet, und gerade die Bischöfe waren die Eifrigsten, wo es galt, die Kirchen und Klöster der Gegenpartei zu plündern. Scheußlich wütheten die Böhmen. Um die Sachsen für ihre Kirchenschändung zu strafen, wurden nun auf den Altären ihre Weiber und Jungfrauen geschändet. Um die vergrabenen Schätze aufzufinden, hatte man eigends Spürhunde abgerichtet. Das unglückliche Volk mußte jetzt den Stolz seiner hochmüthigen Fürsten fürchterlich bezahlen. Die saßen sicher in ihren Burgen. Wenn man ihnen alle ihre Lehen, Güter und Würden lasse, so ließen sie vorstellen, und

sie weder an Freiheit noch Vermögen strafen wolle, dann wollten sie sich unterwerfen, und jede sonstige Genugthuung geben. Weil es an Nahrungsmitteln im Lande fehlte, entließ Heinrich das Heer, verpflichtete es aber eidlich, im October zur Erndtezeit wieder zu erscheinen. Um jeden Preis sollte der Trotz der sächsischen Fürsten gebrochen werden. Es flossen damals dem Könige reiche Geldmittel zu, die ihm der erschreckte Svätoslav aus Rußland geschickt hatte. — Indessen gingen dem Volke in Sachsen und Thüringen die Augen auf. Oft kam es in ihren Versammlungen zu lautem Aufruhr. „Erst seien sie von ihren Fürsten verführt, dann wie das Vieh abgeschlachtet worden, indeß sich die Fürsten in Sicherheit gebracht hätten, und nun im Elend sähen sie sich verlassen." Die Fürsten suchten das Volk zu beschwichtigen, indem sie versprachen, Friede zu schließen. Sie beriethen sich untereinander. Einige meinten, man solle das ganze Land zur Einöde machen und sich hinter die Elbe zu den Wendenfürsten begeben. Andere wollten die Wenden ins Land rufen; die bekriegten sich jedoch bereits, mit dem Gelde des Königs von der einen und der Sachsen von der andern Seite entzweit, für beide Theile im eignen Lande. Einige Fürsten riethen, rasch viele Burgen zu bauen. Otto von Nordheim schlug vor, um Einheit in den Kampf zu bringen, einen sächsischen König — nur Er konnte es sein — zu wählen. Aber das Volk wollte nicht länger für seiner Fürsten stolze Plane bluten. Als die Heere sich im October wieder zahlreich versammelt hatten, die Königlichen bei Gerstungen, die Sachsen bei Nordhausen, mußten sich die stolzen Herren, unter Seufzern und Thränen, ergeben. Ein Gerücht sagte, die Reichsfürsten hätten den sächsischen Großen Sicherheit für Leben und Habe verheißen und der König geschworen, nichts ohne die Reichsfürsten über sie zu verhängen.

Auf einer weiten Ebene an der Helbe, zwischen Sondershausen und Ehrich, bei Ebra und Spier, war, an einem Octobermorgen des Jahres 1075, das königliche Heer in zwei langen Reihen aufgestellt, zwischen denen, so daß es Jeder sehe, die stolzen Fürsten von Sachsen und Thüringen nach dem Range vorgeführt wurden, zuerst Erzbischof Werner von Magdeburg, dann Burchard von Halberstadt, dann Herzog Otto von Nordheim, dann

Herzog Magnus u. s. f. Heinrich übergab sie den Fürsten zu enger Haft in weit entfernten Schlössern, vertheilte ihre Lehen, gab Befehl die Burgen in Sachsen wieder herzustellen und zu vermehren und war, des Sieges froh, am 10. November wieder in Worms. Hanno von Köln, sein ältester, schlimmster Widersacher, starb am 4. December am Faulfieber. Um dem Sieg der königlichen Gewalt eine Bürgschaft der Zukunft zu geben, ließ Heinrich zu Weihnacht in Goslar von den anwesenden Fürsten seinen zweijährigen Sohn Konrad eidlich als Nachfolger im Reiche anerkennen. Hier erhielt Otto von Nordheim die Freiheit zurück und wußte sogar die Verwesung des Herzogthums Sachsen zu erlangen. Er selbst stellte jetzt die verschrienen Burgen des Königs wieder her und baute neue dazu.

Fünftes Kapitel.

Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Erhebung Hildebrand's. Seine Plane und Thätigkeit. Seine Hülfsmittel. — Der Investiturstreit. Spannung zwischen Gregor und Heinrich. Gregor ladet den König vor sein Gericht, wird in Worms abgesetzt, verflucht den König und entbindet alle Unterthanen vom Eide. Die deutschen Fürsten verrathen den König. Versammlung zu Tribur. Der König suspendirt in Speier. Seine Flucht über die Alpen. Buße in Canossa. Erbitterung der Lombarden. — Versammlung zu Forchheim. Wahl Rudolfs von Schwaben, des Pfaffenkönigs. Rückschlag. Die Städte. Der Bürgerkrieg in Deutschland. Schlacht bei Melrichstadt. Verhalten des Papstes. Unzufriedenheit der Sachsen. Schlacht bei Flarcheim. Wiederholte Verfluchung Heinrich's. Wahl des Gegenpapstes Wibert. Schlacht an der Elster. Rudolf's Ende. Heinrich vor Rom. Dreijährige Belagerung und Uebergabe Roms. Wibert als Clemens III. geweiht. Heinrich's Kaiserkrönung und Heimkehr. Zustände in Deutschland. Der Gegenkönig Hermann von Salm, der Knoblauchskönig. Sein Ende. Letzte Schicksale Gregor's.

Am 21. April 1073 war Papst Alexander II. gestorben. Kardinal Hildebrand, in tumultuarischer Weise gewählt und eingesetzt, bestieg als Gregor VII. den römischen Stuhl. Längst hatte er die Politik des römischen Stuhles gelenkt, seine stolzen Pläne der Welt enthüllt. Die deutschen Bischöfe riethen dem König Heinrich dringend, die formwidrige Wahl zu cassiren, denn, wenn er diesen stürmenden

Geist nicht zähme, so werde er es einst bitter bereuen. Aber vor den Gesandten des Königs bezeugte sich Hildebrand sehr unterwürfig. Er schwor, zur Annahme der Würde gezwungen worden zu sein und die Weihe nicht eher anzunehmen, bis die Bestätigung durch den König erfolgen werde; welche Heinrich hierauf gewährte. Doch nannte sich Hildebrand Gregor VII., um seine Anerkennung Gregor's VI. und seinen Protest gegen das Verfahren Heinrich's III. damit auszudrücken. Er begann sofort in eifriger Geschäftigkeit nicht bloß sein päpstliches Amt, sondern suchte auch sein ganzes Herrschaftssystem geltend zu machen. Er tastete gleichsam in der Welt herum, ob sie reif sei für päpstliche Weltregierung. Er schrieb seinen Freunden nah und fern, ehe noch die Bestätigung des Königs eingetroffen, von seinem Amtsantritt und von den großen und wichtigen Dingen, die nun bevorstünden. Nach Spanien schickte er einen Legaten und ließ die erstaunten Fürsten dieses Landes wissen, daß, „wie ihnen wohl bekannt sei", Spanien von Alters her dem heiligen Petrus gehöre und sie für ihre Länder der Belehnung durch den Papst bedürften. Wegen des Königs Heinrich setzte er sich mit verschiedenen deutschen Fürsten in Verbindung. Er werde, schreibt er Gotfried dem Bärtigen, Legaten an den König schicken, um sich wegen dessen mit ihm zu berathen, was der Kirche und der königlichen Würde Noth thue. Hoffentlich werde er seinen Ermahnungen gehorchen. Wo nicht, so solle das Wort: „verflucht sei, wer sein Schwert vom Blute abhält", über ihn nicht kommen. Er werde den König in würdiger Verwaltung des Reiches unterweisen lassen, so schreibt er an die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde von Toscana. Mit Rudolf von Schwaben will er berathen, wie das Reich ruhmwürdiger regiert und die Macht der Kirche befestigt werde. Er habe keinen Haß gegen den jungen König, Er habe ihn ja zum König erwählt u. s. w.

Es war dies die Zeit, (September 1073) in welcher Heinrich aus Sachsen vertrieben, von den Fürsten verrathen, durch Rudolf vom Throne gestoßen werden sollte. Für den Papst mußte es sich fragen, was dem römischen Stuhle ersprießlicher sein werde, der Sieg der stolzen, mannhaften Fürsten oder die Unterstützung des verlassenen Jünglings, der sich bereits in seiner Ehesache vor Rom gebeugt, auf

römische Veranlassung (1070) die, durch Bestechung der Höflinge erschlichene, Investitur des Bischofs von Constanz zurückgenommen hatte und jetzt gute Aussicht für weiteren Gehorsam bot. Ein „Schreiben voll Süße und Gehorsam, dergleichen wohl noch nie ein deutscher König an den römischen Stuhl geschickt, sei vom König Heinrich eingelaufen", so schreibt Gregor (29. September und 9. October 1073) an seinen Ritter Herlembald in Mailand; es sei begründete Hoffnung vorhanden, den König im Mailander Kirchenstreit zu gewinnen. Hierauf greift Gregor direct in die sächsischen Streitigkeiten ein. Ein Sendschreiben vom 20. December fordert die sächsischen Fürsten auf, die Waffen ruhen zu lassen. Päpstliche Legaten würden erscheinen, den Streit zu entscheiden. Auch dem König habe er eine gleiche Aufforderung zugeschickt. Seine Einmischung wurde von den Sachsen, so lange sie Sieger waren, nicht beachtet. Seitdem hatten sie triumphirt und der König den römischen Stuhl gegen sie angerufen. Es erschienen im April 1074 römische Legaten mit der Kaiserin Agnes vor dem König zu Nürnberg, wollten aber nicht mit ihm verhandeln, bevor er fünf seiner Räthe, welche gebannt seien, entlassen, wegen der an seinem Hofe stattgefundenen Simonie Buße gethan und Absolution erlangt habe. Der König erfuhr, zu seinem Befremden, er sei Simonist, obwohl nicht er, sondern seine geistlichen Vormünder Stellen verkauft hatten; überraschend war es ihm, sich im Kirchenbann zu befinden, da doch der Papst von ihm, dem Gebannten, noch vor Kurzem die Bestätigung erbeten hatte. Jedoch auf die Bitten seiner Mutter und ganz von Rachegedanken gegen die Sachsenfürsten erfüllt, gab er in der Bedrängniß nach; ja er gestattete den Legaten sogar, eine Kirchenversammlung in Deutschland zu halten. Doch hiergegen erhoben sich die anwesenden Bischöfe, vor Allen Liemar von Bremen: es sei wohl dem römischen Papste persönlich, nimmermehr aber dessen Legaten gestattet, deutsche Synoden zu halten. Vergebens beriefen sich die Legaten auf falsche Kirchengesetze, vergebens schleuderten sie gegen Liemar den Bannfluch. Sie mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Gregor belobte darauf (October) den Burchard von Halberstadt, weil er die üble Aufnahme der Legaten in Deutschland so sehr bedauert, den Liemar suspendirte er (12. December), wiewohl ohne Erfolg, vom Amte,

dem König Heinrich aber spricht er (7. December) seine Zufriedenheit darüber aus, daß er die Legaten so gut aufgenommen, nach ihrem Rathe Kirchensachen geordnet und ihm den Beweis „dienstwilliger Ergebenheit“ geliefert habe. Möge er sich, setzt er hinzu, nur immer der passenden Rathgeber bedienen! Er versichert den König seiner Liebe und bittet ihn um Hülfe; denn er habe vor, an der Spitze der christlichen Heere gegen die Heiden des Morgenlandes auszuziehen.

Die Thätigkeit Gregor's hatte inzwischen die ganze Welt umspannt. Zu allen Königen und Gewaltigen der Erde sehen wir in kurzer Frist seine Legaten und Botschaften mit kirchlichen und weltlichen Geschäften dringen. So erfolgreich greift er in die Händel der böhmischen Herzogsfamilie ein, daß Wratislaus, des römischen Bundesgenossen gegen den Jaromir froh, den Legaten gehorcht, und endlich gar 100 Mark Silber nach Rom schickt, welche Gregor sofort „als Census“ quittirt. Dagegen hatte ihm der Papst eine Krone zu tragen gestattet. Die halbwilden „Richter“ Sardiniens läßt er wissen, daß ihre Insel dem römischen Stuhl als Besitzthum zustehe, von dem sie es gegen entsprechende, bedeutende Leistungen erhalten könnten, wie das bereits bei vielen Völkern geschehen sei. Den Kaiser Michael fordert er auf, die griechische Kirche wieder der römischen Mutter zuzuführen. Diesen Plan weiter verfolgend, ruft er (2. Februar und 1. März 1074) den Grafen Wilhelm von Burgund, die normännischen Fürsten Italiens, ja die gesammte Christenheit unter die Waffen, um Konstantinopel vor den Türken zu retten. Er selbst wollte sich an die Spitze des Kreuzheeres stellen, das freilich niemals zusammenkam. Die africanischen Christen fordert er auf, wegen der Bedrückungen ihres Emirs nicht zu verzagen; bald werde es besser werden. Als mit seines Schwagers Heinrich Hülfe König Salomon von Ungarn die Rebellen besiegt und Ungarn vom deutschen König zu Lehen genommen hat, erscheint eine Botschaft Gregor's, welche Ungarn als Besitz Petri reclamirt und mit der Androhung himmlischer Strafe fordert, den Papst statt des deutschen Königs, als Oberherrn anzuerkennen. Am glimpflichsten verfährt Gregor gegen den thatkräftigen, keineswegs zur Unterwürfigkeit geneigten König Wilhelm den Eroberer von England. Desto maßloser fährt er über den König Philipp von Frankreich her.

Denn unter den französischen Priestern und Fürsten hatte Gregor einen fanatischen Anhang; war doch die ganze priesterliche Richtung der Zeit hier geboren und erzogen worden. König Philipp von Frankreich, ohne sonderliche Macht und Begabung, überdieß ein Sclave seiner Lüste, schien ein leicht niederzuwerfender Gegner. „Schon seit langer Zeit", so schreibt Gregorius (am 10. September 1074) den französischen Bischöfen, „ist das hochberühmte Volk der Franken tief gesunken". „Alles was schandbar, jammervoll, grausam und unerträglich ist, geschieht in jenem Lande frecher Zügellosigkeit. — — Das Haupt und die Ursache von Allem aber ist König Philipp, den man nicht einen König, sondern einen Tyrannen nennen soll; als Mensch ist er schmählich, als Herrscher armselig und unnütz." Weil König Philipp „der räuberische Wolf" zwei italienischen Kaufleuten Geldsummen (durch Zoll) abgepreßt habe, so sollen ihn seine Bischöfe auffordern, die Kaufleute zu entschädigen und sich zu bessern; widrigenfalls aber ganz Frankreich mit dem Interdict belegen; jeden Gehorsam und jede Gemeinschaft dem Könige versagen und so lange er auf dem Thron verharre, jeden Gottesdienst im ganzen Lande einstellen.

So suchte Gregor die Welt im Sturm zu nehmen. Seine Feinde behaupteten, er sei wahnsinnig. Von irgend einem Erfolge der über Frankreich verhängten Drohung des Interdictes ist uns nichts bekannt. Die meisten Versuche schlugen ihm zum ersten Male fehl; dann wiederholte er sie zum zweiten, dritten und zum zehnten Male und nahm jeden Erfolg einstweilen auf Abschlag hin. Manche allzu hoch gespannte Forderung wurde Anfangs wenig beachtet oder als bloßes Priestergeschrei verlacht. Größere Aufregung erregte das Einschreiten gegen die verehelichten Geistlichen. Auf einer Kirchenversammlung zu Paris war die Wuth gegen den „wahnsinnigen römischen Ketzer" so groß, daß einer, der es wagte, ihn zu vertheidigen, geprügelt und hinausgeworfen wurde. Nur fünf Bischöfe Deutschlands standen in dieser Frage Anfangs auf Hildebrand's Seite. Gelehrte Vertheidiger der Priesterehe griffen das Cölibatgesetz als eine Ketzerei, als eine Ursache jeglicher Unzucht an. Als der Erzbischof Siegfried zu Erfurt und Mainz die Priester nöthigen wollte, ihre Frauen zu verlassen, verließen sie sammt und sonders die Synode und wollten den Siegfried

ermorden. Er gab weitere Versuche auf, der Papst möge, so ließ er sagen, seine Beschlüsse selbst ausführen.

Weltliche Waffen standen dem Papste, so sehr er auch darnach strebte, doch nur spärlich zu Gebote. Während er allen Königen Herrschergebote sandte, war er in Rom seines Lebens nicht sicher. Der wilde Cencius führte von einem Thurme an der Tiber aus einen Raubkrieg gegen ihn und seine Partei. Zwar hatten etliche Normannenfürsten dem Gregor einen Lehenseid geschworen, der den Lehenseid für den König ausschloß; aber ihre Hülfeleistung war höchst unzuverlässig, und der mächtigste Normannenfürst, Robert Guiscard, glaubte dieses Gaukelspieles überhaupt nicht zu bedürfen. Eine wirkliche Stütze fand Gregor nur an seiner Freundin Mathilde, der Markgräfin von Tuscien. Die Erbtochter des großen Bonifaz, einst als Kind die Gefangene des Kaisers, vereinigte sie mit ihrer Bewunderung für Hildebrand's Genie den angebornen Haß gegen das salische Kaiserhaus. Die Macht und der Reichthum ihres Erbe, schon dem gewaltigen Kaiser Heinrich III. sehr bedenklich, ward durch staatskluge Verwaltung noch gehoben und stand ihrem Freunde Hildebrand unbedingt zu Gebote. Ihrem Gemahle, Gotfried dem Buckligen von Lothringen, dem Sohne ihres Stiefvaters, hatte sie nicht nach Deutschland folgen wollen. So trennten sich Toscana und Lothringen wieder. Gotfried, in jedem Sinne der vortrefflichste Fürst seiner Zeit, lös'te auch, zu lautem Verdrusse Hildebrand's, die Verbindung seines Vaters mit dem römischen Stuhle auf und war Heinrich's IV. treuester Diener.

Welches waren nun die Hülfsmittel Gregor's? Und was vermochte diesem Geiste, dem man eher alles Andere, als den Verstand absprechen mag, die stolze Zuversicht zu verleihen, die auf den ersten Blick wahnsinnig schien? Die überschwängliche Glaubensfreudigkeit jener Frommen, die sich von der Welt abwendeten, konnte es nicht sein; eine tiefe Kluft trennt sie von Hildebrand, der die Einsiedler gering achtete für das Leben, aber wünschte, sie möchten für ihn beten, denn seinem weltlichen Geiste gelinge die tiefste Innigkeit des Gebetes nicht. Es waren die Verhältnisse der Zeit, die Zustände der Welt, die seinem großen Verstande das Vertrauen gaben. Die Reformen, welche Hein-

rich III. in Staat und Kirche begonnen, waren vollkommen gescheitert. Simonie, Bedrückung, Unsittlichkeit und Aufruhr, Alles, was Jener abzustellen suchte, ward unter den Machthabern, die nach ihm schalteten, ärger als je. Wir sahen, wie in Deutschland, bald von den Fürsten, bald vom König angerufen, Schritt für Schritt das Papstthum triumphirte. Hanno von Köln, Siegfried von Mainz, Hermann von Bamberg wurden, nachdem sie sich maßlos bereichert hatten, 1070 nach Rom geladen, um wegen arger Simonie Rede zu stehen. Als sie sich gedemüthigt, wurden sie gnädig entlassen, um fortan als desto gefügigere Werkzeuge zu dienen. Als stolze, prächtige Kirchenfürsten waren sie ausgezogen, wie arme Sünder kehrten sie zurück. Siegfried ging einige Zeit ins Kloster Clugny, Hanno brachte italienische Mönche mit, „die er wie Gebieter ehrte, wie ein Knecht bediente; vor denen er nicht zu reden wagte". Männer, rein und fest, wie Liemar, bildeten die Ausnahme. Als Siegfried im Prager Bisthumstreit seine Metropolitenrechte geltend machen wollte, schrieb ihm Gregor einen Verweis in Ausdrücken, wie sie nur die tiefste Verachtung eingiebt; und Siegfried, seiner Unwürdigkeit sich bewußt, mußte sich fügen.

Auf der römischen Generalsynode vom 24—28 Februar 1075, zu welcher Gregor aus vielen Ländern Bischöfe und Aebte beschieden hatte, ließ er jene merkwürdigen Beschlüsse ergehen, deren wichtigster die Investitur oder Einsetzung und Belehnung der Geistlichen betraf. Kein Bischof, kein Abt überhaupt kein Geistlicher irgend eines Grades solle künftig, bei Strafe des Kirchenbannes, aus Laienhand seine Bestallung annehmen, kein Kaiser, König, Herzog, Markgraf, Graf oder wer immer, solle sich, bei gleicher Strafe, unterfangen, geistliche Bestallungen zu verleihen.

Mit diesem, alle weltlichen Mächte fast umwerfenden Beschlusse Gregor's VII. begann der große Kampf des sinkenden Mittelalters zwischen Kirche und Staat. Seine größte Wucht ist auf Deutschland gefallen, und Deutschland ist dabei als Staat zertrümmert worden. Lange Zeit haben ihn die deutschen Könige allein führen müssen, ohne, ja gegen die Fürsten, die doch nicht weniger daran betheiligt waren. Freilich scheint ihnen der Umfang des zu Rom erhobenen Anspruchs, der

Wortlaut der gefaßten Beschlüsse, lange unbekannt geblieben zu sein. Zufrieden, ein solches Kirchengesetz vorerst aufgestellt zu haben, gab ihm Hildebrand zunächst keine Folge. Zwar entwickelt er nach der Synode eine ungeheure Thätigkeit, um die übrigen Beschlüsse zur Geltung zu bringen. Aber von der Ausführung des Investiturverbots gegen Könige, Fürsten und Herren ist vorerst keine Rede. Dagegen greift er wieder in die Angelegenheiten vieler Könige ein. Dem Sohne des Russenfürsten Demetrius schenkt er das russische Reich. Er schreibt (20. März) an den Rebellen Geisa von Ungarn, daß Ungarn als freies Königreich von keinem andern König abhänge. Deßhalb sei Salomon vom Thron gestürzt, weil er von dem König Heinrich, und nicht vom Papste, seine Herrschaft genommen habe. Dafür wolle jetzt Rom den Herzog Geisa „nicht zum Unterkönig, sondern zum König" erheben. Dem Boleslaus von Polen schickt er Legaten; sie sollen die polnische Kirche neu einrichten und einen Streit mit Rußland schlichten, zugleich aber reizen sie den Herzog zum Abfall von Deutschland und zur Kündigung des Tributs auf, wofür er, wahrscheinlich mit römischer Genehmigung, sich eine Krone aufsetzte. Alle diese directen Feindseligkeiten gegen das deutsche Reich erregten große Erbitterung am Hofe Heinrich's.

Um dieselbe Zeit griff Gregor auf höchst bedeutsame Weise in die deutsche Kirchenregierung ein. Bischof Hermann von Bamberg war bei Volk und Klerikern wegen seiner Habsucht, Gewaltsamkeit und Ignoranz ebenso verhaßt als verachtet. Auf eine, vom Bamberger Klerus nach Rom gerichtete Beschwerde, erklärte ihn Gregor ohne Weiteres, als Simonisten, für abgesetzt, schickte zwei Legaten nach Bamberg, die sich bei den Bürgern verborgen hielten und die Rebellion der Kleriker und Bürger gegen ihren Herrn und Vorsteher schürten. Vergebens zog Siegfried, mit Geschenken beladen, nach Rom, um von seinem Freunde und dem Mainzer Erzstuhl einen so unerhörten Vorgang abzuwenden. Gregor wollte ihn gar nicht sehen. Hermann mußte zuletzt, zum Jubel des Volkes, aber zum Zeugniß römischer Allmacht, sich in ein Kloster zurückziehen.

König Heinrich, ganz von den Sachsenkriegen hingenommen, hatte, trotz so mannichfaltiger Eingriffe, bis zur Mitte des Jahres

1075 das gute Vernehmen mit Gregor erhalten. Den Hermann von Bamberg gab er Preis. Noch am 20. Juli wird er wegen seiner trefflichen Regierung vom Papste höchlichst belobt. Doch mit den Siegen Heinrich's änderte sich das ganze Verhältniß. Jetzt sah sich Gregor von den geheimen Botschaften der Sachsen angerufen, der König aber hatte den geheimen Bund mit ihm gekündigt und wollte nur noch öffentlich, in Gegenwart der Reichsfürsten, mit römischen Legaten verhandeln. Als Antwort auf die Investiturbeschlüsse konnte es gelten, daß Heinrich mehre Bischöfe in Deutschland und Italien, ohne die Kirche zu befragen, einsetzte und die beiden erledigten Abteien Fulda und Lorsch selbstständig besetzte. In Mailand hatte es die päpstliche Partei so arg getrieben, daß sich endlich Ritter und Bürger gemeinsam erhoben, den Tyrannen Herlembard erschlugen und sich vom König Heinrich einen Erzbischof ausbaten, den sie jubelnd einführten, und somit den zwanzigjährigen Bürgerkrieg mit einem Triumph der königlichen Rechte besiegelten. So lächelte dem König das Glück in Deutschland und Italien; indeß sich über Gregor in Rom selbst eine Wetterwolke zusammenzog. Eine Verschwörung seiner zahllosen Feinde in Rom, in Ober- und Unteritalien soll damals stattgefunden haben, an welcher, so lautet die wie es scheint ganz grundlose Vermuthung päpstlicher Scribenten, Wibert, Robert Guiscard, ja sogar auch der König Theil genommen hätte. Am Weihnachtsabend 1075 überfiel der wilde Cencius den Papst in der Kirche, riß ihn vom Altare weg, und warf ihn in einen Thurm, aus welchem ihn die Römer erst folgenden Tages befreien konnten.

So standen die Sachen, als sich die Spannung zwischen Heinrich und Gregor in einer ungeheuern Explosion der päpstlichen Leidenschaft Luft machte. Der entscheidende Augenblick war für Gregor gekommen, er mußte begreifen, daß, trotz aller Erfolge in der übrigen Welt, Nichts für seine Pläne gewonnen sei, sobald der König Heinrich, das Oberhaupt, der Trost und die Stütze seiner Feinde in Deutschland und Italien, ihm zu widerstehen wage. Noch verweilte Heinrich
1076 im Jahre 1076 zu Goslar, da erschienen römische Legaten vor ihm, mit höchst unziemlichen Schreiben des Papstes. Es seien ihm viele Verbrechen und Laster des Königs zu Ohren gekommen; er solle die

gefangenen Bischöfe der Sachsen frei geben; er solle endlich seine gebannten Räthe entlassen; überhaupt jede Zweideutigkeit ablegen und die Beschlüsse des römischen Concils befolgen, welchen zuwider er wieder Menschen zu Bischöfen erhoben habe, die ihm, dem Papst, gänzlich unbekannt seien. Wie ein faules Glied werde er ihn mit dem Schwerte des Anathema vom Leibe der Kirche abschneiden, wenn er nicht gehorche. Mündlich hatten die Legaten den Auftrag, den König auf den 22. Februar zu einer Synode nach Rom vorzuladen, wo er, bei Strafe sofortigen Bannfluchs, erscheinen und sich von den wider ihn erhobenen Beschuldigungen reinigen solle. Mit Schimpf und Schande ließ der König die Legaten wegen solcher Frechheit vom Hofe jagen. Selbst die Besonnensten waren empört. Man trieb zu energischen Maßregeln. Der König ließ sogleich auf den 24. Januar eine Synode nach Worms entbieten, wo fast sämmtliche deutsche Prälaten erschienen; es erschien auch Cardinal Hugo, Hildebrand's Todfeind, mit einer Reihe der entsetzlichsten Anklagen, Mord, Hexerei u. s. w., wie es Lambert nennt, eine „Tragödie von Erdichtungen", aus denen jedenfalls die maßlose Erbitterung erhellt, welche Gregor unter seinen Widersachern aufgeregt hatte. Die Versammlung beschloß, hauptsächlich auf den Vorwurf fußend, Gregor habe den päpstlichen Stuhl durch Simonie erschlichen, dessen Absetzung. Sämmtliche Anwesende unterzeichneten eine Absetzungsformel und in einem vehementen Briefe ward dieser Beschluß dem Papste kund gethan. Es heißt darin unter Andern: „Heinrich, durch die Gnade Gottes, nicht durch Anmaßung, König," an „Hildebrand, nicht Papst, sondern falscher Mönch, — — diesen Gruß hast Du durch die Verwirrung verdient, die Du angerichtet, da Du der Kirche nicht Ehre, sondern Zerrüttung, nicht Segen, sondern Fluch gebracht hast. — — Du hast unsre Nachsicht für Furcht gehalten und Dich nun erfrecht, unsere königliche Würde anzutasten — als hätten wir sie von Dir — als seien Könige und Kaiser in Deiner, nicht in Gottes Hand. — — Auf den verfluchten Stufen der List und Lüge bist Du aufgestiegen, durch Geld Gunst, durch Gunst Gewalt, durch Gewalt den Stuhl des Friedens erlangend, von welchem herunter Du nun den Frieden störst, die Priester gegen ihre Vorgesetzten, das Volk gegen seine Priester bewaffnest.

Nun willst Du mich, den Gesalbten Gottes, angreifen! Weil Du Gott nicht fürchtest, so ehrst Du auch den König nicht. Ich aber, Heinrich, von Gottes Gnaden König, und alle unsere Bischöfe sagen Dir: steige herab, herab mit Dir vom angemaßten Stuhle Petri!" — . — Bereitwillig traten die Lombarden der Absetzung des Papstes auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza bei. Ein parmesischer Priester, Roland, trat im Lateran vor einer zahlreichen Versammlung von Hildebrand's Partei mit der Botschaft auf: „Der König, mein Herr, und die Bischöfe von Deutschland und Italien befehlen Dir," rief er, „diesen angemaßten Stuhl zu verlassen, Euch aber, zu Pfingsten zur Einsetzung eines andern Papstes, vor dem König zu erscheinen." Ohne Hildebrand's Einschreiten wäre Roland von der wüthenden Versammlung wohl ermordet worden. Doch schon kamen aus Deutschland Boten mehrerer Bischöfe, welche das, was sie offen gethan, insgeheim widerriefen. Folgenden Tages aber, in Gegenwart von 110 Bischöfen, sprach Gregorius über alle Bischöfe Lombardiens, über den Siegfried von Mainz, sowie über alle diejenigen deutschen Bischöfe, welche „freiwillig dem, von Jenem versuchten Schisma zugestimmt und unterzeichnet hätten und in dieser Feindseligkeit beharren würden," Suspension und Kirchenbann aus. Dem König Heinrich aber untersagte er „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" und „kraft der ihm als Petri Stellvertreter verliehenen Macht" die Regierung von Deutschland und Italien, entband alle Christen von dem Eide, den sie dem Könige geleistet hätten oder noch leisten würden, und verbot Jedermann, dem mit den Banden des Anathema umstrickten Heinrich ferner zu dienen. Die Briefe und Legaten des Papstes flogen durch alle Länder, die Anhänger anfeuernd, die Schwankenden herüberziehend. Heinrich dagegen ließ in Utrecht durch seine Bischöfe den Gregor gleichfalls verfluchen. Doch schon hierbei mußte er gewahren, daß in solchem Wettstreit die größere Autorität bei seinem Gegner sei. Die frommen Bischöfe von Toul und Verdun, obwohl sie Gregor's Verfahren weder billigten, noch ihm Folge leisten wollten, entflohen gleichwohl aus Utrecht, um an seiner Verfluchung nicht Theil nehmen zu müssen. Die lombardischen Bischöfe unter Wibert wiederholten bereitwillig die Verfluchung Gregor's zu Pavia. Um

Weiteres gegen den Friedensstörer zu berathen, lud Heinrich die Fürsten auf Pfingsten nach Worms.

In dieser Lage gaben die deutschen Fürsten der Sache eine verhängnißvolle Wendung. Einigen war der König schon durch die Schlacht bei Hohenburg zu mächtig geworden. Andere hielten sich durch Otto's von Nordheim Bevorzugung für zurückgesetzt. Viele waren über die Behandlung der verhafteten Sachsenfürsten aufgebracht. An der Spitze der Unzufriedenen stand Rudolf von Schwaben. Sie begannen damit, die ihnen anvertrauten sächsischen Gefangenen zu entlassen, welche nun heim eilten, den Tag der Rache und der Freiheit zu verkünden. Zwei Grafen von Camburg, die sich bisher an den wendischen Grenzen räuberisch umhergetrieben, eröffneten in Sachsen den Krieg gegen die königlichen Gefälleinnehmer. Die Herzöge blieben in Worms aus und vergebens beschwor sie der König, am Peter Pauls Tage mit den Fürsten zu Mainz zu erscheinen. Es war ein furchtbarer Schlag für Heinrich, daß Gotfried der Bucklige, der sich erboten hatte, ein lothringensches Heer mit dem neu zu wählenden Papste nach Italien zu führen, am 22. Februar in Antwerpen durch Meuchelmord starb, auf Veranstaltung des Robert Friso, Grafen von Flandern, eines rohen, gewaltthätigen, von Gotfried vertriebenen Mannes; mit welchem wir nachher den Gregorius in sehr freundlicher Correspondenz erblicken. Auch mehre andere Anhänger des Königs starben. Täglich fielen unter dem Vorwande der Religion mehr Fürsten offen ab. Des Königs Anhänger wurden besorgt und zogen sich zurück. Sein rascher Feldzug nach Sachsen mißlang. Otto von Nordheim kündigte ihm den Gehorsam auf, um „für die Freiheit des Volkes zu streiten", und die Burgen in Sachsen fielen den Aufständischen wieder in die Hände. Es half dem Heinrich nichts, daß er jetzt die sächsischen Gefangenen in Freiheit setzte. Sie schworen ihm Treue und brachen, in Freiheit gesetzt, den Eid. Der heilige Vater hatte ja auch von jedem künftigen Eide, der dem Heinrich etwa geleistet werde, entbunden. Die süddeutschen Fürsten, Rudolf mit seinem Anhange, verabredeten zu Ulm, mit den norddeutschen am 16. October eine Zusammenkunft zu Tribur zu halten. Hier sollte Heinrich förmlich abgesetzt und ein anderer König gewählt werden; Otto von Nordheim,

Welf von Baiern und Rudolf von Schwaben strebten mit gleichem Ehrgeiz nach dieser Würde.

Man mißt gewöhnlich bei diesem Aufruhr der moralischen Wirkung des römischen Bannfluchs und der päpstlichen Autorität eine übertriebene und etwas idealisirte Bedeutung bei. So neu und so gewaltig war der Kirchenbann an sich gar nicht. Robert von Apulien, wiederholt von Gregor verflucht, befand sich sehr wohl dabei. Heinrich selbst sollte ja bereits sich einige Jahre außerhalb der Kirchengemeinschaft befunden haben. Der erste Eindruck war eher Staunen und Entrüstung über den römischen Priester, der den König von Deutschland und Italien zu verfluchen und abzusetzen wagte. Unter den vielen geistlichen Fürsten zu Worms waren doch nur zwei gewesen, welche die Absetzung des Papstes für bedenklich hielten. Von der Unterwürfigkeit der weltlichen Fürsten gegen Rom kann nun vollends keine Rede sein. Eine blind mitlaufende deutsche Partei des Papstes existirte nur in den niedern mönchischen Kreisen. Sie trugen freilich den Kampf und die fanatische Wuth in das Herz des Volkslebens hinein. Damals, so erzählen die Chronisten, sah man den Sohn gegen den Vater und den Bruder gegen den Bruder in bitterer Entzweiung aufstehen für die Sache des Papstes oder für die des Königs. Als nun die Aufrührer, die mächtigsten Fürsten des Reiches, sich dieser Hebel bedienten, als die Feindschaft der Sachsen und Thüringer wieder hervorbrach, da verzagten die meisten Anhänger des Königs. Sie glaubten nicht, daß er dieser Liga von Feinden gewachsen sei und schlossen sich, voran der Siegfried von Mainz, um ihrer Sicherheit willen den Gegnern an.

Die Verschworenen hatten den Papst von ihren Schritten benachrichtigt und seine ferneren Rathschläge erbeten. Denn, so schrieb ihm schon der Bischof Hermann von Metz, einer der ersten Ueberläufer, über das Recht des Papstes, den König zu verfluchen und abzusetzen, beständen doch aller Orten erhebliche Zweifel. Solche Bedenken sucht Hildebrand in einem Sendschreiben gründlich zu widerlegen. Es ist ein wahres Arsenal päpstlicher Beweisgründe. Christus habe dem Petrus und somit auch Petri Nachfolger, dem Papste, gesagt: Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen. — —

Was Du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset sein". — Auch einige, freilich sehr ungenaue Beweise aus der Profangeschichte bringt Gregorius bei: den Vorgang des Ambrosius von Mailand, welcher den Kaiser Theodosius excommunicirt und des Papstes Zacharias, welcher den letzten Merovinger abgesetzt habe. — — Ueberhaupt, daß das geistliche Amt über dem weltlichen, die Päpste über den Königen stünden, sei klar: Noch habe kein Kaiser und König, nicht ein Mal Leute wie Ludwig der Fromme, Wunder verrichtet, was doch der heiligen Kirche stets ein leichtes gewesen sei u. s. w. Es mag wohl dem schwerfälligen germanischen Verstande auch bei dem besten Willen nicht leicht geworden sein, dieser Beweisführung zu folgen. Denn als die Fürsten sich Mitte Octobers mit starkem Heeresgeleite zu Tribur versammelten, verhandelten sie bis in den November mit den in großem Pompe dort erschienenen päpstlichen Legaten. Endlich kamen sie jedoch zu dem Beschluß, daß ein Bannfluch des Papstes als solcher formelle Gültigkeit habe, selbst dann, wenn der Papst im Unrecht sei. Sodann fanden sie, daß nach alten Pfalzgesetzen der König von den Fürsten abgesetzt werden müsse, sobald er sich Jahr und Tag im Banne befinde. Die bereits unternommene Absetzung durch den Papst wurde nicht beachtet, noch schritten sie selbst sofort zur Absetzung. Wahrscheinlich waren die Sachsen, Schwaben und Baiern wegen des Nachfolgers noch nicht einig und auch der König war ihnen noch zu mächtig. Hildebrand hatte auch für diesen Fall gesorgt: Falls der König, so hieß es in einem anderen an die Bischöfe, Herzöge, Grafen des deutschen Reiches gerichteten päpstlichen Schreiben, falls er die schlechten Rathgeber entferne, die Kirche nicht als Magd, sondern als Herrin behandele und den Gewohnheiten des Hochmuths gegen die Freiheit der Kirche (d. h. der Investitur der Bischöfe und Aebte — denn nur diese nahm er den Fürsten gegenüber jetzt in Anspruch —) entsage, so möchten sie es dem Papst anzeigen, außerdem aber einen solchen König wählen, welcher diese Forderungen zu erfüllen verspreche; ihm aber zuvor den Namen und Charakter, sowie das Sittenzeugniß des Gewählten berichten, damit er die Wahl, „wie das ja auch von den heiligen Vätern vor ihm ge-

schehen sei", bestätigen könne. Wegen entgegenstehender Eide möchten sie außer Sorgen sein u. s. w.

Indessen lagerten der König und diejenigen Fürsten, die ihm treu geblieben, mit ihren Heerhaufen am andern Ufer des Rheines, in Oppenheim und der Umgegend. Täglich sandte er Boten herüber; „er wolle ihnen das ganze Reich, seine Gewalt und Rechte übergeben, sie möchten nur wenigstens sich selbst und den deutschen Namen nicht beschimpfen und ihm die äußern Zeichen und den Namen lassen; dem Glanz des deutschen Reiches, in allen Jahrhunderten unbefleckt, möchten sie nicht solchen Makel anhängen." „Ihm sei nicht zu trauen, erwiederten sie; wahnsinnig müßten sie sein, wenn sie die ihnen von der Kirche dargebotene Gelegenheit nicht ergreifen und was so lange bedacht und vorbereitet sei, nicht bei so günstigem Anlaß ausführen wollten." Ein Versuch, das königliche Lager zu überwältigen, mißlang und Heinrich, dessen Tapferkeit sie fürchteten, bereitete sich zu verzweifeltem Kampfe. Dieser Umstand trug zu dem Entschlusse bei, seine Absetzung noch aufzuschieben. Sie wünschten ihn vorher jeder Unterstützung zu berauben. „Zum Zeichen, wie redlich sie es meinten," so ließen sie herübersagen, „und obwohl seine Verbrechen offenkundig seien, so wollten sie doch die ganze Sache der förmlichen, am 2. Februar zu Augsburg vor einer vollständigen Reichsversammlung durch den Papst vorzunehmenden Untersuchung und Entscheidung überlassen. Dahingegen solle der König sein Heer entlassen, seine Räthe und Getreuen sämmtlich entfernen, die Stadt Worms, „diese Räuberspelunke", ausliefern und Bürgschaft leisten, daß von den aufrührerischen Bürgern nichts zu befürchten sei. Erlange er vor dem Jahrestag des Bannes keine Lossprechung, so sei er nach alten Pfalzgesetzen der Krone verlustig. Bis dahin solle er als Privatmann seiner Buße in Speier leben, ohne anderen Umgang, als den ihm die Fürsten gestatten würden. Sein Unrecht gegen die Sachsen solle er schriftlich im Reiche verkünden, schriftlich auch bekennen, daß er im Unrecht gegen den Papst sei und jede Genugthuung leisten werde." Hastig, um nur der gefürchteten Absetzung für den Augenblick zu entgehen, nahm Heinrich alle diese schmachvollen Bedingungen an.

Als er zu Speier, von Allen verlassen, über seine Lage nachdachte,

sah Heinrich, daß er den sichern Untergang dem unsichern vorgezogen habe. Die Fürsten hatten ehe sie heimzogen, den päpstlichen Legaten urkundlich zugeschworen und es unterschrieben, daß wenn Heinrich bis zum Anfang Februar sich nicht vom Banne löse, er als abgesetzt zu betrachten und in keiner Weise wieder auf den Thron zu lassen sei. Der schmählich überlistete König war somit bereits abgesetzt, und selbst der Reichstag zu Augsburg eigentlich nur ein Gaukelspiel, dazu bestimmt, seine Absetzung nur förmlicher zu machen. Denn die Lösung des Bannes suchte man zu verhindern. Zwar ließ Heinrich den Papst um Erlaubniß bitten, die Lösung in Rom nachsuchen zu dürfen. Aber in Gegenwart von Gesandten der deutschen Fürsten wurde der Bote des Königs schnöde abgewiesen. Eure Gesandten werden Euch erzählen, schreibt ihnen Gregor im November, wie sehr ich mit den Botschaften des Königs zu kämpfen habe. Am 8. Januar wolle er zu Mantua sein. Sie möchten nun auch für gute und sichere Aufnahme sorgen. Denn man werde ihm nach dem Leben stellen. Allerdings waren jetzt seine gefährlichsten Feinde in Italien und schon deßhalb wäre ihm des Königs Ankunft sehr ungelegen gewesen. Gern wäre Heinrich nach Italien gezogen. Aber Niemand hatte ihm Reisegeld vorschießen wollen. Vergebens bettelte er bei Allen, die er einst reich gemacht. Zum Ueberflusse endlich hatten die Herzöge alle zugänglichen Alpenpässe besetzen lassen. Die übrigen Gebannten, welche in Rom Lösung suchen würden, sollten durchgelassen werden, nur der König nicht.

In solcher Noth faßte Heinrich einen verzweifelten Entschluß. Bloß von seinem Weibe und seinem kleinen Knaben, sowie von einem treuen Diener geringen Standes begleitet, verließ er wenige Tage vor Weihnacht Speier, um unbemerkt durch Burgund über die Savoyer Alpen nach Italien zu ziehen. Es war ein furchtbarer Winter, desgleichen man seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Vom November bis Mitte März waren die stärksten Ströme zugefroren. In Burgund fanden die Eilenden bei Heinrich's mütterlichem Oheim, dem Grafen Wilhelm, gute Aufnahme und konnten die Weihnachten zu Besançon anständig feiern, auch den Weg mit zahlreicherem Gefolge und Geldmitteln fortsetzen. Als sie vor dem Mont Cenis anlangten, kam ihnen die dort im Lande gebietende Schwiegermutter des Königs,

1077 die Markgräfin Adelheid von Susa, mit ihrem Sohn Amadeus entgegen; sie empfingen ihn zwar ehrenvoll, preßten ihm aber für den ungefährdeten Durchzug eine burgundische Provinz — man glaubt Bugey mit der Hauptstadt Bellay — ab. Doch nun stellten sich die himmelhohen Eisgebirge dem weiteren Wege entgegen. Aber die Zeit drängte: die Reise litt keinen Aufschub. Mit reichem Lohne wurden die erfahrensten Alpengänger der Gegend gewonnen, um die Reisenden über die vom Schnee verwehten, vom Eise glatten Abhänge zu führen, auf denen jeder Fehltritt den Tod drohte. Oft auf Händen und Füßen kriechend, oft auf den Schultern der Führer über den Abgründen schwebend, oft mit dem Schnee und Geröll vom glatten Pfade weite Strecken hinabrollend, so gelangten sie langsam über den Mont Cenis. Die Königin mit ihren Frauen wurde, in Rindsfelle gehüllt, über das Eis gezogen.

Als nun plötzlich in Lombardien das Gerücht erscholl, König Heinrich sei nach wunderbarer Fahrt über die Alpen in Italien erschienen, da strömten von allen Seiten Bischöfe und Grafen und eine unermeßliche Menge der Lombarden zusammen, um ihn mit königlichem Pompe in Pavia zu empfangen. Lange schon hatten sie auf sein Erscheinen geharrt; nicht bloß die zahlreichen Feinde Hildebrand's, sondern auch Alle, die nach langem Bürgerkriege wieder einen Rechtszustand wünschten, wie er unter Konrad und Heinrich III. gewesen war. Minder froh ward bei der Kunde Hildebrand. Er befand sich eben unter Mathilden's Geleit auf dem Wege nach Mantua. Erschreckt bog er jetzt in die Apenninen ab und schloß sich in das feste Canossa ein, um das Weitere zu erwarten.

Durch ein Gefolge der Lombarden geleitet, folgte ihm Heinrich von Angst nach Canossa. Die Rettung der deutschen Krone, die Lösung des Bannes war sein einziger Gedanke. Er rief Mathilden und Andere aus dem Gefolge des Papstes um Vermittelung an. Ihnen ward bei der in Italien herrschenden Stimmung um den Ausgang bange. Sie drängten zum Frieden. Aber unbeugsam blieb Gregor. Er forderte endlich, Heinrich solle ihm die königlichen Zeichen übergeben und sich selbst der Krone für unwürdig erklären. Da jedoch die Vermittler heftig widersprachen, mußte er, fast gezwungen,

den König auch ohne solche Abdankung zur Buße, doch ohne Gefolge, in den äußersten Burghof von Canossa endlich zulassen.

Vom frühen Morgen bis zur Vesper stand hierauf König Heinrich drei Tage lang, am 25., 26., 27. Januar 1077, in furchtbarer Winterkälte barfuß und im Büßerhemde, ohne Speise und Trank, zwischen der zweiten und dritten Steinmauer des Schlosses, um den Spruch des Papstes zu vernehmen. Als er so drei Tage vergeblich geharrt und gefroren, und Gregorius immer neue Ausflüchte ersann, da begab sich Mathilde, ergriffen durch das Unglück und die Bitten des Königs, mit heftigen Vorwürfen zu ihrem Freunde. Selbst seine ergebensten Anhänger fanden im Betragen des Papstes nicht „die Würde apostolischer Strenge“, sondern „die Grausamkeit eines herzlosen Tyrannen.“ Er war endlich genöthigt, den Bann zu lösen. Doch mußte sich Heinrich zuvor verpflichten und die Anwesenden mußten es mit einem Eide auf die Reliquien der Heiligen verbürgen, daß er an dem von Gregor zu bestimmenden Tage und Orte vor ihm und der Reichsversammlung erscheinen, sich auf die erhobenen Anklagen vertheidigen und nach Gregor's Spruche die Krone behalten oder niederlegen, bis dahin aber sich jeden königlichen Zeichens und Geschäftes enthalten werde. Ein Schreiben des Papstes ging an alle Fürsten Deutschlands, des Inhalts, daß „König Heinrich vor ihm erschienen sei und des königlichen Schmuckes entäußert, d r e i T a g e l a n g, ganz erbärmlich (miserabiliter), barfuß, im wollenen Hemde, vor seiner Thür gestanden habe, — — — zwar sei er endlich unter Bedingungen vom Banne entbunden worden — — indessen in der Sache selbst sei damit noch nichts geändert.

So hatte er zugleich die Schmach seines Gegners besiegelt und die deutschen Fürsten wegen des Ausgangs beruhigt. Aber noch immer war der Racheburst dieses Italieners nicht gesättigt. Als er in der Kirche stand, den Bann zu lösen und die Messe feierte, redete er vor dem Altare stehend den König an: er sei einst von ihm verschiedener Verbrechen beschuldigt worden; leicht könne er sie widerlegen; aber Gott solle zeugen für seine Unschuld. Darauf verschluckte er unter lautem Beifall der Umstehenden die Hostie. Dann wendete er sich zum Könige: „Thue nun auch, mein Sohn, wie ich gethan. Vie-

ler Verbrechen bist Du von den Fürsten beschuldigt und sie heischen Untersuchung. Doch menschliches Urtheil trügt. Da Du in Deiner Noth des päpstlichen Stuhles Schutz angefleht hast, so möchten wir Dir helfen. Bist Du unschuldig, sind die Anklagen Deiner Gegner falsch, so befreie Dich kurz von jeder Anklage, nimm den Leib des Herrn, damit der Mund der Kläger verstopft werde, damit Friede und Eintracht sei und Du mich zum Vertheidiger habest."

Unter den Anklagen, die auf Heinrich gehäuft wurden, befanden sich zwar viele erlogene, aber es waren auch viele begründete darunter, die der König selbst nicht verhehlt, die er, wie Hildebrand sehr wohl wußte, als Verirrungen der Jugend mehrfach eingestanden hatte. Verweigerte er das Gottesurtheil, so bekannte er sich aller schuldig, der wahren und der falschen und stand beschimpft vor den Anwesenden da. Nahm er die Hostie, so frevelte er am Leibe des Erlösers. In diesem fürchterlichen Augenblicke zeigte sich, daß der verirrte, lasterhafte König Heinrich frömmer und größer war als der heilige Papst Gregorius; denn er schauderte vor dem Experimente mit dem Heiligsten zurück. Er zauderte, berieth sich mit seinem Gefolge und erklärte endlich offen: daß er, fern von den Anklägern und Vertheidigern, solches Beweisverfahren an diesem Orte für voreilig halte. Der Triumph Gregor's war damit für den Augenblick vollendet. Gleichsam eingeständig aller möglichen Verbrechen stand der König vor ihm.

In Tribur hatte sich Heinrich den deutschen Fürsten voreilig in die Hände geliefert und seine Sache selbst Preis gegeben; die Vorgänge in Canossa vernichteten ihn auch in den Augen der Lombarden. Bis dahin hatten die Italiener den deutschen König zwar oft gehaßt, aber immer gefürchtet. In Canossa lernten sie ihn verachten. Der Jubel, womit sie ihn eben empfangen hatten, wandelte sich auf die Kunde seiner demüthigen Unterwerfung in Zorn und Hohn. Der König, riefen sie, den sie als Schützer und Retter erkoren, habe sie an den von der Kirche verfluchten, mordgierigen Priester schmachvoll verrathen. Nicht zu tilgen sei dieser Flecken. Es war davon die Rede, ihn abzusetzen und seinen Sohn Konrad auf den Thron zu heben. Heinrich bemerkte zu spät, daß er sich übereilt habe; getrieben von Angst, hatte er seine Hülfsmittel in Italien und die schwache

Stellung des Papstes, den er für mächtiger gehalten, nicht berechnet. Er that nun alles Mögliche, um die Italiener zu beschwichtigen: auch um ihretwillen habe er sich das Reich retten wollen; nimmer werde er sie verrathen. So wandte er zwar den Abfall ab; aber der Eifer für ihn war erkaltet, die Lieferungen flossen knapper, Fürsten und Städte empfingen ihn ohne Ehrerbietung, einige verschlossen ihm sogar die Thore.

Während Heinrich in Canossa Buße that, zogen die deutschen Fürsten, Rudolf, Welf, Berthold, Siegfried und Andere nach Ulm, um ihn förmlich abzusetzen. Der strenge Winter hatte jedoch Viele zurückgehalten und so mußten sie ihr Vorhaben aufschieben, luden aber alle Fürsten auf den 14. März nach Forchheim, zur neuen Königswahl. Sie erfuhren nun zu ihrem Schrecken, daß der Bann gelös't und damit der rechtliche Vorwand zur neuen Königswahl gefallen sei. Sie suchten, wie es scheint, diese Nachricht möglichst geheim zu halten, und indeß Rudolf den König durch seine Boten aus schwägerlicher Liebe beschwor, er möge ja nicht nach Deutschland kommen, bevor der Papst die Gemüther wieder mit ihm versöhnt habe, gingen Boten zum Gregor, um ihn zu bitten, der Versammlung zu Forchheim beizuwohnen. Der Papst antwortete, er werde kommen. Daß er sie von einer neuen Königswahl abgemahnt, oder dieselbe gar mißbilligt habe, wie er später vorgab, davon findet sich keine Spur. Er ermuthigte sie vielmehr dazu: sie möchten nach des Reiches Bedürfniß entscheiden; er wolle die Verantwortung nicht auf sich nehmen, ihnen von dem was Noth sei, abzurathen. Vom König Heinrich aber begehrte er sicheres Geleit zur Reise nach Forchheim. Denn die Lombarden hielten alle Pässe besetzt.

Wie konnte nur Gregorius vom König Schutz gegen die Unterthanen begehren, die er selbst ihrer Unterthaneneide entbunden hatte? Heinrich erklärte sich schon wegen der Kürze der Zeit außer Stande, den Papst nach Deutschland zu geleiten. So war der Bruch mit Gregorius wieder zweifellos und als dies die Lombarden erfuhren, fielen sie dem König wieder zu. Auch treugebliebene Anhänger aus Deutschland stellten sich wieder ein, darunter edle Männer, wie Liemar von Bremen und Graf Eberhard von Nellenburg, die aus Canossa, wo sie

Lösung vom Banne suchten, unwillig entflohen waren, da Gregor einen Huldigungseid von ihnen forderte. Der König Heinrich aber nahm jetzt den Kampf auf, wie ein Mann. Als ein zagender, seiner Sachen ungewisser Jüngling, war er über die Alpen gestiegen, in das gefürchtete Italien hinab: wenige Wochen hatten hingereicht, die Nebel von seinen Augen zu streifen. Er hatte nun seinen Gegner, der in der Ferne so gewaltig schien, in der Nähe gesehen. Es begann jetzt ein neuer Abschnitt in seinem Leben; es begann der Riesenkampf eines hochbegabten und tapfern Königs gegen die vereinigte Macht des Papstes und der Fürsten.

Als die deutschen Fürsten sich zu Forchheim versammelten, erschienen die päpstlichen Legaten mit einem zweideutigen Schreiben und erklärten, der Papst habe nicht persönlich erscheinen können, weil Heinrich alle Pässe besetzt habe und ihn gefangen halte. Die doppelzüngigen Priester riethen zwar, ihrem ostensiblen Auftrage und dem Schreiben gemäß, weitere Entschließungen noch bis zur Ankunft des Papstes auszusetzen, wollten aber der besseren Einsicht der Fürsten Alles überlassen, ja sie wunderten sich, daß man einen solchen König so lange ertragen habe. Hierauf schritten die Fürsten, voran der Erzbischof von Mainz, mit Erlaubniß der Legaten und da der Papst sie der Treue gegen Heinrich entbunden, auch zu Canossa nichts hieran geändert habe, zu einer neuen Königswahl. Jeder erhob Ansprüche, Herzog Otto begehrte wenigstens Baiern, Herzog Welf widersetzte sich diesem Begehren u. s. w. Die Legaten selbst fanden dieses Handeln und Markten höchst anstößig und meinten, das sei ja eine wahre Simonie, doch brachten sie endlich einen Pact und die Wahl des Herzogs Rudolf zu Stande. Er mußte auf das Ernennungsrecht der Bischöfe, sowie auf jeden Versuch verzichten, die königliche Würde wieder erblich werden zu lassen. Seit dieser Zeit ist nach Eichhorns Meinung die elende Form des Wahlreichs als die in Deutschland entschieden gültige zu betrachten. Zu Mainz vollzog in Gegenwart der Legaten Erzbischof Siegfried die Krönung des Gegenkönigs, welcher sofort dem Papste von seiner Krönung Anzeige machte, ihm Gehorsam gelobte und behufs des Weiteren ihn nach Deutschland zu führen versprach. Weil er die deutsche Krone durch römische Pfaffen

erschlich und dem Papste ein Aufsichtsrecht darüber einräumte, heißt er in der Geschichte der Pfaffenkönig.

So war Rudolf von Schwaben endlich am Ziele angelangt. Doch als er nun die trügerische Höhe erstiegen hatte, da sah er einen Abgrund unter sich. Er selbst zauderte im entscheidenden Augenblicke, die Würde anzunehmen. Einig nur im Widerstande gegen den König, verließen ihn nach dem Siege die bisherigen Verbündeten. Dagegen wuchsen ihm nun die Feinde wie aus der Erde auf. Sogleich sein Krönungsfest ward durch die Bürger von Mainz bedeutsam unterbrochen. Sie stürmten gegen den Palast, wollten den Pfaffenkönig ermorden, und er fühlte sich bewogen, mit dem Erzbischof die Stadt zu meiden, welche beide nie wieder gesehen haben. Auch die Bürger von Worms verjagten ihren Bischof, der am Verrath theilgenommen, deßgleichen thaten die von Würzburg. Es erhob sich ein gewaltiger Unwille in der deutschen Nation, über die Schmach von Canossa und über den Verrath von Forchheim. Es zeigte sich, daß der deutsche König noch mächtiger sei, als er selbst gewußt hatte. Gerade in seinen eignen Provinzen, in Schwaben und Burgund, standen dem Rudolf die meisten Gegner auf, sogar unter seinen eignen Vasallen und Blutsfreunden.

Als Heinrich zu Pavia die Kunde von Rudolf's Wahl und Krönung erhielt, ließ er den Papst auffordern, er möge den gottlosen Kronräuber bannen. Gregorius machte Ausflüchte und nunmehr erklärte Heinrich öffentlich vor einer Versammlung zu Verona, daß er entschlossen sei, das Schwert zu ziehen und seine Krone bis zum Tode zu vertheidigen. Mit wenigen Streitern, aber mit vielem Gelde der Lombarden ausgerüstet, zog er über die Kärnthner Alpen heim. Freudig nahmen ihn die Baiern auf. Fast immer hat sich in alten Zeiten das Volk in Süddeutschland den Nationalkönigen angeschlossen, wo es einen ernsten Kampf galt gegen die Anmaßungen seiner Großen. Der versammelten Menge zu Regensburg klagte der König, wie er verfolgt und verrathen worden und forderte sie zur Hülfe auf. Bald hatte er ein Heer von 12,000 Kriegern. Unter den Bischöfen und Fürsten, die ihm ihre Streiter zuführten, befand sich Wratislaus von Böhmen, der des päpstlichen Regimentes müde, fortan des Königs

wichtigste Stütze wurde. Rudolf zog sich mit den römischen Legaten und einem Theil der Bischöfe nach Sachsen zurück; welches fortan wieder der Heerd des Bürgerkrieges ward. Auf einer Versammlung, die der König hierauf zu Ulm hielt, wurden die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold nebst allen ihren Mitschuldigen nach schwäbischem Rechte zum Tode verurtheilt, ihre Lehen und Güter eingezogen und unter die Getreuen des Königs, von denen der Patriarch von Aquileja und der Bischof von Straßburg die größten Antheile erhielten, sofort vertheilt. Dann zogen sie aus, um das Urtheil zu vollziehen und die Gegner einzeln zu bekriegen.

Es folgten nun in Deutschland Jahre des fürchterlichsten Bürgerkriegs. Die Böhmen mordeten und schändeten in Schwaben, die Schwaben in Baiern, die Baiern in Thüringen u. s. w. Je nachdem sich das Kriegsglück und der Eifer der Parteien wandte, wurden die Güter des einen oder die des andern Herrn verwüstet. Wie es zwei Könige gab und bald zwei Päpste, so standen in vielen Hochstiftern zwei Bischöfe, in manchen Abteien zwei Aebte auf; und wie im Reiche, so traten sich in jedem Lande, in jedem Stifte und Kloster, ja selbst in den Familien die Parteien im wildesten Hader gegenüber.

Während der König am Rhein rüstete, um gegen Sachsen zu ziehen, griffen die Herzöge seine getreue Stadt Würzburg an. Da sammelte Heinrich aus den Städten am Rhein ein Heer, womit er Würzburg entsetzte. Eine Schlacht durfte er freilich mit jenen Städtern nicht wagen. Er hielt sich hinter starken Verschanzungen am Neckar, bis im September ein Waffenstillstand erfolgte. Im Frühling begann der große Krieg aufs Neue; denn der kleine dauerte auch während aller
1078 Unterhandlungen fort. Heinrich vertrieb den Bischof von Metz, Welf und Berthold wütheten am Mittelrhein. Die Bischöfe von Straßburg und Basel bewaffneten das schwäbische Landvolk für den König. Heinrich selbst rief die fränkischen Bauern zu den Waffen und rüstete ihrer 12,000 mit Ritterwehr aus. Daß gemeine Bauern mit Ritterwaffen für ihren König fochten, regte die feindseligen Fürsten und ihre Ritter zur rohesten Wuth auf. Es mochte ihnen auch allzugefährlich erscheinen. Denn ihre ganze Herrlichkeit beruhte ja auf der Wehrlosigkeit des Bauernvolkes. Wer von den Bauern gefangen in ihre Hände fiel,

wurde, zum scheußlichen Zeichen, daß er kein wehrfähiger Mann sei, entmannt. Während am 7. August Heinrich den sächsischen Fürsten an der Streu, bei Melrichstadt in Thüringen eine furchtbare Schlacht lieferte, in welcher sich beide Theile den Sieg zuschrieben, weil Graf Eberhard der Bärtige den Rudolf, und Otto von Nordheim den Heinrich zum Weichen gebracht; — schlug sich am selben Tage die fränkische Landwehr am Neckar mit den Rittern der Herzöge Welf und Berthold. Nach gewaltiger Gegenwehr erlag sie den geübtern Kriegern. Sämmtliche Bauern wurden von den ritterlichen Streitern der Fürsten verschnitten; dann zogen sich die Herzöge sengend und brennend zurück, als sie Rudolf's Niederlage erfuhren. Dafür wütheten die Königlichen, voran die wilden Böhmen, so furchtbar auf den Erbgütern der Rebellen, daß dem Herzoge Berthold, als er von seiner Burg Lintberg ringsum die Feuersäulen sah, das Herz brach und die Gemahlin Rudolf's, die Schwester der Königin Bertha, von Burg zu Burg gehetzt, dem Gram und den Beschwerden erlag. Der tapfre Feldherr Heinrich's, Graf Eberhard, fiel in der Schlacht bei Melrichstadt; dagegen wurde der Erzbischof von Magdeburg, des Königs alter Feind, auf der Flucht von den wendischen Bauern erschlagen. Den Merseburger Bischof ließen sie nackt weiter laufen. In jener Schlacht war der päpstliche Legat unter den Ersten, die davonliefen. Die Thüringer erschlugen überhaupt viele flüchtige Gegner des Königs, dafür wurden, als sich der Sieg wendete, Schmalkalden und andere Ortschaften verbrannt. In Altorf, dem Stammsitze Welfs, beschimpften die Böhmen sogar das Crucifix. So ward fortgestritten und fortgebrannt. Nicht mehr die Winterkälte, noch die hohen Feste, noch die Fastenzeiten vermochten den wilden Kampf zu unterbrechen. Ja, als ob der Verwüster noch nicht genug seien, riefen die rebellischen Fürsten auch noch die Könige Philipp von Frankreich und Ladislaus von Ungarn, sowie den Grafen von Holland, der sich sonst wenig um das deutsche Reich schierte, glücklicherweise vergebens um Hülfe an.

Die Sache der Fürsten ward immer schwieriger. Hastig, unerschöpflich an Hülfsmitteln, stampfte Heinrich immer neue Heere aus dem Boden und schüttete aus seinen treuen Städten den Krieg hinaus

in das Reich. Seine Feinde wurden schwächer und schwächer. Laut murrten die Sachsen. Dringender riefen sie jetzt ihren geistlichen Berather Gregorius um Hülfe an. Wo war Gregor? Mit spähendem Blicke hatte er den Wechsel der Dinge verfolgt. Ohne sich unumwunden für Rudolf auszusprechen, den er übrigens stets als König begrüßte, hatte er ihm doch nach Kräften beigestanden, z. B. den Deutschen die Verschwörungen, Tumulte und Fehden verboten, und daß sie nicht etwa dem Heinrich Folge leisteten. Da war der Gehorsam gegen den König ein Tumult! Dann, als er die Fortschritte Heinrich's sah, hatte er versucht, als Schiedsrichter zwischen Beiden aufzutreten. Natürlich war Rudolf bereit, sich jedem päpstlichen Spruche zu unterwerfen; Heinrich nahm das päpstliche Schreiben gar nicht an und besetzte die Alpenpässe. Dann hatte es Gregor's Legat zu Goslar wieder mit dem Bannfluche gegen Heinrich versucht, welcher freilich keine Wirkung äußerte und von Gregor selbst ganz ignorirt wurde. Endlich suchte Gregor dem Heinrich mit Unterhandlungen und Botschaften beizukommen. Römische Legaten gingen zwischen den Parteien hin und her, verhießen Allen ihre Gunst und nahmen Jedem soviel Geld ab, als möglich. Römische Legaten verkehrten öffentlich und freundschaftlich mit dem gebannten König Heinrich. Die Sachsen wurden, als sie dieß sahen, sehr aufgebracht. Nach dem gewaltigen Anlauf, den Gregor genommen, konnten sie dessen Hin- und Herschwanken nicht begreifen. Sie hatten geglaubt „eher werde der Himmel stehen bleiben und die Erde sich bewegen“. Sie schickten Schreiben auf Schreiben nach Rom und sagten dem Gregorius bittere Wahrheiten. Nicht für sich, sondern für ihn hätten sie ja die Waffen ergriffen. Er habe ihnen mit fürchterlichen Flüchen den Gehorsam gegen König Heinrich untersagt und sie ins Elend gestürzt und nun rede er wieder von zwei Königen, stelle den Heinrich voran und erkenne ihn förmlich in seinen Botschaften an. Der Herr Papst möge wohl nach seinen Planen handeln, aber sie, schlichte, unerfahrne Leute, vermöchten so Dunkles nicht zu ergründen. In der römischen Kirchenversammlung vom 3. März 1078 ward beschlossen, den Streit beider Könige auf einer Reichsversammlung zu entscheiden. Mit brennenden Fackeln wurde der Beschluß verkündet, wer sich ihm widersetze,

der solle verlöschen wie die zur Erde geschleuderten Fackeln. „Wie, schrieben die Sachsen, Du willst jetzt erst prüfen, auf welcher Seite mehr Recht sei? Und hast doch das Urtheil längst gefällt? Geht das Urtheil bei Dir der Untersuchung voraus? Du hast uns vom ersten Eide gelös't, auf Dein Verlangen haben wir einen andern Eid geschworen, und nun erst willst Du zwischen beiden Eiden untersuchen?" In öffentlicher Versammlung ließen sie zu Rom, Februar 1079
1079, ihre Klagen verlesen und eine Erneuerung des päpstlichen Bannfluchs verlangen. Gern hätte ihnen der Papst geholfen, er konnte es nicht mehr; in Rom sogar stand die Mehrheit der Versammlung jetzt auf Heinrich's Seite.

Denn Heinrich, von der Natur mit nicht geringerer Schlauheit als sein Gegner ausgestattet, hatte für so schweres Lehrgeld die römischen Künste meisterlich gelernt. Gregor strebte eine Art öffentlicher Verhandlung herbeizuführen, um eine Entscheidung zu fällen, die bei seinem Verhältnisse zu Rudolf nicht zweifelhaft sein konnte. Heinrich wußte jede solche Verhandlung zu vereiteln. Ueberdieß bestach er die Legaten, die nun selbst dafür sorgten, daß das Vorhaben des Papstes nie zu Stande käme. Ja, um die Verwirrung voll zu machen, bestätigten sie die von Heinrich an die Stelle vertriebener Anhänger des Gregorius eingesetzten Bischöfe. In Rom war Heinrich durch seine Gesandten vortrefflich bedient. Sie setzten das Verfahren der rebellischen Vasallen in den Concilien so deutlich auseinander, daß die Mehrheit schon den Rudolf verfluchen wollte. So sah sich Gregor von zwei Parteien gedrängt; von jeder aufgefordert, die andere zu verfluchen. Der Bannfluch ward wie ein gemeines Kriegswerkzeug betrachtet und hatte seinen Nimbus verloren.

Offenbar war des Gregorius Gestirn im Verbleichen. Er hatte sich im Siegesmuthe übernommen, die Welt einen Augenblick fast überrannt, und mußte nun den Rückweg antreten. In England waren seine Neuerungen an Wilhelm dem Eroberer gänzlich gescheitert und dieser energische Herrscher entzog ihm nun auch ältere Rechte, indem er seinen Bischöfen nicht gestattete, nach Rom zu gehen. Als Gregor in seinem hochfahrenden Style an den Erzbischof von Canterbury schrieb, ließ ihm König Wilhelm einen schneidend abfertigenden

Brief zugehen, womit die Sache abgethan war. Mit den Normannen hatte Gregor vollends Unglück. Robert Guiscard vertrieb den päpstlichen Lehensfürsten Gisulf aus Salerno, mit welchem die letzte lombardische Herrschaft in Unteritalien erlosch. Jordan von Capua schloß sich dem König Heinrich an. So war Gregor auf dieser Seite wieder entblößt. Auch die Hoffnungen auf das griechische Reich waren gescheitert. Kaiser Michael war gestorben und sein Nachfolger Nicephorus verweigerte die Fortleistung von Geschenken und die Verbindung mit Rom, worauf Gregor den Bannfluch gegen ihn schleuderte. Doch auch den Bannfluch, dieses letzte Hülfsmittel, mußte Gregor in der Kirchenversammlung vom Frühling 1078 auf einige Zeit temperiren (ad tempus temperamus) d. h. in seinen Wirkungen beschränken, wohl in der Hoffnung, ihm dadurch leichteren Eingang zu verschaffen.

In Deutschland war Heinrich seinem päpstlichen Gegenkönig weit überlegen. Er hatte das meiste Geld und die meisten Menschen. Nach jeder Niederlage brachte er nur noch größere Heere zusammen. Freilich gingen Regalien und Kirchengüter darauf und manche fette Abtei wurde arm. Auch in Sachsen hatte Heinrich die stattlichsten Großen offen oder insgeheim gewonnen, darunter die Billinger und Markgraf Ecbert von Meißen. Viele edle und streitbare Männer standen jetzt in allen Provinzen auf seiner Seite. In Schwaben brach der rüstige Abt von St. Gallen manche Burg der Rebellen. Als Heinrich 1079 zu Regensburg Ostern feierte, erhob er einen seiner besten Ritter, den Friedrich, einen Sohn des Grafen von Büren, von seiner Burg Staufen in Schwaben der Hohenstaufe genannt, zum Herzog von Schwaben und gab ihm seine Tochter Agnes zum Weibe. An ihm hatte er einen tüchtigen Eidam und Stellvertreter gewonnen.

Indeß suchte Rudolf sich in Westphalen und Hessen mit Gewalt zu behaupten. Fritzlar mit dem Kloster des Bonifaz gingen wieder
1080 ein Mal in Flammen auf. Tief im Winter führte dagegen Heinrich ein Heer von Burgundern, Böhmen, Franken, Schwaben und Baiern nach Thüringen. Der Augenblick schien gekommen, um die Empörung an ihrem Heerde zu erdrücken. In Nordsachsen hatten die Billinger bereits gegen Rudolf gerüstet und Ecbert von Meißen hatte ein abgesondertes Lager bezogen, um über den Rudolf, falls er besiegt werde,

herzufallen. Beide Könige lagerten bei Flarcheim (unfern Mülhausen). Hier gingen drei Grafen, darunter Dietrich von Kamburg, der vor vier Jahren den Krieg begonnen hatte, mit vielem Sachsenvolke vor der Schlacht offen zu Heinrich über. Unter so üblen Vorzeichen begann am 27. Januar die Schlacht und schien dem Gegenkönig den Untergang zu bringen. Schon war Rudolf's Banner gesunken; der Böhmenherzog, der es erbeutet, ließ es seitdem kraft königlicher Erlaubniß bei feierlichen Gelegenheiten vor sich her tragen; schon waren Rudolf's beste Streiter erschlagen; da wendete Otto's von Nordheim Tapferkeit noch ein Mal das Schlachtenglück. Heinrich erlitt großen Verlust und zog sich nach Franken zurück.

Dieser letzte Erfolg Rudolf's, an sich sehr zweifelhaft, hatte seine Lage nicht gebessert; er hatte seine Kräfte noch mehr geschwächt, die er um so schwerer ersetzen konnte, als ein Theil der sächsischen Großen jetzt die Waffen offen wider ihn gekehrt hatte. Aber seine Siegesboten brachten eine solche Zuversicht nach Rom, daß Gregorius, des Erfolges gewiß, am 7. März eine römische Synode versammelte, den Bannfluch wider Heinrich und dessen Anhänger erneuerte, ihn wiederholt absetzte, dessen Unterthanen nochmals vom Eid der Treue entband, den König Rudolf förmlich anerkannte und Allen, die ihm gehorchen würden, einen allgemeinen Sündenablaß verhieß. Er soll bei dieser Gelegenheit, so ging später die Sage, dem Rudolf eine Krone geschickt haben mit der stolzen Umschrift: petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho (der Fels der Kirche gab die Krone dem Petrus, Petrus gab sie dem Rudolf). So groß war wieder Gregor's Siegesmuth, so sehr täuschte sich dieser kluge Mann über die wirkliche Lage der Dinge, daß er am zweiten Ostertage unter nochmaliger Wiederholung des Bannfluches thöricht prophezeiete, wenn Heinrich sich nicht bis zum Tage Peter und Paul (29. Juni) unterwerfe, so werde er entthront oder todt sein. Wenn dieß nicht eintrifft, rief er, so soll man mir nichts mehr glauben. Doch die Zeiten hatten sich seit vier Jahren sehr verändert. Der 29. Juni kam, aber der König war weder todt noch unterwürfig. Vielmehr zog an diesem Tage der am 25. Juni von dreißig Bischöfen zu Brixen zum Gegenpapst gewählte Wibert von Ravenna, der alte Kanzler des Königs und Hildebrand's

Hauptgegner, ein Mann von großer persönlicher Würde, im päpstlichen Schmucke festlich nach Italien; indeß Heinrich, gleichsam um der Welt zu zeigen, wie leicht er noch an des Gregorius Bannflüchen trage, auf Pfingsten seinen Römerzug zur Kaiserkrönung ansagte. Bis dahin hoffte er mit dem Gegenkönig Rudolf fertig geworden zu sein.

In der That standen sich am 15. October die beiden königlichen Schwäger in einer sumpfigen Gegend an der Elster, bei Grona, unfern Zeiz, zum letzten Male gegenüber. Psalmen singend, führten Rudolf's Bischöfe ihre Sachsen in den Kampf; mit einem „Herr Gott Dich loben wir" begannen die Königlichen die Schlacht, geführt von zwei Erzbischöfen, vierzehn Bischöfen und vielen weltlichen Fürsten. Wiederum siegte zuerst Heinrich's ungestüme Tapferkeit; aber noch ein Mal wendete Otto von Nordheim mit überlegener Feldherrnkunst die Schlacht. In voller Flucht, mit Hinterlassung des ganzen Lagers, mußte das königliche Heer Thüringen räumen. Unermeßlich schien den Sachsen die Beute und der Sieg; da wandelte sich die Freude in jähe Bestürzung; denn das Haupt und der Führer des Krieges, König Rudolf, ward sterbend ins Lager gebracht. Ein feindlicher Ritter hatte ihm die Todeswunde in den Leib gerannt*) und ihm die rechte Hand abgehauen. Als seine Bischöfe den Sterbenden umstanden, da rief er, auf die abgehauene Hand blickend, aus: „Das ist die Hand, womit ich einst Herrn Heinrich Treue geschworen! Ich lasse jetzt Thron und Leben. Nun sehet Ihr zu, ob Ihr mich recht geführt habt!" Zu Merseburg begruben sie ihn im Dome und setzten ihm ein prächtiges Denkmal. Als einst in späteren Tagen Heinrich sinnend vor dem Grabmal seines Widersachers stand, fragte ihn ein Höfling, warum er es dulde, daß sein Todfeind ein so herrliches Denkmal besitze? „Wollte Gott," erwiederte der König, „alle meine Feinde wären so ehrenvoll begraben."

*) Später, als die Sage geschäftig war, Gotfried von Bouillon, als den Helden der Kreuzzüge zu verherrlichen, entstand die Erzählung, Rudolf sei von Gotfried's Hand gefallen. Die Zeitgenossen wissen nichts davon. Es ist zweifelhaft, ob Gotfried (der Neffe und Adoptivsohn Gotfried's des Buckligen und Erbe von dessen Allodialgütern) dieser Schlacht überhaupt beiwohnte. (Vergleiche v. Sybel Geschichte des ersten Kreuzzugs.)

Nach dem Untergange Rudolf's bot Heinrich den Sachsen Frieden an. Sie möchten, so schlug er ihnen vor, da sie durchaus einen eignen König wünschten, seinen Sohn wählen. Er verspreche ihnen dagegen, Sachsen nicht mehr zu betreten. Aber Otto von Nordheim, den sein großer Sieg an der Elster wieder mit Zuversicht erfüllt hatte, strebte nun selbst nach der Krone. „Von einem schlechten Rinde falle oft ein schlechtes Kalb"; lautete seine höhnische Antwort. Er verwarf Frieden und Waffenstillstand, denn er wußte, daß Heinrich sich auf den Römerzug bereite. Doch Heinrich hatte jetzt überall tüchtige Vorkämpfer in Deutschland. Er übertrug die Oberleitung und Reichsverwesung seinem Eidam Friedrich von Schwaben und zog im Februar 1081 mit einem starken Heere über Verona in Ravenna ein, **1081**
dies Mal nicht als ein scheuer, fliehender Jüngling, sondern als ein starker, vom Schicksal gehärteter Mann. Jubelnd begrüßten ihn die Lombarden. Zu Mailand setzten sie ihm die eiserne Krone ihrer alten Könige auf. Machtlos glitten die Blitze des Vaticans, so oft sie auch noch geschleudert werden mochten, an ihr ab und schon im Mai lagerte Heinrich mit einem glänzenden Heere vor dem Vatican, auf der Neronischen Wiese.

Dem stolzen Gregorius scheint es Anfangs unmöglich gewesen zu sein, an die wirkliche Machtfülle Heinrich's zu glauben, denn er spricht sich darüber in den wegwerfendsten Ausdrücken aus. Aber Schritt vor Schritt waren seine Prophezeihungen zu Schanden geworden. In ganz Italien hing ihm nur die Mathilde an und auch sie konnte jetzt nur noch mit Geld helfen. An demselben Tage nämlich, wo Rudolf an der Elster fiel, ward ihr Heer bei Volta von den Lombarden aufs Haupt geschlagen. Und als nun der König selbst erschien, da meinten ihre Vasallen, sie sei wohl wahnsinnig, sich widersetzen zu wollen und gingen großentheils zu seinen Fahnen über. Von ihren Schlössern konnte sie nur die festesten behaupten. Zwar hatte Gregor, um den Robert Guiscard zu gewinnen, bereits im Juni 1080 seinen Stolz sehr verläugnet. Da er nämlich sah, daß alle Bannflüche diesen Nachbar nicht abhielten, sich der päpstlichen Länder zu bemächtigen, so hatte Gregor ein Bündniß mit ihm geschlossen, ihn vom Banne gelöst, mit den gemachten Eroberungen be-

lehnt, ihm auch „in Geduld und Vertrauen" die dem römischen Stuhle geraubten Besitzungen belassen. Ja, er gewährte dem Robert bei seinem berüchtigten Raubkriege gegen Byzanz, bei der offenkundigen Betrügerei des falschen Michael, eines Mönches in Guiscard's Dienst, der sich für den Kaiser Michael ausgeben mußte, seine geistliche Unterstützung. Es hieß sogar, er habe dem Robert Guiscard die Kaiserkrone versprochen. Robert gelobte dagegen die Vertheidigung des Papstes gegen dessen Feinde. Darauf verkündigte Gregor allen Gläubigen, daß Robert von Apulien, Jordan von Capua und viele andere Fürsten ihm Beistand verheißen hätten und er nun ein großes Heer sammle, um den Gegenpapst Wibert in Ravenna zu bekriegen. Aber es war nichts mit alle dem. Jordan war einer der Ersten, die sich dem König Heinrich anschlossen, an ein päpstliches Heer war nicht zu denken und als endlich Heinrich selbst heranzog, erklärte Robert dem hülfeflehenden Papste, es sei jetzt Fastenzeit und da dürfe kein frommer Christ die Waffen führen. Als die Fasten vorüber waren, segelte er mit seiner Flotte nach Griechenland ab.

Auf die Zusicherungen der römischen Abgesandten vertrauend, hatte sich Heinrich nicht mit Belagerungszeug versehen. Als nun Gregor die Schätze aus Mathildens Klöstern unter die wankelmüthigen Römer vertheilte, schlossen sie dem König die Thore. Die zu Pfingsten übliche Krönungsceremonie mußte im Lager vorgenommen werden. Die heiße Jahreszeit verbrachte Heinrich in Oberitalien. Hier stattete er verschiedene seiner getreuen Städte mit wichtigen Frei-
1082 heitsbriefen aus. Der Winter sah ihn wieder vor Rom. Die letzten kostbaren Kirchengeräthe von Canossa ließ Mathilde damals einschmelzen, um die Römer zu bewegen, daß sie dem König nicht die Thore öffneten. Doch auch Heinrich hatte viel Geld; der Kaiser Alexius der Comnene, der Wiederhersteller des griechischen Reiches, der mit unerschöpflichem Geiste zugleich gegen die Türken und Normannen stritt, schickte dem König viele Geschenke, darunter 100 Purpurgewänder und 143,000 Goldstücke und setzte diese Zahlungen fort, für die Hülfe, welche ihm Heinrich gegen die Normannen leisten sollte. Heinrich wandte sich auch gegen Apulien und eroberte einen Theil dieses Landes zurück. Dies und die Aufstände der Eingebornen

nöthigten den Robert Guiscard, von Griechenland abzulassen und nach Italien zurück zu kehren. Er beschränkte sich jedoch auch jetzt auf die Befestigung seiner Städte, ohne dem Gregor zu helfen. Zum dritten Male erschien der König am Ende des Jahres 1082 vor Rom. Da mit Maschinen nichts auszurichten war, so beschloß er die unge- 1083 heure Stadt auszuhungern. Sieben Monate hatte er sie umlagert, da fiel durch nächtlichen Ueberfall mailändischer Ritter die Leosstadt mit der Peterskirche ihm in die Hände. Gregor sah sich in der Engelsburg belagert.

Dem Papste waren endlich die letzten Hülfsmittel ausgegangen; dem König flossen neue Subsidien aus Griechenland zu, mit deren Hülfe sich die Meinung der Römer vollends für ihn entschied. Da nun der schlaue Heinrich sich bereit erklärte, die Kaiserkrönung von Gregor anzunehmen, ihn also noch als Papst anzuerkennen und somit seinen Gegenpapst fallen zu lassen, so fielen ihm nun auch die bisherigen Anhänger Gregor's zu. Von seinen nächsten Freunden ward Gregor beschworen, sich der hungernden Stadt zu erbarmen und den Vorschlag des Königs, den sie sehr billig fanden, anzunehmen. Aber Gregor war nicht zu bewegen; er gab vor, Heinrich werde ihn wieder überlisten, er verlangte, der König solle zuvor die Krone niederlegen und Buße thun. Die Römer aber, erbittert über solche Ausdauer, machten nun selbst ihren Frieden mit dem König. Sie stellten ihm Geißeln dafür, daß er entweder von Gregor, oder von einem andern römischen Papste in bestimmter Frist als römischer Kaiser gekrönt werden solle. Im November sollte eine allgemeine Kirchenversammlung allen Streit beilegen. Höchlichst zufrieden, führte Heinrich seine von der Julihitze bedrängten Krieger wieder in die Gebirge. Vorher inthronisirte er noch den Papst Wibert im Lager vor Rom. Aber der Vertrag ward nicht gehalten; und da inzwischen Robert Guiscard dem Papste 30,000 Goldstücke geschickt hatte, so mußte Heinrich im Winter zum vierten Male die Belagerung eröffnen. Sie 1084 hätten, so behaupteten damals die Römer, nur geschworen, daß der Papst dem König nur die Kaiserkrone geben, nicht auch, daß er ihn salben und krönen solle. Demgemäß erbot sich Gregor, dem Heinrich die Kaiserkrone an einem Faden von der Engelsburg herunter lassen,

sie jedoch mit seinem Fluche begleiten zu wollen. Mit Entrüstung vernahm der König diese Ausflucht. So tief war sein hochstrebender Gegner gesunken, um in solcher Komödie einen Ausweg zu suchen! Da seine Goldstücke indeß zu Ende gingen, so besannen sich die Römer wieder auf ihren Vertrag; sie waren der jahrelangen Einschließung müde und wollten nicht länger für des Gregorius Pläne Hunger leiden. Unerwartet zeigten sie ihre Unterwerfung im Lager an und führten den Heinrich am 21. März 1084 in festlichem Zuge in die ewige Stadt. Heinrich's Bischöfe traten alsbald zur Kirchenversammlung im Lateran zusammen; drei Tage lang wartete man vergebens auf Gregor, der sich in der Engelsburg eingeschlossen hielt; dann ward, am 24. März, Papst Wibert als Clemens III. geweiht; von seiner Hand empfingen am 31. März 1084 Heinrich und Bertha die römische Kaiserkrone.

Heinrich war endlich an dem Ziele angelangt, welches schon die ungeduldigen Wünsche des Knaben beschäftigt hatte. Den weiteren Krieg in Italien überließ er seinen dortigen Vasallen und erschien nun, nach vierthalbjähriger Abwesenheit, im Juni wieder in Deutschland. Hier hatte indeß der Bürgerkrieg in allen Provinzen fürchterlich gewüthet. Nach Rudolf's Tode waren verschiedene Thronbewerber aufgestanden; in Sachsen Otto von Nordheim und Ecbert von Meißen. Nothdürftig hatte man sich im Spätsommer 1081 zur Wahl eines neuen Gegenkönigs in der Person des Grafen Hermann von Salm, aus dem luxemburgischen Grafenhause, geeinigt. Das Volk nannte ihn den Knoblauchskönig, von seiner Vorliebe für dieses Gemüse und die damit reichlich versehene Stadt Eisleben. Er konnte nur wenig Eifersucht erregen, denn nur Wenige gehorchten ihm. Die Bischöfe der päpstlichen Partei bedienten sich seiner als Mittel, um das Krongut vollends an sich zu reißen. Otto von Nordheim war Anfangs so erbittert über die nochmals gescheiterte Hoffnung, daß er offen damit umging, zu Heinrich's Partei überzutreten. Er starb im Januar 1083, im Februar 1084 starb auch Siegfried von Mainz. Seiner gefährlichsten Feinde war Heinrich somit entledigt. Unter den Städten, welche mit Ausdauer und Tapferkeit fort und fort zum König Heinrich standen, nimmt Augsburg eine ruhmwürdige Stelle

ein. Lange hatte diese Stadt alle Angriffe abgewehrt. Da fiel sie durch Verrath dem Herzog Welf von Baiern in die Hände. Sie ging mit vier Kirchen großentheils in Flammen auf. Wie die rohesten Barbaren hausten diese päpstlichen Streiter, liederliche Weiber verunreinigten die heiligen Gebäude. Als aber folgenden Jahres Heinrich nach Deutschland zurückkehrte und die Feinde ihre Stadt räumten, hatten die Bürger alles Leid von Augsburg vergessen. Jubelnd zogen sie, der Klerus voran, dem Kaiser entgegen. Dann zog er nach Regensburg, nach Mainz, nach Metz, nach Köln, überall mit Freuden von den Bürgern empfangen. Seinen sächsischen Feinden bot er den Frieden und die Gewährleistung ihrer alten Volksrechte an; das gewann ihm viele Gemüther. Zwar die Bischöfe von Hildebrand's Partei widerstrebten noch heftig; aber ihre Kraft war jetzt schwächer als ihr Haß; innere Spaltungen, in welchen zwei Grafen erschlagen, andere verjagt wurden, führten ihm einen Theil dieser Gegner zu. Der König war seiner Sache so sicher, und die Sachsen des Krieges so müde, daß beide 1085
Theile zum ersten Male, soviel wir sehen, den Gottesfrieden vom 16. Februar bis zum 15. Juni respectirten. Es entstand ein wahrer Wettstreit der Unterwerfung gerade unter den Fürsten, die ihm am heftigsten widerstrebt. Vorher hatten sie ihm als König, weil er gebannt sei, nicht gehorchen wollen, jetzt erkannten sie ihn, obwohl vom „Antichrist" gesalbt, als Kaiser an. Gerade die Söhne seiner verstorbenen Feinde, namentlich des Otto von Nordheim, ergriffen seine Partei, gerade sie erklärten jetzt, daß des Volkes Recht und Wohlfahrt durch die Absetzung des rechtmäßigen Königs nichts gewinne. Mit andern Worten: den Vätern war die häufige Anwesenheit des Königs in Sachsen lästig gewesen; den Söhnen ward die Versorgung des Gegenkönigs, der ihnen fast allein zur Last fiel, noch lästiger. Auch der Legat Gregor's brachte sie durch seine Begehrlichkeit auf. Eine Synode, die er zu Quedlinburg hielt, ward schwach besucht und der nochmals gegen Heinrich geschleuderte Bannfluch äußerte keinerlei Wirkung mehr. Die allgemeine, auch von Franzosen und Italienern bevollmächtigte Kirchenversammlung zu Mainz verdammte am 4. Mai 1085 die Anhänger Gregor's und den Gegenkönig Hermann und richtete, ein Beweis wie wenig man noch des Krieges zu bedürfen glaubte, einen all-

gemeinen Gottesfrieden ein. Die geächteten Bischöfe mit dem Gegenkönige flohen bei dem ersten Nahen des königlichen Heeres im Juli zu den Dänen, alle Anderen unterwarfen sich. Ihre in den nachfolgenden Jahren noch versuchten Kriege sind bloße Nachzuckungen, in denen das Auftreten eines zweiten Gegenkönigs, nämlich des waghalsigen Ecbert von Meißen, eine blutige, aber unwesentliche Episode bildet. Der Schattenkönig Hermann war seiner Rolle endlich müde und begab sich mit Erlaubniß des Kaisers auf seine luxemburgischen Güter zurück, wo er bald nachher in ruhmloser Privatfehde, wie man
1088 sagt von einem Weibe mit einem Mühlstein umgebracht worden ist. Ecbert, geächtet und flüchtig umherirrend, ward endlich, nachdem er noch vielen Schaden angerichtet, in einer Mühle rastend, erschlagen.
1089 Von allen Bischöfen des Gregor waren nur noch fünf am Leben und auch diese starben bald oder versöhnten sich mit dem Kaiser. Bischof Burchard von Halberstadt, die „Fahne und Posaune des Aufruhrs," ward in Goslar von den Bürgern am 7. April 1088 ermordet. Nur in Süddeutschland leisteten die rebellischen Fürsten mit wechselndem Glücke den Anhängern des Kaisers noch erheblichen Widerstand. Es gelang ihnen vorübergehend, größere Städte, wie Regensburg, Augsburg, selbst Würzburg einzunehmen und bei letzterer Gelegenheit dem Kaiser, der mit einem schnell in den Rheinstädten zusammen gerafften Heere herbeieilte, trotz der gewaltigen Tapferkeit, womit er persönlich kämpfte, bei Bleichfeld eine Niederlage beizubringen. In dieser Schlacht hatten die Feinde, nach Art des berühmten Mailänder Carroccio, ihr Hauptbanner auf einem Wagen aufgepflanzt. Es war ein Kreuz mit rother Fahne, bezeichnende Symbole sowohl des Aufruhrs als der Religion, die als Vorwand diente. Der süddeutsche Bürgerkrieg ließ zwar Deutschland nicht zur Ruhe kommen, war aber doch nicht im Stande, Krone und Reich noch weiter in Frage zu stellen.

So war Heinrich IV. als Sieger aus diesem ungeheuren Kampfe hervorgegangen. In demselben Monate, da er als Kaiser zu Mainz eine allgemeine Synode der abendländischen Kirchen hielt und sein Papst Clemens III. zu Rom residirte, starb Gregor VII. als Flüchtling zu Salerno. Damals nämlich, als der Kaiser Rom

verließ, war Robert Guiscard, durch die Bitten Gregor's, noch mehr durch die Sorge für seinen eigenen Besitz bewogen, an der Spitze eines Heeres von 30,000 Normannen und Saracenen vor Rom erschienen. Vergebens suchte sich die unglückliche Stadt dieser fürchterlichen Gäste zu erwehren. Durch eine alte Wasserleitung drangen sie ein. Die Unthaten, die sie in der Stadt verübten, erregten das Entsetzen selbst jener verwilderten Zeit. Sie führten den Papst in den Lateran; er ertheilte ihnen den Segen und Guiscard gab seinen Horden die Hauptstadt der Christenheit noch drei Tage lang zu jeglichem Gräuel Preis. In der Verzweiflung setzten sich die Römer zur Wehre; da ließ Guiscard Rom an vier Ecken anzünden; die meisten altrömischen Paläste gingen damals zu Grunde. Viele tausend Römer wurden von diesen Heiden als Sclaven verkauft und hinweggeschleppt. Das war das grauenvolle, unchristliche Ende des Dramas, welches Gregor unter den Römern einst eröffnet hatte, um ihren Namen zu verherrlichen. Es litt ihn nicht länger in der verödeten, verbrannten Stadt, unter den Unglücklichen, die ihn erst wie einen Gott erhoben hatten und jetzt wie ihren Würgengel verfluchten. Von Niemand vertrieben, aber von Besorgnissen geängstigt, entwich er freiwillig nach Monte Cassino, von da nach Salerno unter Robert's Schutz. Noch ein Mal hat er den Kaiser und dessen Anhänger verflucht. Seine Kräfte waren erschöpft. Er fühlte das Ende nahen. Nachdem er noch allen Anwesenden das Handgelöbniß abgenommen, daß Heinrich nie von ihnen anerkannt werde solle, er habe sich denn zuvor unbedingt dem Papststuhl unterworfen, hauchte Gregor am 25. Mai 1085 die harte, unversöhnliche Seele aus. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in Verbannung," waren seine letzten Worte.

Was Gregor VII. wirklich geliebt und gehaßt habe, darüber gehen die Meinungen der Menschen weit auseinander. Er wollte eine neue Weltordnung schaffen, die er zur Besserung der Welt für nothwendig hielt, die aber zum Glück für die Menschheit weder ihm noch seinen Nachfolgern je gelungen ist. Um dieses Zweckes willen hat er die fürchterlichsten Mittel angewendet. Er hat den Aufruhr und den Bürgerkrieg heilig gesprochen. Die deutsche Nation hat in

alten und neuen Zeiten keinen schlimmeren Feind gehabt, als diesen Römer, keinen, der ihr tiefere Wunden geschlagen und mehr dazu gethan hat, die Kluft aufzureißen, in welcher die Kraft unserer Könige und mit ihr die Einheit unserer Nation, ihre Freiheit und Würde, ihre Macht und Ehre versunken ist.

Sechstes Kapitel.

Heinrich IV. und seine Söhne.

Victor III. Urban II. Bairisch toscanische Liga und Abfall Konrad's. Die Kaiserin Agnes. Auflösung der Liga. Die Welfen kaiserlich. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland. Bessere Wendung aller Verhältnisse. Unzufriedenheit der Fürsten und Ritter. Abfall des Königs Heinrich. Bürgerkrieg. Vater und Sohn zu Bingen. Verrätherei in Beckelheim. Mißhandlung, des alten Kaisers. Erzwungene Abdankung zu Ingelheim. Entrüstung im Reiche. Widerstand der Rheinstädte. Niederlagen des Königs. Tod des Kaisers. Verfolgung desselben im Tode. Anhänglichkeit des Volkes. Sein Bild.

Nachdem Heinrich IV. im Kampfe gegen Papst und Fürsten gesiegt, die Verirrungen der Jugend gebüßt und gelernt hatte, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, wurden die eignen Kinder zum Aufruhr gegen ihn verführt. Neue Bürgerkriege folgten, bis der Tod des alten, gebrochenen Kaisers ihnen freilich nur auf kurze Zeit ein Ende machte.

Nach dem Tode Gregor's VII. blieb der Gegenpapst Clemens ein volles Jahr im alleinigen Besitz. Der, welchen Gregor als den zur Nachfolge Würdigsten unter seinen Freunden bezeichnet hatte, Abt Desiderius von Monte Cassino, hielt es erst ins geheim, dann offen mit dem Kaiser. Nur aus Haß gegen seine Nebenbuhler und Widersacher, Hugo von Lyon und Otto von Ostia, nahm er endlich, unter normännischem Schutze, als Victor III. definitiv die Papstwürde an. Zwischen den drei Männern, welche Gregor selbst für die Würdigsten in seiner ganzen Partei hielt, entstand bei dieser Gelegenheit ein arger Zwist. Sie erklärten sich selbst gegenseitig für gebannt. Victor starb

schon am 16. September 1087 zu Monte Cassino und der am 12. 1088
März 1088 zu Terracina von seiner Partei gewählte Bischof Otto von Ostia folgte ihm als Urban II. Dieser eifrige Papst nahm des Gregorius Plane wieder auf und es begannen für Heinrich IV. wieder furchtbare Kämpfe. Aus einer vornehmen französischen Familie stammend, wußte Urban unter gefälligeren Formen und hinreißender Beredtsamkeit die Plane einer feinen und tiefen Politik zu verhüllen. Er verfolgte die Zwecke seines Freundes Gregor; verließ aber den Weg, den jener eingeschlagen, da er nicht zum Ziele führte. Er war minder hastig, minder zufahrend, aber reicher und erfinderischer an Hülfsmitteln aller Art. An die Stelle des hochfahrenden römischen Pontifer trat der beredtsame wälsche Diplomat.

Die Normannen und Mathilde von Tuscien waren es, mit deren Hülfe sich die Hildebrandinischen Päpste in Italien gegen Clemens und die kaiserliche Partei nothdürftig aufrecht hielten. Jene beiden nach Souverainetät und Befestigung strebenden Mächte hatten ein starkes gemeinsames Interesse gegen den Kaiser, ihren rechtmäßigen Oberherrn. Es gelang, eine Liga mit Welf von Baiern zu stiften, dessen 18jährigem Sohne, dem jüngeren Welf, die bejahrte Mathilde auf Urban's Zureden ihre Hand reichte. Um die Macht dieser gefähr- 1089
lichsten Feindin zu brechen, zog Heinrich im Mai 1090 mit Herzog Friedrich von Schwaben wiederum nach Italien und übertrug, während er drei Jahre dort zu Felde lag, die Reichsregierung dem Pfalzgrafen 1090 bis 1093
Heinrich bei Rhein. Eilf Monate lag er vor Mantua; da fiel die Feste Ripalta und die Bürger überlieferten ihm die Stadt. Schon war der Kaiser nahe daran, auch Mathildens Widerstand gründlich zu vernichten; als ihm durch den Ueberfall bei Caviliano im October 1092 alles Gewonnene bis zum Po wieder verloren ging. Auch die Herzöge Welf und Berthold hatten während der langen Abwesenheit des Kaisers und des Herzogs von Schwaben in Süddeutschland wieder das Uebergewicht erlangt. Die Concessionen, welche Urban den Simonisten und den Gebannten gemacht hatte, die er in drei Klassen eintheilte, führten seinen Legaten einige Ueberläufer zu. Sie hielten im Jahre 1093 einen Landtag zu Ulm, auf dem sie klugerweise einen Gottesfrieden auf drei Jahre, bis Ostern 1096 proclamirten. Ein

Gottesfriede von solcher Dauer war so unerhört und konnte namentlich den Handelsleuten der Städte, denen der Friede besonders lieb war, für eine solche Wohlthat gelten, daß die Städte in Schwaben und Baiern ihre Treue vergaßen und sich der Liga anschlossen. Jeder Graf ließ den Frieden, der sich von Ungarns Gränze bis nach Franken und dem Elsaß verbreitete, in seinem Bezirke besonders beschwören.

Der härteste Schlag traf den Kaiser um diese Zeit, Anfangs 1093, in Italien. Es gelang der päpstlichen Partei, seinen Sohn Konrad, einen der Frömmigkeit ergebenen, träumerischen jungen Mann, gegen den eignen Vater, welcher ihm als die Ursache alles Kriegs und Elends geschildert war, mit Abscheu zu erfüllen, und ihn dann, als er vor dem Verdacht schöpfenden Vater bei Mathilde Schutz suchte, zum offenen Aufruhr zu verführen. Der schöne, milde Jüngling ward vom Volke geliebt; um ihn ließen sich wieder Feinde und Freunde des Kaisers sammeln, ohne daß man ihn als König und Parteihaupt zu fürchten hatte; denn er lebte nur den Werken der Frömmigkeit. Also setzten sie ihm zu Monza die eiserne Krone auf und brachten das auf diese Krone so stolze Volk der Lombarden in solche Begeisterung, daß die Städte Mailand, Piacenza, Cremona und Lodi nach langer Zeit zum ersten Male wieder gegen den Kaiser aufstanden, auf zwanzig Jahre einen Bund gegen ihn mit den Welfen schlossen und die Alpenpässe besetzten. Mit den Normannen ward die Verbindung durch die Vermählung Konrad's mit einer Tochter des Roger von Sicilien befestigt. Der reiche Brautschatz, den sie mitbrachte, führte der Coalition Mittel zu, ihren Anhang zu vermehren.

Vieles hatte Heinrich IV. ertragen gelernt. Aber bei der Kunde vom Abfalle des Sohnes überwältigte ihn der Schmerz. Er wollte sich in sein Schwert stürzen, die Freunde entrangen es ihm. Wie gelähmt und zerschlagen, zu jeder Entschließung unfähig, schloß er sich in eine Burg im Paduanischen ein und legte den kaiserlichen Schmuck in langer Zeit nicht mehr an. Und als ob es darauf angekommen sei, zu beweisen, daß sich doch noch etwas Entsetzlicheres denken lasse, als den Verrath an der Kindespflicht, so führte man in
1094 den Jahren 1094 und 1095 auf den Kirchenversammlungen zu Con-
1095 stanz und zu Piacenza öffentlich eine Scene von grauenvoller Gemein-

heit auf. Heinrich hatte, nach dem Tode seiner Gemahlin Bertha, im Jahre 1087 die verwittwete Markgräfin Agnes von Stade, eine russische Fürstin, geheirathet. Es war gelungen, sie in Verona, dann in Canossa vollkommen mit dem Gemahl zu entzweien. Um ihrer Sünden Vergebung zu erlangen, beichtete sie dann laut vor aller Welt, erst vor den Deutschen, dann auch vor den Italienern die Heimlich- 1094
keiten ihrer Ehe, damit des Kaisers Lüste offenbar würden. Darauf erhielt sie vom heiligen Vater Vergebung ihrer Sünden und verbarg ihr schmutziges Gewissen in einem Kloster.

Glücklicherweise zerfiel bald nachher die bairisch-toscanische Liga in sich selbst. Der achtzehnjährige Welf hatte die alte Mathilde nicht umsonst ehelichen wollen. Nun stellte sich aber heraus, daß sie ihre Güter dem heiligen Stuhle vermacht habe. Das ungleiche Ehepaar trennte sich 1095
daher sehr bald, im Jahre 1095, in großem Unfrieden, und beide Welfen, Vater und Sohn, gingen zum Kaiser über.

Das Resultat aller dieser Verhältnisse war, daß Heinrich im Frühling 1097, nach siebenjähriger Abwesenheit Italien für immer 1097
verließ und nach Deutschland zurückkehrte, um dort wieder die Zügel zu ergreifen. Daß es doch dabei geblieben wäre und die deutschen Könige nun endlich von Italien genug gehabt hätten! Dann würde es wohl besser um die Geschichte unseres Vaterlandes stehen! Wie gerne wollten wir die Niederlage des Gegenpapstes Clemens, der sich in sein Bisthum Ravenna zurückzog, verschmerzen und auch der Gräfin Mathilde den Ruhm gönnen, die Retterin des ächten Papstes gewesen zu sein! Die deutschen Angelegenheiten nahmen damals eine friedliche Wendung. Heinrich belehnte den Welf mit Baiern. In Schwaben regierte sein treuer Friedrich von Staufen. Berthold von Zähringen gab den Kampf um Schwaben auf und ward fortan dem Kaiser treu. Dafür erhielt er Zürich, eine Landgrafschaft in der heutigen Westschweiz und den Breisgau. Selbst die eifrigsten Hildebrandinischen Bischöfe schlossen sich nun offen dem Kaiser an. Die sächsischen Fürsten versuchten ihre Kampfeslust wieder an den Wenden. Herzog Magnus kämpfte siegreich gegen die Abodriten. Markgraf Heinrich von Nordheim ward zum Stellvertreter des Kaisers in Sachsen erhoben und erhielt die Mark Friesland zu Lehen,

— für so hochfahrende Herren freilich ein gefährlicher Posten, der ihm das Leben kostete. Die freien Friesen warfen ihn nämlich nachher ins Meer. Udo von der Nordmark eroberte Brandenburg. Die Unruhen, welche der Graf von Limburg noch erregte, endeten mit dessen völliger Unterwerfung. Ebenso die Fehde, welche Robert von Flandern, aufgestachelt durch den Papst, im Jahre 1102 gegen die Bischöfe von Cambray und Lüttich begann. Freilich war Deutschland nach so langem, fürchterlichem Kriege erschöpft. Das Schwert und die Ackerverwüstung, Hunger und Seuchen hatten viele Menschen hinweggerafft. Viele Städte und Dörfer lagen im Schutt. Doch war Deutschland von außen unverletzt geblieben. Mit allen benachbarten Königen lebte Heinrich im Frieden; sie hatten Ursache, ihm dankbar zu sein; denn er hatte auch für ihre Rechte gekämpft. Und was der Krieg im Lande zerstört hatte, das konnte des Friedens Segen schnell wieder ersetzen. Alle Anstrengungen des Kaisers und seiner Freunde waren denn auch auf Herstellung und Befestigung desselben gerichtet.
1103 Er ließ im Januar 1103 einen allgemeinen Land- und Reichsfrieden verkünden und von allen Fürsten beschwören. Jeder Fehde und Räuberei ward mit schwerer Strafe gewehrt.

Von Italien her war vorerst die Gefahr für Deutschland verschwunden. Den abgefallenen Sohn Konrad erklärte der Richterspruch
1098 der Fürsten zu Köln Weihnachten 1098 des Nachfolgerechts für ver-
1099 lustig; vierzehn Tage später, am 6. Januar 1099, ward dessen jüngerer Bruder Heinrich mit allgemeiner Zustimmung zu Aachen als König geweiht. Konrad spielte in Italien eine traurige Rolle. Die, welche ihn als Werkzeug gebraucht hatten, warfen ihn zur Seite. Denn auch er hatte trotz aller Frömmigkeit das Investiturrecht Anfangs nicht aufgeben wollen; war doch ohne dieses Recht ein Königthum in Italien ein Messer ohne Klinge und Stiel. Konrad war zu sanft und zu fromm, um nicht endlich nachzugeben und so konnte er nun, unbehelligt durch Regierungssorgen, im Schloß Borgo am Po beten und — fasten. Denn sie ließen ihm das Nöthigste abgehen. „Was sind doch das für Priester," rief er einst schmerzlich aus, „welche der Könige Gerechtsame besitzen und ihnen keinen Unterhalt geben." Der sanfte Mensch starb schon 1101, ohne Kinder; denn seine Gemahlin

hatte er aus Frömmigkeit nicht berührt. Die Parteischriftsteller behaupten, er sei von Mathilden's Leibarzt vergiftet worden. Seinen Vater, den er aus Frömmigkeit verrathen, ehrte er im Herzen hoch und wollte nicht, daß man in seiner Gegenwart Uebles von ihm rede.

Der ganze Kirchenstreit war nach Gregor's Tode allmählich in einen Localkampf Italiens verlaufen, an welchem Toscana und die Normannen das Hauptinteresse hatten. Ihnen stand in Italien selbst noch immer eine ansehnliche kaiserliche Partei gegenüber. Urban II. war **1099** gestorben, folgenden Jahres auch der Gegenpabst Clemens. 1099
Es wurden Versuche gemacht, unter dem Nachfolger, Paschalis II., 1100
die lange Spaltung zwischen Kaiser und Papst auf einer römischen Kirchenversammlung zu enden. Aber Heinrich traute nicht und blieb in Deutschland. Der wiederholte Bannfluch, den ihm Paschal März **1102** über die Alpen schickte, blieb zunächst gleich dem Bannfluch des Vorgängers ohne Wirkungen.

Auch die von Frankreich ausgegangene welterschütternde Bewegung der Kreuzzüge, auf die wir unten besonders zurückkommen werden, ging in ihren ersten Ausbrüchen ohne erheblichen Einfluß an Deutschland vorüber. Ja sie kam Heinrich IV. zu Statten, insofern sie den Fanatismus, der sich bisher vorzugsweise gegen ihn gewendet hatte, für einige Zeit auf ein anderes Feld der Thätigkeit ablenkte.

So schien es einen Augenblick, als ob Deutschland nach langer Irrfahrt wieder in die Bahn der friedlichen Entwickelung einlenken werde, die es unter den ersten salischen Kaisern eingeschlagen hatte. Wir sehen Heinrich IV. jetzt im Alter als Reformator im Sinne seiner Ahnen fortarbeiten. Er giebt zum Schutze der Unterthanen auf den Kirchengütern gegen die übermüthigen Anforderungen ihrer Vögte feste Vogteiordnungen; er begünstigt das Streben der Dienstleute nach größerer Berechtigung gegen die Anforderungen ihrer Herren. In der Schule der Leiden gebildet, gehörte Heinrich IV. am Abend seines Lebens zu den trefflichsten Herrschern, welche Deutschland je gehabt hat. Daher hing ihm auch jetzt das Volk mit um so größerer Liebe an. Wie er auf Friede und Recht hielt, so war er milde und unerschöpflich im Wohlthun. Auf seinen Höfen war ein Theil der Einkünfte für die Armen bestimmt, deren Verpflegung er persönlich überwachte. In den

Hungersnöthen ernährte er Tausende. An seiner Tafel saßen Kranke, deren Aussehen die Diener mit Ekel erfüllte; in seinem Gemache schliefen Gebrechliche aller Art. Er war im Sinne seiner Zeit fromm wie wenige, und wetteiferte mit seinem frommen Kaplan, dem heiligen Otto, dem Apostel der Pommern, den er mit Uebergehung der fürstlichen und reichen Candidaten zum Bischof von Bamberg erhob, in religiösen Uebungen. Er verfertigte auf jeden Tag im Jahre religiöse Gesänge. Unter andern Verhältnissen würde man ihn vielleicht zu den Heiligen zählen. Aber er beging das Verbrechen, den römischen Anmaßungen nicht um eines Haares Breite nachzugeben.

Wenn irgend etwas geeignet ist, uns durch den Dunst und Qualm des Parteigeschreies, der Bullen und des Aberglaubens hindurch die letzten Ursachen und Gründe des Kampfes zu enthüllen, welchen Heinrich IV., wie alle deutschen Könige, sein Lebelang zu bestehen hatte, so ist es die Geschichte der letzten gegen ihn angezettelten Empörungen. Hier ist weder von Ausschweifungen, noch von Volksbedrückungen und dergleichen ehrbaren und populairen Vorwänden mehr die Rede. Gerade seine Verdienste waren es, die jetzt den Feinden der königlichen Gewalt neuen Anstoß gaben. Denn „hungernd sahen die Burgherren am Ufer dem sicher dahinfahrenden Schiffer nach und die Strauchritter litten Mangel." Die stolzen Fürsten fühlten sich allzugedrückt und wußten nicht, wie sie im Frieden ihre zahlreichen Kriegshaufen beschäftigen und belohnen sollten. Die Ritter aber, welche lieber Beute machen, als den Acker bestellen wollten, klagten über erbärmliche Zeiten. „Der Friede habe ihnen das Brod genommen, Küche und Keller geleert; früher auf schäumendem Rosse sitzend, trüge es ihnen jetzt kaum einen schlechten Ackergaul; früher in Purpurkleidern stolzirend, müßten sie jetzt in Naturfarbe einhergehen." War ihm früher die Unterdrückung der sächsischen Fürsten zum Vorwurfe gemacht worden, so murrten jetzt die bairischen Fürsten über die Begünstigung ihrer sächsischen Standesgenossen, denen der Kaiser mehr Ehre erzeige, als ihnen. Er ward als der geheime Anstifter der gegen die Fürsten gerichteten Aufstände und Excesse ihrer Dienstleute und Bürger bezeichnet. Es gelang ihnen endlich, den Sohn des Kaisers, den jungen streitbaren und verschlagenen König Heinrich, in allen

Stücken das Gegentheil seines frommen Bruders Konrad, zu umstricken. Während der alte Kaiser seine Freude daran hatte, daß sich die Fürsten so eng und herzlich um Sohn und Nachfolger schaarten, hetzten diese mitten unter ihren übermüthigen Lustbarkeiten den königlichen Spielgenossen damit auf, daß er wie ein Knecht lebe, und wohl nie an das Regiment kommen werde, das ihm doch von Rechtswegen schon jetzt zustehe; denn der Kaiser sei ja gebannt, habe die Regierung längst verwirkt u. s. w. Am 12. Dezember 1104 verließ der junge König 1104
mit einigen Genossen das Hoflager in Fritzlar, wurde von den bairischen Fürsten nach Regensburg geleitet und ließ seinem betrübten Vater sagen, er wolle mit einem Gebannten nicht ferner verkehren. Dem Papste Paschalis gelobte er Gehorsam und legte ihm seine Gewissensscrupel wegen des dem Vater noch speciell geleisteten Treueneides vor. Der Apostolicus ahnte nicht, was ihm selbst von diesem frommen Sohne noch einst bevorstehen werde. Vielmehr „eine göttliche Fügung ahnend", versprach er ihm die Absolution vor dem Weltgericht, nahm ihn wieder in die Kirchengemeinschaft auf und ermahnte 1105
ihn, auch Sachsen wieder der Kirche zuzuführen. In Sachsen waren die Unterhandlungen bald wieder in vollem Gange. Viele sächsische Fürsten wurden auf einer Versammlung zu Quedlinburg durch große Versprechungen gewonnen. Zu Goslar und Nordhausen wurde das Weitere im Sinne des Legaten und der Fürsten verhandelt.

Im Juni 1105 standen sich Vater und Sohn am Rheine mit starken Heeren gegenüber. Die Empörer waren mit Baiern und Sachsen ausgezogen, um den Erzbischof Ruthard von Mainz wieder einzusetzen. Dieser Mann, bis dahin einer der eifrigsten Anhänger des Gegenpapstes, war, um einer Untersuchung wegen Theilnahme an der Mainzer Judenplünderung zu entgehen, vom Kaiser abgefallen. Da der Kaiser die Rheinübergänge wehrte und die Schiffe auf das linke Ufer hatte bringen lassen, so mißlang der Ueberfall. Aber vergebens bat der greise Vater jetzt um Frieden und bot dem Sohne die Theilnahme an der Regierung an. Wiederum entbrannte wilder Bürgerkrieg. Wie immer standen die großen Städte, nicht blos die am Rheine, auf der Seite des Kaisers. Nach manchen blutigen Gefechten sollte es im August am Regenfluß zur Entscheidung kommen. Da verriethen den Kaiser

die mächtigsten Fürsten seines Heeres, namentlich der mit Geld bestochene Leopold von Oesterreich und Borivoi von Böhmen. Der Sohn ließ ihm insgeheim anzeigen, es sei eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Der Kaiser ließ sich täuschen und floh mit Wenigen nach Böhmen; von da nach Mainz. Sein Heer löſ'te sich auf; Regensburg fiel und mußte hart für seine Treue büßen; viele Kaiserliche gaben ihre Sache verloren und gingen zu den Empörern über; nur die Städte am Rhein hielten aus und brachten ein Heer von 20,000 Streitern zusammen. Zwar gelang dem Sohne im October durch Verrätherei des Befehlshabers der Ueberfall von Speier, wo er des Kaisers Schätze erbeutete; im November fiel ihm sogar Mainz in die Hände; ja er schrieb nach Mainz einen Reichstag auf Weihnacht aus. Aber in Köln sammelte der Vater wieder ein Heer und schon nach wenigen Wochen stand er mit starker Macht bei Koblenz, dem Feinde gegenüber.

Wiederholt hatte der Kaiser Friedensboten gesandt und schnöde Antwort erhalten. Jetzt, da er mit bedeutenden Streitkräften dem Sohne gegenüberstand, rieth man dem Letzteren, zum Schein auf die Friedensvorschläge einzugehen. Er begab sich daher zum gramgebeugten Vater, der beim Anblick seines Sohnes, den er liebte, so ergriffen war, daß er seine Kniee umfaßt haben soll. „Wenn ich von Gott für meine Sünden gezüchtigt werden soll," so rief er aus, „so hänge Du wenigstens Deinem Namen diesen Flecken nicht an; denn kein göttliches Gesetz befiehlt dem Sohne, am eignen Vater Rächer der Schuld zu sein!" Der Sohn aber bat fußfällig und unter Thränen um Verzeihung. Sie schlossen Frieden; der Kaiser verpflichtete sich, mit dem Sohn auf einer Reichsversammlung die Sache auszutragen und Jener gelobte, ihn ohne Gefährde nach Mainz zur Versammlung zu geleiten, welche zu Weihnacht stattfinden werde. Die Heere sollten als überflüssig entlassen werden und Vater und Sohn jeder nur 300 Ritter um sich behalten. Darauf entließ der Kaiser vertrauensvoll sein Heer und Beide zogen den Rhein hinauf.

Zwar warnten einige treue Männer den Kaiser vor umschleichendem Verrathe. Er ließ den Sohn rufen, doch der bekräftigte mit heiligen Eiden seine Treue. Zu Bingen angekommen, brachten sie die

Nacht mit einander zu. Der Sohn bezeugte dem Vater seine Kindesliebe: sie herzten und küßten sich; und der Alte weinte und lachte und schwatzte wie ein Kind; so froh war er, seinen Sohn wieder gewonnen zu haben. „O es ist wunderbar," ruft der treuherzige Erzähler dieser Nacht aus, „es ist wunderbar, daß solcher Verrath je hat gelingen können." Als sie folgenden Tages nun nach Mainz ziehen wollten, mehrten sich die Bewaffneten um den Kaiser und der Sohn erhielt wie unvermuthet die Nachricht, daß Mainz die Aufnahme des Kaisers verweigere. „Laß uns deßhalb," sagte er dem Vater, „in die Burg Beckelheim (bei Kreuznach) ziehen, indeß ich Dir friedliche Aufnahme unter Deinen Feinden erwirke, und für Dich arbeite, magst Du ehrenvoll und friedlich des Herrn Geburtsfest feiern." Der Alte folgte ihm nach Beckelheim. „Mein Sohn," sagte er, „heute ist Gott Zeuge zwischen uns. Du weißt es, was ich gethan und gelitten habe, um Dir das Reich unverkürzt zu hinterlassen." Und zum dritten Male schwur ihm der Sohn seine Eide.

Mit drei Gefährten war der Kaiser in die Feste eingeritten; da wurde das Thor zugeschlagen, dem übrigen Gefolge der Eingang gewehrt; dem Kaiser erklärt, er sei gefangen. Bischof Gebhard von Speier stellte sich ihm als Kerkermeister vor: ein Mensch, der nach vielen Unthaten sehr kirchlich, aber nur noch schlechter geworden war, als zuvor. Er ließ dem alten Kaiser das Nöthigste fehlen; er ließ ihn hungern; er verweigerte ihm das Scheeren des Bartes und das gewohnte Bad; und was den Gefangenen am schwersten drückte, er versagte ihm den Zuspruch eines Priesters und die Communion am heiligen Weihnachtstage. Auf brutale Weise ward der Greis beschimpft, verhöhnt und mißhandelt. Einer der Fürsten, Wigbert, vom Sohn gesandt, kam, ihm unter Todesbedrohung die auf der Burg Hammerstein verwahrten Reichsinsignien abzufordern. Um sein Leben zu retten, sandte der Alte zwei Getreue, Werner und Volkmar, an die Besatzung jener Burg und befahl ihnen, Krone und Scepter, Kreuz und Lanze herauszugeben. Unwillig gehorchten seine Ritter auf der Burg, nur um ihrem Herrn das Leben zu retten.

Mit zwei römischen Legaten hatten sich indeß zweiundfünfzig deutsche Fürsten zu Mainz versammelt. Zwar wurde vorgegeben, der

Kaiser habe freiwillig abgedankt; aber die Mainzer Bürger sprachen laut von Verrath und die Stimmung des Volkes ward so drohend, daß, als Gebhard von Speier meldete, der Kaiser wolle die Abdankung persönlich in Mainz vollziehen, wenn man ihm nur Leben und Freiheit lasse, die Versammlung es nicht wagte, ihn in das volkreiche Mainz zu bringen, sondern sich nach Ingelheim begab. Dorthin ward der Gefangene gebracht. Die Versammelten, darunter der Sohn, drohten ihn zu tödten, wenn er nicht augenblicklich abdanke. Es war eine lange fürchterliche Scene. Knieend flehte der Greis, ihm zuvor Ort und Zeit zur Vertheidigung zu gewähren und erbot sich zu jeder Bürgschaft. Es war vergebens. Als er Alles gethan hatte, was verlangt worden, ließ ihn die Versammlung mitleidig los und begab sich wieder nach Mainz, wo der Erzbischof Ruthard am 5. Ja-
1106 nuar 1106 Heinrich V. die Reichsinsignien mit den Worten überreichte: es möge ihm ergehen wie seinem Vater, wenn er nicht „gerecht regiere" und die Kirche vertheidige. Derselbe Ruthard war aus keinem andern Grunde abgefallen, als weil Heinrich IV. „gerecht regierte," d. h. eine Untersuchung wegen Plünderung der Mainzer Juden gegen ihn verhängt hatte. Dieser „Vertheidiger der Kirche" hatte nur dem gebannten Kaiser und Gegenpapst und seiner eignen Feindschaft gegen die „Kirche" das Erzbisthum zu verdanken. Eine Gesandtschaft ging sogleich nach Rom, um Bericht zu erstatten und den Papst einzuladen, selbst nach Deutschland zu kommen und die Verhältnisse zu ordnen.

Der Kaiser war in Ingelheim zurückgeblieben, und hoffte immer noch auf die Versprechungen seines, wie er glaubte, bloß verführten Sohnes. Er hielt das Ganze bloß für ein Werk seiner alten Feinde. Da kamen einige treue Männer und riethen ihm, eilends zu fliehen. Hinrichtung oder ewige Gefangenschaft sei ihm bestimmt. Er floh nach Köln, wo ihn die Bürger mit Theilnahme empfingen. Auf die Kunde des Vorgefallenen erhob sich unter dem Volke ein wahrer Sturm der Entrüstung. Die Schwaben standen im Oberelsaß noch für den Kaiser unter den Waffen. Es war ein Zeichen von übler Vorbedeutung für den Thronräuber, daß in Rufach bei Kolmar die Einwohner, alt und jung, Männer und Weiber sich gegen sein übermüthiges,

ausschweifendes Gefolge zur Wehre setzten, ihn mit seinen Genossen in die Flucht jagten und ihm triumphirend die Reichsinsignien entrissen. Die Bürger von Lüttich zogen, den edlen Bischof Olbert an ihrer Spitze, dem alten Kaiser entgegen und ihre Geistlichkeit erließ ein scharfes, aber von ächt religiösem, sittlichem Geiste eingegebenes Manifest gegen die Politik des römischen Stuhles. In den volkreichen Städten der Niederlande, in Bonn und Köln, in Jülich und Lüttich, erscholl der Ruf zu den Waffen, und eifrig rüsteten diese braven Bürger ein Heer für ihren Kaiser aus. Auch verschiedene Fürsten, darunter Herzog Heinrich von Lothringen, stellten sich nun wieder ein. Am andern Ende des Reiches, in den Tyroler Alpen, hielten die Bürger von Trident Wache und fingen, von einem Grafen Albert geführt, die nach Rom ziehende Gesandtschaft der Verräther ein. Nur zwei von ihnen wurden freigelassen, nachdem sie geschworen hatten, sofort zum Kaiser, ihrem Herrn, wieder zurückzukehren, und dessen Befehle zu empfangen. Die Theilnahme, die der Kaiser fand, hob seinen gebrochenen Muth wenigstens so weit, daß er laut der Welt verkündete, durch welche Mittel er zur Abdankung gebracht sei. Er schrieb an die Könige von Frankreich, England und Dänemark; er rief des Abtes Hugo von Clugny Einschreiten an; er schrieb auch an seinen Sohn, welcher, um den Vater aus den Niederlanden zu vertreiben, die Fürsten zu Ostern nach Lüttich aufgeboten hatte. „Selbst die Heiden, die nichts von Gott wissen," schrieb ihm der Vater, „ehren doch das Gesetz der Natur, Dich unerfahrenen Jüngling hat man verführt, Gottes Gebot zu verachten, welches befiehlt: Ehre Vater und Mutter. Hüte dich wohl vor den Verführern, die Dir Fallstricke gelegt haben, um auch Deine Würde in der meinigen zu vernichten. Laß mich wenigstens ungestört in dem Hause des frommen Bischofs, der mich aufgenommen, lasse nicht zu Deiner Schande geschehen, daß ich am Tage der Auferstehung des Herrn als Bettler in fremden Landen Obdach suchen muß."

Der Sohn erhörte die Bitte nicht und rüstete zum Zuge gegen Lüttich. Der Kaiser war aller Bitten seiner Anhänger ungeachtet, lange entschlossen, keinen Widerstand zu leisten und aus dem Reiche zu fliehen. Indeß hatte der Herzog von Lothringen dem sieges-

gewiß heranziehenden Heere des Königs bei Viset an der Maas eine schwere Niederlage beigebracht, Köln verschloß dem Fliehenden die Thore und verjagte den ungetreuen Erzbischof. Wüthend wich der König nach Worms zurück, um ein neues Heer zu sammeln und über den Herzog die Acht zu verhängen. Der Kaiser hatte wider Erwarten gute Ostern; der König schlechte. Unter des Kaisers kundiger Leitung wurden nun die Städte, vor Allen Köln, von innen und außen gewaltig befestigt, ein Aufgebot der waffenfähigen Männer ward erlassen; allenthalben mit Eifer gerüstet. Doch weigerte sich der Kaiser, als man in ihn drang, die schmachvolle, durch Betrug und Todesbedrohung erpreßte Abdankung zu widerrufen. Soviel, erklärte er, sei ihm das Reich nicht mehr werth, um es mit dem Untergange vieler Menschen zu erkaufen. Er wollte sich und seine getreuen Städte nur noch vertheidigen. Doch um den Eifer seiner Vertheidiger nicht erkalten zu lassen, gab er endlich ausweichende Antworten. Im Juli griff der König Köln heftig an. Er ward zurückgeschlagen, und es kam so, wie der kriegskundige Kaiser voraussagte, als er den Seinen den Angriff verbot. Während das Heer des Kaisers immer zahlreicher anwuchs, erschöpfte der König seine Kräfte in einer langwierigen Belagerung und vergeblichen Gefechten gegen die mit großer Tapferkeit kämpfenden Kölner. Der König mußte endlich die Belagerung aufheben, um eine entscheidende Schlacht herbeizuführen. Wohl mochte ihm um den Ausgang bangen; da kam die Kunde, daß der Vater am 4. August zu Lüttich gestorben sei. Das furchtbare Leid hatte seine gewaltige Lebenskraft endlich aufgerieben. Der treue Kämmerer Erkenbold brachte dem König Schwert und Diadem des Verblichenen, die letzten Zeichen seiner Würde, und seine letzte Bitte: Aller, die ihm treu geblieben, zu schonen und seine Leiche neben den Vorfahren in Speier zu bestatten.

Freudengeschrei und Glückwunsch erscholl im Lager des Sohnes; der Krieg war beendet; der Herzog von Lothringen ward abgesetzt; doch die Kölner blieben zu ihrer Vertheidigung unter den Waffen; sie sollten exemplarisch bestraft werden und sahen sich noch einmal zu Land und Wasser belagert; wehrten sich aber mit solcher Tapferkeit, daß ihnen der König endlich gegen 6000 Pfund Silber den Frieden gewährte.

Indeß war die Leiche des Vaters „vom armen Volke zu Lüttich, von Wittwen und Waisen umlagert, sie weinten und klagten, daß sie ihres Vaters beraubt seien, sie küßten seine starren Hände und nur mit Mühe wurden sie vom Leichnam gerissen, klagend und betend wich die Menge nicht von seinem Grabe."

Aber auch im Tode gönnte man ihm die Ruhe nicht. Der treue Bischof Olbert hatte ihn mit kaiserlichen Ehren in der Lamberti-Kirche zu Lüttich beisetzen lassen. Auf Befehl des unnatürlichen Sohnes und seiner Bischöfe, die ihre Apostasie durch größeren Eifer vergessen machen wollten, ward der Sarg auf eine Moselinsel gebracht, wo er in ungeweihtem Raume stehen blieb. Nur ein aus Jerusalem heimgekehrter Mönch sang Tag und Nacht Psalmen am Sarge des Verfluchten. Hierauf ließ der König, dem letzten Willen endlich folgend, die Leiche von wenigen treuen Dienern geleitet, nach Speier bringen. Die Bürger und Kleriker dieser Stadt empfingen sie feierlich und bestatteten sie mit größter Ehrfurcht im Dome. Der Bischof Gebhard ward aber darüber so wüthend, daß er, um die Bürger zu strafen, allen Gottesdienst einstellte. Er ließ den Sarg wieder aus der Kirche an eine ungeweihte Stelle bringen. „Groß war," erzählt der Chronist, „das Wehklagen im Volke, denn er hatte dies Volk und diese Stadt vor Allen geliebt." Alle Wuth des Bischofs, aller Aberglaube der Zeit konnten nicht hindern, daß das Volk fort und fort seinem heiligsten Triebe, der Dankbarkeit, folgte und zur verehrten Leiche pilgerte. Endlich nach fünf Jahren ward ihr die Ruhe neben dem Vater und Großvater zu Theil.

Heinrich IV. gehört ohne Frage zu den gewaltigsten Erscheinungen der Geschichte. Gegen die furchtbarste Coalition, welche je gesehen worden ist, hat er, zur ungünstigsten Zeit, ein halbes Jahrhundert angekämpft; und unbezwungen ist er in's Grab gesunken. In zweiundsechzig Schlachten Sieger oder Besiegter hat seine Tapferkeit und Feldherrngabe oft die Bewunderung seiner Feinde erregt. „Es war Niemand," so ruft einer derselben aus, „der durch Geisteskraft und überwältigende Majestät des Wesens mehr als er für den kaiserlichen Schmuck geboren schien. Wenn seine Räthe zweifelten, stritten und verzagten, ließ er Alle ruhig ausreden und löste dann,

wie durch höhere Eingebung, leicht und sicher den Knoten der Entscheidung. „Mit seinem durchdringenden Blicke," sagt der Biograph, „schien er die verborgensten Winkel des Herzens zu durchschauen. Unter seinen Freunden, im engen Kreise, sah er aus wie die Anderen, heiter und liebreich; doch im Gedränge der Fürsten, da war er wie in die Höhe gewachsen, und auf seinem Gesichte zuckten dann fürchterliche Blitze." Meuchelmörder, die gegen ihn ausgeschickt waren, fielen vor ihm nieder, als sie ihm in's Gesicht sahen. Er entließ sie gütig und verbot ihre Bestrafung. Die Verirrungen und Nachwehen seiner verdorbenen Jugend sollen, so übertrieben sie auch dargestellt zu werden pflegen, nicht beschönigt werden; nur legt man ein viel zu großes Gewicht darauf und mit dem Maßstabe ihrer Zeit gemessen, schrumpfen sie sehr zusammen. Sein Hauptverbrechen, wenn es eines ist, bestand darin, in einer an religiösem Taumel und weltlichem Aufruhr erkrankten Zeit das Schwert der königlichen Gewalt nicht gutwillig ausliefern zu wollen. Die reinsten Charactere seiner Zeit, die edelsten Fürsten und Prälaten, haben auf seiner Seite gestanden. Leider waren es ihrer nur zu wenige. Anfangs gelang es, den Stammesgeist, den Aberglauben und das heilige viel mißbrauchte Gefühl für Freiheit im unerfahrnen Volke für die Sache der Fürsten und des römischen Stuhles zu entflammen. Doch oft erhob sich in ganzen Landschaften wie Gewittersturm der unvertilgbare Instinct des Volkes, der im Kaiser seinen Retter und Schützer sah. Wo dieses Gefühl durch politische Bildung zu hellerem Bewußtsein gekommen war, in den deutschen Städten, welche fortan als die wahrhaften Vertreter des National-Geistes gelten können, da hat die Nation von Anfang bis zu Ende auf der Seite Heinrich's IV. gestanden.*)

*) Kaum wird es der Bemerkung bedürfen, daß für diese Darstellung der Geschichte Heinrich's IV. und der salischen Kaiser Stenzel's Geschichte der fränkischen Kaiser und Jaffe's Papstregesten ebensosehr die leitende Grundlage war, als für die der sächsischen Kaiser Ranke's Jahrbücher.

Siebentes Kapitel.

Heinrich V.

Heinrich V. im Besitz der Macht, wirft die Maske ab. Noth des Papstes. Kriegszüge des Königs. Großer Römerzug. Ueberlistung und Vergewaltigung des Papstes. Kaiserkrönung. Rückkehr. Heinrich sucht die Städte zu versöhnen. Verfahren gegen die Fürsten. Aufstände. Bannflüche gegen den Kaiser. Graf Hoyer von Mansfeld. Die Kölner und Mainzer gegen den Kaiser. Zug nach Italien. Tod des Paschalis. Die Gegenpäpste Gelasius II. und Gregor VIII. Papst Calixtus II. Kaiser und Papst zu Unterhandlungen genöthigt. Das Wormser Concordat. Heinrich's letzte Jahre.

Sobald Heinrich der V. am Ziele seiner Wünsche stand, warf er die Hülle ab und ward nun als „römischer König" wie er sich jeder Zeit nannte, der furchtbarste, rücksichtsloseste Rächer des Vaters. — Schon die erste Botschaft, die er dem Papste Paschalis schickte: „er werde ihm so gehorsam sein, wie seinem Vater," verhieß nicht allzuviel. Den strengen Beschlüssen gegen die Laien-Investitur, welche Paschalis am 22. October 1106 zu Guastalla ergehen ließ, antwortete Heinrich sogleich durch Investitur zweier Bischöfe, deren Einsegnung er dem Erzbischof von Mainz befahl, durch Wiedereinsetzung eines vom Papste abgesetzten Bischofs und durch Ernennung eines Gebannten zum Abte. Es war eine bittere Enttäuschung, welche der römische Stuhl an seinem geliebten Sohne erfuhr, nachdem er ihm geholfen hatte, den leiblichen Vater in die Grube zu stürzen. Auf die deutschen Fürsten war fürerst nicht weiter zu zählen. Ihre Verbindung mit dem jungen König stand noch in frischer Blüthe und ward durch Belohnungen und Aussichten vorerst gefestigt. So z. B. ward Graf Lothar von Süpplinburg zum Herzog von Sachsen erhoben, als im Jahre 1106 das Haus der Billungen erlosch. Also sah sich Papst Paschalis nach anderer Hülfe um. Wie einst Zacharias vor
Pipin, so erschien er Ende April 1107 vor König Philipp von 1107
Frankreich, und dessen Sohn Ludwig dem Dicken, sie um Hülfe anflehend gegen den deutschen König. Mit großem Pompe und nichts weniger als demüthig kamen die deutschen Gesandten zu einer Ver-

handlung nach Chalons; an ihrer Spitze der ungeheuer dicke Herzog Welf, der sich von seinem Marschall ein blankes Schwert vorhertragen ließ. Sie eröffneten dem Papste, daß er Friede haben solle, wenn er dem Könige nicht an seinen uralten Rechten, der Investitur der Bischöfe und Aebte rüttele, welche ja auf diese Weise die Städte, Festen, Grafschaften, Zölle und sonstigen Rechte des Reiches besäßen. Das verweigerte der Papst. „So wird in Rom das Schwert entscheiden!" riefen die Gesandten unwillig aus. Sie protestirten gegen alle in fremdem Lande gefaßten Beschlüsse, deren Gültigkeit für die deutsche Kirche sie verwarfen. Der Papst zog wieder nach Italien ab, ohne den an der Grenze mit großem Heeresgefolge stehenden König Heinrich mit dem versprochenen Besuche zu beehren.

Heinrich aber beschäftigte die nächsten Jahre seine Fürsten und Ritter an den Grenzen des Reiches. Zuerst verheerte er Flandern mit Feuer und Schwert. Dann zog er abwechselnd gegen Ungarn, Mähren, Böhmen, Polen und Wendenland. Diese Länder waren durch Thronprätendenten und Adelsfactionen zerrüttet und riefen den König an, welcher von den verschiedenen Parteien ungeheure Geldsummen nahm und bald der einen, bald der anderen zum Siege half. Der wilde Swatopluk von Mähren, der im Mai 1107 Böhmen eroberte, und dort unter Anderen sämmtliche Mitglieder des böhmischen Geschlechtes der Wrissowicier, dessen Opposition er befürchtete, ihrer 3000, hinrichten ließ, ward Heinrich's Freund und Gevatter. Er gewann ihn mit Summen, zu deren Aufbringung sogar die Prager Kirchenschätze an die Regensburger Juden versetzt werden mußten. Swatopluk ward von einem übriggebliebenen Wrissowicier vor den Augen des Königs mitten im Lager 1109 ermordet. Wladislaus, der sich dann des Herzogthums bemächtigte und unter Anderem alle Anhänger seines Bruders blenden ließ, gewann sich ebenfalls durch Tribut und Heeresfolge den König Heinrich zum Freunde. Zwar gegen Koloman von Ungarn, des Ladislaus Nachfolger, und gegen Boleslaus III. von Polen war Heinrich in wiederholten Feldzügen minder glücklich. Ungarn ward von seinen Morästen geschützt, in Polen spottete das feste Glogau aller Belagerungskünste, und bei Breslau kamen die Deutschen arg in's Gedränge. Sie fangen auf dem

Rückzug, so streng es auch im Lager verpönt wurde, Loblieder auf die Tapferkeit der Feinde.

Als sich Heinrich durch diese Kriege einen gefürchteten Namen gemacht und neue Hülfsquellen eröffnet hatte, zog er im Sommer 1110 1110
zum **Römerzug** aus ganz Deutschland ein Heer zusammen, wie noch keines gesehen worden. Wenn man den Geschichtschreibern der Zeit glauben darf, so waren es allein 30,000 reisige Ritter, die im August über die Alpen zogen. „Unermeßliche Summen Geld“ waren als Kriegsstipendien unter sie vertheilt worden. In zwei ungeheuren Heersäulen zogen sie, die einen unter dem König, über den großen Bernhard, die andern unter Wladislaus von Böhmen über den Brenner. Novara, welches die Thore vor ihnen schloß, verlor seine Mauern und mußte mit vielem Golde und Silber büßen. Auf den roncalischen Feldern bei Piacenza, wo nach uralter Sitte die Deutschen lagerten, ließ der König vor dem Zelte jedes Ritters eine Fackel anzünden. Unermeßlicher Flammenglanz erhellte die Nacht und beleuchtete die eisernen Gewalthaufen. Staunen und Schrecken ging durch Italien. Venedig erneuerte die alten Verträge und ließ sich in seinen Besitzungen bestätigen. Selbst die greise Mathilde von Tuscien sandte ihre Unterwerfung ein und verlangte nur, sie mit der Heerpflicht gegen den Papst zu verschonen. Nur das gewaltige Mailand wagte es, den Gehorsam zu versagen. Ohne vor dieser Stadt zu verweilen, wälzte sich das Unwetter mitten im Winter über die Apenninen. Voran zogen Gesandte nach Rom, welche den Römern verkündeten, daß sie gekommen seien, Italien den Frieden, ihrem König die Kaiserkrone zu verschaffen. Papst Paschalis war nach Unteritalien geeilt, nach Kalabrien, Apulien, Campanien; er hatte seine Normannenfürsten zur Hülfe aufgerufen; die aber gaben ihm leere Antworten und hielten sich vorsichtig in ihren Festen verschlossen.

Es begann nun zwischen dem König Heinrich und dem Papst Paschalis ein höchst merkwürdiger Wettkampf der Ueberlistung, in welchem sich aber der Sieg um so mehr auf die Seite des Königs Heinrich neigte, als er nicht bloß die Gewalt, sondern auch die größere Verschlagenheit auf seiner Seite hatte. Als er mit so großer Heeresmacht nach Italien zog, hatte er sich auch mit Leuten versehen, die

dem Papste mit der Feder gewachsen seien. „Denn," bemerkt der Chronist, „dieser umsichtigste unter allen Königen wußte wohl, daß man, um das römische Reich zu regieren, sich nicht bloß mit Waffen, sondern auch mit Litteraten wohl versehen müsse, welche Allem und Jedem Rede zu stehen vermöchten." Sie bewiesen z. B. aus der Geschichte von 63 Päpsten, daß von jeher die Könige und Kaiser ihre Bischöfe ernannt hätten. Was denn nun wohl, so sagten sie, aus dem Reiche werden solle, wenn der König alle seine Regalien aufgeben würde, die doch fast sämmtlich von Bischöfen und Aebten verwaltet würden? Der Papst, in die Enge getrieben, erklärte, sie sollten diese weltlichen Dinge abthun und sich mit ihren Opfern und Zehnten zur Leibesnothdurft begnügen. Sofort schloß Heinrich auf diese Grundlage hin einen Vertrag. Der Papst wollte allen Bischöfen und Aebten befehlen, dem Reiche Alles zurückzugeben, was sie seit Karl dem Großen davon erlangt hätten, namentlich alle Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münz-, Zoll- und Marktrechte, Reichs-Voigteien, Zentgrafen- und Maier-Rechte, Reichshöfe und Reichsdörfer, Burgen und Ritter. Auch sollten sie, bei Meidung des Bannfluches, nie wieder dergleichen sich anmaßen. Dagegen wollte der König dem Papste das Investitur-Recht der Geistlichen gänzlich überlassen und ihm die Urkunde darüber selbst überreichen. Der Papst wollte ihn dagegen zum Kaiser krönen und wie vor Alters ehren.

An die Ausführbarkeit dieses Vertrages glaubte keiner von Beiden, konnte keiner von Beiden glauben. Jeder gedachte den Anderen damit zu überlisten. So führten denn die Römer den König am 12.
1111 Februar 1111 mit großem Pompe, mit Lampen und Kreuzen, mit Fahnen und Bildern, mit Blumen und Palmenzweigen, in die ewige Stadt. Voran zogen die Kanzler, Schreiber und Stallmeister der Stadt mit dem Volke. Vor dem Thore empfingen ihn singend die Juden, innerhalb des Thores die Griechen, vor der Peterskirche die römische Klerisei unter schallenden Hymnen; endlich der Papst, umgeben von seinen Kardinälen und den Vorstehern der Singeschulen. Der König stieg ab, beugte das Knie, hielt dem Papste den Steigbügel, und küßte ihn drei Mal, auf Stirn, Mund, Auge. Dann schritten sie Hand in Hand vor die Kirche, der König schwor, die

Kirche als Kaiser schützen zu wollen, der Papst bezeichnete ihn als Kaiser. Alles nach genauer Uebereinkunft. Als sie nun neben einander zur Krönung in der Peterskirche saßen, sollte der Vertrag vollzogen werden. Es wurden die Urkunden der Versammlung vorgelesen. Sobald aber die Prälaten und Fürsten den Inhalt der päpstlichen Urkunde vernahmen, erhob sich ein furchtbarer Lärm in der Versammlung. Jene waren empört, daß der Papst ihnen ihre Besitzungen nehmen wolle und die Fürsten, daß damit zugleich ihre sämmtlichen Kirchenlehne in Frage gestellt würden. „Ketzerei! Ketzerei!" schrie man von allen Seiten. Der Papst war nicht im Stande, in diesem Tumult seinen Vortrag zu beendigen. Der König aber erklärte nach kurzer Berathung den Vertrag, soweit er sich bei dem wesentlichen Widerspruche der Betheiligten selbst als nichtig und unausführbar darstelle, für aufgehoben und forderte den Papst auf, nunmehr zur Krönung zu schreiten. Paschalis machte Einwendungen, und sagte, es sei schon zu spät. „Wozu diese Worte," rief ihm Einer aus des Königs Gefolge zu. „Wisse, unser Herr will die Krone, wie sie Pipin, Karl und Ludwig empfangen haben!" Zwei seiner Geistlichen riethen dem König, Gewalt zu brauchen. Gewaffnete umgaben darauf den Papst und die Kardinäle und führten sie nebst vielen anderen Römern endlich als Gefangene ab. Nur zwei Kardinalbischöfe entkamen verkleidet. Die Krieger aber plünderten in dem Tumult das päpstliche Gefolge. Statt der Jubelhymnen erscholl nun bald Rachegeschrei durch die Nacht. Die in der Stadt zerstreuten Deutschen wurden ermordet; das Lager vor der Peterskirche im Morgengrauen angegriffen. Der König, vom Schlafe aufgeschreckt, sprang ohne Fußbekleidung auf das wildeste Roß, und sprengte in rasendem Zorne die hohen Marmorstufen der Peterskirche hinab mitten zwischen die Feinde, deren fünf er mit eigner Lanze durchbohrte. So wurde den ganzen folgenden Tag und die ganze Nacht gekämpft und ein furchtbares Blutbad unter Römern und Deutschen angerichtet. Dann zog Heinrich mit vielen Gefangenen, darunter dem Papst und den Kardinälen ab nach Alba. Niemand wagte zu helfen; die Normannen, vom Schreck gelähmt, fürchteten schon, auch an sie werde die Reihe kommen und sandten friedfertige Gesandtschaften ins Lager. Der König war

so wüthend, daß er geschworen haben soll, den Papst und sämmtliche Kardinäle hinrichten zu lassen. Endlich, nach zwei Monaten, gab Paschalis nach; er verzichtete auf die Investitur, versprach, den König nie bannen, ihn unweigerlich krönen und als König, Kaiser und Patricier ehren zu wollen. Darauf wurden die Gefangenen frei gelassen und am 13. April 1111 empfing Paschalis Heinrich V. mit üblichem Pompe an der silbernen Pforte, und krönte ihn in der Peterskirche als Kaiser. Höchlichst zufrieden kehrte hierauf Heinrich nach Deutschland zurück.

Auch einen schöneren Triumph hatte er dem Papste entrissen; das christliche Begräbniß seines Vaters. Mit großem Pompe ward die Leiche Heinrich's IV. am 14. August im Dome zu Speier neben den Ahnen beigesetzt. Den Bürgern von Speier aber ward, zum Lohne standhafter Treue, unter andern Freiheiten für ewige Zeiten die Befreiung vom Buteil, nämlich von der Abgabe eines Theils der fahrenden Habe bei jedem Todesfalle an die Herrschaft. Mit dem bald allgemeiner werdenden Hinwegfall dieses schmählichsten, lähmendsten Bestandtheils alter Hörigkeit, beginnt die Würde des deutschen Bürgerthums. Mit goldenen Buchstaben ließ der Kaiser dieses köstliche Privilegium über das Hauptportal des Domes zu ewigem Gedächtniß eingraben. Gern erfüllten die Bürger die Bedingung: das Gedächtniß des Vaters mit Lichtern und Kerzen und durch Speisung der Armen festlich zu begehen. Den Bürgern von Worms bekräftigte Heinrich alle vom Vater erhaltenen
1112 Freiheiten und Rechte und fügte neue hinzu. „Wegen der festen, unerschütterlichen Treue," so erklärt die Urkunde, „welche die Wormser Bürger unserem Vater seligen Andenkens bewahrt haben und auch uns bewahren sollen und damit nach ihrem Beispiele Alle lernen mögen, ihren Königen und Herren die Treue zu halten, erklären wir sie für die würdigsten aller Bürger." Mit diesen Worten hat er freilich die eigne Schande urkundlich beglaubigt. Er wollte dadurch beim Stadtvolke, welches in dankbarer Liebe am todten Kaiser hing, die Erinnerung an das Geschehene versöhnen. Er war viel zu staatsklug, um nicht die Wichtigkeit des Bürgerthums für seine bald beginnenden Kämpfe mit den Fürsten zu fühlen. Doch Viele, besonders die Kölner, sind ihm bis ans Ende gram geblieben; haben es mit den Fürsten gehalten und den Vater am Sohne gerächt.

Denn der Kampf, den auch Heinrich V. mit den Fürsten bestehen sollte, ließ nicht lange mehr auf sich warten. Mit größerer Strenge als einst sein Vater, fuhr er jetzt, da er sich mächtig fühlte, bei jedem Anlaß über sie her, brach ihre Burgen, zog rücksichtslos ihre Reichsgüter ein und ließ mit schweren Geldbußen und Freiheitsstrafen ihre Widersetzlichkeiten, Landfriedensbrüche und Conspirationen ahnden. Kräftiger als je ein Vorgänger suchte er die königliche Gewalt wieder herzustellen. Der Widerstand ließ nicht lange auf sich warten. Als im Jahre 1112 die sächsischen Fürsten eine große Verbindung schlossen, weil der Kaiser nach Rechtsspruch im Fürstengericht die Güter des erloschenen Hauses Weimar Orlamünde als heimgefallene Reichslehen eingezogen hatte, auf welche einige Fürsten als Nachkommen vom Weiberstamme Anspruch erhoben, fand diese Verbindung zahlreichen Anhang und nahm den gefährlichsten Charakter an, als auch Papst Paschalis ihr die Bannflüche der Kirche zu Hülfe sandte. Von seiner eignen Partei geschmäht und mit Absetzung bedroht, hatte er nämlich widerrufen und seine Zugeständnisse als erzwungen verdammt (23. März) und endlich gar (20. Oktober) den vom Guido von Vienne auf einer Kirchenversammlung zu Vienne ausgesprochenen Bannfluch gegen den Kaiser bestätigt. Heinrich hatte nun Gelegenheit, die Erfahrungen seines Vaters zu wiederholen. Der berüchtigte Erzbischof Albert von Mainz, noch vor Kurzem als Kapellan des Königs der Peiniger des Papstes, — auf sein Betreiben war Paschalis verhaftet worden — nahm jetzt, nachdem er sein Ziel erreicht hatte und ein mächtiger Reichsfürst geworden war, die gute Gelegenheit wahr und erklärte, daß er mit einem Gebannten nicht umgehen könne. Und doch hatte er sich von dem Gebannten noch nach dem Bannfluch belehnen und beschenken lassen. Die Empörung wegen der Orlamündischen Erbschaft fand nun zwar in dem Sieg, welchen Hoyer von Mansfeld, des Kaisers großer Feldhauptmann, in der Schlacht bei Warnstädt nahe bei Quedlinburg am 21. Februar 1113 erfocht, ein für die Fürsten sehr unglückliches Ende. 1113
Graf Ludwig von Thüringen mußte mit der Wartburg und großen Summen seine Freiheit lösen, zu deren Aufbringung die fettesten Güter an den Abt von Reinhardsbrunn verkauft wurden. Der Erzbischof von Mainz, Deutschlands vornehmster Reichsfürst, ward in enge

1114 Kerkerhaft gebracht. Als der Kaiser am 7. Januar 1114 zu Mainz seine Vermählung mit Mathilde, der 9jährigen Tochter des Königs Heinrich von England, feierte, warf sich Lothar, Herzog von Sachsen, barfuß in einen Sack gehüllt, vor ihm nieder und erhielt Verzeihung. Aber schon im Juni hatten des Kaisers Strenge und die Thätigkeit der päpstlichen Parteigänger einen neuen Aufstand hervorgerufen, an welchem auch Köln mit seinem Bischofe und den andern niederrheinischen Städten Theil nahmen. Die Kölner fügten dem Kaiser großen Schaden zu. Er belagerte ihre Stadt vergebens. Die Schlacht bei Andernach ging ihm im Oktober durch die Tapferkeit der Kölner Jugend verloren. Im Winter zog sich der Krieg nach Sachsen. Der Kaiser nahm Braunschweig, das Erbe der Gemahlin Lothars, und
1115 verwüstete Halberstadt, Graf Hoyer lag vor Orlamünde. Allzusehr seinem Stern vertrauend und allzubegierig auf das ihm verheißene Herzogthum Sachsen, fand Hoyer am Welfsholze bei Mansfeld am 11. Februar vor der überlegenen Streitmacht der Fürsten den Heldentod. Indeß war der eifrige Legat Konrad von einer Kirchenversammlung zur anderen in der Welt herum gezogen, um den Kaiser nicht weniger als sechs Mal zu verfluchen. Zu St. Gereon in Köln wiederholte er am 19. April diesen Bannfluch auch auf deutschem Boden. Die siegreichen Fürsten, also ermuthigt, verkündeten jetzt, was sie Anfangs nicht gewagt hatten, überall im Reiche, der Kaiser sei gebannt. Im Herbste erschien auch aus Ungarn ein päpstlicher Legat Dietrich, und sprach am 8. September zu Goslar nochmals den Bann gegen Heinrich aus. Die Wuth dieser durch die Mißhandlung des Papstes furchtbar gereizten Partei ging so weit, daß sie sogar dem griechischen Kaiser Alexius Hoffnung auf die römische Kaiserwürde machte. In Deutschland ward die Empörung nun allgemein. Auch die Mainzer Bürger schlossen sich ihr an und befreiten den Erzbischof Albert. Dieser verschmitzte, als ehemaliger Genosse des Kaisers in alle seine Pläne eingeweihte, durch die harte Gefangenschaft, in der er ganz abgemagert war, zur Wuth gestachelte Pfaffe, machte ein furchtbares Geschrei im Reiche. Auf der Seite des Kaisers blieben von namhaften Fürsten nur seine beiden hohenstaufischen Neffen, Friedrich Herzog von Schwaben und dessen Bruder

Konrad, welcher damals mit einer seit Jahrhunderten eingegangenen Würde, dem Herzogthum in Ostfranken belehnt ward, sowie Herzog Welf und der neu ernannte Pfalzgraf Gottfried am Rhein. Diesen Männern überließ jetzt Heinrich, kühn entschlossen, die Vertheidigung Deutschlands, und zog im Februar 1116 über die Alpen, um seine 1116
Feinde nochmals in Italien zu besiegen und der am 24. Juli 1115 gestorbenen Großgräfin Mathilde von Toscana Güter einzuziehen. Während dies geschah, erneuerten zwar die eifernden Kardinäle den Bannfluch in Rom und Mailand, aber bald darauf wurde Papst Paschalis durch Bürgerzwist aus Rom verjagt und im März 1117 konnte 1117
Heinrich unter dem Freudengeschrei der bezahlten Menge in der ewigen Stadt einziehen. Die Kardinäle freilich hielten sich fern und bestanden hartnäckig auf dem Investiturrecht. Als am 21. Januar 1118 Pa- 1118
schalis II. in der während des Kaisers Abwesenheit wieder eingenommenen Engelsburg mit Tode abging und während die Kardinäle heimlich den Kardinal Johann von Gaeta als **Gelasius II.** wählten, eilte Heinrich herbei, um die alten Kaiserrechte wieder geltend zu machen. Mit Lebensgefahr entwich Gelasius und nach dem Gutachten der kaiserlichen Rechtsgelehrten ward am 8. und 9. März 1118 Erzbischof Mauritius von Braga in altherkömmlicher Weise vom Kaiser als Papst bezeichnet, vom Volke gewählt, von den Geistlichen als Gregor VIII. geweiht und danach vom Kaiser in die Peterskirche eingeführt. Gregor VIII. stand wegen seiner Rechtlichkeit und Gelehrsamkeit in hohem Ansehn und die Bannflüche der Gegner vermochten ihn nicht zu beseitigen. Der Kaiser aber überließ Italien wieder den beiden sich mit Bannflüchen gegenseitig bekriegenden Päpsten und kehrte, nachdem er auch Toscana in die Hände seines Markgrafen Rabbod gelegt, nach Deutschland zurück.

Wie in den schlimmsten Tagen unter Heinrich IV. hatte unterdeß in Deutschland der Bürgerkrieg gewüthet. Am Rhein stritt Friedrich von Schwaben gegen den unermüdlichen Erzbischof Albert von Mainz. Mitten in der Verwilderung war der Hohenstaufe großherzig genug, von der Erstürmung der Stadt Mainz deßhalb abzustehen, weil der Untergang so vieler Menschen und Gebäude ein zu hoher Preis des Sieges sei. Der Priester dachte minder edel; er ließ

Oppenheim mit 1200 Mann Besatzung in Flammen aufgehen. Im Ganzen hatte die Sache der Empörer das Uebergewicht; des Kaisers eigne Anhänger wurden lau; denn aufrichtig ergeben war diesem gewaltsamen, tyrannischen Manne wohl Niemand; der Schrecken vor seinen Waffen war geschwunden, aber die Furcht vor seiner Politik geblieben. Es war ein Unglück für ihn, daß sein nach Frankreich entwichener Gegner, Papst Gelasius, nach kurzer schwächlicher Regierung am
1119 29. Januar 1119 zu Clugny starb. In Calixtus II., einem Manne aus königlichem Geschlechte, und dem entschiedensten Feinde Heinrich's V., den er als Erzbischof Guido von Vienne zuerst verflucht hatte, gaben sich die Kardinäle sofort, am 2. Februar, ein desto bedeutenderes Oberhaupt. Heinrich mußte sich endlich vor seinem eignen Anhang den Anschein geben, als suche er ernstlich mit diesem Papste Frieden zu machen. Calixtus spannte freilich seine Forderungen um so höher. Er verlangte die vollständige Preisgabe des Investitur-Rechtes. Nochmals brachen die Verhandlungen ab; nochmals wurde auf der Kirchenversammlung zu Rheims am 30. Oktober der Bannfluch u. s. w. gegen den Kaiser geschleudert. Aber trotz des Ansehens, in welchem Calixtus stand, trotz der außerordentlichen Feierlichkeiten, die er zu Hülfe nahm, trotz der 427 bei Verkündigung des Fluches angebrannten Lichter, hatte auch dieser Bannfluch keine rechte Kraft mehr. Die Zeitgenossen waren für diese Dinge abgestumpft und des langen Haders müde. Man sehnte sich endlich nach Ruhe und die Reaction der Gleichgültigkeit lähmte die päpstliche Partei ebenso sehr als die kaiserliche. Dem Kaiser fielen wegen des Bannes zwar noch einige Fürsten ab,
1120 andere dagegen söhnten sich trotz des Bannes gegen gute Bedingungen wieder mit ihm aus. Darunter war z. B. der kircheneifrige Bischof Erlung von Würzburg, der nun die Gerichtsbarkeit im Herzogthum Ostfranken zurück erhielt. Auch unter den Kardinälen hatte sich längst eine Reaction der Gemäßigteren und Klügeren gebildet, welche zum Vergleiche riethen und an den vielen Bannflüchen kein Wohlgefallen hatten. Des Papstes Bundesgenossen, die Fürsten und Prälaten Deutschlands, waren gegen die päpstlichen Ansprüche mißtrauisch und besorgt geworden; sie hatten eingesehen, daß es sich für sie nicht mehr bloß darum handle, die Rechte und Güter des Kaisers zu

schmälern und die eignen zu vermehren. Als in der Rheimser Synode Calixtus die Investitur schlechthin aller Kirchen und Kirchengüter durch Laienhand verbot, entstand ein solcher Lärm in der Versammlung besonders unter den weltlichen Herren, daß, nachdem bis zum Abend gestritten und getobt war, der Papst die Versammlung aufheben und folgenden Tages eine andere Fassung des Verbotes vorlegen mußte, welches nun bloß die Investitur der Bischöfe und Aebte, also allein die Kaiserrechte betraf, dagegen die von den kleineren Herren abhängenden Kirchengüter und Bestallungen gänzlich unerwähnt ließ. Den Fürsten fing es an klar zu werden, was sie in blinder Leidenschaft und Selbstsucht bisher so wenig überlegt hatten, daß sie nämlich den Papst ebensowenig siegen lassen dürften, als den Kaiser.

Als sich im Juni 1121 die Heere beider Parteien vor Mainz 1121
gegenüberstanden, traten aus beiden Lagern zwölf Fürsten zusammen, um den Frieden zwischen Papst und Kaiser zu berathen und dem ferneren Kriege zu wehren. Heinrich mußte sich fügen, zumal auch Calixtus über den Gegenpapst endlich triumphirte. Auf dem Reichstage zu Würzburg ward sodann im Oktober allgemeiner Reichsfriede bei Todesstrafe befohlen. Der Kaiser solle, so ward ferner beschlossen, mit dem Papste einen durch die Fürsten zu vermittelnden Frieden schließen, in welchem „das Reich seine Ehre behalte," die Fürsten sollten Jeder das Seine behalten und sich jederzeit vereinigen dürfen, um jeden Versuch des Kaisers, an seinen Feinden etwa Rache zu nehmen, durchaus zu verhindern. In Regensburg schlossen sich die bairischen Fürsten an. Mit den sächsischen ward zu Quedlinburg der Streit wegen des Orlamündischen Erbes vertragen. Der Friede mit dem Papste kam endlich in dem auf der Reichsversammlung zu Mainz
am 8. Septbr. 1122 abgeschlossenen, vom Kaiser und den päpstlichen 1122
Legaten zu Worms am 23. Septbr. bekräftigten Wormser Concordat zu Stande. Danach stellte der Kaiser für die Zukunft die Belehnung mit Ring und Stab zwar Gott, dem heiligen Petrus und der Kirche anheim, und gestattete im ganzen Reiche der Kirche die freiere Wahl ihrer Oberen; doch sollte diese Wahl unter seiner Aufsicht, in streitigen Fällen nach seiner Entscheidung geschehen; so daß also die Ernennung nicht etwa nur vom Kaiser auf den Papst über-

gegangen wäre und nur den Namen gewechselt hätte. Zum Zeichen, daß der Erwählte seine Rechte und Güter als Kirchenfürst vom Kaiser habe, belehnt ihn der Kaiser mit dem Scepter. Erst nach dieser Belehnung solle in Deutschland die Weihe geschehen, in Italien schon vorher.

Als dieser, von vielen Fürsten verbürgte, mit dem goldnen Siegel des Kaisers vom Reichs-Erzkanzler für Italien, Erzbischof Friedrich von Köln, ausgefertigte Vertrag am 28. Septbr. zu Worms öffentlich verkündigt wurde, konnte diese Stadt die Menge des herbeigeströmten Volkes nicht fassen. Auf einer weiten Ebene, am Ufer des Rheines, geschah die Verlesung; die zahllose Masse lobte Gott in Dankgesängen, denn sie wähnte, der fürchterliche Zwist zwischen Kaiser und Papst sei nun für immer beendet; der römische Legat hielt Gottesdienst im Freien und that durch den Genuß der Hostie und den Friedenskuß dem Kaiser die Versöhnung der Kirche kund; die Fürsten schworen aufs neue den Eid der Treue und daß sie gegen Jeden helfen würden, der fortan dem Kaiser sein Reich rauben wolle. Der Kaiser gelobte Vergeben und Vergessen der Vergangenheit.

So war nach einem siebenzigjährigen Kampfe der erste Act des Dramas beendigt, welches unsere deutsche Geschichte so furchtbar zerrüttet hat. Einiges hatte der Papst,*) Vieles hatten die Fürsten, Nichts hatte der Kaiser gewonnen. In den Augen der Menge freilich hatte die Kirche triumphirt und dieser moralische Sieg war wichtiger als alle augenblicklichen Erfolge.

Man muß aber nicht glauben, daß nun der Friede in Hütten und Paläste eingezogen sei. Nur der große Krieg hatte aufgehört. Die Fürsten hatten unter einander vielfache Händel und auch der Kaiser fand bald Anlässe genug zu neuen Fehden. Er selbst war unablässig am Rheine und in den Niederlanden thätig, wo Herzog Lothar seiner Schwester, der Gräfin von Holland, gegen den Kaiser

*) Der Papst selbst betrachtete das Concordat nur als Abschlagszahlung, weil er im Augenblicke nicht mehr erlangen konnte. In den betreffenden päpstlichen Acten hat man vergebens nach einer ausdrücklichen Anerkennung des Concordats durch den Papst gesucht.

zu Hülfe zog. In Sachsen ward unter Anderem die Besetzung der Markgrafschaften von Meißen und Niederlausitz der Anlaß zu heftigen Fehden. In Thüringen erneuerte Erzbischof Albert von Mainz den 1123 Zehntenstreit; da hielten die Thüringer eine Landesversammlung zu Triteburg und rückten 20,000 Mann stark gegen Albert vor Erfurt. Der Bischof mußte die Forderung wieder fallen lassen.

Wie sehr sich die Verhältnisse seit siebenzig Jahren verändert hatten, das bewies die Geschichte der letzten auswärtigen Beziehungen Heinrich's V. Sein Schwiegervater, König Heinrich von England, konnte ihm schon als Muster königlicher Machtvollkommenheit erscheinen, welchem er nachzustreben suchte. Um diesem König in dessen Kriegen gegen den König Ludwig den Dicken von Frankreich Hülfe zu leisten und sich zugleich an Frankreich zu rächen, weil es sich, im letzten Kirchenstreite, zum Verbündeten des Papstthums gemacht und den Päpsten nicht bloß ein Asyl, sondern auch Spielraum für ihre Agitationen dargeboten hatte, wollte der Kaiser im Sommer 1124 den 1124 Krieg gegen Frankreich beginnen. Als diese Kunde durch Frankreich scholl, entfaltete König Ludwig das Banner des heiligen Dionysius mit der Oriflamme, und es strömten Hunderttausende zusammen, an ihrer Spitze die Herzöge von Bourgogne und Aquitanien, die Grafen von Flandern, von Bretagne, von Anjou u. s. w. Diese Fürsten erinnerten sich ausnahmsweise des Nationalbanners und schaarten sich — ein seltner Fall — um den König, um Frankreich zu schirmen, indeß die deutschen Fürsten dem Kaiser nur geringen Zuzug leisteten und der Bischof von Worms im Rücken des Kaisers die Waffen gegen ihn ergriff. Heinrich V. war unter den Fürsten des Continents als Tyrann verschrieen. Daher die große Begeisterung unter den französischen Kronvasallen und die große Lauheit unter den Deutschen. Der Krieg nahm ein schmähliches Ende; der Kaiser zog sich zurück und die Franzosen verheerten dir deutschen Grenzländer.

An einem unheilbaren Krebsschaden starb Heinrich V. zu Utrecht, am 23. Mai 1125. Seine letzten öffentlichen Maßregeln waren auf 1125 Befestigung des Reichsfriedens und gegen die Fehdelust der Fürsten gerichtet. Brütende Pläne, wie er die königlichen Einkünfte etwa nach englischem Muster durch einen Reichszins vermehren und damit die könig-

liche Gewalt befestigen könne, sanken mit ihm ins Grab. Was er auch gefrevelt haben mag, durch die Kraft und Staatsklugheit, die er in Deutschland zeigte, durch die Wiederherstellung des Reichsguts, durch die Vererbung auf die Hohenstaufen hat er sich große Verdienste um die Nation erworben. Er ward zu Speier neben seinen Vorfahren beigesetzt. Mit ihm erlosch das gewaltige Kaisergeschlecht der Salier.

Achtes Kapitel.

Die Zustände des deutschen Reiches am Ende der fränkischen Kaiserzeit.

Bestand des Reiches. Fürsten und Stände. Elend des Volkes. Die Städte. Der Ackerbau. — Literatur und Kunst unter den ersten salischen Kaisern. Einfluß der großen Weltkämpfe. Allgemeiner Ueberblick über die Culturverhältnisse der Zeit. Papstthum. Mönchthum. Bernhard von Clairvaux. — Aberglauben. — Geistige Reactionen. Juristen. Philosophen. Die Universität Paris. Peter Abälard und seine Schüler. Ketzer. — Volkssprachen. Erwachende nationale Literatur. — Die Kreuzzüge. —

Von außen betrachtet, stand das deutsche Reich auch noch am Ende dieses Zeitraums auf der stolzen Höhe, die es unter Heinrich III. erreicht hatte. Drei gewaltige Ländermassen, die herrlichsten der Welt, Deutschland, Italien, Burgund gehörten noch dem Namen nach zum deutschen Reiche. Böhmen, Mähren, Ungarn waren noch für Heinrich V. Hülfsquellen gewesen; nur in Polen hatte damals Herzog Boleslaus III., Schiefmaul genannt, Tribut- und Lehenspflicht gelös't und an die Bekehrung und Bezinsung des Wendenlandes war während der Bürgerkriege in Sachsen nicht zu denken. Die Sachsen mußten froh sein, daß sich die Nachbarn nur mittelst innerer Fehde an ihren Parteikriegen unter Heinrich IV. betheiligten. Und unter Heinrich V. kämpfte gar ein Heer der heidnischen Liutizer mitten in Sachsen zwischen den Deutschen. Nachdem jedoch Gottschalk's Sohn Heinrich den alten Heidenkönig Cruco im Gastmahl hatte ermorden lassen, stellte er als

Lehensmann des Sachsenherzogs, seines Vaters christliches Abodritenreich, von Holstein längs der Ostseeküste bis zur Peene reichend, wieder her und Nordalbingien erhielt, ebenwohl durch den Sachsenherzog, wieder einen deutschen Grafen. Im Jahre 1113 führte Heinrich ein Heer von Sachsen und Abodriten einen Tagmarsch über die festgefrorne Ostsee nach Rügen, und im Jahre 1114 wiederholte er mit Herzog Lothar den Zug. Zum ersten Male gelangte ein deutsches Heer auf das fabelhafte Eiland des Lichtgottes Svatevit. Nach dem machten die Dänen sich das Ranen-Volk unterthan und eroberten Usedom. Nach langer, heldenmüthiger Gegenwehr, als er im Jahre 1120 auch Stettin erobert hatte, unterwarf sich dem Boleslaus Schiefmaul von Polen das tapfere Volk der Pommern, und folgenden Jahres wurden ihm auch die Liutizen zur Beute. Die sächsischen und thüringenschen Marken blieben jedoch im Besitze Deutscher Markgrafen. Im Süd-Osten blieb die Leitha Grenze der Mark Oesterreich.

Viel größeren Schaden hatte das deutsche Reich in seinem innern Bestande genommen und man kann schon jetzt sehen, wie verderblich die Kämpfe des vereinigten Fürsten- und Papstthums gegen die deutschen Könige und Kaiser unserer Geschichte waren. Unter den alten Dynastien ward der bloße Verkehr mit auswärtigen Herrschern als Hochverrath bestraft. Noch Heinrich der Heilige erläßt ähnliche Verbote an seine sächsischen Fürsten. Jetzt traten sie bereits unbedenklich in öffentliche Verbindung mit dem Reichsfeinde. Nicht bloß die Autorität der Kaiser war von der Kirche und von ihren eignen Vasallen gebrochen; sondern auch die materielle Macht, um jene zu erzwingen; das Reichsgut war verschleudert worden; so daß schon unter Heinrich IV. ausgesprochen ward: spätere Könige würden vom Raube leben müssen. So ohnmächtig war der gewaltige Heinrich V. geworden, daß das Concordat zwischen Papst und Kaiser von den Fürsten gewollt, dictirt und beschlossen wurde. Drei der erlauchtesten Fürstenhäuser Norddeutschlands wurden damals ohne den Kaiser, zwei ihm zum Trotz und durch Aufruhr von den anderen Fürsten erhoben und eingesetzt. Wegen angeblicher Erbansprüche setzen im Jahr 1123 die sächsischen Fürsten mit den Waffen in der Hand den Konrad von Wettin,

und da bei der Schwerfälligkeit des Lebens aller Besitz noch unveränderlich zu sein schien und in der Familie blieb, so begann auch Ritterdienst und Rittergut bald das ausschließliche Kastenvorrecht ritterbürtiger Geschlechter zu werden.

Wir haben gesehen, daß die alten Reichsversammlungen gerade wie einst im Frankenreiche zu bloßen Fürstentagen herabsanken. Aehnlich war es im Kleinen. Die Landesversammlungen und Landgerichte der Provinzen wurden allmählich zu Hoftagen und Hofgerichten der Fürsten und ihrer Dienstleute. Mit diesen hatten die großen Herren, dahin ging der Zug der Zeit, ihre Gewalt freilich nun zu theilen. Unter den ersten Saliern setzten die Lehensträger der größeren Herren die Sicherstellung ihrer Güter und Lehensrechte durch. In den folgenden Bürgerkriegen wurden sie bereits so unentbehrlich und fühlten ihre Wichtigkeit so sehr, daß sie auch eine Theilnahme an den wichtigeren Entschließungen der Fürsten zu ertrotzen begannen. Das war der Anfang der späteren Landstände; zunächst eine Quelle vieler inneren Unruhe; Heinrich IV. stellte sich auf ihre Seite und es soll dies ein Hauptgrund der letzten Fürstenverschwörung gegen ihn gewesen sein.

Die materielle Lage des Volkes hatte in den langen Kriegen ganz furchtbar gelitten. Selbst die Fuldaer Mönche wurden einst von der Hungersnoth erreicht, in manchen Gegenden hörte der Gottesdienst aus Mangel an Menschen und an Lebensmitteln auf, und der Hunger pochte zuweilen an stolze Fürstenhöfe. Es war dahin gekommen, daß selbst der Friede kaum noch Besserung zu bringen schien. Denn die Ritter und Kriegsknechte blieben ja im Lande und es war unmöglich, selbst wenn sie Lust zur Arbeit gehabt hätten, sie alle mit Gütern zu versorgen. Viele waren auch bloß als Söldner gemiethet. Schon Mathilde von Toscana bediente sich in ihren Kriegen großer Söldnerhaufen, in denen Deutsche, Franzosen, Russen und Engländer dienten. Im größten Maßstabe existirten die stehenden Söldnerheere, aus Türken, Slaven, Normannen, Romanen und Germanen geworben, im byzantinischen Reiche. Die Deutschen bildeten dort besondere Heeresmassen, die an den bedrohtesten Grenzen standen und gelegentlich ihre Waffen auch gegen das Reich erhoben. Auch Deutschland kannte jetzt diese Geißel. Heinrich IV. schickte den Städten „eine Art Menschen

zu Hülfe, die man Geldnni nannte, streitbare gedungene Männer, des Krieges, ach, nur zu sehr kundig." Solche Kriegshaufen streiften, wenn sie abgedankt waren, allem Gottesfrieden zum Trotz, als Räuber und Mordbrenner, oder wie sie sich wohl selbst nannten, als Ritter, im Lande herum.

Je trauriger nun die allgemeine Zerrüttung unseres Vaterlandes wurde, desto wichtiger war für das gesammte Volksleben das Dasein der Städte geworden, welche hinter ihren Mauern zugleich Schutz und bürgerliche Freiheit boten. An das Leben der Städte knüpfen sich immer mehr die Hoffnungen der Geschichte an.

Die großen Bischofs- und Pfalzstädte standen sämmtlich auf Heinrich's IV. Seite; nur Goslar, mit den Harzburger Rittern in Fehde, war ihm Anfangs entfremdet, um sich dann desto eifriger ihm anzuschließen. In den Städten schlug zuerst durch den Nebel des Wahnes und der Parteienwuth eine öffentliche Meinung und ein Nationalgefühl durch. Es war auch natürlich: außer der bildenden Kraft des Wohlstandes, des Verkehrs und des gesicherten Rechtslebens, wirkte schon der Umstand, daß sich in ihren Ringmauern alle großen Ereignisse und Verhandlungen vollzogen, daß vor ihren Augen der König zur Nation sprach und sie über die Ursachen des Streites aufklärte, daß ihre königlichen Urkunden, ihre Rechte und Freiheiten redende Zeugnisse waren für die Bedeutung des nationalen Königthums.

Wir haben gesehen, wie mächtig die Städte Deutschlands bereits in die Geschichte einzugreifen vermochten und doch standen sie erst am Anfange ihrer Entwickelung. Noch drehte sich der Welthandel in den alten dürftigen Geleisen. Noch hatte der Stachel italischen Städteruhmes den Wetteifer der Deutschen Bürger kaum entzündet. Noch hatten sie im innern Haushalt gar wenig von politischer Berechtigung. Aber zwei Dinge hatten und übten sie: Wehrkraft und Freiheit vom Joche der Knechtschaft. Sie führten bereits die Waffen nicht bloß für Herrendienst, sondern auch für ihre Ueberzeugung. Der G e i st war in ihnen geweckt, vor welchem die F o r m der Verfassung zur Nebensache wird. Diese Form war freilich noch höchst aristokratisch. Wenige Geschlechter theilten noch, unter verschiedenen Namen, mit den Herrenvögten den Besitz der obrigkeitlichen Aemter; jedoch freilich mit

der wesentlichen Schranke, daß über die Rechte Aller der wehrhafte Geist Aller die Wache hielt.

Neben den längst bekannten Residenzstädten Aachen, Frankfurt, Regensburg, Goslar u. A. erhoben sich in salischer Zeit Ulm und das plötzlich aus dem Dunkel aufsteigende Nürnberg zu hoher städtischer Bedeutsamkeit. Manche Städte, wie Lüneburg, Braunschweig, Quedlinburg, Erfurt schützten sich während der Bürgerkriege mit neuen oder besser befestigten Ringmauern. Im Abodritenlande treten durch Adalbert's und Gottschalk's Thätigkeit Meklenburg, Oldenburg, Ratzeburg, Lenzen in das Licht der Geschichte. Heinrich der Abodritenkönig nahm seine Residenz in Lübek, einer Stadt, die er durch Herbeiziehung deutscher Kaufleute in die Höhe zu bringen suchte. Naumburg an der Saale kam dadurch als Stadt auf, daß unter Konrad der Bischof von Zeiz dahin übersiedelte. Als die stattlichsten Bürger von Köln im Jahre 1074 zu Hunderten vor Hanno's Rittern entwichen, ward zwar Köln auf kurze Zeit verödet, aber Kölnische Betriebsamkeit und Kölnisches Recht ward mit den Auswanderern weithin im Reiche bekannt. Und als vierzig Jahre später, im Herbste 1114, die Kölner Jugend Kaiser und Fürsten schlug, ward Herzog Berthold III. von Zähringen, als Gefangener in die Stadt eingebracht, von ihrer Macht und Wohlhabenheit so erbaut, daß er in seiner Heimath Gleiches zu fördern beschloß. Schon hatten sich Vater und Bruder durch Gründung der Stadt im Breisgau verdient gemacht, welche zum Zeichen, daß sie die freiesten Bürger berge, Freiburg geheißen wurde. Die Urkunde, womit Konrad II. von Zähringen 1120 den Bürgern ihre Rechte, sich selbst unvergänglichen Ruhm verbürgte, enthält eine Aufzählung dieser kostbaren Rechte. Hier wählen die Bürger bereits den Voigt selbst. Jeder, der sich in der Stadt niederläßt, wird dadurch zum freien Manne. Kein Vasall oder Ministeriale kann ohne Erlaubniß der Bürger unter ihnen wohnen und Bürgerrecht üben. Wer von den Bewohnern nur den Werth Einer Mark besitzt, ist als Bürger berechtigtes Gemeindeglied. Allen Handelsleuten verbürgt der Herzog sicheres Geleite bis auf die Mitte des Rheinstromes u. s. w. Die obrigkeitlichen Stellen waren jedoch auch hier noch bei einem Patriciat von 24 Bürgerfamilien. Das Recht, wonach sie ihre Sachen

entschieden, nahmen sie von Köln und nannten daher ihre Statuten „die Freiheit von Köln". Nach Köln wurde appellirt. Der Ruhm und die Blüthe Freiburgs und die edle Fürsorge der Zähringer verbreiteten bald ähnliche Rechte über Alemannien und Burgund; wie denn überhaupt bei aller Verschiedenheit im Einzelnen sich doch im Ganzen die Stadtrechte Deutschlands auf die Metropolen der verschiedenen Gegenden zurückführen lassen, nach deren Muster sich die anderen Städte rings im Lande bildeten, von denen sie Statuten und Rechte oft geradezu herübernahmen. So wurden Freiburg, Augsburg, Zürich Vorbilder für Schwaben, Regensburg für Baiern, Mainz für Franken, Magdeburg und Goslar für Ostsachsen, Köln für Westfalen und gewissermaßen für ganz Deutschland; denn das Kölnische Recht ging nach Freiburg und Lübek wie nach Soest und Dortmund; und jene berühmten Stadtrechte, das Freiburger, das Lübische, das Soester weisen ihrerseits wieder auf Köln zurück.

Außer dem mittelbaren Vortheil, welcher durch Städteleben und gesteigerten Verkehr auch der Landwirthschaft zufloß, können wir hier am Ende des Zeitraumes noch eines unmittelbaren Fortschrittes im Ackerbaue gedenken, nämlich der Ansiedelung niederländischer Bauern-Colonien im Bremischen Sprengel. Was die fleißigen Sorben für die Landwirthschaft der Lausitz und Thüringens bis tief nach Franken waren, das wurden die Holländer für die Marschen und Moore an der Elbe und Weser. Erzbischof Friedrich gab weite Strecken des bis dahin unfruchtbaren oder verödeten Landes jenen Colonisten, welche bald mehr Landsleute nach sich zogen, in billige Erbleihe aus. Sie erhielten ihre eigenen freien Gemeinderechte, die man gewissermaßen den Stadtrechten zur Seite setzen kann und die sie nebst ihrer Sprache mit friesischer Zähigkeit bewahrten. Dafür gab das im Einteichen, Entwässern und Abtorfen erfahrene Volk den durch langen Krieg verwilderten Niederdeutschen das folgenreiche Beispiel friedlicher Eroberung.

Wie der Geist dem Leibe, und der Leib dem Geiste folgen muß, so sind Bildung, Cultur, Literatur einer Nation immer in irgend einer Weise durch ihre äußeren Geschicke bedingt. Das zeigte sich so recht

augenfällig in dieser Zeit. Während der friedeschaffenden Thätigkeit der ersten salischen Kaiser wurden Kunst und Wissenschaft in der alten stillemsigen Weise in den berühmten Kloster- und Kathedralschulen Deutschlands fortgehegt. Aus den mancherlei berühmten Namen heben wir hier die Klöster Hirschau und Reichenau hervor, welche selbst St. Gallen und Lüttich zu verdunkeln schienen. Der Abt Wilhelm von Hirschau hatte allein für das Abschreiben der Profanscribenten eine Kanzlei von zwölf gelehrten Mönchen eingerichtet. In Reichenau blühte, von seinen zahlreichen Schülern fast vergöttert, Hermann der Contracte. Dieser wunderbare Mann, eines schwäbischen Grafen Sohn, war von Kind auf so verkrüppelt, daß er nicht gehen, stehen, noch sitzen konnte. Gekrümmt im Tragsessel liegend, ließ er sich in die Schulen von St. Gallen und Reichenau tragen und überholte bald seine Lehrer. Aus arabischen Schriften lernte er die Mathematik und Astronomie und kam dahin, den Lauf des Mondes und dessen Verfinsterungen auf die Stunde zu berechnen. Unter Schmerzen stets heiter, fromm und milde, starb er im Jahre 1054, 41 Jahre alt, im Kreise der Schüler, da er eben den Hortensius des Cicero mit ihnen las. Sein Tod war eine Trauerkunde für Deutschland, aber sein Geist lebte in gesegneter Erinnerung fort. Von mancherlei Schriften Hermann's ist uns seine Chronik als Hauptquelle für die Geschichte Heinrich's III. erhalten und ward von den meisten späteren Chronisten ihren Zeitbüchern zu Grunde gelegt. Von Wippo, dem Kapellan Conrad's II., haben wir außer einigen nicht unwichtigen historischen Gedichten eine Lebensbeschreibung dieses Kaisers, unsere hauptsächlichste Quelle, und eine der besten Biographien des ganzen Mittelalters. In Fulda schrieb Marianus Scotus schon eine Weltgeschichte mit berichtigter Zeitrechnung. Willeram, ein Mönch dieses Klosters, später Abt zu Ebersberg, verfaßte eine deutsche Umschreibung des hohen Liedes Salomon's. Und so ließe sich noch Manches anführen. Für die Kunst war Heinrich III. sehr thätig, er baute den im Jahre 1818 zerstörten Dom zu Goslar und setzte den Bau des Domes zu Speier fort, des größten aller je in Deutschland vollendeten kirchlichen Bauwerke, welches sein vielgeplagter Sohn mitten im Kriegsgetümmel auf das Würdigste vollenden ließ.

Durch den Streit zwischen Kaiser und Papst erhielt nun aber das ganze Culturleben eine andere Wendung. Die Wissenschaft wurde aus ihrer klösterlichen Stille herausgerissen, nicht bloß durch Waffengetöse und Verwüstung, sondern auch, weil die Gelehrten hinabsteigen mußten in die Reihen der Kämpfer. Das war der göttliche Sinn dieses Kampfes, daß er die Geister aufweckte und in die Schlacht rief. Da wurden Priester zu Gelehrten, und Gelehrte zu beredten Schriftstellern. Die streitenden Schriftsteller hatten ihre Hauptquartiere so gut wie die Fürsten und Kriegsleute. Abteien wie St. Blasien, Schaffhausen und Hirschau waren die Kriegslager der päpstlichen Federn, wogegen verschiedene Kathedralschulen, voran das hochberühmte Lüttich, für König Heinrich fochten. Der schlaue Heinrich V. zog mit einer Schaar von „Litteraten" über die Alpen. Den geistlichen Sophisten setzte er die weltlichen, nämlich seine Rechtsgelehrten entgegen. Auch die Geschichtschreibung war in diesen Kämpfen zur Parteisache und zugleich so sehr zum Bedürfniß geworden, daß Heinrich V. einen besonderen Historiographen, einen Hofredacteur, den Schotten David, mit sich führte, welcher jedes Begebniß im Sinne seines Herrn aufzeichnete. Gewalt und Trug haben zu jeder Zeit sich eingebildet, auch die Nachwelt betrügen zu können. — Zwei bedeutende Geschichtschreiber alten Schlages hat gleichwohl auch diese sonst von Wuthgeschrei erfüllte Zeit in Deutschland noch aufzuweisen. Der Domherr Adam in Bremen schrieb beim Beginne des Streites, der ihn noch nicht berührte. Er ist der erste Gelehrte, der in seiner Hamburger Kirchengeschichte die Geschichte der Vergangenheit auf eigene historische und geographische Forschungen begründete. Ein Theil des Werkes beschäftigt sich mit Adalbert, den der treue Domherr bei aller Liebe und Verehrung doch mit einem merkwürdigen Freimuth beurtheilt. Lambert von Hersfeld, mit Recht gefeiert als der klassisch durchgebildetste Geschichtschreiber des Mittelalters, zugleich hochachtbar wegen der redlichen Gesinnung, womit er seine Annalen schrieb, hat bis auf den heutigen Tag die Meinungen und Urtheile der Welt über seine Zeit und ihre Kämpfe und über König Heinrich bestimmt. Lambert ist allerdings wohl die am wenigsten unlautere, deßhalb aber noch keineswegs eine unparteiische Quelle der Zeitgeschichte. Ganz erfüllt

vom Nimbus des Hildebrandinischen Papstthums, von der seinem Kloster zugefügten Zehnten-Unbill und von den Klagen der Sachsen, stand er mitten im Kampfe. Er konnte nicht unparteiisch sein, und sein Bericht liefert genug der Beweise, daß er es nicht gewesen. Dem Ende dieser Periode gehören noch Sigebert von Gemblours an, der beredte Vertheidiger der königlichen Rechte, der Verfasser des berühmten Manifestes der Lüttichen Geistlichkeit gegen die römischen Umtriebe. Seine Chronik wurde vielen späteren zu Grunde gelegt, ebenso wie der des Ekkehard von Bamberg, des Verfassers der sogenannten Urspergischen Chronik. Durch zuverlässige Nachrichten, durch gesundes körniges Urtheil und freieren Blick in umnebelter Zeit gewähren diese frisch sprudelnden Quellen dem Wanderer durch die historische Literatur einige Erquickung.

Wir müssen hier, um unsere fernere Geschichte zu verstehen, einen Blick auf die Bewegungen werfen, welche zu jener Zeit über die gesammte Christenheit kamen. Wir sind in die Periode der höchsten Anspannungen religiöser Schwärmerei, des culminirenden Papstthums und Mönchthums eingetreten. In der Geschichte der Völker wie der Menschen giebt es Höhen und Tiefen, Krankheiten und Genesungen, dunkle und helle Seiten, Fortschritte und Rückschritte, die oft so tief in einander greifen, daß die sichere unparteiische Scheidung dem schwachen Sterblichen schwer, wo nicht unmöglich ist. So auch in dieser Zeit. Es ist die Zeit der furchtbarsten politischen Zerrüttungen, der bis zur grauenhaftesten Unnatur gesteigerten Möncherei, des übermüthigsten Priesterdünkels, die Zeit des krassesten Aberglaubens, der gröbsten Wunder und der zahlreichsten Heiligen, die Zeit des bis auf den Siedepunkt des Wahnsinns getriebenen Fanatismus, der Scheiterhaufen und der Inquisitionen. Aber es ist auch die Zeit einer uns unbegreiflich hohen Kraft und Empfindung und eines ungeheuern Geistesringens, in welchem eine neue Welt und eine neue Menschheit unter Schmerzen geboren worden ist. Wir wollen sie betrachten wie jene großen Naturerscheinungen, die über die Erde gehen und Verderben und Segen in ihrem Schoße bergen.

Durch Gregor VII. hatte die neue Papstherrschaft zwar nur ihre ersten Erfolge errungen und nur auf kurze Momente triumphirt.

Dennoch sahen wir bereits ihre furchtbarsten, alle bisherigen politischen und sittlichen Begriffe umstürzenden Wirkungen. Gregor VII. konnte einen allgemeinen Sündenablaß aussprechen, in der alten Kirche eine unerhörte Anmaßung göttlicher Gewalt, und diesen Sündenablaß als Lohn des Hochverraths und Aufruhrs ausbieten. Urban II. konnte erklären, daß der keinen Mord begehe, welcher einen Gebannten ermorde. Seine stärksten Hebel fand dieses revolutionaire Papstthum in der gesteigerten Möncherei. Die alten Regeln der Benedictiner und Cluniacenser genügten nicht mehr, angeblich, weil die bestehenden Klöster zu weltlich geworden seien. Von den verschiedenen neuen Orden, welche daher in Wälschland entstanden, sei hier nur des 1084 zu Grenoble gestifteten Eremitenordens der Karthäuser, des 1098 gestifteten Ordens von Citeaux (der Cisterzienser) und des 1120 in Premontré gestifteten Prämonstratenserordens gedacht. Neben der Entmenschlichung und Kasteiung ist die unbedingteste Unterwürfigkeit unter die Kirchenoberen ein Grundgesetz dieser neuen, Anfangs offenbar zugleich als Vehikel der Hierarchie gebrauchten Orden. Schon im Kampfe gegen Heinrich IV. leisteten die neuen Mönche die wichtigsten Dienste und hetzten das Landvolk auf. Selbst der fromme Lambert meint, die alten Bräuche seien doch besser gewesen. „Aber man zog das Neue vor und verachtete, was man bisher gekannt hatte. Jene neuen Mönche hielt man nicht für Menschen, sondern für Engel, nicht für Fleisch, sondern für Geist" — und Bischof Waltram von Naumburg klagte, daß diese Mönche geflissentlich darauf ausgingen, den Unterricht des Volkes in nützlichem Wissen auszurotten, damit es in Dummheit und Wunderglauben verharre. Die Gräuel des Krieges und die Noth des Lebens kamen dem Mönchswesen zu Statten. Ganze Gemeinden beschlossen, nach mönchischer Regel zu leben. So entstanden die Begharden, Baghinen, Papelarden (ein Schimpfname des Volkes: Pfaffenknechte). Viele vornehme Herren gingen in's Kloster, ihre blutbefleckte Seele zu retten. Da sah man Fürsten und Ritter den Paters die Schweine hüten. Viele große Klöster mußten erweitert, viele neue angelegt werden.

In den nächstfolgenden Jahrzehenden, als die römische Curie wieder in Verderbniß gerieth, ward das Mönchthum sogar die stärkere

Macht. Bernhard von Clairvaux, sein großer Repräsentant, hat bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts die Welt beherrscht, minder gewaltsam, aber gewaltiger als Hildebrand. Von ihm allein wurden 160 Klöster in verschiedenen Ländern gegründet und verschiedene neue Orden gestiftet; Fürsten und Völker hat dieser „kranke," immer sterbende Mönch mehr als ein Mal gedemüthigt oder zu den größten Unternehmungen mit sich fortgerissen. Wir werden ihm bald auch in Deutschland begegnen.

Unter dem Einfluß solcher Richtungen und Elemente mußte wohl das gesammte Volksleben bald in jenen phantastischen, brütenden, sinnlich aufgeregten Aberglauben versinken, welcher Wunder und Heilige erzeugt. In Frankreich hatte bald jedes Dorf seinen Heiligen; die ungeheuerste Betrügerei ward mit Reliquien und Heiligen in marktschreierischer Weise getrieben. Auch in Deutschland geschahen viele Zeichen und Wunder. Vor den Augen Heinrich's und des Hanno thaten die Gebeine des heiligen Remaclus im Jahre 1071 zu Lüttich in Gegenwart der wüthenden Volkshaufen solche Wunder, daß Hanno ihnen weichen und den Stabloer Mönchen Malmedy wieder herausgeben mußte. In den einzelnen deutschen Ländern kam damals die Verehrung vieler Landesheiligen auf, in Köln entstand die Legende von den 11000 Jungfrauen, welche im Hunnenkrieg den Märtyrertod gelitten, ja in Trier fand man gar die Gebeine von dreizehn Märtyrern der thebaischen Legion. Damals begann der Mariencultus sein Wesen und das Fest der unbefleckten Empfängniß, obwohl von den Häuptern der Kirche noch nachdrücklich bekämpft, ward unter das Volk gebracht. Den theologischen Mittelpunkt und das Wahrzeichen dieser ganzen sinnlich religiösen Zeitrichtung bildet die Brodverwandlungslehre. Durch „das Wunder aller Wunder", meinte man, verschwinde im Abendmahle nach des Priesters Einsegnung das Brod und der Wein und es trete der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi an die Stelle. Man decretirte, daß in der Hostie Christi wahrer Leib vom Priester gebrochen, „von den Gläubigen betastet, mit ihren Zähnen zerkaut werde". Der aufgeklärte Berengarius von Tours, der diese Meinung angriff und an der älteren Lehre festhielt, ward mit äußerster Heftigkeit verfolgt. Da-

mals soll auch in den Niederlanden das Frohnleichnamsfest zuerst gefeiert worden sein; damals begannen in einigen Gegenden die Priester den Laien den Kelch zu entziehen. Nur der Priester solle hinfort für die Gemeinde davon trinken. Diese letzte Consequenz des Priesterthums ward jedoch noch von Papst Paschalis als unchristlich verworfen.

So begann damals der furchtbare Bund der römischen Priesterherrschaft und des celtischen Fanatismus seinen schauerlichen Rundzug um die Welt, weckte aber zugleich die verborgenen Geistesmächte, welche den Kampf aufnehmen und von Geschlecht zu Geschlecht forterbend bis auf unsere Tage herabführen sollten. Deutsche Geistliche, in Lüttich, Trier, Naumburg waren es, welche der priesterlichen Ueberhebung entgegentraten in Schriften voll ächter, lauterer Religiösität. Sie waren die Vorläufer des Protestantismus. Italien stellte dagegen dem römisch kanonischen Rechte das römisch weltliche, den Priestern die Juristen entgegen und dieses Studium nahm bald weit und breit überhand. Diese Studien waren der Kirche sehr gefährlich: denn sie zerstörten das Papstrecht und weckten die Begriffe von der Staatsgewalt wieder auf, auch lenkten sie den Blick und Freiheitsdrang der Städte auf das politische Gemeinwesen des Alterthums. Aber furchtbarer als jene Juristen, weil sie nicht auf Satzungen, sondern auf den denkenden Geist des Menschen sich berief, wurde der Kirche die jetzt zuerst wieder ihr Haupt erhebende Philosophie. Bereits gab es Scholastiker, welche, zunächst freilich nur im Gebiete des Philosophenglaubens, unbeschadet ihrer kirchlichen Rechtgläubigkeit, die Autorität der aus dem Alterthume überlieferten allgemeinen Begriffe nicht anerkennen wollten und dieselben für bloße Namen erklärten, für bloße Abstractionen des Verstandes, erfunden, um die Auffassung der Dinge zu erleichtern. Am Ende des 11. Jahrhunderts erhielt die Thätigkeit dieser kritischen Dialektiker neues Leben. Roscellinus in Compiegne wagte es, bereits den Begriff der göttlichen Dreieinigkeit zu prüfen. Die gläubigen Dialektiker belegten ihre Gegner mit dem Schimpfnamen der Nominalisten und nannten sich Realisten. Beide aber wetteiferten noch, dem Kirchenglauben zu dienen. Die auf-

blühende Schule oder, wie sie nun heißt, Universität zu Paris, wo Lehrer und Schüler aller damals bekannten Wissenschaften zusammenströmten, gab diesen Studien einen neuen Aufschwung. Hier trat der hochbegabte Peter Abälard mit unerhörter Geisteskühnheit auf; durchbrach die harmlosen Gedankensysteme seiner Vorgänger; prüfte furchtlos die Wunder und die Heiligen seiner Zeit; wagte es, die historische Identität des Nationalheiligen, des St. Denys, zu bestreiten; brandmarkte den Handel mit Buße und Ablaß; untersuchte mit philosophischer Kritik alle Disciplinen der Kirche, ihre Moral und ihre Schriftauslegung und ihre Dogmen: und stellte, um die Thorheit der Orthodoxie darzustellen, in seiner Schrift sic et non über 157 Hauptpunkte des Glaubens die widersprechenden Meinungen der berühmtesten Kirchenlehrer zusammen. Er, der begeisterte Verehrer der antiken Philosophen, ward der Vater der scholastischen Philosophie, des Rationalismus des Mittelalters. Eine zahlreiche, begeisterte Jugend trug die Lehre und den Ruhm des großen Meisters durch Frankreich, Deutschland und Italien. Sie fiel in den zu solchen Gedanken wohl aufgelegten Städten auf einen fruchtbaren, empfänglichen Boden. Zu den mönchischen Ketzern der Asketik gesellten sich nun die frischeren Ketzer des Vernunftglaubens. Keine Stadt blieb von diesen Ketzereien unberührt. Die Bürger stritten auf den Straßen über Glaube und Wissen; „unreife Knaben“, so klagt ein Concilium, „disputiren in den Schulen und auf der Gasse über die heilige Dreieinigkeit.“ Ja, diese Richtung ergriff bereits die römische Curie selbst, Schüler des Abälard saßen im Collegium der Cardinäle. Sie bedrohte die ganze Kirche in ihren Grundvesten, als Bernhard von Clairvaux sich ihr mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit entgegen warf. Dieser gewaltige Mann richtete Papst, Kirche und Glauben wieder auf und fachte die verborgenen Gluthen der Christenheit zu einer großen Flamme an, in welcher der neue Rationalismus wieder zu Asche ward. Nach vielen Verfolgungen starb Abälard im Cluniacenserkloster, seine Schüler bestiegen den Scheiterhaufen und luden noch im Tode die Bewunderung und den Haß der Welt auf sich; oder sie unterwarfen sich und wurden kirchlich. Die ganze Erscheinung ging wie ein Meteor am Nachthimmel des Mittelalters hin

und verschwand wohl einen Augenblick; aber der Stoß, den die Kirche empfangen, wirkte in ihr selbst am meisten fort. Sie fühlte das Bedürfniß, sich geistig besser zu befestigen. Es entstand die scholastische Theologie. Wie sich dem Berengarius der Lanfranc, so stellte schon Lanfranc's großer Schüler, Anselm (Erzbischof von Canterbury) sich den Nominalisten gegenüber. Dieser größte Theologe des Jahrhunderts, der Augustinus seiner Zeit, erfand den ontologischen Beweis vom Dasein Gottes.

Das überraschendste, erfreulichste Ergebniß einer so vielfach verschlungenen Zeitrichtung thut sich uns an der Wende des Jahrhunderts in der wieder aufwachenden deutschen Dichtung kund.*) Der von religiöser Schwärmerei ergriffene Geist zerbrach die Fesseln des fremdartigen Ausdruckes. Es tritt uns nun auf ein Mal in deutscher Sprache aus Klöstern des südöstlichen Deutschlands, von Kärnthen, Steier, Oesterreich, von Dichtern aus dem geistlichen und Laienstande, deren Namen — Hartmann, Heinrich, Arnolt, Ava, Ezzo — nur zum Theil bekannt sind, eine Reihe von Dichtungen, Reden, Legenden, in sogenannter Reimprosa entgegen. Sie dichten besonders über Himmel und Hölle, über Engel, Heilige und Teufel, über Tod und Erlösung, vor Allem über die unendliche Sündenlast der Welt, in einer Art, aus welcher zwar die große Zerknirschung der Verfasser, zugleich aber auch der erfreuliche Beweis hervorgeht, daß der deutsche Geist und die deutsche Sprache nun reif geworden waren, um selbst aus so ungünstigem Anlaß neue, zum Theil lebensvolle und ächt dichterische Schöpfungen zu erzeugen. Wie in langer Winterszeit unter der Schneedecke der warme Boden sich zu neuem Schaffen und Blühen langsam vorbereitet, so hatte die deutsche Sprache, unter dem frostigen Mönchslatein der Geschäfts- und Bücherwelt Jahrhunderte lang unseren Blicken verborgen, sich still entwickelt, um von nun an in frischer Herrlichkeit und Kraft, wenn auch in einer umgewandelten Gestalt wieder an das Licht zu treten und den Kampf mit dem Fremden besser und erfolgreicher als vordem wieder aufzunehmen. Zu solcher Fähigkeit mochten jene wackern gelehrten

*) Vergleiche: Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Wien 1849. Gödeke, Deutsche Literatur des Mittelalters. Hannover 1852.

deutschen Mönche der früheren Zeit nicht am wenigsten beigetragen haben, auf die man so oft mit Unrecht schilt, weil sie, nothgedrungen, Latein schrieben, während sie doch auch das Deutsche liebten und pflegten. Jetzt half nun die römische Kirche selbst dazu, den Geist der Landessprachen heraufzubeschwören. Ihre Agitationen, ihre Bußpredigten, ihre Kreuzpredigten nöthigten ihre Priester, sich auf die Landessprache zu werfen. Man fand, daß sich die deutsche Sprache sehr zum Kirchenliede eigne; man befaßte sich eifriger mit Uebersetzung von Kirchenschriften ins Deutsche. Auch die Wälschen begannen um diese Zeit fleißig ihre Volkssprache zu gebrauchen; aber diese Sprache war doch eigentlich nichts Anderes, als was alles wälsche Wesen ist, eine Mischung und Verderbniß alten Römerthums. Die deutsche Volkssprache trat unvermischt und unverletzt wieder in selbsteignem Dasein hervor, und stolz darf eines der schönsten Gedichte des 12. Jahrhunderts, der Pilatus, mit den Worten anheben: Man sagit von dutischer zungen siu si unbetwungen — —

Wir wollen nun das Gemälde dieser Zeit mit dem weltgeschichtlichen Ereignisse abschließen, welches in einer ungeheuern Erscheinung das Resultat der bisherigen Entwicklung und den Beginn einer neuen darstellend, den Höhe- und Wendepunkt des Mittelalters bildet. Es sind die Kreuzzüge.

Um dieselbe Zeit, als sich die Abendländer, von inneren und äußeren Kämpfen angefüllt, als ein großes Kriegslager darstellten und, strotzend von ungezügelter, planlos ins Unbestimmte strebender Kraft, in ein Chaos, in eine Verwirrung aufzulösen schienen, welche der religiöse Fanatismus nur noch vermehrte, erscholl aus dem Oriente vom Grabe des Erlösers, ein Ruf herüber, welcher tausendfältige Kräfte mit Einem Schlage, nach einem Ziele, zu Einem Zwecke, in Einer neuen Völkerwanderung, vereinigte. Das kriegerische Volk der Türken hatte sich im Laufe des 11. Jahrhunderts erobernd über West-Asien ausgebreitet und auch die Küstenländer des östlichen Mittelmeeres heimgesucht. Die Khalifen von Bagdad und Kahira, und

ihre souverainen Emire, die Fürsten der Perser und der Armenier, die Statthalter des Kaisers von Byzanz, Alle hatten mehr oder weniger von ihren Ländern an diese Eroberer eingebüßt, die unter Seldschuks Enkeln von Bagdad bis zum Bosporus zogen. Togrul Bey bemeisterte sich 1055 als Emir al Omrah des Khalifates von Bagdad, Tutusch bemächtigte sich seit 1080 Syriens und Palästinas, Sokman ben Orthok, sein Statthalter, machte sich zum Herrn von Jerusalem. Von diesen Eroberern und ihren Horden hatten die Wallfahrer aus Europa viel zu leiden, die, wie wir sahen, gerade damals jährlich zu Tausenden auszogen, um am Grabe des Herrn zu beten und in den Wassern des Jordan zu baden. Mit dem Berichte ihrer Leiden, aber auch ihrer Heldenthaten und Siege kehrten sie dann heim. Immer häufiger kamen ihre Klagen vor den römischen Stuhl und im Jahre 1094 ging der große Griechenkaiser Alexius selbst den Papst um Hülfe an. Urban II. hatte gerade über Heinrich IV. in Italien durch den Abfall dessen Sohnes triumphirt und ging neuen Triumphen in Wälschland entgegen. Schon auf den Kirchenversammlungen zu Piacenza und Cremona, welche Konrad's Unterwürfigkeit besiegelten, forderte Urban das Volk in flammender Rede auf, dem Kaiser Alexius gegen die Ungläubigen Hülfe zu leisten und Viele schworen, diesem Rufe zu folgen. Im Juli zog hierauf Urban über die Alpen nach Burgund und Frankreich, wo das Volk mit erwartungsvoller Spannung seiner harrte. Am 18. November 1095 hatten sich zu Clermont zur großen Kirchenversammlung außer 14 Erzbischöfen, 250 Bischöfen, 400 Aebten und vielen Fürsten und Rittern eine zahllose Menge von Geistlichen und Laien eingefunden. Hier wurde der Bann über König Philipp von Frankreich und seine Concubine, die Gräfin von Anjou, ausgesprochen, ein allgemeiner Gottesfriede verkündet, jeder weltliche Lehenseid, jede weltliche Investitur den Geistlichen verboten u. s. w. Nach geschlossener Verhandlung hatte sich auf der weiten Ebene von Clermont die Menge versammelt, um aus dem Munde des Papstes wichtige Mittheilungen und überschwängliche Verheißungen zu empfangen. Da redete er ihnen vom Grabe des Erlösers und forderte sie auf, ihre Waffen vom Christenblute abzuwenden und gegen die Ungläubigen zu kehren, um in Jerusalem die

Verzeihung der Sünden und reicheren Lohn der Tapferkeit zu erringen. Urban II. war ein Mann von hinreißender Beredtsamkeit. Er kannte die Nation und die Zeit, zu der er sprach. Die Worte seiner Rede sind längst verhallt und vergessen, jeder Geschichtschreiber hat sie anders, aber ihre Wirkungen haben die Welt umgestaltet. Gott will es! ward der ungeheure Schlachtruf, der von der Ebene von Clermont durch die romanischen, normännischen und bald auch durch die deutschen Länder ging, alle Kreise und Stände von ihrer Scholle losriß und mit übermenschlicher Gewalt in die Fremde trieb.

Viele Fürsten und Herren der Provencalen, der Franzosen, der Normannen und der Lothringer nahmen das Kreuz. Etliche verkauften und verpfändeten ihre Länder, um stattliche Gefolge zu rüsten und baldigst, so hatte es Bischof Adhemar von Puy, der päpstliche Führer dieses Kreuzzuges, bestimmt, nach Konstantinopel aufzubrechen. Mancher Ritter veräußerte seine Habe, um sich dem Heeresgefolge anzuschließen. Geistliche und weltliche, himmlische und irdische Gründe, trieben ihn von dannen. Der Eine wollte die ewige Seligkeit, der Andere unermeßliche Beute, weitaus die Meisten gedachten Beides zugleich zu erwerben. Die Lust an unerhörten Abentheuern und ergiebigen Herrschaften erfüllte die normännischen Fürsten, heilige Wuth entflammte die heißblütigen Provencalen, solidere Frömmigkeit brachte das germanische Element der Franken und Lothringer mit, repräsentirt durch seinen geehrtesten Fürsten, den Herzog Gottfried von Bouillon.

Die beiden bedeutendsten Könige Europa's waren vom Papste verworfen; ohne sie, unmittelbar dem Heerbann der Kirche folgend, rüsteten sich viele Tausende, um, von Legaten, Mönchen und Propheten geführt, eine neue Welt zu erobern. Es war dieses wohl der stolzeste Moment des Papstthums und er trug nicht wenig zu den Siegen bei, welche Urban II. damals in Frankreich und Italien über seine Widersacher errang. Allen Kreuzfahrern war Sündenablaß, ihren Angehörigen und Hinterbliebenen der Schutz der Kirche verkündet, wer ihnen sich nicht anschließe, ward mit dem Fluch bedroht.

Indeß sich nun die schwerfälligen Haufen der gepanzerten Ritter zum Zug bereiteten und während die Bürger von Pisa und Genua Flotten rüsteten, „standen unter dem gemeinen Volke Propheten auf, die es

ins Land der Verheißung riefen." — — Unter diesen Volksrednern war besonders der Eremit Peter von Amiens im nördlichen Frankreich thätig. Seine aufregende Erscheinung, seine Reden und Visionen, die er, auf einem Esel durch die Städte und Dörfer reitend, der Menge vortrug, haben ihn im Munde des Volkes sehr bald zum Urheber der Kreuzzüge gemacht, und erst in unsern Tagen ist er von der prüfenden Wissenschaft auf seine untergeordnete Stellung zurückgeführt worden*). Er brachte einen Haufen von 15000 Bauern zusammen, mit dem er den Rhein hinauf durch Süddeutschland gen Ungarn zog; andere Haufen unter Walter von Habenichts, Wilhelm dem Zimmermann u. s. w. folgten; großen Theils ein wüstes Gesindel, ohne Ordnung, Zucht und Subsistenzmittel, welches alle möglichen Ausschweifungen beging und sich auf dem Zuge durch West- und Süd-Deutschland leider sehr ansehnlich vermehrte. — Hier stellte sich der Priester Gottschalk, der Priester Volkmar und der berüchtigte Graf Emicho an die Spitze kreuzfahrender Räuberbanden. — Die westlichen und südlichen Provinzen Deutschlands hatten viel von ihnen zu leiden. Die Meisten wurden schon in Ungarn erschlagen, die Wenigsten kamen in Konstantinopel an. Erst als sich dieser Abschaum verlaufen hatte, sah man in endlosen Zügen uud in lustigem Gepränge die Menge der kreuzfahrenden Ritter aus England und Frankreich, aus der Normandie und aus Lothringen durch die deutschen Städte ziehen zur ungarischen Grenze, oder über die Alpen, ihrem Elende entgegen.

Wie es ihnen weiter ergangen, wie sie in Griechenland haus'ten, dann in Asien unsägliche Kämpfe und Leiden ausstanden, wie sie nach langer schreckenvoller Belagerung Antiochien eroberten, und über die Heere der Seldschucken triumphirten, wie durch den Zwist der Fürsten das ganze Unternehmen oft zu scheitern drohte und durch die heilige Wuth des Heeres dann weiter geführt ward, wie endlich am 15. Juli 1099 Jerusalem von den Kreuzfahrern erstürmt, und der

---

*) Hierüber und über den ganzen ersten Kreuzzug vergleiche v. Sybel's Geschichte des ersten Kreuzzugs und dessen Aufsatz in Droysens allgemeiner Monatsschrift vom Juli 1851.

Heiland unter fürchterlichen Gräueln am Feindesblut gerächt, auch am 15. August das Heer der Aegypter bei Askalon aufs Haupt geschlagen wurde — alles dies müssen wir der besonderen Geschichte der Kreuzzüge zu berichten überlassen. Hunderttausende waren umgekommen, der Rest kehrte wieder heim, nur Wenige blieben zurück. Die gesammte abendländische Streitmacht Syriens betrug im Jahr 1005 nur noch 2000 Fußgänger und etliche hundert Ritter. Gleichwohl wagten die weitgebietenden Seldschucken und Fatimiden längere Zeit keine bedeutenden Angriffe auf dieses Häuflein, das sich im Besitz von Jerusalem, Antiochien, Edessa und verschiedener anderer Städte befand. So gewaltig hatten die Schrecken des Kreuzheeres den Orient erfaßt. In den größeren Städten gründeten die verbleibenden Fürsten ihre Herrschaften und wählten den frommen Herzog Gottfried zum König von Jerusalem. Er starb bereits im Juli 1100. Ihm folgte dann sein Vetter Graf Balduin von Edessa, der das neue Königreich mit kraftvoller Faust einrichtete. Zum Schutz der Pilger, zur Pflege der Kranken, zum Kampf mit den Ungläubigen vereinigten sich ritterliche Gefährten und stifteten die ersten geistlichen Ritterorden; (die Tempelherren 1118; die Johanniter 1120) eine wundersame, jedoch alsbald ihren idealen Charakter verlierende phantastische Mischung des Mönchs- und Ritterthums.

„Unter den deutschen Völkern verhallte noch jene Kriegesdrommete, hauptsächlich weil sie der Streit mit Rom beschäftigte; auch waren sie erstaunt, als sie soviel Volkes durchziehen sahen, Männer, Weiber und Kinder; sie meinten, die Menschen müßten wohl wahnsinnig sein, die das Sichere für das Unsichere aufgäben, ihre Heimath thöricht verließen, um mit gewisser Gefahr irgend ein ungewisses Land der Verheißung zu gewinnen." Die Deutschen hatten freilich, so sehr sie auch gedrückt sein mochten, wohl keine Ahnung von jenem Unmaße der Rechtlosigkeit, der Armuth und des Uebermuthes, unter welchem das gemeine Volk in Frankreich schmachtete. Bauer, Knecht und Schurke waren dort gleichbedeutende Begriffe, der berüchtigte Grundsatz nulle terre sans seigneur hatte längst alles Bauernvolk zur Sclaverei verdammt; für sie war der Ruf zur Kreuzfahrt zugleich ein Befreiungsruf. — Am meisten wurden noch die Rheingegenden und

Süddeutschland von der Bewegung mit fortgerissen und erst allmählig erwachte auch im übrigen Deutschland der „furor teutonicus."

So beschränkten sich die ersten Wirkungen, welche Deutschland von den Kreuzzügen empfand, im Wesentlichen auf die Excesse des voraufziehenden Gesindels. Mit wahnsinniger Wuth begannen sie auf ihrem Zuge durch die deutschen Städte den Heiland an den Juden zu rächen. Ein gieriger Pöbel nahm an diesen Mord- und Plünderungsscenen Theil. Männer, Weiber und Kinder des unglücklichen Volkes wurden abgeschlachtet, ihre Synagogen zerstört, ihre Habe geraubt. So ging es in Köln und Mainz, in Worms, in Speier, in Trier u. s. w. In den Gemächern des Erzbischofs Ruthard von Mainz wurden allein ihrer 900 erschlagen; und es hieß, Ruthard selbst habe einen großen Theil der Beute empfangen. Der Bischof Albero von Worms, ein eifriger Päpstler, wollte die Juden, die zu ihm flohen, retten, sofern sie sich taufen ließen. Da baten sie um Bedenkzeit und ermordeten sich selbst im Gemache des Bischofs. In Trier tödteten bei dem Nahen der Kreuzfahrer die jüdischen Mütter ihre Kinder und stürzten sich dann in die Mosel. Der menschliche Bischof Cosmas von Prag bemühte sich vergebens, die Juden seiner Stadt vor den Horden des Gottschalk zu schützen. Viele flohen nach Polen, wo sich der Herzog an ihnen bereicherte.

In dieser Zeit kehrte Heinrich IV. mit den Welfen versöhnt, Italien aufgebend, nach Deutschland zurück. Eine seiner ersten Sorgen war, die Juden nachdrücklich in Schutz zu nehmen. Denen, die durch den Terrorismus zur Taufe gezwungen worden, gestattete er zum Glauben ihrer Väter ohne Gefährde zurückzukehren, was sie auch fast sämmtlich thaten. Ruthard von Mainz ward zur Rechenschaft gezogen und entfloh. Die Juden bezeigten sich für solchen Schutz nicht undankbar. Seit jener Zeit, vermuthet man, hätten sie als des Reiches Kammerknechte unter besonderem Königsschutz gestanden und dagegen ansehnliche Steuern in den Reichsfiscus abgeführt. Wir haben gesehen, wie in Deutschland gerade damals Heinrich IV. über seine Gegner triumphirte und die erfreulichste Periode seiner Regierung folgte: Beweis genug, wie wenig der erste Kreuzzug noch auf Deutschland einwirkte. Im Jahre 1101 rüsteten sich dann auf Paschalis Auffor-

derung Kreuzheere in Italien, Frankreich und dem südlichen Deutschland. Der alte Herzog Welf, Erzbischof Dietmar von Salzburg und Markgräfin Ida von Oesterreich schlossen sich mit ihren Streitern den Heeren Wilhelms von Aquitanien und Hugo's des Großen von Franzien an. Sie wollten Bagdad erobern, das Chalifat stürzen u. s. w., gingen aber unterwegs, zur Strafe der begangenen Gräuel, ruhmlos zu Grunde. Von den hunderttausend Streitern kehrten nur Wenige heim. Ida verschwand, Dietmar starb den Märtyrertod, Welf verschied auf dem Siechbette zu Paphos, Wilhelm kehrte heim, um sich und den ganzen Zug in profanen Liedern zu verspotten. Auch der Kaiser ließ im Winter 1102 bis 1103 allgemein verkündigen, daß er gesonnen sei, einen Kreuzzug zu unternehmen, sobald der Papst Frieden mit ihm geschlossen und die Fürsten seinem Sohne Heinrich gehuldigt haben würden. Viele nahmen darauf das Kreuz und rüsteten sich. Indeß kam dieser kaiserliche Kreuzzug nicht zur Ausführung, und während der Kriege Heinrich's V. und seiner Fürsten blieb keine Zeit für Kreuzfahrten. Allmählich ließ die Begeisterung nach und während überhaupt die kirchliche Anspannung einige Zeit aufhörte, beruhigte man sich wohl um so leichter bei dem Gedanken, daß die heiligen Oerter in guten Händen seien, bis endlich Bernhard von Clairvaux die Welt zu einem neuen Kreuzzuge entflammte, in welchen die Könige von Deutschland und Frankreich persönlich fortgerissen wurden.

Siebentes Buch.

Die Zeit der Hohenstaufen. Fortdauernde Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Beider Größe und Fall.

Erstes Kapitel.

Lothar von Sachsen*).

Die Intrigue des Erzbischofs Albert von Mainz verdrängt den Hohenstaufen Friedrich. Wahl Lothar's. Preisgabe der Kaiserrechte. Kampf mit den Hohenstaufen. Erhebung des Gegenkönigs Konrad. Uebergewicht Lothars. — Ereignisse zu Rom. Die Gegenpäpste Innocenz II. und Anaclet II. Papst Innocenz zu Lüttich. Zug des Königs gegen Dänemark. Erster Römerzug. Kaiserkrönung. Zweiter Zug gegen Dänemark. Unterwerfung der Hohenstaufen. Versöhnung. Glanz des Reiches nach wiederhergestellter Eintracht. Zweiter Römerzug. Uneinigkeit mit dem Papste. Ende des Kaisers. Seine letzten Anordnungen.

Mit Heinrich V. war das Geschlecht der salischen Kaiser im Mannsstamme erloschen. Aber die Erben seiner Kraft, seiner Bestrebungen und Thaten hatte es in den Hohenstaufen hinterlassen. Mit dem Gedanken an die Zukunft des Reiches und daß die ungeheuren Kämpfe seines Hauses nicht vergebens möchten gerungen sein, sank Heinrich V. gleich seinen Ahnen in das Grab. Die auf Burg Hammerstein liegenden Reichsinsignien übertrug er der Obhut seines

*) Vergleiche: Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen, von Philipp Jaffé.

Neffen Friedrich von Hohenstaufen, Herzogs von Schwaben. Er, der Sohn der Schwester, der geprüfte Vorkämpfer der kaiserlichen Rechte, sollte sein Nachfolger werden. Ihm übertrug und vererbte Heinrich alle seine Güter und machte ihn somit durch den vereinigten Besitz Frankens und Schwabens zum mächtigsten Fürsten des Reiches, fähig, die hundertjährigen Kämpfe des deutschen Königthums wieder aufzunehmen. Es dauerte drei volle Monate, bis Albert von Mainz, als Reichserzkanzler, am 24. August 1125 die Fürsten zur Wahl versammelte. Die Ursache der Verzögerung lag in den Intriguen dieses Priesters, des unversöhnlichen Feindes des Kaiserhauses, des Führers der päpstlichen Partei. Niemand zweifelte Anfangs an der Thronfolge Friedrichs'. Ihm standen das Erbrecht und die vereinte Macht von Schwaben, Franken und Baiern zur Seite. Denn Heinrich der Schwarze, Herzog von Baiern, war sein Schwiegervater. Daher nahm der Erzbischof seine Zuflucht zur List. Offen schien er Friedrich's Ansprüche zu unterstützen und schlich sich in dessen Vertrauen ein, bis ihm jener die Reichsinsignien herausgab. Insgeheim bot Albert die Krone verschiedenen Fürsten an, sogar einem Ausländer, Karl dem Guten, Grafen von Flandern, einem Sohne Kanut's von Dänemark.

Mit einem Kriegsgefolge, welches sich auf 60,000 Mann belaufen haben soll, lagerten am 24. August die Fürsten an den Ufern des Rheines bei Mainz. Friedrich von Schwaben blieb von der Vorberathung fern. Er war, sagt der Geschichtschreiber, nur gekommen, um gewählt zu werden, nicht um zu wählen. Und mit vollem Fug konnte er sich auf ein Erbrecht verlassen, welches in früheren Fällen stets schwer ins Gewicht gefallen war. Mehrere Tage dauerten die von Albert und dem päpstlichen Legaten gelenkten Verhandlungen. Erst wählte man nach Albert's Vorschlag ein Wahlcollegium von vierzig Fürsten, je zehn aus jedem Hauptstamme, den Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern. Diese schlugen nach langer Berathung vier Candidaten zur Wahl vor; nämlich außer dem Friedrich von Schwaben noch den Herzog Lothar von Sachsen, den Markgrafen Leopold von Oesterreich und den abwesenden Karl von Flandern. Von dem letzteren ist bei der Wahl nicht weiter die Rede. Lothar und Leopold wiesen, unter Thränen und Kniebeugungen, die schwere Last von sich;

es blieb also bloß Friedrich übrig, welcher nunmehr, keiner Wahlumtriebe gewärtig, ohne Gefolge in Mainz einzog. Doch folgenden Tages begann man die Verhandlung auf's Neue; die drei Fürsten wurden von Albert wiederum gefragt, ob sie sich jeder Wahl unterwerfen würden? Lothar und Leopold bejahten nunmehr sofort, Friedrich in seinen Erwartungen betrogen, lehnte die Antwort ab und verließ die Versammlung, an welcher auch Heinrich von Baiern nicht weiter Theil nahm. Darüber entstand unter den Verbleibenden große Erbitterung, denn auch von den parteilosen Fürsten waren viele auf ihr Wahlrecht eifersüchtig. In dieser Stimmung, unter Geschrei und Tumult, rief man nun plötzlich den Herzog Lothar von Sachsen zum König aus, Mehrere hoben den Widerstrebenden auf ihre Schultern und trugen ihn unter der Menge umher. Die Partei Friedrich's sah, daß man sie schmählich überrumpelt habe. Manche Fürsten und Bischöfe wollten den Saal verlassen, aber Albert ließ die Thüren verschließen. Als es ruhig geworden, protestirten sie gegen dieses des Reiches und der königlichen Ehre unwürdige, tumultuarische Beginnen. Vor der Zustimmung des Herzogs Heinrich von Baiern erklärten sie jede Wahlhandlung für ungültig. Nun begannen die Unterhandlungen mit diesem und er wurde endlich, man weiß nicht mehr durch welche Hebel, der fromme Erzähler meint „durch den heiligen Geist", gewonnen. Da gab Friedrich's Partei den Widerstand auf. Am 30. August ward Lothar von Sachsen einstimmig zum König gewählt. Drei Tage später huldigte ihm auch Friedrich von Schwaben. Die Belehnung mit zweihundert Mark Einkünften, die ihm Lothar als Preis geboten hatte, wies er stolz zurück.

Lothar von Sachsen, bereits ein Fünfziger, hatte unter den letzten Kaisern an der Spitze der fürstlichen Opposition gestanden. Sein Vater, Graf Gebhard von Suplinburg, war in der Schlacht bei Hohenburg gefallen. Er selbst hatte gegen Heinrich IV. tapfer gestritten, ihn endlich stürzen helfen und zum Lohne im Jahre 1106 das Herzogthum in Sachsen erhalten, um bald nachher Heinrich's V. gefährlichster Gegner zu werden. Diese Umstände hätten schon genügt, um ihn zum natürlichen Widersacher der Hohenstaufen und zum Candidaten des Papstes zu machen. Glücklicherweise standen ihm auch noch an-

dere Empfehlungen zur Seite. Er war ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften, tapfer, milde und gerecht, und auf das gemeine Beste redlich bedacht. Des Reiches Ehre lag ihm am Herzen, sein Name ward im Wenden- und Dänenlande geachtet und die unruhigen sächsischen Fürsten, denen er sehr unbequem wurde, sollten bald die Schwere seines Armes fühlen. Nur dem römischen Stuhle ordnete er sich leider mehr als gut war unter, aber nicht, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegte, aus weltlicher Berechnung, sondern aus Ueberzeugung; denn Lothar gehörte, wie es scheint, aufrichtig zur kirchlichen Partei jener Zeit, deren geistiges Oberhaupt, Bernhard von Clairvaux, großen Einfluß auf sein Gemüth ausübte.

Welche Rolle fremder Einfluß nun bereits bei der Erhebung unserer Könige spielte, ergiebt sich nächst der durch römische Intriguen geleiteten Wahl aus der Thatsache, daß Lothar nicht bloß bei Papst Honorius II. die Bestätigung seiner Würde einholte, sondern daß er auch vor der Wahl eine Art Wahlcapitulation gegen Rom einging. Alle im Wormser Concordat dem König noch verbliebenen Rechte über die Kirche gab er dem Papste hin, indem er sich in fester Weise verpflichtete, jeder Mitwirkung an den Bischofswahlen zu entsagen, die Belehnung erst nach der Weihe und unentgeltlich vorzunehmen und sogar den Lehenseid den Bischöfen ihrer Pflicht des Gehorsams gegen den Papst nachstehen zu lassen. Daß er freilich diese so unpassenden Bedingungen selbst nicht gehalten hat, davon lag der Grund nur in der praktischen Unmöglichkeit ihrer Ausführung. Denn es kam nicht leicht eine „freie" Kirchenwahl vor, die nicht zu heftigem Streit geführt und schließlich des Königs Einschreiten erfordert hätte.

Schon wenige Monate nach Lothar's Erhebung begann er den Kampf gegen die Hohenstaufen. Wie es unter den fränkischen Kaisern Sachsen war, so wurde jetzt Schwaben der Heerd des Bürgerkrieges. So viel man weiß, ward er von Lothar begonnen, welcher die Rechtmäßigkeit des Besitzthums angriff, das die Brüder Friedrich und Konrad von ihrem Oheim Heinrich V. geerbt hatten. Diese Güter sollen zum Theil aus den von jenem Kaiser eingezogenen Reichsgütern bestanden haben, welche, so ward geltend gemacht, als ein vom Privatgut des Königs zu trennendes Reichsgut nicht hätten

verschenkt oder vererbt werden dürfen. Friedrich verweigerte ihre Herausgabe. Eine Fürstenversammlung zu Regensburg sprach sie ihm ab und bei fortgesetzter Weigerung wurde im Januar 1126 auf einem 1126
Reichstag zu Straßburg die Acht über den Abwesenden verhängt. Doch das Kriegsglück wendete sich den Hohenstaufen zu. Verschiedene Umstände kamen ihnen zu Statten, besonders ein unglücklicher Feldzug Lothar's gegen Böhmen. Auf die Vorspiegelungen des böhmischen Kronprätendenten, Otto von Mähren, bauend, zog Lothar nämlich mit einem schwachen Heere über das Erzgebirge und erlitt im Thale von Culm am 18. Februar 1126 eine furchtbare Niederlage. Die Blüthe des sächsischen Adels fiel, Lothar selbst war umzingelt und dankte seine Rettung nur der Mäßigung des Gegners, der, ohne den Sieg weiter auszubeuten, sich vielmehr beeilte, dem König die nie verweigerte Huldigung zu leisten. „Gott hat entschieden", rief Lothar aus, ließ das in Anspruch genommene Ernennungsrecht der böhmischen Herzöge fahren und belehnte nun den Sieger mit der herzoglichen Fahne, erhielt die Gefangenen zurück und kehrte mit vielen edlen Leichen in traurigem Zuge heim. Der hierauf, nach Pfingsten 1126, gegen Friedrich von Schwaben begonnene Feldzug hatte ebenfalls schlechten Erfolg. Am Oberrhein waren die Hohenstaufen im Uebergewicht und am Niederrhein nöthigten die in Lothringen ausgebrochenen Unruhen den König zur Umkehr. Unter großen Zurüstungen begann hierauf der Feldzug von 1127. 1127
Lothar hatte die Sachsen, die Böhmen und Baiern aufgeboten. Denn das Welfische Haus stand jetzt ganz auf seiner Seite. Heinrich der Schwarze war seit der Wahl von den Feinden seines Schwiegersohnes so umstrickt worden, daß er bereits zu Regensburg mit denselben tagte. Bald nachher nahm er die Kutte und starb am 13. December 1126 als Mönch. Sein Sohn, Heinrich der Stolze, ein gewaltiger Herr, ward noch enger an Lothar's Partei gefesselt. Der König vermählte ihm im Frühlinge 1127 die einzige Tochter Gertrud und gab ihm bald nachher nicht bloß in Sachsen seine braunschweigisch-nordheimischen Besitzungen, sondern auch die den Hohenstaufen abgesprochenen Städte Nürnberg und Gredingen zu Lehen, Alles unter der Bedingung, ihm gegen die Hohenstaufen beizustehn. Um diesen das wichtige Nürnberg zu entreißen, eröffnete im Sommer 1127 die vereinigte Macht des

Königs und der Herzöge von Böhmen und Baiern die Belagerung, welche nach zwei Monaten mit einer vollständigen Niederlage der Belagerer endete. Lothar mußte sein Lager preisgeben und sich durch die Flucht nach Bamberg, von da nach Würzburg retten. Unter den Mauern dieser Stadt hielten die siegreichen Brüder zum Spotte des geschlagenen Königs ein fröhliches Ritterspiel. Dann verjagten sie den Bischof von Speier aus dieser ihnen sehr anhängenden Stadt. Durch ganz Deutschland ging der Kriegsruhm der Hohenstaufen. Ein bairisches Heer, welches Heinrich der Stolze bis zur Wernitz nach Schwaben geführt hatte, wollte die Schlacht gegen solche Gegner gar nicht wagen und kehrte bei der Kunde ihres Nahens ohne Schwertstreich zurück.

Durch solche Erfolge ermuthigt, sprachen die Hohenstaufen dem Lothar offen die Krone ab und am 18. December 1127 wurde Konrad von seiner Partei als König ausgerufen. Während sein Bruder
1128 den Kampf in Deutschland fortsetzte, zog er selbst im Frühling 1128 nach Italien. Natürlich wurde gegen ihn und seinen ganzen Anhang der Bannfluch sowohl in Deutschland als in Rom geschleudert. Um so bereitwilliger nahmen ihn die Lombarden auf; das stolze Mailand, das soeben nach zehnjähriger Belagerung die Stadt Como erobert und dem Boden gleich gemacht hatte, begrüßte den Konrad als König; Erzbischof Anselm setzte ihm am 29. Juni zu Monza die eiserne Krone auf; viele andere Städte und Großen schlossen sich ihm in der ersten Begeisterung an; aber Rom schloß die Thore, ein Theil der lombardischen Städte erklärte sich für Lothar, eine dritte Partei wollte keinen von beiden Königen anerkennen; Mailand fiel dann wieder ab; Konrad blieb endlich auf einige Gebiete Oberitaliens beschränkt. Auch in Deutschland hatte sich das Glück wieder gewendet. Nach viermonatlicher Belagerung unterwarf sich das stark befestigte Speier dem König Lothar, trat jedoch im folgenden Jahre wieder offen zu Friedrich
1129 über und hielt, angefeuert durch Friedrich's heroische Gemahlin, mit großer Beharrlichkeit eine zweite sechsmonatliche Belagerung aus. Lothar feierte die Weihnacht im Lager von Speier. Durch solche Ausdauer entmuthigt, capitulirte die Stadt endlich unter ehrenvollen Bedingungen, hochgeehrt und ungefährdet zog Friedrich's Gemahlin

mit ihrem Gefolge ab und Lothar feierte das Fest der Erscheinung 1130
(6. Januar) in königlichem Glanze, mit der Krone geschmückt, unter den Bürgern von Speier. Dann unterwarf er den Bischof von Basel, Friedrich's beste Stütze. An weiteren Fortschritten hinderten ihn Bürgerkriege in Sachsen und Thüringen, die ihn in die Heimath zurückriefen.

Die Besetzung der Marken, der fortwährende Anlaß sächsischer Kriege, machte auch ihm viel zu schaffen. Zum zweiten Male ward von ihm Konrad von Wettin mit der Mark Meißen belehnt. Hermann von Winzenburg, Landgraf zu Thüringen, der sie mit den Waffen in der Hand zu behaupten suchte, ward nun auch noch von der Landgrafschaft Thüringen entsetzt, die dem Freunde und Fahnenträger Lothar's, Ludwig III., zu Theil ward. Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt, stritt um die Nordmark, versöhnte sich jedoch bald nachher mit dem Könige. Nach diesen Unterbrechungen ward der Krieg gegen die Hohenstaufen wieder kräftiger fortgesetzt. Im October mußte sich auch das feste Nürnberg ergeben.

Während Lothar zur Freude der päpstlichen Partei den Triumph der Hohenstaufen zum zweiten Male vereitelte, sah sich die römische Kirche durch höchst ärgerliche Vorgänge abermals, wie schon oft, in die Nothwendigkeit versetzt, Hülfe, Rettung und Entscheidung in Deutschland zu suchen. Trotz aller seiner Umgestaltungen boten der römische Klerus und nun auch das Kardinal-Collegium der Welt wieder das Schauspiel der Verderbniß dar. So hat die Geschichte in ihrer Ironie neben jeden Höhepunkt des Papstthums zugleich einen Warnungspfahl aufgestellt und auf jede Periode des hierarchischen Triumphes irgend ein großes Aergerniß folgen lassen; gleichsam als wolle sie die Stätte des geistlichen Ueberhebens in ihrer menschlichen Hinfälligkeit verspotten. Der Cardinal Peter Leonis, der Enkel eines getauften Juden, strebte nach der Papstwürde und hatte mit Hülfe großer Reichthümer die Mehrheit der Cardinäle und die römische Plebs gewonnen. Seine eifrig frommen Gegner schildern ihn als ein Ungeheuer von Lasterhaftigkeit, ohne zu bedenken, welch ein schlimmes Zeugniß sie damit ihrem Kardinal-Collegium ausstellen, dem Petrus Leonis ja als Mitglied angehörte. Noch ehe Honorius II. aus dem Leben schied,

präsentirte sich Peter als Papst; als daher Honorius am 14. Februar 1130 wirklich gestorben war, wählte eine Minderheit der Cardinäle im Lateran eilig den Cardinal-Diacon Gregor unter dem Namen Innocenz II. zum Papste. Drei Stunden später wählte die große Mehrheit den Peter, der sodann als Anaclet II. eingesetzt wurde. Innocenz, aus Rom verjagt, floh nach Frankreich, wo der heilige Bernhard durch seine Autorität ihm allgemeine Anerkennung verschaffte. In Deutschland war es der heilige Norbert, Erzbischof von Magdeburg, der Stifter des Prämonstratenser-Ordens, welcher dem Anaclet gegenüber trat. Doch waren in Deutschland mehr noch als in Frankreich und England die Meinungen getheilt, auch Anaclet hatte hier einen starken Anhang. Gegen den Innocenz wurde am englischen Hofe geltend gemacht, daß er arm sei. Anaclet aber werbe von dem Seinigen und „nichts sei unerträglicher als ein armer Römer, der zu befehlen habe". Beide Päpste bestürmten den König Lothar mit Gesandtschaften und Briefen; denn auf die Hülfe des deutschen Königs, des Oberhauptes von Italien, kam doch am Ende Alles an. Lange war Lothar ungewiß, auf welcher Seite sich das Recht befinde. Es fehlte auch nicht an solchen Rathgebern, welche die Verwerfung beider rechtswidrig erhobenen Päpste und die Erhebung eines Dritten wünschten. Eine Würzburger Versammlung entschied sich endlich durch Norbert's Einfluß für Innocenz und hocherfreut hielt dieser, um den Bund zu
1131 besiegeln, am 22. März 1131 eine Zusammenkunft mit dem König in Lüttich. Viele Bischöfe aus Deutschland und Frankreich hatten sich zu dieser glänzenden Versammlung eingefunden. Lothar, der „geliebte Sohn der Kirche," führte die Zügel des Zelters, auf welchem Innocenz in die Stadt einritt. Mehrere Tage vergingen unter großen Festlichkeiten, Gastmählern und Aufzügen. Als ziehe man auf der via triumphalis zum Kapitol, so bewegten sich am Sonntag Lätare Papst und König zu Wagen in glänzender Prozession von der Martins- zur Lambertskirche, dort las der Papst die Messe, krönte den König und die Königin, verfluchte den Anaclet und excommunicirte die Hohenstaufen nebst ihrem Anhang. Dagegen schwur Lothar dem Innocenz, daß er binnen Kurzem den Papst Anaclet aus Italien vertreiben werde.

Bei dieser Gelegenheit erlaubte sich der sonst so fromme Lothar die Bemerkung, wie sehr die Kraft des Reiches, von welcher doch auch die Existenz des Papstes noch immer abhange, durch die Ansprüche der Kirche geschwächt worden sei; er forderte ihn auf, dem Reiche das Investiturrecht zurückzugeben. Heftig erschrak der Papst; er fürchtete schon, Lothar werde die Gelegenheit nützen; aber dazu war Lothar zu fromm und die Beredtsamkeit des heil. Bernhard half ihm, den „Barbaren" ihre „gottlose Zumuthung" auszureden.

So schnell als es Lothar im frommen Eifer verheißen hatte, konnte er freilich dem Innocenz nicht helfen, welcher in Frankreich der Heimkehr sehnlich harrte. Außer inneren Fehden hielt den König ein Kriegszug gegen Dänen und Wenden auf. Sein Freund und Lehensmann, der Dänenprinz Knud, den er nach dem Aussterben des Gottschalkischen Geschlechtes im Jahre 1127 zum Abodritenkönig ernannt hatte, war durch Veranstaltung des Dänenkönigs ermordet worden und die Wenden hatten sich gegen die deutsche Hoheit erhoben. Sofort eilte Lothar nach der Zusammenkunft mit Innocenz mit 6000 Rittern nach Dänemark. Die Furcht vor seinen Waffen war so groß, daß der Dänenprinz Magnus, obwohl mit überlegener Heeresmacht bei Schleswig stehend, vom König Nicolaus in's Deutsche Lager geschickt wurde, um mit 4000 Mark und einem Lehenseide den Frieden zu erkaufen. So war Dänemark ein deutsches Lehen geworden. Hier- 1132
auf ordnete der König die wendischen Angelegenheiten. Erst im August des folgenden Jahres konnte er endlich, nicht mit 30,000 Geharnischten, wie er gehofft hatte, sondern nur mit 1500, von Würzburg nach Italien aufbrechen. Die Befriegung der Hohenstaufen und die Reichsverwesung überließ er seinem Schwiegersohne Heinrich von Baiern. Die hohenstaufisch gesinnte Stadt Augsburg, wo er sechs Tage verweilte, mußte den trutzigen Geist ihrer Bürger und die Ausplünderung eines päpstlichen Legaten mit dem Verluste ihrer Befestigungen büßen. In der Lombardei sah sich zwar der Gegenkönig Konrad ziemlich verlassen und zur Rückkehr genöthigt, aber auch Lothar's Befehlen setzten die Lombarden Spott und Verachtung entgegen. Verona, Mailand und andere Städte verweigerten ihm die Aufnahme. Ohne den wichtigen Beistand der Genueser und Pisaner, die er durch große Ver-

leihungen gewann, würde Innocenz wenig in Italien ausgerichtet haben. Anaclet hatte sich durch Erhebung eines normännischen Königreichs in Unteritalien eine neue Stütze zu verschaffen gesucht; indem er nach dem Erlöschen von Robert Guiscard's Stamm dessen Neffen Roger II., als König der Länder Sicilien, Apulien, Calabrien, Neapel und Capua anerkannte. Anaclet selbst hielt sich in der Burg des Crescentius; auch der Vatican und andere feste Stadttheile Roms blieben in seiner Gewalt, an eine ernstliche Belagerung war bei Lothar's geringen Streitkräften nicht zu denken. Auch gestattete Roger's Nähe keinen längeren Aufenthalt. Lothar mußte am Pfingstfest (14. Mai)
1133 1133 mit der Kaiserkrönung im Lateran vorlieb nehmen und zog Mitte Juni wieder nach Deutschland zurück.

Bei diesem Aufenthalte in Rom gab Lothar dem römischen Stuhle die reichen Erbgüter der Mathilde von Tuscien heraus, und da sie ihm Innocenz gegen eine jährliche Abgabe von hundert Mark Silber zu Lehen auftrug, so leistete Er, der Kaiser, höchst unschicklicherweise dem Papste einen Lehenseid, welchen die Römer später zu der lügenhaften Erfindung benutzten, Innocenz habe den Lothar mit der Kaiserkrone belehnt.

Nach seiner Rückkehr trug der Kaiser die Waffen zunächst gegen Dänemark, um Rache zu nehmen für die Verstümmelung der in den dänischen Thronkriegen kriegsgefangenen Sachsen. Auch traf er damals, auf die Bitten des Priesters Vicelin, welcher lange vergebens in Lübeck gepredigt hatte, Maßregeln zur Wiederbekehrung der Wenden. Um der Sicherheit des Landes willen baute er die Zwingburg, im Lande der Wagrier, auf dem Alberg (dem Siegeberg) wieder auf. Die Dänen gaben Geiseln und versprachen Genugthuung. Um diese
1134 zu leisten erschien am Osterfeste 1134 der dänische Königssohn Magnus zu Halberstadt, erneute für sich und den Vater den Lehenseid und empfing mit gefalteten Händen die dänische Krone vom Kaiser. Mit der Krone auf dem Haupte trug er am zweiten Festtage dem Kaiser das Schwert zur Kirche vor.

Daß Lothar zuerst gegen die Feinde im Auslande und dann gegen seine Gegner im Vaterlande kämpfte, darin handelte er zugleich großartig und weise. So groß war der Schrecken seiner Waffen ge-

worden, daß, als er nun mit dem Schwiegersohne im Sommer 1134 den schwäbischen Feldzug wieder mit Nachdruck eröffnete, Ulm gefallen, viele Burgen gebrochen waren, fast ganz Schwaben, „nie zuvor von einem Könige so überwältigt", sich unterwarf und endlich, auf Vermittelung der Kaiserin, der Friede mit den Hohenstaufen zu Stande kam. Auf der glänzenden Reichsversammlung zu Bamberg, welcher unter Anderen die sechs Erzbischöfe Deutschlands und aus Burgund der von Besançon beiwohnten, erschien am 17. März 1135 Herzog Frie- 1135
drich von Schwaben und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Lothar nahm ihn in Gnaden auf und empfahl ihm, über den Landfrieden in Schwaben zu wachen. Am Pfingsttage dieses Jahres schworen die Fürsten zu Magdeburg dem Kaiser einen zehnjährigen allgemeinen Landfrieden und Jedermann im Reiche ward genöthigt, den Schwur zu wiederholen. Die wieder hergestellte Eintracht und Macht des Reiches stellte sich auf der Reichsversammlung zu Merseburg am 15. August in einem seit langen Zeiten nicht mehr gesehenen Glanze dar. Hier erschienen die Gesandten der Könige von Ungarn und Dänemark, um deren Unterwürfigkeit zu bezeugen. Erich von Dänemark, welcher den Magnus und dessen Vater entthront hatte, beeilte sich gleich Jenen, den Kaiser als Oberlehnsherrn anzuerkennen. Der alte Polenherzog Boleslaus III., welcher unter Heinrich V. die deutsche Hoheit abgeworfen hatte, erschien in Person, zahlte sechszigtausend Pfund rückständigen Tributes, leistete den Lehenseid und trug dem Kaiser das Schwert zur Kirche vor. Mit seinem Feinde Sobieslaus von Böhmen mußte er sich versöhnen. Gesandte der Venetianer und des Kaisers Johannes I. von Konstantinopel boten, jene ihre Flotten, diese unermeßliche Summen Goldes, Edelsteine, Purpurgewänder und Spezereien dar, als Preis des Schutzes gegen Roger von Sicilien. Endlich, am 29. September, unterwarf sich zu Mühlhausen auch der Gegenkönig Konrad. Freundlich verzieh ihm der Kaiser, gab ihm seine Besitzungen zurück und entließ ihn reich beschenkt, unter hohen Ehren als „Bannerträger des Kaisers", den „ersten unter den Herzögen."

Zu der Versöhnung mit Friedrich und Konrad hatten außer dem milden, billig denkenden Sinne des Kaisers vornehmlich die Bemühungen des heiligen Bernhard und des Papstes Innocenz beigetragen,

welcher dringender als je um Hülfe rief. Denn Roger von Sicilien, nachdem er der Fürsten Unteritaliens Herr geworden, war dem Anaclet in Rom wieder eine sichere Stütze und bedrängte die Schiffer von Pisa, wo Innocenz, auf's Neue aus Rom vertrieben, weilte. Im
1136 August 1136 brach daher der Kaiser, dies Mal von einem großen, erlesenen Heere begleitet, zum zweiten Male nach Italien auf. Die stattlichsten Fürsten des Reiches, darunter Herzog Konrad und Markgraf Albrecht der Bär hatten sich mit ihrem Gefolge angeschlossen. Mailand nahm diesmal den Lothar auf; weniger Städte als vorher verschlossen ihm die Thore. An eine allgemeine Anerkennung war freilich bei den größeren italienischen Städten, die jede schon ihre eigene Politik hatten, nicht mehr zu denken. Solche, welche das vorige Mal für Lothar waren, leisteten ihm jetzt fast allein Widerstand, aus keinem andern Grunde, als weil ihre Nachbarn jetzt auf jener Seite standen. Sie wurden jedoch meist überwältigt. Aber das mächtige Cremona, Mailands Feindin, widerstand mit Erfolg. Pavia, früher Conrad's und jetzt Lothar's Gegnerin, wurde nun von Ersterem unterworfen. Wegen eines unverschuldeten Tumultes mußten Pavia's Bürger zwanzig tausend Talente Strafe zahlen. Ueberhaupt brachte dieser Feldzug große Summen theils Strafgelder, theils Subsidien ein, zu denen die italischen Städte statt der Kriegshülfe verpflichtet waren. Uebrigens ergab sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß die Großen Italiens nicht mehr den schuldigen Zuzug der Ritter zusammenbringen konnten, weil in Folge des gestiegenen Verkehrs die Rittergüter zum Theil zerschlagen und veräußert und nicht mehr im Stande waren, eine hinreichende Zahl Ritter aufzustellen. Deßhalb erließ der Kaiser auf der roncalischen Ebene unter anderen Gesetzen ein im Geiste jener Zeit für weise gehaltenes Verbot, ohne Erlaubniß des Landesherrn solche Lehensgüter zu zersplittern oder irgend einem Rechtsgeschäft zu unterwerfen. Die wichtigste, entscheidende Hülfe für den Kaiser bestand in den Flotten der Venetianer, Pisaner und Genueser, ohne welche auch in der That eine Herrschaft über Italien nicht mehr zu hoffen war. Während Lothar östlich, sein Schwiegersohn, Heinrich von Baiern, dem er kurz zuvor auch noch die Markgrafschaft Tuscien übertragen, westlich der Apenninen hinab-

zog, kamen die Flotten von der Seeseite gegen die etwa widerspänstigen Städte zu Hülfe. Ancona, zu Lande und zu Wasser eingeschlossen, fiel und mußte hundert mit Kriegsbedarf beladene Schiffe stellen. Bei Bari vereinigten sich die Heere wieder. Diese wichtige Stadt und Burg ward vier Wochen lang mit allen Belagerungsmitteln jener Zeit zu Land und See bestürmt; viele Deutsche kamen dabei um; endlich sanken die unterminirten Mauern; die saracenische Besatzung des Königs Roger ward in's Meer gestürzt; ihrer fünfzig rings um einen brennenden Thurm aufgehängt. Ueberhaupt jene barbarische Grausamkeit, welche gerade in den überschwänglichen Zeiten der Kreuzzüge roher als je neben enthusiastischer Frömmigkeit einhergeht, zeichnet auch diesen Feldzug des Kaisers Lothar aus. Die heiligsten Männer der Zeit, Lothar selbst, Papst Innocenz, der heilige Bernhard und Andere waren beim Heere, und auf Monte Cassino lag der Hof acht Tage lang von früh bis spät den Bußübungen ob. Lothar wusch den Wittwen und Waisen die Füße und trocknete sie mit seinen Haaren ab. Deßhalb wurden aber doch den Einwohnern ganzer Städte, die es, halb gezwungen, mit den Normannen gehalten, die Nasen abgeschnitten. Nachdem endlich mit der Erstürmung von Salerno Apuliens Eroberung vollendet war, kehrte Lothar, ohne Rom zu betreten, wieder um. Dringend mahnte ihn dazu das Murren der Deutschen, die, erbittert durch so lange Abwesenheit von der Heimath, heim begehrten. Der Kaiser hatte schon beschlossen, auch Calabrien zu durchziehen und nach Sicilien überzusetzen. Da brach bei Melfi ein furchtbarer Tumult im Heere aus. Sie waren es müde, noch länger für die Sicherheit des ächten Papstes im fernen Lande zu verschmachten. Vom furor teutonicus ergriffen, wollten sie den Papst und seine sämmtlichen Kardinäle ermorden. Mit verhängtem Zügel warf sich Lothar zwischen die Wüthenden und hinderte noch zeitig das verzweifelte Beginnen. Aber er änderte nun seinen Entschluß und trat im October, nachdem er noch am 14. September mit dem Patrizier-Reif geschmückt worden, den Heimweg an. Zu seinem Gram erfuhr er unterwegs, daß die meisten Eroberungen an den Südküsten bereits wieder verloren seien. Er fühlte sich krank; setzte aber die Reise hastig fort; denn es trieb ihn, noch ein Mal das Vaterland zu sehen. In

einer ärmlichen Hütte des Dörfchens Breitenwang an Baierns Grenze
1137 verschied er am 3. oder 4. December 1137 und die glänzende Fürstenversammlung, die sich zu Würzburg eingefunden hatte, um einen Triumphator zu begrüßen, empfing statt dessen einen düstern Leichenzug. In seiner Kirche zu Königslutter im Braunschweigischen ward Kaiser Lothar von den sächsischen Fürsten mit großem Gepränge beigesetzt.

Schwerlich hat die Geschichte einen zweiten König aufzuweisen, der sich der römischen Kirche aufrichtiger ergeben gezeigt und ihr größere Liebesdienste geleistet hätte, als Lothar. In der That ist er so ziemlich der Einzige, welcher vor den Augen der Papisten Gnade gefunden hat. Gleichwohl hat auch Er den päpstlichen Ansprüchen nicht genug gethan. Da sie längere Zeit mit einander in Italien regierten, rannten ihre Interessen hart wider einander und es zeigte sich praktisch, daß die Welt mit nichten von „zwei Schwertern" zugleich regiert werden kann. Schon daß Lothar wieder Lehnsherr der Kronen von Ungarn, Polen, Dänemark wurde, paßte nicht zu Hildebrand's Ueberlieferungen. Innocenz forderte, daß Lothar seine uralte Schutzherrlichkeit über das Kloster der Klöster, über Monte Cassino aufgebe; er forderte die Kriegscontributionen, welche die Städte Mittelitaliens zahlten, er forderte das Recht, einen Herzog von Apulien zu ernennen, er forderte Salerno, er forderte ganz Unteritalien; lauter Dinge, die Lothar nicht gewährte. So war der Papst mit dem „neuen Constantin," „David" und „Salomo", „bei dessen Namen ihm schon das Herz freudig pochte", doch schließlich sehr unzufrieden; noch unzufriedener mit dessen Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen. Ihn zum Nachfolger im Reiche zu bestimmen, war vorher ein Gegenstand geheimer Verhandlungen zwischen Lothar und Innocenz gewesen. Es war der Preis, den Innocenz für die zu leistende Hülfe in Aussicht stellte. Lothar selbst war durch römischen Einfluß auf den deutschen Thron gelangt, es fehlte nur gerade noch, durch den Papst auch die Thronfolger designiren zu lassen. Indeß der Welfe war dem Papste zu stolz und selbständig und so hat sich der Handel zerschlagen. Aber der Kaiser gab seinen Gedanken nicht auf. Er, der durch Verletzung des Erblichkeitsprincipes auf den Thron gelangt war, gerade Er fühlte jetzt das Bedürfniß der erblichen Fortdauer seiner Würde am tiefsten. Auf dem Sterbebette verlieh er

seinem Schwiegersohne auch noch das Herzogthum Sachsen und überreichte ihm die Reichs-Insignien, als Unterpfand der Herrschaft. Seinen Willen hat er zwar nicht erreicht; denn Heinrich hat den deutschen Thron, vielleicht zum Unglück Deutschlands, nicht bestiegen. Aber der Grund war gelegt zu einem der gewaltigsten Zwiste, welche Deutschland zerrissen haben, zum Kampfe der Welfen und der Staufer.

Zweites Kapitel.

Konrad III. *)

Wahl Konrad's. Krieg mit den Welfen. Verständigung der Parteien. Neuer Bruch. Innere Fehden. Schwäche des Reiches. Große Kirchenbewegungen. Arnold von Brescia in Rom. Konrad's Kreuzzug nach Palästina. Heinrich's des Löwen Kreuzzug in's Wendenland. Päpstliche Regierung in Deutschland. Rückkehr des Königs. Trübe Verhältnisse zum römischen Stuhle. Zustände im Reiche. Ende des Königs.

Noch stärker als bei Lothar's Königswahl machte sich nach dessen Tode der römische Einfluß geltend. Heinrich der Stolze, welchen Lothar als Nachfolger bezeichnet und mit so überwältigender Macht ausgestattet hatte, daß er von sich rühmen konnte, seine Herrschaft reiche von Dänemark bis nach Sicilien, war dem Papste Innocenz nicht genehm und mochte überhaupt der römischen Politik zu mächtig erscheinen. Deßhalb neigte sie sich wieder zu den gedemüthigten Hohenstaufen, um welche sich aus gleichem Grunde nun auch viele Reichsfürsten schaarten.

An der Spitze der deutschen Reichsgeschäfte stand damals, während der Sedisvacanz von Mainz, Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier. Dieser Mann, ein Franzose und der deutschen Sprache

*) Vergleiche hauptsächlich Geschichte des deutschen Reiches unter Konrad III. von Philipp Jaffé, so wie den Aufsatz v. Sybel's über den zweiten Kreuzzug in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte Jahrgang 1845.

nicht mächtig, lenkte die höchsten Interessen Deutschlands. Gegen den Willen Lothar's und der widerstrebenden Lothringer hatte ihn der Papst zu jener Würde erhoben, wo er, der verschlagenste Politiker seiner Zeit, dem römischen Stuhl gute Gegendienste leistete.

Nach der Bestattung des Kaisers Lothar hatten die sächsischen
1138 Fürsten beschlossen, am 22. Mai 1138 nach alten Brauche zur Königswahl in Mainz sich zu versammeln. Um dieser Wahl zuvorzukommen, brachte Albero mit einem päpstlichen Legaten schon vorher eine Anzahl der ihm verbundenen Fürsten zu Lützel-Coblenz zusammen, einem kleinen, der Stadt Coblenz gegenüber liegenden, jetzt längst verschwundenen Orte am linken Ufer der Mosel. Am 7. März wählten sie in der dortigen Peterskirche den Herzog Konrad zum König. Der Kardinal-Legat Dietwin vollzog am 13. März zu Aachen die Krönung. Der Papst und Albero, ein Italiener und ein Franzos, hatten somit den deutschen Thron besetzt. Bald schlossen sich die meisten Fürsten dieser Erhebung an, wohl nur aus Eifersucht gegen Heinrich den Stolzen, dem in Sachsen Albrecht der Bär bereits mit den Waffen entgegentrat, um ihm das Herzogthum, auf welches er schon seit Heinrich V. nähere Rechte zu haben glaubte, zu entreißen.

Indessen stand doch ein Theil der Fürsten auf der Seite des Welfen. Sie erklärten, daß die Königswahl nicht nach dem Rechte, sondern durch diebische List geschehen sei und versagten die Anerkennung; Heinrich verweigerte auch die Herausgabe der Reichskleinodien, oder des „Reiches“. Auf den Reichstag zu Bamberg vorgeladen, erschien er nicht. Aber die Ueberzahl war ihm entgegen. Nürnberg übergab sich dem Konrad; in Sachsen bedrängte ihn Albrecht. So stellte sich denn Heinrich, theils entmuthigt, theils durch Versprechungen gewonnen, Ende Juni auf dem Reichstage zu Regensburg und gab die Reichsinsignien heraus. Da er sich aber in seiner Erwartung, die Herzogthümer Sachsen und Baiern zu behalten, betrogen sah, zog er entrüstet ab, sammelte rasch ein zahlreiches Heer und griff den Fürstentag zu Augsburg, der eben über die Frage verhandelte, ob ein Fürst zwei Herzogthümer besitzen könne, mit überlegenen Streitmassen an. Er würde den König selbst vielleicht gefangen haben, wenn dieser nicht heimlich entwichen wäre. Darauf

ward zu Würzburg die Acht über ihn verhängt, das Herzogthum Sachsen an Albrecht den Bären und folgenden Jahres das Herzogthum Baiern an den Markgrafen Leopold von Oesterreich verliehen. 1139
Also auf Tod und Leben angegriffen, setzte sich Heinrich nun mit allen Kräften zur Wehre. Seine Schwiegermutter, die Kaiserin Richenza, rief Sachsen zu den Waffen, sammelte ihre Anhänger und die Feinde Albrechts des Bären, und als nun Heinrich selbst aus Baiern eintraf, folgte eine allgemeine Erhebung. Der König mußte aus Quedlinburg fliehen, Albrecht, seiner Burgen beraubt, sah sich bald genöthigt, ihm zu folgen. Selbst das große deutsch-böhmische Reichsheer, welches im Sommer 1139 gegen Sachsen auszog, kehrte ohne Erfolge heim. Denn als die Königlichen bei Hersfeld an der Fulda und die Sachsen bei Kreutzburg an der Werra einander gegenüberlagen, ward den Fürsten um den Ausgang bange und sie schlossen einen nichtssagenden Frieden. Zu Worms sollte nächsten Februar weiter verhandelt und entschieden werden. Heinrich blieb in Sachsen Herr. Eben wollte er auch nach Baiern gehen, um es dem Herzog Leopold wieder zu entreißen, da machte am 20. October 1139 ein plötzlicher Tod seinen Planen ein Ende. Die Sachsen behaupteten, er sei vergiftet worden. Zu Königslutter, neben dem Schwiegervater Lothar, ward Heinrich der Stolze beerdigt.

Aber mit seinem Tode hörte der Krieg nicht auf. Es war wieder ein sächsischer Nationalkrieg geworden. Sachsen wandte seine Treue dem neunjährigen Knaben des verstorbenen Herzogs, dem Heinrich zu, welcher später der Löwe genannt wurde. Ihn hatte der Vater, da er noch lebte, dem Sachsenlande empfohlen. Als daher Albrecht der Bär zwölf Tage nach dem Tode seines Gegners auf der stark besuchten Messe zu Bremen erschien, um vor dem Volke als Herzog Gericht zu halten, sah er sich vom Aufruhr umtobt und entrann mit genauer Noth. Zum zweiten Male mußte er landflüchtig werden. Seine vornehmsten Gegner, nach Worms und Frankfurt geladen, blie- 1140
ben aus. Der König war beschäftigt, das welfische Haus zunächst in Süddeutschland zu überwältigen, wo Welf VI., Heinrich's des Stolzen Bruder, dessen Widerstand im Namen des unmündigen Neffen fortsetzte. Doch Süddeutschland war überwiegend hohenstaufisch ge-

sinnt, obwohl gerade hier der Einfluß und die Besitzungen der Welfen uralt, viel älter waren als in Sachsen. Am 21. December 1140 ward überdies Welf vor seiner Stadt Weinsberg in Schwaben auf's Haupt geschlagen.*) Das wohlbefestigte Städtchen hatte durch hartnäckigen Widerstand die Belagerer sehr erbittert; als es sich endlich zur Uebergabe genöthigt sah, sollte alles Mannsvolk mit dem Leben büßen und nur den Weibern gestattete Konrad „aus königlicher Großmuth freien Abzug mit Allem, was sie auf ihren Schultern davontragen könnten. Sie aber, nur an die Treue gegen ihre Männer und an die Rettung auch der Uebrigen denkend, ließen ihre Geräthe dahinten und kamen mit den Männern auf dem Rücken huckepack zum Thore heraus. Zwar widersprach Herzog Friedrich, doch der König war der List des Weibervolkes gewogen. Er rief: ein Königswort soll man nicht drehen noch deuten."

Der Hauptschürer des Bürgerkrieges war der Erzbischof Al-
1141 bert II. von Mainz. Er starb am 10. Juni 1141 und den patriotischen Bemühungen seines Nachfolgers Markolf und anderer Vaterlandsfreunde gelang nach dem Tode der Kaiserin Richenza und des Herzogs Leopold eine Verständigung der Parteien, die auf dem großen,
1142 am 3. Mai 1142 eröffneten Reichstage zu Frankfurt geschlossen
1143 und folgenden Jahres zu Goslar weiter befestigt ward. Albrecht der Bär gab das Herzogthum Sachsen auf, blieb jedoch im Besitz der von ihm erweiterten, gewissermaßen neu begründeten Nordmark oder Mark Brandenburg; der 13jährige Heinrich der Löwe entsagte dem Herzogthum Baiern und ward dagegen förmlich mit Sachsen belehnt. Seine Mutter Gertrud reichte dem Halbbruder des Königs, Heinrich Jasomirgott ihre Hand und dieser ward mit der von Leopold mit verwalteten Mark Oesterreich belehnt. Ueber diesen Frieden „ward große Freude im Lande" und es traten nun einige Jahre verhältnißmäßiger Ruhe im Innern ein, die sofort in dem erhöhten Ansehn und Flor und in dem raschen, wirksamen Eingreifen der königlichen Gewalt in die böhmischen Adels- und Thronkriege ihre guten Wirkungen offenbarte. Leider war aber dieser Friede nur von kurzer Dauer. Die Eifer-

*) In dieser Schlacht sollen die Schlachtrufe: „hie Welf!" „hie Waiblingen!" zuerst gehört worden sein.

sucht der Welfen und der Staufer konnte wohl vorübergehend beschwichtigt, aber nicht hinweggeräumt werden. Konrad erhob den Heinrich Jasomirgott zum Herzog von Baiern; darauf ergriff Welf, welcher sich hierdurch in seiner Erbschaftshoffnung betrogen sah, die Waffen und auch in Sachsen begann nach seiner Mutter Gertrud Tod Heinrich der Löwe die Feindseligkeiten auf's Neue. In einem Streite 1144
des Herzogs mit dem Erzbischof von Bremen wegen der erledigten Grafschaft Stade hatte der König einen sächsischen Fürstenrath als Schieds- 1145
gericht niedergesetzt. In seinem jugendlichen Uebermuthe dieser königlichen Commission wenig achtend, nahm der Herzog sowohl den Erzbischof, als den Grafen von Stade gefangen. Der König war fern beschäftigt, einem furchtbaren Bürgerkriege in Lothringen zwischen Albero von Trier und dem Grafen Heinrich von Namur zu wehren. Gerade Papst Innocenz II. war es, der, mit Geldsummen bestochen, und weil der römische Stuhl überhaupt jede Gelegenheit ergriff, um sich unmittelbar in die Angelegenheiten der Bischöfe einzumischen, ihnen besonders die fetten Abteien zu entreißen, die Gegner seines Legaten Albero aufhetzte und auch jene furchtbare Trierer Fehde schürte, welche Lothringen damals verwüstete.

So wurden die deutschen Länder, während die Kriege der Hohenstaufen und Welfen die königliche Kraft verzehrten, eine Beute zahlreicher Fürstenkriege, unter denen sich nächst der Trierer Fehde besonders die des Herzogs Heinrich Jasomirgott gegen den Bischof von Regensburg und des Herzogs Friedrich von Schwaben gegen den Herzog Konrad von Zähringen durch ihren verderblichen Umfang auszeichneten. Die Nebenländer Ungarn und Polen fielen indeß, durch halbe und widersprechende Maßregeln des Königs erbittert, vom Reiche ab und Deutschland sah wieder ein Ungarnheer die Grenzstriche bis zur Fischach verheeren. Den Schutz und das damalige Aufblühen der nordöstlichen Grenzen hatte man der Furcht vor Heinrich's des Löwen Macht und dem ruhmwürdigen Eifer seines Grafen Adolf II. von Holstein zu danken, welcher die verödeten Länder der Holsteiner, Ditmarsen und Wagrier mit Colonisten aus Westfalen, Flandern, Holland und Friesland bedeckte, nahe bei der zerstörten alten Stadt das neue Lübeck baute und dem Vicelin, dem Apostel der Wagrier,

das Bekehrungswerk erleichterte. Dagegen im Süden konnte nun das Königreich Arelat zum besten Theil als verloren betrachtet werden, seit ein spanischer Herrscher, Raimund Berengar von Barcelona und
1146 Aragon, im Jahre 1146 dauernden Besitz von der Provence nahm. Der von Konrad ernannte Graf Raimund von Baux starb im Jahre 1150, ohne je in den Besitz gelangt zu sein. In Italien endlich hatte die deutsche Herrschaft wieder aufgehört. Unteritalien war und blieb im Besitze des Königs Roger. Innocenz II., vom deutschen Schutze verlassen, war somit genöthigt, nach dem Tode des Anaclet und der Aufstellung eines neuen Gegenpapstes Victor IV. (März 1138) dessen Partei durch Geldzahlungen und Bestätigung ihrer Kirchenwürden zu gewinnen; endlich sogar nach einem unglücklichen Feldzuge gegen die Normannen sich am 25. Juli 1139 durch Anerkennung des Königs Roger aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien. Nicht volle zwei Jahre, nachdem Kaiser Lothar ganz Italien durchzogen hatte, waren somit alle Ergebnisse seines mörderischen Feldzuges wieder vollkommen verloren.

Zu diesen Zerrüttungen kam nun jene stürmische Bewegung der Geister, von der wir bereits in einem früheren Abschnitte geredet haben; jener erste furchtbare Stoß, welchen die Kirche auf ihrem eigenen Gebiete erlitt; ein Stoß, der den Stuhl Petri um so schwerer traf, als er sich gerade damals von geistigen Waffen zur Vertheidigung fast entblößt sah. Denn auch die kirchlichsten Männer jener Zeit tadelten das weltliche Treiben, die Prunksucht, Hoffarth und arge Bestechlichkeit der römischen Curie. Selbst die Hauptstützen der römischen Hierarchie wankten; so mächtig brauste der Strom der von ihr selbst heraufbeschworenen Bewegung. Meinte doch selbst der heilige Bernhard, dieses oberste Orakel der Kirche, in seiner berühmten Schrift „über die Betrachtung," die Päpste müßten entweder der weltlichen Herrschaft oder der geistlichen Apostelschaft wieder entsagen: „Wenn Ihr Beides zugleich haben wollt", ruft er prophetisch aus, „so werdet Ihr Beides verlieren". Es bildeten sich damals fromme Vereine der Apostoliker, die nichts Geringeres vorhatten, als die Kirche auf die reinen Formen der apostolischen Zeit zurückzuführen und aller weltlichen Güter und Rechte zu entkleiden.

Am rücksichtslosesten aber ward das verweltlichte Papstthum zu jener Zeit wie immer in Rom selbst angegriffen. Wegen Begünstigung der Tiburtiner durch Papst Innocenz stürmten die Römer im Jahre 1143 das Kapitol und übertrugen die weltliche Regierung der Stadt einem Senate und einem Patricius. Nach dem Tode Innocenz' II. (1143) und Cölestin's (1144) versuchte Lucius II. einen bewaffneten Widerstand, bei dem er umkam (1145). Eugenius III., unter heftiger Aufregung von muthigen Kardinälen gewählt, entwich alsbald aus der ewigen Stadt, in welcher Arnold von Brescia, ein berühmter Demagoge, sich des weltlichen Regimentes bemächtigte. Ascetisch wie der frömmste Mönch, denn er aß und trank nicht, wie seine Verehrer behaupteten, von tiefer Religiosität erfüllt, richtete er die kritischen Waffen, die er wahrscheinlich in Abälard's Schule führen lernte, gegen die bestehende Kirchenverfassung. Seine Worte „flossen dem Volke wie Honig", den Priestern aber wie Gift, denn sie deckten mit unwiderstehlicher Logik das Widerspruchsvolle ihrer Stellung auf. Ihm war es um die „Freiheit der Kirche" bitterer Ernst. Mit großem Erfolge hatte er bereits in Frankreich, Italien und Deutschland gepredigt. Dann ging er nach Rom, um am Sitze der Kirche seine Gedanken zu verwirklichen. Der Papst wurde von seinem weltlichen Fürstenthum abgesetzt. Nach antikem Muster ward aus dem gereiften Alter ein Senat zur Berathung, zur Vertheidigung aus der Jugend eine Ritterschaft gebildet, die Peterskirche wurde in eine Festung verwandelt; die Schlösser der widerstrebenden Kardinäle wurden gebrochen. Rom blieb etliche Jahre ohne Papst. Innocenz regierte die Kirche von Frankreich aus. Nach Deutschland aber gingen Botschaften der Römer an König Konrad mit der Bitte, in dem von Priesterherrschaft freigewordenen weltherrschenden Rom seine Residenz als römischer Kaiser aufzuschlagen und wieder so zu regieren, wie es bis auf des Gregorius Zeiten geschehen sei. Konrad war jedoch zu kirchlich gesinnt, um diesem Wunsche zu folgen. Er würdigte die Römer keiner Antwort und lachte, nicht ohne Grund, über ihre Eitelkeit und ihre „thörichten Possen."

Auch die griechischen Gesandten mahnten den König an die so oft versprochene Hülfe gegen Roger von Sicilien. Seit Heinrich's IV.

Zeit waren die Comnenen die natürlichen Bundesgenossen unserer Kaiser. Die Vermählung des Kaisers Emanuel mit Bertha von Sulzbach, Konrad's Schwägerin, hatte **1146** das Band befestigt. Schutzflehend riefen endlich auch die Bitten der Kirche den König an. Und um das Wirrsal voll zu machen, erscholl wieder von Frankreich her ein neuer Aufruf zum allgemeinen Kreuzzug. Edessa in Mesopotamien war von den Ungläubigen zurückerobert worden; es hieß, auch Jerusalem sei in Gefahr. König Ludwig VII. von Frankreich, zerknirscht durch langen Bürgerkrieg und Kirchenflüche, nahm das Kreuz; der Papst rief die gesammte Christenheit zur Theilnahme auf, St. Bernhard zog predigend umher. Die Aufregungen, die Prophezeiungen die Zeichen und Wunder, auch die Gräuel des ersten Kreuzzuges wiederholten sich, jetzt freilich in einer auch ganz Deutschland nur zu sehr berührenden Weise. Es war eine Zeit, in der man, wie des Königs Halbbruder, Bischof Otto von Freising, versichert, im Drange der Gegenwart, aus Furcht vor der Zukunft, den Lebensmuth, und daher, wie es scheint, auch die vernünftige Ueberlegung verloren hatte. Trotz der näheren und wichtigeren Verpflichtungen, die er übernommen hatte, und während er in Deutschland selbst nicht im Stande war, den Judenmetzeleien des Pöbels und dem Aufruhr der Fürsten gehörig zu wehren, ließ sich Konrad gleichwohl am **27.** December **1146** in der Messe zu Speier durch die Beredtsamkeit St. Bernhard's bewegen, das Kreuz zu nehmen und nach Asien zu ziehen.

Daß ein Mann, wie der heilige Bernhard, dergleichen von Konrad forderte, war sehr natürlich, aber daß dieser der Forderung, wenn auch nach anfänglichem Widerstreben, Folge leistete, das schien doch selbst den Zeitgenossen eine arge Schwäche zu sein und zog ihm anfangs selbst die Vorwürfe des Papstes Eugenius zu; zwar knüpfte Eugenius die weitschweifendsten Hoffnungen an diesen Kreuzzug, welcher nicht bloß ganz Asien bis in die fabelhafteste Ferne, sondern auch die griechische Kirche dem römischen Stuhle unterwerfen sollte. Aber er bedurfte des deutschen Königs doch auch zu sehr in der Nähe. Dafür war Konrad schwach genug, ihn auch in dieser Beziehung zu beruhigen und ihm als Protector seines Sohnes während seiner Abwesenheit die Oberleitung der Regierung zu übertragen. In der Begeisterung hatte

auch Friedrich, der Neffe des Königs, das Kreuz genommen. Das brach seinem kranken Vater, Herzog Friedrich von Schwaben, das Herz. Er beklagte seine preisgegebenen Länder und starb wenige Tage nach der für ihn so schmerzlichen Kunde. Es war noch ein Glück, 1147
daß die unruhigsten Fürsten, Welf VI., Markgraf Ottokar von Steiermark, Herzog Wladislaus, Markgraf Bernhard von Kärnthen und viele Andere, ebenfalls den Kreuzzug gelobten, Andere auf die Predigten Bernhard's wenigstens ihre Fehden vorübergehend einzustellen versprachen. Heinrich der Löwe verstand sich dazu, während der Kreuzfahrt seine Ansprüche auf Baiern ruhen zu lassen und einen Kreuzzug gegen die Wenden zu unternehmen. Ein allgemeiner Landfriede ward verkündet, der Bürgerkrieg schien einen Augenblick ruhen zu wollen, viele Raubgesellen sah man das Kreuz anheften und von dannen ziehen, und schon das Pfingstfest 1147 feierte der König an der Spitze von 70,000 deutschen Kreuzfahrern an Ungarns Grenze.

Es war freilich zum großen Theile ein schreckliches Gesindel. Plündernd und brandschatzend zogen sie durch Ungarn. Dies Land konnte damals mit Grund als Feindesland betrachtet werden. Doch auch im griechischen Reiche setzten sie trotz verwandtschaftlicher Verbindung und zuvorkommendster Aufnahme ihre Gewaltsamkeiten fort und Konrad war nicht im Stande, die Unterthanen seines Verbündeten vor den Pilgern, die er führte, zu schützen. Statt der oft verheißenen Hülfe gegen Roger wurde jetzt dem mit Recht entrüsteten Emanuel die Verwüstung seiner Besitzungen zu Theil, während König Roger, der Genosse des Kreuzzuges, ihm von der Seeseite die Städte des Peloponneses raubte. Die Griechen rächten sich natürlich, wo und wie sie konnten und ehe noch das Kreuzheer Europa verlassen hatte, war es durch Anfälle aller Art bedeutend gelichtet. Endlich, auf dem verhängnißvollen Marsche durch die Gebirge von Iconium verirrt, durch Hunger entkräftet, sah sich das Hauptheer am 26. October von einer türkischen Uebermacht eingeschlossen und nach einem fürchterlichen Rückzuge kam Anfangs November von dem ganzen gewaltigen Heere, nur der zehnte Theil, dem Hungertode nahe, der König selbst schwer verwundet, wieder in Nicäa an. Ein Theil dieses Restes kehrte in erbarmungswürdigem Zustande heim, die Uebrigen zogen weiter, eine

Zeit lang mit König Ludwig's von Frankreich Heerhaufen vereint. Um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen, folgte Konrad der Einladung des Kaisers und bestieg zu Ephesus griechische Schiffe, die ihn nach Konstantinopel brachten. Alle Kunst der Aerzte wurde aufgeboten, oft saßen der Kaiser und die Kaiserin selbst am Bette des hohen Kranken, ihn zu pflegen. Pomphafte Schauspiele wurden aufgeführt, sein gebeugtes Gemüth zu erheitern. So wurde das vorübergehend gestörte Verhältniß der verschwägerten Herrscher wieder inniger hergestellt; nicht bloß der verwandtschaftlichen Liebe wegen, sondern vornehmlich um den Eroberungsplanen, welche die Franzosen und Normannen auf das griechische Reich entworfen hatten, zu begegnen.
1148 Endlich im Frühling 1148 trafen beide kreuzfahrende Könige und ihre Fürsten wieder in Syrien zusammen, aber leider ohne ihre Heere. Der Rest der Deutschen war aufgerieben, die Franzosen hatten sich verlaufen. Zwar warb Konrad, nachdem er die heilige Stadt besucht hatte, unter den Pilgerschaaren ein frisches Heer. Aber seine Anstrengungen, wie die des Königs Ludwig, ihre Heldenthaten vor Damascus, wie ihr Zug gegen Ascalon, scheiterten an der Verrätherei der kleinen christlichen Fürsten Syriens, welche der religiösen Begeisterung der Kreuzzüge längst entfremdet, nur ihren Genüssen und kleinen Händeln lebten und die beiden frommen Könige für baares Geld an die Türken verriethen. Der ganze ungeheure Kreuzzug endete mit einem kläglichen Nichts. Konrad kehrte nach einem zweiten Aufenthalte zu Konstantinopel, und Erneuerung des früheren Bündnisses,
1149 durch das adriatische Meer zurück und war Februar 1149 in Aquileja.

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Kreuzzuge war die inzwischen von den zurückgebliebenen deutschen Fürsten gegen das Wendenland gerichtete Unternehmung. Um sich dem weiten Zuge nach Palästina zu entziehen, hatten die klugen Sachsen des Kreuz gegen die Wenden genommen und auch etliche süddeutsche Fürsten schlossen sich diesem bequemeren Gelübde an. Der Papst und der heilige Bernhard ermahnten auch zu diesem Zuge. Das Wendenvolk sollte, nach ihrer frommen Meinung, ausgerottet oder zur Annahme des Christenthums gezwungen werden. Aber Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär hatten keine Lust, um des Glaubens willen zinsbringende Nachbarn zu vertilgen.

Es seien, so meinten sie und ihre Vögte, doch am Ende die eignen Länder, die sie da verwüsten sollten. Zudem leisteten die Wenden erheblichen Widerstand und der ganze, von zwei großen Heeren mehr zum frommen Scheine, als mit rechtem Ernste geführte Krieg, in welchem zwar Dobin, Demmin und Stettin von den Deutschen belagert, dagegen die wagrischen Kolonien von den Obotriten verwüstet wurden, endete schon im Spätsommer 1147 mit einem billigen Frieden. Die Deutschen hatten nur den Schaden auch von dieser Fahrt, durch welche Adolf's friedliche Triumphe mehrere Jahre unterbrochen wurden.

Es war hohe Zeit, daß Konrad im Frühling 1149 wieder nach Deutschland zurückkehrte. Die Leitung der Reichsangelegenheiten hatte er vor dem Kreuzzuge dem Namen nach seinem zehnjährigen, vorher auf der Versammlung zu Frankfurt, März 1147, von den Fürsten zum römischen König gewählten, zu Aachen gesalbten und gekrönten Sohne Heinrich übertragen, thatsächlich kam sie in die Hände des Erzbischofs Heinrich von Mainz und des Abtes Wibald von Stablo und Corvey, in höchster Instanz des Papstes Eugenius. Ihm als Vormund und Reichsprotector sollte Heinrich gehorchen und Eugenius unterließ nicht, von dieser päpstlich-kaiserlichen Machtvollkommenheit den möglichsten Gebrauch zu machen. Er verfügte sich aus Frankreich, wo er eine Zuflucht gefunden, in Person nach Deutschland; hielt am 30. November 1147 mit siebenzehn Kardinälen und vielen ausländischen Bischöfen seinen Einzug in Trier, wo er zwölf Wochen unter großem Gepränge verweilte und mit einer Machtvollkommenheit in die Regierung von Staat und Kirche eingriff, welche zwar viel Unzufriedenheit im Reiche und den Widerspruch des jungen Königs, seiner Bischöfe und der Betheiligten selbst hervorrief, der man sich aber, wenn auch mit grollendem Widerstreben, fügen mußte. Deutschland selbst aber war ärger als je von Fehden zerrissen, und nun kehrte Anfangs 1149 Welf VI., des Königs alter Widersacher, aus dem gelobten Lande zurück. Unversöhnt durch die Wohlthaten und Ehrenbezeigungen, die ihm Konrad auf dem Zuge erwiesen, war er vom Lager vor Damascus aufgebrochen und zu seinem alten Verbündeten, Roger von Sicilien gegangen, der ihn mit großen Geldsummen für den Plan gewann, eine Coalition deutscher Fürsten mit Sicilien und

Ungarn im Bunde, gegen den König Konrad während dessen Abwesenheit zu Stande zu bringen. Dazu verpflichtete sich Welf mit Eid und Geißeln. Die Römer fingen zwar seine Briefe an die Fürsten auf und sandten sie dem König. Welf aber eilte nach Deutschland, und bald hatte er mit Hülfe der Subsidien aus Ungarn und Sicilien einen Anhang unter den Fürsten gewonnen, mit dem er über die königlichen Güter herfiel.

Auf diese drohende Kunde gab Konrad den beabsichtigten Krieg gegen Roger auf und eilte in das Vaterland zurück. Krankheit hemmte hier bis zum folgenden Jahre seine Schritte und der entscheidende Sieg, welchen der junge König Heinrich in der Schlacht bei Floch-
1150 berg am 8. Februar 1150 unverhofft über Welf davontrug, wurde vom gutmüthigen König nicht benutzt. Er ließ sich durch die Friedensgelöbnisse Welf's und die Vorstellungen einiger Fürsten zu der Hoffnung bewegen, an den Welfen für die Zukunft treue Vasallen zu haben. Seine Gedanken waren auf den längst erstrebten Römerzug, auf die Bekämpfung Roger's von Sicilien und auf die endliche Erfüllung seiner gegen Konstantinopel eingegangenen Verpflichtungen gerichtet. Er war entschlossen, die auch für ihn gefährliche Allianz zu sprengen, welche Ludwig VII. mit Roger von Sicilien auf der Heimreise zu Polenza geschlossen hatte, um Griechenland zu erobern, eine Allianz, welcher auch Papst Eugenius beitrat, der mit Hülfe Roger's Ende 1149 wieder nach Rom zurückkehrte, ohne jedoch die Herrschaft in Rom zu erlangen. Das war der Dank für Konrad's grenzenlose Unterwürfigkeit, daß sich Eugenius nunmehr mit Konrad's schlimmstem Feinde, seinem „geliebten Sohne" Roger von Sicilien, verband und ihm endlich gar den Beitritt zu diesem Bunde zumuthete. Doch nun riß ihm der Geduldsfaden; ein so tückischer Angriff auf seinen Wohlthäter, Verwandten und Verbündeten wäre ohne Zweifel eine große Niederträchtigkeit, und die Anerkennung Roger's eine Besiegelung eigner Schwäche gewesen. Dieses natürliche Gefühl blieb denn doch auch in dem kirchlich-frommen Konrad mächtiger, als des heiligen Bernhard und der päpstlichen Legaten salbungsvolle Rede. Er wurde derb und rüstete sich, um mit Thaten zu antworten. „Mit Lug und Trug wollen unsere Feinde uns trennen", schrieb er dem Kaiser Ema-

nuel, aber wenn auch ganz Frankreich mit dem Tyrannen von Sicilien conspirire, so werde er seinen lieben Bruder und dessen Ehegemahlin nicht verrathen, und mit allen Kräften solchen Tumult unterdrücken. Eifrig betrieb er die Verlobung seines Sohnes mit der Nichte des Kaisers. Der redliche Konrad begann am Ende seiner Tage die Fesseln und Intriguen der römischen Staatskunst schmerzlich zu empfinden. Der Aufenthalt in der dem römischen Stuhle entzogenen Fremde hatte den alten Herrn einigermaßen aufgeklärt, oder, nach dem römischen Ausdruck, „verderbt". Schon eilten die Senatoren der Republik über die Alpen, um diese Stimmung des Königs zu benutzen, da lenkte Eugenius schleunigst ein und half sich mit der gewöhnlichen Ausflucht der römischen Staatskunst, er verleugnete die Schritte seiner Legaten. Er rief den König nun selbst zum Kriege gegen Roger auf. Ihn, den Konrad, beherrsche er ja nur zum Scheine (quasi), so ließ er ihm vertraulich mittheilen, aber dem Roger wolle er jetzt mit fürchterlichen Schrecken ernstlich zusetzen.

Gern wäre Konrad diesem Rufe gefolgt; aber Fehden und Unruhen hielten ihn im Athem und im Jahre 1151 brach der Krieg 1151
gegen die Welfen wieder aus. Wie ein König hatte Heinrich der Löwe bis dahin in Sachsen regiert, die Wenden bezwungen, und seinem Reiche als „Herr von Gottes Gnaden" einverleibt, ja sich sogar die Investitur des Heidenbekehrers Vicelin als Bischof von Oldenburg erlaubt. Aufs Neue forderte er endlich das Herzogthum Baiern, fiel im Frühling 1151 mit einem Heere in Süddeutschland ein und nöthigte den alten König zu Unterhandlungen. Auf seinen Gütern in Schwaben des Erfolges harrend, sah er jedoch die Reichsgewalt schon im Sommer nach dem Reichstage von Regensburg und der Ueberwältigung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach das Uebergewicht in Süddeutschland erlangen. In Sachsen brachten die Agenten des Königs indeß eine Fürstenverbindung unter Albrecht dem Bären gegen den welfischen Herzog zu Stande; schon waren alle Pässe in Schwaben besetzt, um ihn dort festzuhalten, der König selbst aber bereits in Goslar eingerückt, um Heinrich's Hauptstadt Braunschweig zu nehmen; da entkam der listige Jüngling verkleidet aus Schwaben, erschien fünf Tage später in Braunschweig, brachte das

ganze Land in Bewegung und nöthigte den König zum eiligen, schimpflichen Rückzug. Wenige Wochen später, am 15. Februar 1152, starb Konrad, 58 Jahre alt, zu Bamberg, wie man glaubt, von seinen italienischen Aerzten vergiftet, welche Roger von Sicilien besoldet haben soll. Im Bamberger Dome liegt er begraben.

Nichts von den großen Dingen, die er sich vorgenommen, hatte er erreicht, der Glanz des Reiches war verblichen, die einen Augenblick zurückgewonnenen Nebenländer waren abgefallen, Deutschland selbst den Fehden preisgegeben; mächtig, übermüthig standen die Welfen, unversöhnter, anmaßlicher als je trotz aller Hingebung und Opfer, standen die hierarchischen Tendenzen der Deutschen Königsherrschaft gegenüber. Konrad ist einer von jenen braven, frommen Männern, welche zu ihrem eignen Unglück in einer Zeit auf dem Throne sitzen, der sie nicht gewachsen sind. Er selbst scheint das bei seinem Ende gefühlt zu haben, und es begegnet uns nun zum zweiten Male auf dem Sterbebette eines deutschen Königs das Beispiel einer großartig uneigennützigen Gesinnung. Da sein Sohn, König Heinrich, bereits 1150 gestorben war, und sein zweiter Sohn, Friedrich, noch im Knabenalter stand, so wollte er nicht, daß etwa diesen zu seinem und des Reiches Unglück eine Königswahl treffen möge. Vielmehr übergab er die Reichsinsignien und bestimmte die Nachfolge im Reiche seinem in Krieg und Frieden geprüften, gewaltigen Neffen, Friedrich Barbarossa.

Drittes Kapitel.

Friedrich Barbarossa.

Charakter und Stellung Friedrich's. Folgen der Eintracht in Deutschland. Haltung gegen Rom. Erster Römerzug. Strenge Waltung des Kaisers im Reiche. Heinrich der Löwe erhält Baiern. Gründung des Herzogthums Oesterreich. Angebliche Freiheitsbriefe. Glanz des Kaiserthums.

Der Reichstag von Besançon. Große Heerfahrt nach Italien. Die Constitution über die Regalien. Freiheitskrieg der Lombarden. Papst Alexander III. und Gegenpapst Victor IV. Mailands Fall. Verlauf der Kirchenspaltung. Unterhandlungen mit Frankreich und England. Vorgänge in Deutschland.

Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär. Neue Kriegsfahrt gegen die Italiener. Der Veroneserbund. Der lombardische Bund. Wiederherstellung Mailands. Sieg bei Tusculanum. Der Kaiser zieht triumphirend in Rom ein. Die Pest.

Flucht des Kaisers über die Alpen. Siebenjährige Waltung in Deutschland. Heinrich's des Löwen Kreuzzug. Friedrich's Zug nach Italien. Belagerung von Alessandria. Tage von Partenkirchen und Cleven und Abfall Heinrich's des Löwen. Schlacht bei Legnano. Friede mit Italien. Der Bußtag in Venedig.

Sturz Heinrich's des Löwen nach furchtbarem Bürgerkrieg. Vertheilung der Herzogthümer. Friede und Hoheit des Reiches. Friede zu Konstanz. Reichsfest zu Mainz. Hochzeit zu Mailand. Empörung des Erzbischofs von Köln und Rückkehr Heinrich's des Löwen. Neue drohende Bürgerkriege werden durch den Fall von Jerusalem und den dritten allgemeinen Kreuzzug unterbrochen. Ende des Kaisers im Morgenlande.

Nicht bloß der letzte Wille Konrad's III. und der Besitz der Reichs-Insignien, sondern auch die Stellung, welche Herzog Friedrich von Schwaben zwischen den deutschen Fürsten einnahm, vielleicht auch ein Pact mit den Welfen, wandte ihm die sämmtlichen Stimmen der am 5. März 1152 zu Frankfurt zur Königswahl Versammelten zu. Er gehörte beiden streitenden Fürstenhäusern an. Durch seine Mutter Judith, die Tochter Heinrich's des Schwarzen, war er den Welfen nahe verwandt und hatte in den früheren Bürgerkriegen verschiedentlich auf Seiten des mütterlichen Oheims gegen den väterlichen Ohm gestanden; beide Theile konnten ihn als eine Stütze betrachten.

In der jugendlichen Vollkraft des Mannesalters, er stand im einunddreißigsten Lebensjahre, bestieg Friedrich den Thron. Er war

ein schöner, starker Mann, von festem, biederem Wesen. Schon als Jüngling hatte er berühmte Fehden durchgefochten; man kannte ihn als ein Muster männlicher Tugend, tapfer, treu und fromm, und von unbeugsamer Willenskraft. Als Jüngling von der Begeisterung des zweiten Kreuzzuges ergriffen, hatte er den Oheim ins Morgenland begleitet. Bedeutend abgekühlt und aufgeklärter mag er wohl, wie so viele Andere, von dort zurückgekehrt sein. Er war nichts weniger als ungebildet; in seiner Muttersprache sogar beredt. Mit Vorliebe las er lateinische Geschichtsbücher, besonders die Berichte von den Thaten der kaiserlichen Vorfahren; die Weltgeschichte, die sein Oheim, der Bischof Otto von Freising aufgeschrieben und mit frommen Betrachtungen ausgestattet hatte, war sein liebstes Buch. Aus solchen Büchern und Studien brachte er eine hohe Meinung von der Herrlichkeit des alten Kaiserthums und von dem Umfang seiner Kaiserrechte mit auf den Thron. Er hielt sich für berufen und verpflichtet, die Einbuße, welche das Kaiserthum unter den letzten Vorgängern in so vielen Stücken erlitten hatte, mit starker Faust zurück zu erobern. Schon die erste Botschaft, womit Friedrich seine Wahl und Krönung dem Papste Eugenius anzeigte, sprach es aus, daß er das römische Imperium in seiner früheren Kraft und Herrlichkeit wieder aufrichten wolle.

In den ersten beiden Jahren seiner Regierung sehen wir Friedrich beschäftigt, den Frieden in Deutschland herzustellen, die Besitzstreitigkeiten zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären, den beiden Hütern des Nordens, zu schlichten und den gewaltigen Vetter ganz an sich zu fesseln. Er gestattete ihm, „im Namen des Königs" Bisthümer zu gründen und Bischöfe einzusetzen. Dem unter Konrad III. ergangenen Ausspruche zuwider, wonach Niemand zwei Herzogthümer besitzen solle, eröffnete er ein neues Verfahren wegen des Herzogthums Baiern und eine Versammlung zu Goslar sprach dem Bamberger Heinrich Jasomirgott, zunächst in dessen Ungehorsam, Baiern wieder ab. So gewann Friedrich an Heinrich dem Löwen einen Rückhalt in Deutschland und einen mächtigen Kriegesgenossen in Italien. Bald sollten die Italiener den Arm der beiden Vettern schwer empfinden.

Die Zurückeroberung von Burgund und der Provence war die

nächste Sorge Friedrich's. Er belehnte daher den Herzog Berthold von Zähringen mit diesen Ländern. Ueber die Wenden hielten Heinrich's und Albrecht's Grafen scharfe Wacht. Der dänische König Sveinn hatte auf dem Reichstage zu Merseburg, Pfingsten 1152, von Friedrich seine Krone zu Lehen empfangen und ihm, nicht ohne Mißvergnügen, das Schwert zur Kirche vorgetragen.

Mit voller Entschiedenheit machte Friedrich gleich Anfangs seine Hoheitsrechte in Kirchensachen geltend. Nach den Bestimmungen des von den Vorgängern preisgegebenen Calixtinischen Concordats griff er in zwiespältige Bischofswahlen ein und belehnte den Erzbischof Wichmann von Magdeburg schon vor erfolgter päpstlicher Bestätigung; ein Tag zu Ulm verordnete, daß Niemand wegen angeblicher Vergehungen am Kirchengut vor erfolgtem Rechtsspruch im ordentlichen Gericht Kirchenbann leiden solle. Darüber schrieb nun Papst Eugenius an seine Freunde in Deutschland klagende und scheltende Briefe. Doch um mit dem kraftvollen König jetzt zu brechen, dazu war die Zeit nicht angethan. Noch galt Arnold von Brescia in Rom. Vielmehr gab Eugenius dem König geheime Kunde von einer angeblichen Verschwörung der Römer. Hundert Senatoren, so ließ er ihm melden, zwei Consuln und ein Kaiser sollten nächstens durch diese Verschwörung erhoben werden. Im Frühling 1153 ward ein Vertrag zwischen 1153
dem Papst und dem König geschlossen. Friedrich verpflichtete sich, den Papst vor seinen Feinden zu schützen und ihm die Römer wieder zu unterwerfen; wogegen ihn dieser ohne Aufenthalt zum Kaiser krönen und Jeden bannen wollte, der dem König den Gehorsam verweigern würde. Dieser Friede hinderte jedoch nicht, daß Friedrich zwei römische Legaten, die sich darauf in Deutschland einstellten, Visitation hielten, drei Bischöfe absetzten u. s. w., endlich, da sie sich auch in die Magdeburger Angelegenheiten mischten, wegen ihres anmaßlichen Verhaltens ausweisen ließ. Im October des folgenden Jahres trat 1154
er dann, von Heinrich dem Löwen und anderen Fürsten begleitet, den Römerzug an. Ende November hielt er nach alter Sitte auf den roncalischen Feldern einen Reichstag. Hier wurden scharfe Lehensgesetze erlassen, namentlich alle Veräußerungen und Verpfändungen von Lehensgütern nicht bloß untersagt, sondern auch alle bisher geschehenen Rechtsgeschäfte

dieser Art cassirt; denn „was von Anfang an nicht zu Recht bestanden, solle auch durch den Verlauf der Zeit keine Geltung gewinnen.“ Es traten hier Kläger vom Adel gegen die Städte auf. Längst hatten sich diese Städte der Gewalt der kaiserlichen und bischöflichen Beamten entzogen und ihre eigenen Obrigkeiten, Consuln, eingesetzt. Vom republikanischen Geiste des Alterthums erfüllt, duldeten sie keine dauernde Gewalten. Alljährlich wechselten ihre Consuln nach freier Wahl. Alle Adligen rings im Lande waren gezwungen worden, in die Stadt zu ziehen und Bürger zu werden. Landesherren gab es im nördlichen Italien nicht mehr; nur einige wenige Markgrafen hatten sich dieser Gewalt entzogen. Selbst die geringsten Handwerker konnten die Waffen führen und die höchsten Ehren erlangen. Die Vereinigung der Stände zu einer, freilich noch gegliederten, noch nicht zur unterschiedslosen Volksherrschaft geschrittenen Stadtgemeinde war hier bereits zum Abschlusse gelangt. Leider hatten die Städte mit ihren klassischen Vorbildern die Unsitte gemein, daß sie einander auf Leben und Tod befehdeten. Am ärgsten trieb es Mailand gegen verschiedene Nachbarstädte. Auch diese traten jetzt vor dem Kaiser als Ankläger auf. Um ihrer Treue willen, so klagten die Bürger von Lodi und Como, seien ihre Häuser von den übermüthigen Mailändern zerstört, sie selbst in das Elend gestürzt worden. Zum Schutze der Stadt Lodi hatte Friedrich bereits aus Deutschland ein Abmahnungsschreiben an die Mailänder erlassen, welches jene in ihrem Uebermuthe zerrissen und mit Füßen getreten hatten. Mit solcher Zuversicht fühlten sich die Mailänder dem entschlafenen Kaiserrechte gegenüber stark in dem Rechte der Gegenwart, daß sie noch jetzt, statt auf die persönlichen Befehle Friedrich's zu achten, der ihnen die Wiederherstellung der Städte Lodi und Como gebot, ihm diese Städte für 4000 Mark abkaufen wollten. Doch verschob er den Kampf gegen die kriegsgewaltige Stadt, brach einige ihrer Burgen und verbündeten Städte und das furchtbare Schicksal, welches am 13. April
1155 1155 nach zweimonatlichem Widerstande das feste Tortona litt, verbreitete allgemeinen Schrecken. Willig leisteten jetzt die meisten Städte ihre Contributionen, jubelnd empfing ihn Pavia, Mailands Feindin, wo ihm am 17. April die Krone aufgesetzt wurde. Hierauf zog er gen Rom.

Hadrian IV. saß jetzt auf dem römischen Stuhle. Dieser energische Mann, der es zuerst wagte, über die ewige Stadt selbst, in der heiligen Charwoche, das Interdict zu verhängen und durch das Unerhörte dieser That die Römer so zu schrecken, daß sie den Arnold von Brescia verließen, begann nun mit Friedrich zu unterhandeln. Zuvörderst verlangte er die Auslieferung des Arnold; denn das Schicksal des großen Volkstribun, welchen campanische Grafen in ihren Schutz genommen hatten, lag jetzt in Friedrich's Hand. Wohl hätte er sich eines solchen Mannes trefflich bedienen können; aber dazu war er zu stolz. So gab er ihn denn der Rache der Kardinäle Preis, die ihn im Morgengrauen auf der Höhe der Porta del popolo henken ließen. Zu spät erhob sich das verzweifelte Volk, den geliebten Führer zu retten. Den Leichnam hatten sie verbrannt, die Asche in die Tiber gestreut.

Die erste Zusammenkunft zwischen König und Papst scheiterte, wie die Römer behaupten, weil Friedrich den Steigbügel Hadrian's nicht gehalten habe; die deutschen Quellen sagen, weil er den linken statt des rechten hielt; weßhalb die Kardinäle das Lager voll Angst und Zorn verließen, der Papst aber den Friedenskuß verweigerte. „Wahrhaftig, nicht aufs Steigbügelhalten habe ich mich gelegt!“ soll Friedrich ausgerufen haben, da ihm der Grund dieses seltsamen Benehmens kund ward. Nachdem aber erfahrene Männer es mit ihrem Zeugniß bekräftigten, daß jene Sitte wirklich auf alten Rechten beruhe, verstand er sich dazu und erhielt den Friedenskuß. In Sutri kam ihm eine Gesandtschaft der römischen Republik mit hochfliegender Rede entgegen. Sie rühmten sich, die thörichte Anmaßung der Geistlichen gebrochen zu haben, welche irdische und überirdische Gewalt, Kelch und Schwert unziemlich vereint hätten. Sie sprachen von der Herrlichkeit der Republik und daß ihr Glanz auch auf ihn zurückstrahle. Rom, die hehre Gebieterin der Welt, werde ihn willkommen heißen; sie verlangten dafür unter Anderem 5000 Pfund Silbers. Mit derben Worten unterbrach Friedrich die lange Rede. Als ob ich nicht wüßte, rief er, daß schon die alten Römer geschrieben haben, es sei aus mit ihrer Republik. Was schwatzt Ihr von Senatorenweisheit und Rittertugend? Tugend, Tapferkeit und Weisheit sind auf die Deutschen

übergegangen. Ich komme, wie Karl und Otto kamen, und Ihr verlangt wie von einem Gefangenen Lösegeld? Erschreckt eilten die Römer heim; die Deutschen bemächtigten sich in der Nacht der Leostadt und folgenden Morgens, am 18. Juni 1155, ward Friedrich ohne Einwilligung der Römer in der Peterskirche gekrönt. Der erbitterte Ueberfall, den sie auf das unbefestigte Lager machten, bekam ihnen sehr übel; Heinrich's des Löwen Tapferkeit blieb ihnen lange im Gedächtniß. Doch verließ der Kaiser schon folgenden Tages die ewige Stadt und zog in die Gebirge; er erstürmte darauf das widerstrebende Spoleto und hätte gern noch Apulien erobert, wenn die Deutschen nicht heimbegehrt hätten. Auf dem Rückwege hatten sie von den Waffen der Veroneser und der Mailänder noch viel zu leiden und an den stark befestigten Pässen der Etsch entging das Heer nur durch Wunder der Tapferkeit der Gefahr, eingeschlossen und vernichtet zu werden.

Nur zum Theil war der Zweck dieser großen Kriegsfahrt erreicht worden; Friedrich hatte wohl die Kaiserkrone erlangt und seine Anhänger in Italien ermuthigt, aber in offenem Aufruhr standen ihm mächtige Städte mit den Waffen gegenüber; er hatte ihre Furchtbarkeit kennen gelernt; und es galt nun, ein größeres Heer zum neuen Kriegszuge zusammen zu bringen. Darüber vergingen die nächsten beiden Jahre. Friedrich benutzte diese Zeit, um mit der löblichen Strenge alter Zeiten über Friedensstörer zu richten. Pfalzgraf Hermann von Stahleck mußte sich zur Strafe des Landfriedensbruches zum Hundetragen bequemen, er zog sich darauf in ein Kloster zurück, sein wichtiges Fürstenthum erhielt Konrad, des Kaisers Bruder. Der Kaiser brach die Raubburgen am Rhein, ließ etliche räuberische Edle hinrichten, befreite den Strom von allen ohne seine Erlaubniß angelegten Zöllen; beseitigte auf die Klage der Handelsleute alle Mainzölle von Bamberg bis Mainz mit Ausnahme derer zu Neustadt, Aschaffenburg und Frankfurt und waltete überhaupt des Vaterlandes Segen. Strenge Gesetze gegen Räuber, Diebe, Raufbolde, Wucherer, sowie zum Schutze der Bauern gegen die Ritter und der Ritter gegen die Bauern wurden auf dem
1156 Reichstage zu Regensburg, im September 1156 gegeben. Hier gelang es auch, den Streit wegen des Herzogthums Baiern definitiv zu schlichten.

Heinrich Jasomirgott verzichtete auf Baiern, womit der Kaiser Heinrich den Löwen belehnte, welcher dafür in die Abtrennung der Mark an der Ens willigte. Diese mit der Mark Oesterreich (Niederösterreich) vereint, erhob der Kaiser zu einem Herzogthum Oesterreich und belehnte damit zum Ersatz den Heinrich Jasomirgott, mit dem Rechte der Vererbung auch im Weiberstamm. Aus Gunst für das Geschlecht und für das Land Oesterreich, „das Schild und Herz des heiligen römischen Reiches", soll Friedrich dem Herzogthum noch sonst mancherlei Privilegien und Freiheiten verliehen haben, die aber zweihundert Jahre später, zu einer Zeit, da sich die Herzöge nicht mehr als „Schild und Herz des Reiches" fühlten, in einer Reihe von gefälschten, bis auf 1156 zurück datirten Freiheitsbriefen so unmäßig gesteigert wurden, daß, wenn diese Privilegien richtig wären, das Herzogthum Oesterreich schon damals kaum noch zum deutschen Reiche gehört haben würde. *)

Im Herbste des folgenden Jahres unterwarf der Kaiser, bis Posen vordringend, die abgefallenen Polenherzöge. Boleslaus warf 1157
sich ihm zu Füßen, schwor den Lehenseid, stellte den Bruder Casimir als Geißel und gelobte, große Summen an den Kaiser und die Kaiserin, die Fürsten und den Lehenshof zu zahlen. Wladislaus von Böhmen ward zum König erhoben. Waldemar von Dänemark, der aus langem Thronkrieg als Sieger hervorgegangen, bequemte sich gleich seinen Vorgängern, die Krone als Lehen vom Kaiser zu empfangen. Ehrerbietige Gesandtschaften trafen aus Griechenland und England ein.

---

*) Der Herzog sollte, so heißt es im privilegium majus unter Anderem, dem Reiche zu Nichts verpflichtet sein, außer einen Monat lang auf eigene Kosten zwölf Mann gegen Ungarn zu stellen. Ihm allein stehen alle Lehen in Oesterreich zu, dem Reiche keines. Er braucht keine Curie mehr zu besuchen, wenn er nicht will. Ihm gehört alle weltliche Gerichtsbarkeit, sowie Forst- und Wildbann, Jagd und Fischerei in Oesterreich zu. Er ist Niemandem, auch nicht dem Reiche Rechenschaft schuldig. Was er in Oesterreich anordnet, kann auch der Kaiser nicht ändern; dagegen ist ihm das Reich zu jeder Hülfe verpflichtet, falls ihm Jemand den Gehorsam weigert. — Der alte Streit über die Freiheitsbriefe dürfte wohl durch Chmels und Wattenbach's Untersuchungen erledigt sein. (Man vergleiche: Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen, Band 8, und Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissensch. von 1852.) Beide kommen zu dem Resultate, daß die producirten Urkunden nicht bloß verfälscht, sondern gefälscht sind; die ächte Urkunde wurde unterschlagen; streitig ist bloß noch der Urheber der Fälschung.

Der Streit um die Krone Ungarns ward vor den Kaiser gebracht, der ihn einer Commission seiner Fürsten und Räthe zur Schlichtung übertrug.*) Die Burgundischen Länder bis zum Mittelmeere wurden fester als je an's Reich geflochten; im October huldigten zu Besançon dem Kaiser die Erzbischöfe von Lyon, Vienne, Valence, Arles und Avignon. Durch seine Vermählung mit Beatrix, der Erbtochter des Grafen Rainold von Burgund, erlangte Friedrich in jenen Ländern eine reelle Hausmacht. Um diese Ehe eingehen zu können, hatte er sich von seiner ersten Gemahlin Adelheid von Vohburg auf den Grund unerlaubter Verwandtschaft scheiden lassen: der Widerspruch, den Papst Hadrian gegen die Scheidung erhob, ward nicht beachtet.

Mit Besorgniß sah die römische Curie die Macht des Kaisers von Tag zu Tage anschwellen. Schien es doch, als ob die Zeiten Heinrich's III. wiederkehren könnten. Wie damals der Kardinal Hildebrand, so war es jetzt ein Kardinal Roland, der an der Spitze einer hierarchischen, auf den Sturz des Kaiserthums sinnenden Partei stand und den Papst Hadrian zum Angriff drängte. Er brach die feierlich eingegangenen Verträge, trat mit den Feinden des Kaisers in Verbindung und wagte es, gerade wie einst Nicolaus den Guiscard, den König Wilhelm von Sicilien mit Unteritalien zu belehnen. Freilich hatten ihn die Fortschritte der normännischen Waffen zu diesem Schritt gezwungen, wobei nur zu bemerken ist, daß sich in solchen Fällen die standhaftesten Päpste so leicht zwingen ließen. Die kaiserlich gesinnte Partei unter den Kardinälen, welche jenen Plänen lange mit Erfolg widerstanden hatte, behauptete, die ganze Sache beruhe auf Intriguen und Bestechung.

Die Spannung zwischen Kaiser und Papst kam auf dem glänzenden Reichstage zu Besançon in bezeichnender Weise zum Ausbruch. Dort erschienen zwei päpstliche Legaten, darunter jener Kardinal Roland, mit einem allgemeine Entrüstung hervorrufenden päpstlichen Schreiben, worin Hadrian den Kaiser daran erinnerte, daß er ihm einst die Krone verliehen habe (collata); er sprach davon als von einem Lehen (beneficium). Als der kaiserliche Kanzler Reinald

*) Sudendorf Registrum 1, XVI, XVII.

von Dassel, gegen dessen dem Papste unliebsame Rathschläge das Schreiben mit gerichtet war, den Inhalt der Versammlung verdeutschte, wurden jene Worte Lehen und verliehen mit großem Unwillen aufgenommen. Freilich, man hätte sie auch harmloser übersetzen können. Aber wie kann man einen pflichtgetreuen Kanzler tadeln, wenn er römische Staatsschriften so stricte wie möglich interpretirt? Man hatte das Gemälde noch nicht vergessen, welches Friedrich einst mit Entrüstung zu Rom gesehen hatte und auf welchem Kaiser Lothar vor Innocenz II. knieend abgebildet war mit der Umschrift: „rex venit ante fores, jurans primum urbi honores Post homo fit papae, sumit quo dante coronam.“ *) Der Legat Rolando selbst nährte und rechtfertigte die Aufregung, indem er mit den Worten herausfuhr: „nun von wem sonst hat der Kaiser das Reich, als vom Papste?“ Mit gezücktem Schwerte drang der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach auf den Legaten ein, der nur dem rasch einfallenden Kaiser das Leben verdankte. Die Kardinäle, die außerdem noch im Besitze einer Menge aufhetzender und aufrührerischer Schriften, auch leerer, beliebig auszufüllender Papsterlasse betroffen wurden, erhielten die Weisung, folgenden Morgens die Stadt zu verlassen, mit einem Zwangspasse auf dem geradesten Wege über die Alpen. Die deutschen Bischöfe stellten sich auf die Seite des Kaisers. Er schrieb ihnen von den Anmaßungen des Papstes, der den Spruch ganz vergessen habe: fürchte Gott und ehre den König. Unumwunden erkläre er, daß er lieber sein Leben verlieren, als die Ehre des Reiches durch päpstliche Anmaßung mindern lassen werde. Auch der Papst beschickte sie mit Schreiben. Sie aber gaben ihm runde Antworten; sie wollten die Aufstellungen jenes zweideutigen Schreibens in keiner Weise billigen. Der König habe die Krone von Gottes Gnaden und durch die Wahl der Fürsten, wobei dem Erzbischof von Mainz die erste Stimme, dem von Köln die Salbung zukomme.

Seit diesem Vorgange scheint Friedrich den festen Entschluß gefaßt zu haben, den er fortan mit eiserner Consequenz verfolgt: den

*) Der König kam an's Thor; beschwor die Rechte der Stadt; wurde darnach des Papstes Lehensmann, von dem er die Krone empfing.

Papst wieder auf die Stellung zurückzuführen, die er vor Heinrich IV. gehabt hatte; die Kirche wieder dem Reiche unterzuordnen. Anders, glaubte er, wohl nicht mit Unrecht, sei von dieser Seite keine Ruhe und Sicherheit zu hoffen. Aber die Verhältnisse lagen jetzt ganz anders, als ehedem. Der Papst gehörte der ganzen Christenheit an; und nimmer hätten sich die Könige von Frankreich und England und deren Bischöfe und Fürsten jetzt noch einen kaiserlichen Papst gefallen lassen. Deßhalb vielleicht trug sich Friedrich damals mit dem kühnen Plane einer Deutschen Landeskirche; er wollte einen deutschen Papst einsetzen, unabhängig vom römischen.*) Er hatte den Erzbischof Hillin von Trier dazu bestimmt. „Schon lange", sagt er in dem merkwürdigen Schreiben an Hillin, „schon lange verlacht man die einfältigen Deutschen, welche einem fremden Papste gehorchen, dessen Bannflüche im eignen Lande nicht gelten, während vor der Gewalt des deutschen Armes die Erde zittert." Und doch war die mystische Gewalt des Papstes diesem Arme unnahbar. Hillin lehnte die Würde ab; von einem weiteren Erfolge des für die damalige Zeit freilich sehr abenteuerlichen Planes ist nichts bekannt.

Indessen hatten die Dinge in Italien eine sehr drohende Gestalt angenommen. Der Papst, die Normannen und nun auch die Griechen standen dem Kaiser feindselig gegenüber. Griechische Abgesandte hatten die verschiedene Küstenstädte Oberitaliens bereits auf ihre Seite gebracht. Uebermüthiger als je verfuhren die Mailänder. Sie stellten nicht bloß Tortona wieder her, sondern sie nahmen auch grausame Rache an den Städten, die es mit dem Kaiser gehalten hatten. Sie beraubten Pavia der eignen Verwaltung und diese alte Königsstadt mußte sich von Mailändischen Beamten tyrannisiren lassen. Die Bürger von Lodi baten fußfällig, man möge sie wenigstens nicht zum offenbaren Meineid gegen den kaiserlichen Wohlthäter zwingen. Sie wurden zur Strafe dieser Gewissenhaftigkeit in's Elend gejagt, ihre Häuser wurden verbrannt, alles Land, das sie besessen, wurde confiscirt. Unter diesen Umständen trieb es den Kaiser dringend nach Italien. Gewiß, wir haben alle Ursache, diese verhängnißvollen Züge

*) Vergl. Ficker: Reinald von Dassel.

aus tausend Gründen zu beklagen, wenn wir aber gerecht sein wollen und das Einzelne, wie es gekommen ist, gewissenhaft erwägen, so können wir dem Kaiser wegen dieses Zuges am wenigsten zürnen. Er war in seiner Ehre verpflichtet, denen zu helfen, die um seinetwillen litten. Außerdem zog ihn seine Weltstellung nach Italien; und diese Weltstellung war ihm von der Geschichte überliefert worden und im Geiste jener Zeit begründet. Daß die Könige von Frankreich und England nicht nach Italien gezogen sind und ihre Kräfte zu Hause verwenden konnten, hat einen sehr einfachen Grund: sie hatten in Italien nichts zu schaffen. Wie gern wären sie doch hingezogen; es war wohl keiner, der nicht lieber Kaiser als König gewesen wäre. Man mag als guter Deutscher wegen jener Römerzüge die Weltgeschichte anklagen, aber nicht unsere Kaiser. Zwischen ihnen und solchen Eroberern, welche aus bloßer Ländergier fremde Nationen vergewaltigt haben, ohne eine ihnen aufgelegte Nöthigung, ohne ein höheres Princip, besteht ein himmelweiter Unterschied.

Mit einem großen, von den stattlichsten Fürsten geführten Heere, das auf mehr als 100,000 Streiter geschätzt wurde und selbst ungarischen Zuzug hatte, überstieg Friedrich im Juli 1158 die Alpen. 1158
Solcher Schrecken ging vor ihm her, daß es der Gewandtheit seiner vorauseilenden Unterhändler um so leichter gelang, getreue Städte zu ermuthigen, schwankende herüberzuziehen. Zagend neigte sich die römische Curie; wie es lange nicht erlebt worden, demüthigten sich römische Legaten vor den kaiserlichen Commissaren; der Papst verwahrte sich gegen die unrichtige Auslegung seines vielberufenen Briefes. Ravenna schwor, zuerst wieder seit zweihundert Jahren, Treue; Ancona öffnete die Thore; das griechische Bündniß zerging; willig stellten die meisten Städte ihre Hülfstruppen; gegen Mailand aber ward ein förmliches Prozeßverfahren anhängig gemacht, in dessen Folge die Acht über die Stadt verhängt und am 6. August sah sich die Königin Italiens, zum ersten Male seit Konrad dem Salier, von einem deutschen Heere umlagert. Schon fünf Wochen später mußte sie capituliren; Wiederherstellung der zerstörten Städte, Entschädigung, Geißeln, Herausgabe der Regalien, Huldigung, kaiserliche Bestätigung der vom Volke gewählten Bürgermeister, waren die wesentlichsten Bedingungen. Am

8. September erschienen dann Bürgermeister und Rath und die Edeln der Stadt im Lager vor dem Kaiser, die blanken Schwerter am Nacken hängend, das Volk folgte, mit Stricken am Halse. Der Kaiser versicherte sie seiner Huld; sie hätten ja nun erprobt, daß er leichter durch Gehorsam als durch Krieg zu bezwingen sei.

Auf dem großen Reichstage, welchen Friedrich im November auf den roncalischen Feldern hielt, besiegelte er seinen Triumph durch die den Unterworfenen auferlegten Gesetze. Vier rechtsgelehrte Doctoren aus Bologna, Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo standen an der Spitze der Commission, die ihm hier das öffentliche Recht zusammenstellte, wie es vor Alters gewesen, aber „schon seit langer Zeit durch Unbotmäßigkeit der Uebertreter, sowie durch die Versäumniß der Könige selbst erstorben sei.“ Sie sprachen ihm den ganzen Umfang der öffentlichen Gewalt, alle Würden und Aemter, alle öffentlichen Einnahmen jeder Art, auch das Besteuerungsrecht, Kopfsteuer wie Grundsteuer zu. Nur wo ausdrückliche Befreiung nachgewiesen werde, sollten Ausnahmen gestattet sein.

Ob es weise und menschlich, recht und billig, ja, ob es nur politisch klug war, die Macht und den Sieg über ein freiheitsstolzes Volk bis zur äußersten Grenze zu benutzen, die Geschichte eines ganzen lebensvollen Jahrhunderts zu verneinen und „abgestorbene“ Rechte in ihrer vollen, unveränderten Gestalt wieder gewaltsam einführen zu wollen? Wir brauchen diese Frage nicht zu beantworten, die Geschichte mit ihrer eigenthümlichen Beredtsamkeit hat es längst gethan. Gewiß thut man dem Kaiser Friedrich Unrecht, wenn man ihm vorwirft, er habe für den Adel und für die Feinde Mailands Partei genommen. Er war zu stolz, um überhaupt Partei zu nehmen. Er wollte nichts, als die Anerkennung der kaiserlichen Hoheit. Die bürgerliche Freiheit als solche war ihm nicht zuwider; hat er doch selbst mit vollen Händen Freiheitsbriefe ausgestreut. Man kann ihm eher vorwerfen, daß er parteilos über den Parteien stehen wollte unter Verhältnissen, die einem so patriarchalischen Standpunkte entwachsen waren. Die innere Unwahrheit dieses veralteten Standpunktes brachte es eben mit sich, daß er, ohne es zu wollen, einer Partei in die Hände fiel, die sich seiner nur als Mittel zu ihren Zwecken bediente. Der Kaiser

that, was die servile Wissenschaft seiner Juristen ausgeklügelt hatte, und wozu die eigennützige Loyalität des Adels ihn drängte. Längst war der herunter gekommene Adel Italiens nicht mehr im Stande, das aufgewachsene Bürgerthum aus eigner Kraft zu unterdrücken. Deßhalb wurde er kaiserlich, ein gieriger Troß von Stellenjägern, die dem Kaiser mit ihrer „Treue" mehr geschadet haben, als es je ein Feind gekonnt hätte. Eifrig beschworen sie die roncalischen Gesetze. Niemand wagte einen Widerspruch. Aber in Mailand und anderen Städten murrten die Bürger voll tiefer Erbitterung über Neuerungen, die dem soeben geschlossenen Vertrage zum Theil zuwiderlaufend, sie der Regierung fremder Herren, oder was oft schlimmer ist, den einheimischen Dienern fremder Herren Preis gaben. Als nun im Januar 1159 1159
der Kanzler Reinald mit Commissarien in Mailand erschien, um jene Beschlüsse auszuführen und neue Obrigkeiten einzusetzen, da schrie das empörte Volk Verrath! Verrath! stürmte die Paläste, verjagte den Adel, und der kaiserliche Kanzler entging nur durch Verkleidung und Flucht dem Tode.

Dieses Ereigniß regte den Kaiser zum höchsten Zorne auf; er klagte über die Verletzung des Völkerrechts; die deutschen Kaiserrechte, die mit so vielem Blute erkauft seien, wolle man in Italien ausrotten; offen ertöne unter den Aufrührern der Ruf: Fort mit der deutschen Herrschaft. Ehe er diese Minderung des Reiches zugebe, wolle er den ehrlichen Tod in der Schlacht sterben. Seine Rechtsgelehrten machten den Mailändern den Prozeß und am 16. April ward die Stadt wegen Aufruhrs und Verraths zum andern Male in die Acht erklärt. Es entbrannte nun ein Kampf der wüthendsten Verzweiflung; zunächst, da das deutsche Heer nicht mehr zahlreich genug war, um Mailand einzuschließen, ward Crema, Mailands Verbündete, belagert. Die Geschichte dieses Krieges ist ein wahres Heldengedicht voll blutiger und ergreifender Züge. Bis zum Meuchelmorde verirrte sich die rasende Gegenwehr der für ihre Freiheit kämpfenden Lombarden. Als einst der Kaiser auf einem Hügel, der steil über die Adda hängend, den Blick in's sonnige Land gewährte, sein Morgengebet verrichtete, sprang plötzlich ein großer starker Mann hinzu und umschlang den „Tyrannen", um sich mit ihm hinunter in die Tiefe zu stürzen. Doch Friedrich

rang gewaltig mit ihm, daß sie Beide zu Boden stürzten, bis Hülfe kam. Nach siebenmonatlicher heldenmüthiger Vertheidigung fiel Crema,
1160 am 26. Januar 1160. Die Stadt wurde dem Boden gleich gemacht, 20,000 Bewohner irrten heimathlos umher.

In diesen Verzweiflungskämpfen für ihre Freiheit erhielten die Lombarden einen willkommenen Bundesgenossen am Papste. War einst die Lombardei ein klug benutztes Bollwerk unserer Könige gegen ihre römischen Widersacher gewesen, so wurden jetzt Römer und Lombarden durch den gemeinsamen Gegner geeint. Mannichfaltig waren die Beschwerden des Papstes; kaiserliche Commissarien trieben die Regalien im Kirchenstaate ein; die toscanische Erbschaft ward wie Reichsgut behandelt und an Herzog Welf verliehen; den Bischöfen des römischen Gebietes wurden Lehenseide abgefordert; in ihre Paläste, sofern sie kaiserlichen Ursprungs waren, lagerten sich kaiserliche Beamte. Dagegen schürte Hadrian den Aufruhr und suchte dem Kaiser so viel Feinde als möglich zu erwecken. Er verweigerte auch unter Anderem die Bestätigung des zum Erzbischof von Köln gewählten Kanzlers Reinald. Als nun gar in Briefen der Kaiser seinen Namen, so wie es vor Alters gewesen, dem des Papstes voransetzte, und sich das in den päpstlichen Schreiben eingerissene Dutzen verbat, auch den Kardinälen, welche drohender Umtriebe verdächtig waren, den Durchpaß verweigerte, kam es zum offenen Bruche. Eben bereitete Hadrian einen Bannfluch gegen Friedrich wegen dessen Ehescheidung vor, da starb er am 1. September 1159. Es fand nun eine zwiespältige Wahl Statt. Die hierarchische Partei wählte ihren Führer Roland, der als Alexander III. den römischen Stuhl bestieg. Die kaiserliche Partei wählte den Kardinal Octavian als Victor IV. Dem Kaiser schien diese Gelegenheit ganz dazu geeignet, die alten Kaiserrechte wieder in Uebung zu bringen. Er berief daher auf den 2. Februar 1160 ein Concilium nach Pavia, um über die streitige Papstwahl zu entscheiden. Natürlich blieb Alexander mit seinem Anhang aus und Victor ward nach sechstägiger Verhandlung anerkannt. Eine auf kaiserlichen Befehl über diese Verhandlung verfaßte Denkschrift ist uns erhalten.*) Sie

*) Sudendorf, Registrum 1, XXIII.

stellt die Umtriebe der „Secte des Kanzlers Roland" in einem historischen Ueberblicke dar; vom rein kirchlichen Standpunkte aus erwähnt die Schrift hierbei die kirchlichen Verhältnisse Siciliens und wie nirgends die Staatsgewalt absoluter herrsche, nirgends die Kirche abhängiger gestellt sei, nirgends der Papst weniger Rechte habe, als in Sicilien; gleichwohl verbünde er sich mit Sicilien. Nicht um die Kirche, sondern um Weltherrschaft sei es dieser Partei zu thun, welche nun, wiederum gegen feierliche Verabredungen, ihren Parteiführer, den Kanzler Roland, unrechtmäßigerweise als Papst aufstelle. Gesandte des Kaisers gingen an die Könige von England, Frankreich, Spanien, Ungarn, um sie ebenfalls für den kaiserlichen Papst zu gewinnen. In Deutschland wurde die Anerkennung, welche bei einigen Kirchenfürsten und ganz besonders bei dem hierarchischen Landsturm, nämlich bei den Mönchen, auf heftigen Widerstand stieß, mit Hülfe scharfer Edicte durchgesetzt. Dagegen schleuderte jetzt Alexander seine Bannflüche gegen den Kaiser und dessen Helfer, entband alle Unterthanen vom Treueneide, rief sie unter Zusicherung ewiger Sündenvergebung zur Empörung auf; seine Botschaften gingen in alle Welt, an alle Fürsten und Kleriker der Christenheit und in der Hauptkirche zu Mailand wurde am 1. März 1160 der Bannfluch gegen den Kaiser von einem römischen Legaten wiederholt.

Alle Kräfte des Reiches wurden jetzt gegen Mailand, „den Heerd der Unruhen", „das Haupt des Kirchenschisma" aufgeboten. Mit
frischen Heeren zogen im Frühling 1161 die deutschen Fürsten dem 1161
Kaiser zu Hülfe; Mailand ward auf's Neue umzingelt; nimmer, schwur Friedrich, werde er unverrichteter Dinge wieder abziehn, nimmer die Krone tragen, bevor Mailand gefallen sei. Nach lan-
ger Einschließung hatte endlich im Februar 1162 die Noth der Mai- 1162
länder eine furchtbare Höhe erreicht. Sie erboten sich, alle früheren Forderungen des Kaisers zu erfüllen, alle Befestigungen niederzureißen, ein kaiserliches Heer aufzunehmen, 300 Geißeln auf drei Jahre zu stellen, große Geldsummen zu zahlen. Die Mehrheit des Fürstenrathes, des Krieges müde und von Mitleid ergriffen, erklärte sich für den Vorschlag. Aber der Kaiser, von den Feinden Mailands aufgereizt, blieb unerbittlich und wies jede Bedingung ab. Hierauf über-

gaben sich die Mailänder unbedingt seiner Gnade. Am 6. März erschien das Volk, in hundert Haufen abgetheilt, Kreuze in den Händen haltend, mit Stricken am Halse und das Haupt mit Asche bedeckt, im Lager. Es fiel ein strömender Regen und der Kaiser verweilte bei Tafel. So harrten sie lange. Endlich begann die Procedur. Der Kaiser bestieg einen erhöhten Thron; still zogen die Mailänder vorüber; noch einmal erschallten ihre Posaunen, noch einmal schwenkten sie die Fahnen und legten sie dann trauernd nieder. Endlich kam ihr heiliges Schlachtzeichen, das weltberühmte Carrocio; es war ein starker Wagen, auf dem sich ein hoher eiserner Baum mit dem Bilde des heiligen Ambrosius erhob. Mit Fahnen und Bändern geschmückt, mit rothen Decken behangen, wurde dieses Feldzeichen von vier Paar roth geschmückten Stieren in die Schlacht gezogen; so oft die Mailänder ihr Carrocio sahen, glaubten sie zu siegen; denn sie mußten siegen, wenn sie den Siegeswagen nicht preisgeben wollten. Als das Carrocio vor dem Throne ankam, wurde der Baum umgestürzt, wie sterbend fiel er zu Boden, der Wagen ward zerschlagen. Da glaubte das Volk, es sei auf ewig mit ihm aus und laut jammernd stürzten Alle zu Boden. Bei diesem Schauspiele konnten sich viele Deutsche ihrer Thränen nicht erwehren. Der Kaiser erhob sich endlich und verhieß ihnen die Gnade, die sich mit der Gerechtigkeit vertrage. Sie hätten das Leben verwirkt; das wolle er ihnen schenken; im Uebrigen aber die wegen der Zukunft nöthigen Maßregeln verfügen. Diese Maßregeln wurden auf der Versammlung zu Pavia beschlossen. Nicht Menschlichkeit und Weisheit saßen hier über Mailand zu Gericht, sondern die Parteienwuth und das rohe Vergeltungsrecht der Zeit. Die blühendste und gewaltigste Stadt des Abendlandes sollte, wie sie einst Lodi und Como zerstört hatte, nun selbst aus dem Dasein ausgetilgt, den Einwohnern aber nur gestattet werden, sich an vier entfernten Punkten ihres Gebietes anzusiedeln. Der neunte Theil ihrer Ländereien sollte ihnen bleiben. Zur Vollziehung dieses Urtheils, vor welchem selbst das Schicksal Karthago's milde scheint, zog der Kaiser am 26. März mit seinem Heere über die eingerissenen Mauern ein, alle Befestigungen, Thürme und Paläste wurden zerstört und der Wuth der Flammen preisgegeben; nur die Kirchen und Klöster blieben stehen und ein Theil

jener kleinen Wohnungen, vor deren Menge der Zerstörungseifer erlahmte. Ueber den wüsten Boden wurde, zum Zeichen ewiger Vernichtung, Salz gestreut.

Unter den vielen kostbaren Beutestücken, welche von den Siegern entführt wurden, befanden sich die Tempelleuchter aus Jerusalem, die der König von Böhmen davontrug; und hochberühmt vor Allem die Reliquien der heiligen drei Könige. Diese ließ sich der allmächtige Kanzler Reinald, jetzt Erzbischof von Köln, schenken und führte sie unter mancherlei Fährlichkeiten über die Burgunder Alpen in das heilige Köln. Ihre Uebertragung ward für Deutschland als ein großes Glück gepriesen; denn Köln, Deutschlands erste Handelsstadt, ward dadurch zugleich einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Christenheit. Von da an, glaubte man, beginne die Macht und Blüthe dieser Stadt; durch die Schutzheiligen Mailands sei sie zu einem deutschen Mailand geworden.

Der Untergang Mailands brachte eine betäubende Wirkung in Italien hervor. Die Städte, die es noch offen oder geheim mit den Rebellen gehalten, gaben den Gedanken an Widerstand auf. Man glaubte, mit der Freiheit von Italien sei es für immer aus. Papst Alexander, von den Römern in der Noth verlassen, floh vor dem gewaltigen Gegner nach Frankreich. Friedrich aber setzte nun erst wieder seine Krone auf. Denn nun, glaubte er, stehe seine Regierung auf festem Grunde. Von der Zerstörung Mailands zählte er in Urkunden einen Abschnitt seiner Regierung. Glänzende Feste in Pavia, und ein Triumphzug durch Burgund und Deutschland verherrlichten den Sieg. Die Anhänger des Kaisers, Fürsten, Ritter und Städte wurden reich belohnt. Er wollte jetzt das Königreich Sicilien vernichten und seine Herrschaft über das Mittelmeer ausbreiten. Raimund von Barcelona nahm im August die Provence wieder vom Kaiser zu Lehen. Pisa und Genua wetteiferten, ihm zu huldigen. Er bestätigte ihre Freiheiten und fügte glänzende Versprechungen hinzu, denn er bedurfte ihrer meerbeherrschenden Flotten. Doch der große Seekrieg, der zwischen ihnen zu Konstantinopel ausgebrochen war und lange Jahre im Mittelmeere fortgesetzt wurde, kam diesen weitschweifenden Plänen in den Weg. Dagegen konnten nun seine Beamten in Italien die Grundsätze der kaiser-

lichen Juristen ausführen, Contributionen und Abgaben nach ihrem Bedürfniß erheben und auf dem Gebiete der Besiegten wie in einem eroberten Lande schalten. Wir sehen den Kaiser und seine Staatsmänner in den nächsten Jahren mit kurzen Unterbrechungen mit der Bekämpfung vereinzelter Aufstände und mit der Regierung von Italien beschäftigt. Gewiß hatte Friedrich, wie seine Erlasse so oft bekunden, die besten Absichten; seiner Gerechtigkeitsliebe und der geschickten Verwaltung seines Kanzlers Reinald konnten selbst die Gegner ihre Anerkennung nicht versagen; aber er scheint nicht im Stande gewesen zu sein, der Rachsucht und den Bedrückungen der siegenden Parteien zu steuern, die sich seines Namens ja nur bedienten. Das Volk klagte, daß es vor den Tribunalen seiner Bedrücker kein Recht gebe. Jede Berufung auf Recht werde als Empörung angesehen; jede Habe als Reichsgut betrachtet und in's „Buch der Schmerzen" verzeichnet; wie Rechtlose wurden die umherirrenden Mailänder behandelt. Wenn die Thatsachen, die uns von ihren Schriftstellern berichtet werden, auch nur zum kleinsten Theile wahr sind, so würden sie den Groll, der sich gegen die Fremdherrschaft gewaltig häufte, auch demjenigen erklären, welcher vielleicht nichts von dem Nationalstolz und der Freiheitsliebe hält, diesen mächtigsten Trieben eines zum Selbstgefühl erwachten Volkes. Diese Triebe waren aber in jener Zeit sehr stark. Deßhalb wurden auch die begünstigten Städte, als ihr Haß in dem Unglück ihrer früheren Feinde gesättigt war, von der allgemeinen Erbitterung bald ergriffen.

Indessen setzte Papst Alexander von Frankreich aus den Kampf gegen den Kaiser fort und nichts war dauernd für Friedrich erreicht, so lange ihm jener Mann jenseits der Grenzen seines Reiches feindselig gegenüberstand. Schon hatten die Bischöfe Frankreichs und Englands auf den Kirchenversammlungen zu Beauvais, Neufmarche und Toulouse den kaiserlichen Papst Victor verworfen. Dasselbe geschah von den Bischöfen in Spanien, im Orient, in den nordischen Reichen. Vermittelst seiner Legaten, in Frankreich des Reichsprimaten Heinrich von Rheims, eines Bruders des Königs, und durch die weiten Verzweigungen des Mönchthums war auf kirchlichem Gebiete der Sieg für Alexander entschieden, es kam nur darauf an,

ob sich die Könige jener Länder dieser Bewegung anschließen würden. In den Schachzügen der großen Politik, womit sich nun Kaiser und Papst die Könige von Frankreich und England abzugewinnen suchen, schwankt die Entscheidung lange. Die hohen Ansprüche Friedrich's kamen hierbei seinem Gegner wesentlich zu Hülfe. Der König von Frankreich brach die schon weit gediehenen Verhandlungen deßhalb ab, weil der Kaiser als Landesherr des römischen Bischofs eine ausschließliche Oberhoheit über denselben für sich in Anspruch nahm. Hatte der Kaiser an dem mächtigen Grafen von Champagne in Frankreich eine Stütze, so unterließ der Papst noch viel weniger, getreu den Ueberlieferungen römischer Politik, deutsche Fürsten zu verrätherischen Plänen anzustiften. Das Widerspiel der Bestrebungen von Kaiser und Papst zieht sich in merkwürdiger Weise durch die verschiedensten Dinge. Alexander spricht, um dem englischen Volke zu schmeicheln, dessen Liebling, König Eduard den Bekenner, heilig; und ebenso, auf dänische Bitten, Kanut den Großen. Dagegen läßt Friedrich am 29. December 1165 zu Aachen die Gebeine Karl's des Großen mit großem Pompe aus der Gruft heben, auf silberner Bahre im Dome aufstellen und durch seinen Papst canonisiren. Es war nicht bloß die persönliche Verehrung Friedrich's vor unserem ersten und größten Kaiser, dessen Riesengestalt gerade damals in den Herzen der Völker wieder auferstanden war. Grollend mußte selbst Alexander diese von Schismatikern geschehene Heiligsprechung anerkennen. — Friedrich nimmt die Universitäten Italiens, die reisenden Studenten und Professoren zu Roncalia in seinen Schutz und gestattet ihnen ihre eigene Gerichtsbarkeit; Alexander hingegen verbietet zu Tours Allen, die sich dem geistlichen Berufe gewidmet haben, den Unterricht in „der Physik und den weltlichen Gesetzen." Dagegen wetteifern beide Parteien in der Verfolgung der unglücklichen Ketzer; während Alexander in Tours zur Ausrottung der Ketzerei aufruft, welche von Toulouse aus wie ein Krebsschaden die benachbarten Länder vergifte, läßt der Kanzler Reinald in Bonn und Köln Katharer verbrennen. — Endlich versucht es Alexander, gleich dem Papst Urban und dem Abt Bernhard, den kirchlichen Fanatismus an einem neuen Kreuzzug in den Orient zu entzünden, jedoch ohne ersichtlichen Erfolg.

Es war ein harter Schlag für den Kaiser, daß sein Papst Victor
1164 am 20. April 1164 starb. Denn nun fiel der äußerliche Anlaß der Kirchenspaltung hinweg. Friedrich war unschlüssig; aber sein kühner Kanzler Reinald veranstaltete sofort eine neue Wahl und wußte des Kaisers Zustimmung zu erlangen. Nur zwei Kardinäle nahmen an der Wahl Paschalis III. Theil; ein deutscher Bischof weihte ihn. Gelangte der solchergestalt gewählte und eingesetzte Papst zur Geltung, dann war das Papstthum wieder auf den Standpunkt zurückgedrängt, den es vor dem Wahldecrete des Nicolaus eingenommen hatte. Um so verzweifelter setzte sich die Hierarchie zur Wehre. Den Plänen des Kaisers kam der große Streit zu Hülfe, welcher damals zwischen König Heinrich von England und seinem Primas Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, ausgebrochen war. Durch die hierarchischen Angriffe dieses Priesters gereizt, hatte König Heinrich den entscheidenden Schritt gethan, mittelst der Constitutionen von Clarendon den Uebergriffen der Kirche ein Ziel zu setzen, die römisch-kanonischen Einflüsse vom britischen Leibe abzuwehren und die Priester der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Staates zu unterwerfen. Die Bischöfe standen auf seiner Seite, Thomas mußte fliehen und der Streit hatte einen Bruch des Königs Heinrich mit Alexander zur Folge. So ungelegen diese Sache dem klugen Papste kam, so begierig griff sie der Kaiser auf. Er ließ sofort dem englischen Hofe eine eheliche Verbindung antragen. Für Heinrich den Löwen erwarb er Mathilden, des Königs älteste Tochter; seinem eigenen noch nicht einjährigen Sohne war die dreijährige Eleonore bestimmt. Mit zwei englischen Gesandten erschien
1165 Reinald zu Pfingsten 1165 auf dem Reichstage zu Würzburg. Er trug den kühnen Plan vor, das Schisma durch ein Reichsgrundgesetz zu beendigen, wonach der Kaiser und jeder Nachfolger im Reiche, desgleichen alle Fürsten und Unterthanen sich eidlich verpflichten und gehalten sein sollten, nur kaiserliche Päpste, niemals den Schismatiker Roland oder dessen Nachfolger anzuerkennen. — Die Versammlung staunte und zagte, da traten die englischen Gesandten vor und schwuren im Namen ihres Königs, daß er mit seinem ganzen englisch-französischen Reiche diesem Vorschlage zustimme. Der Kaiser leistete nun zuerst den Schwur, dann des Kaisers Freunde, Heinrich der Löwe,

Albrecht der Bär, Ludwig von Thüringen, Pfalzgraf Konrad. Hier sehen wir also die mächtigsten weltlichen Fürsten, ohnedies größtentheils durch Verwandtschaft dem Kaiser verbunden, in einer ganz radikalen Maßregel gegen die römische Kirche auf seine Seite treten. Binnen sechs Wochen, so beschlossen sie, sollte der Schwur im ganzen Reiche geleistet werden. Desto größeren Widerstand fand der Kaiser bei den geistlichen, durch tausend Bänder an den römischen Stuhl gefesselten Fürsten und den von Alexander gewonnenen Anhängern. Die Erzbischöfe von Salzburg und Trier waren gar nicht erschienen, Konrad von Wittelsbach, Erzbischof von Mainz, entzog sich durch nächtliche Flucht der Eidesleistung. Unter Weinen und Klagen, mit vielen Vorbehalten, schwor der Erzbischof von Magdeburg. Des Kaisers Oheim, der Babenberger Konrad, Erzbischof von Salzburg, ward sein gefährlichster Gegner. Lange Bürgerkriege der traurigsten Art, die Verwüstung des Salzburger Sprengels, die Zerstörung der Befestigungen von Mainz und Erfurt waren die Folgen dieses Schisma, deren sich jedoch die Fürsten, die auf des Kaisers Seite standen, freuen konnten, denn sie fanden nun die erwünschte Gelegenheit, sich an den Ländern der Bischöfe zu erholen. Während Heinrich von England die Beschlüsse nicht auszuführen wagte, wurden sie in Deutschland mit großem Nachdruck durchgesetzt. Sämmtliche für Rom agitirende Cisterziensermönche wurden aus dem Lande vertrieben.

Hart und streng, wo er die Einflüsse seiner italischen Feinde, die Aufhetzungen der Mönche, den revolutionairen Trotz der Lombarden zu bemerken glaubte, hatte Friedrich die Stadt Mainz schon vorher für die Ermordung ihres kaiserlich gesinnten Erzbischofs Arnold mit einem furchtbaren Strafgericht und dem Verluste ihrer Mauern und Gräben heimgesucht. Den Trierern, welche dem Erzbischof Hillin zum Trotz, nach dem Muster italischer und flandrischer Städtefreiheit einen Stadtrath und Consuln eingesetzt hatten, wurde diese „Verschwörung" wiederholt auf das Strengste verboten.

Während so der Kaiser seine großen Entwürfe verfolgte, die Lombarden bändigte und den Papst bekämpfte, gingen die deutschen Fürsten ganz anderen, minder großartigen Plänen nach. Herzog Berthold von Zähringen bot für sich und im Namen mehrerer Standes-

genossen dem König von Frankreich für den Fall eines etwa ausbrechenden Krieges Hülfe an gegen den Kaiser Friedrich, „den Feind der Kirche und des Rechtes". Pfalzgraf Hugo gewann bei Tübingen am 6. September 1164 eine große Schlacht gegen den Herzog Welf. Die nächsten Verwandten des Kaisers, Pfalzgraf Konrad, Landgraf Ludwig von Thüringen, Herzog Friedrich von Rothenburg, sagten im Frühlinge 1164 theils aus Haß gegen den hochbegünstigten Erzbischof Reinald, theils aus Begierde nach Kölns Reichthümern, den Kölnern Fehde an und bestimmten den 18. Mai zur Schlacht auf dem berühmten Schlachtgefilde bei Andernach. Doch die Kölner befestigten eiligst Rheineck, brachten eine starke Flotte zum Schutze des Rheinstromes und zur Schlacht ein Heer zusammen, welches man auf 120,000 Mann schätzte. Damit zogen sie unter Führung ihres kriegskundigen Dombechanten Philipp von Heinsberg auf das Schlachtfeld, den fehdelustigen Fürsten entgegen, welche aber, so großen Anstalten nicht gewachsen, mehr klug als ehrenvoll ausblieben. Nach zwölf Tagen vergeblichen Harrens zogen die Kölnischen triumphirend und spottend wieder nach Hause.

Ersprießlicher für unser Vaterland, wenn auch nicht weniger vom Eigennutze eingegeben, war die Thätigkeit der beiden merkwürdigen Männer, welche damals im Norden schalteten, Albrechts des Bären, Markgrafen von Brandenburg, und Heinrich's des Löwen, Herzogs von Sachsen und Baiern.

Albrecht der Bär oder der Schöne, Graf von Ballenstädt, hatte sich schon unter Heinrich V. durch Aufruhr in den Besitz der Mark Niederlausitz gesetzt; durch Heirath war ihm das halbe Erbe der Billinger zugefallen; unter Lothar erlangte er, erst durch Empörung, später durch Belehnung, die Nordmark; unter Konrad wurde er endlich Heinrich dem Stolzen entgegen zum Sachsenherzog ernannt und seitdem war er der grimmigste Feind der Welfen. Viel und lange hat er mit ihnen gestritten. Doch seit Kaiser Friedrich den schützenden Arm über den Vetter streckte, mußte die Fehde ruhen und der alte Markgraf zog nun desto fleißiger gegen die Wenden und Polen aus. Durch einen Erbvertrag mit dem wendischen Burggrafen hatte er im Jahre 1151 auch Brandenburg erworben und

machte es zum Mittelpunkte des durch fortgesetzte Eroberungen ausgeweiteten Landes, das nach dem bleibenden Hauptsitz fortan die Mark Brandenburg heißt, und bereits etliche Meilen über Berlin hinausreichte. Die wendische Bevölkerung war in diesen Kriegen sehr gelichtet worden; deshalb zog Albrecht, um seine Länder in die Höhe zu bringen, nach dem Beispiele Adolfs von Holstein, fleißige Colonisten aus Niederland und Westphalen in die verödeten Gebiete und bisher uncultivirten Sümpfe. So kamen freie germanische Bauerschaften mitten zwischen wendische Herren und Knechte. Auch dem freieren Bürgerthum gründete er 1151 eine Stätte in Stendal und begabte die neuen Bewohner außer vielen Freiheiten und Vortheilen mit dem Magdeburger Stadtrecht. Fortan waren die Bisthümer Brandenburg und Havelberg dem Christenthum dauernd gesichert. Der greise Markgraf aber, da er zu Hause Alles wohl bestellt sah, beschloß, seine blutige Laufbahn durch eine Fahrt zum heiligen Grabe zu entsühnen, die er 1158 mit Gemahlin und vielem Gefolge unternahm. Noch eilf Jahre hat er dann in Krieg und Frieden gewaltet. Er ist der Gründer der brandenburgischen Geschichte.

Mit eiserner Faust hatte indeß Heinrich der Löwe die letzten Kräfte der unterelbischen Wenden gebrochen, die deutsche Herrschaft im Abodritenlande definitiv befestigt und bis über das Pommernland ausgedehnt und mit Hülfe König Waldemar's von Dänemark die Ostsee dem Christenthum und dem deutschen Handel erschlossen. Nach langem Verfalle blühte nun die Kirche im Norden wieder auf; Oldenburg, Ratzeburg, Schwerin, Mecklenburg sahen deutsche Bischöfe, Grafen und Ritter. Holsteinische, westphälische, friesische und niederländische Bauern vollendeten mit ihrem Fleiße, was das blutige Waffenwerk begonnen hatte.

Wie das königliche Raubthier, das er sich zum Sinnbilde gewählt hatte, wies die ganze Erscheinung Heinrichs des Löwen, das dunkle Haar, die großen schwarzen Augen, auf den Süden hin, dem er entstammte. Durchfahrend, gewaltthätig, eroberungssüchtig, ward er durch die Klugheit, womit er das Gewonnene zu erhalten und zu befestigen wußte, einer der größten Wohlthäter unserer Geschichte. Bei seinem Schwiegervater, dem Zähringer Herzog, und in den itali-

schen Städten hatte sein scharfer Blick die Größe und Wichtigkeit des Bürgerthums begriffen. Er begehrte dann vom Grafen Adolf die Abtretung von Lübeck und Oldesloe; und als sich jener weigerte, suchte er durch Verschütten der Salzwerke von Oldesloe und durch Sperrung des Lübecker Handels den Salzhandel von Oldesloe nach Lüneburg, und den Verkehr Lübecks nach Bardewiek und der Löwenstadt zu ziehen. Da ihm Bischof Otto von Freising den Marktflecken Vöhringen nicht überlassen wollte, so gründete er auf wüstem Fleck an der Isar München, ließ die Brücke bei Vöhring zerstören und nach München verlegen und zwang somit den süddeutschen Salzhandel, den Weg über seine Stadt zu nehmen. Als ihm nun aber Lübeck endlich überlassen wurde, so brachte er durch außerordentliche Schenkungen und Begünstigungen, durch Verleihung einer freien autonomischen Verfassung und des Soester Stadtrechts die Stadt, deren Handel schon damals nicht unbedeutend war, in solchen Schwung, daß aus dem ganzen Reiche Bürger herbeigelockt wurden und Lübeck in wunderbar kurzer Frist als die Königin der nordischen Meere, ja man kann wohl sagen, als eine europäische Großmacht in die Geschichte einzutreten vermag. Auch Braunschweig, die Residenzstadt des Löwen, hat ihm den Grund ihres selbst die Ungunst der Zeiten noch überdauernden Reichthums zu verdanken. Er gehört zu den bedeutendsten Regenten, welche die deutsche Geschichte kennt. Er war mitten in einer abenteuerlichen, schwärmerischen Zeit ein klarer, staatsmännischer Kopf, der Vorläufer der nüchternen, praktischen Staatskunst späterer Tage. Rücksichtslos machte er die Rechte der Staatsgewalt nach allen Seiten hin, auch über die Kirche geltend. Seine Bischöfe durften ihm nicht mucksen. Er zwang sie, sich von ihm investiren zu lassen; zog auch wohl das Kirchengut ein und sorgte dann landesväterlich für die Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse. Welches Ansehen er im Norden genoß, das bezeugt uns folgender Vorgang: Einst bat nämlich ein Bischof, der Herzog möge doch den Wenden zum Christenthum zureden, das werde mehr helfen, als alles Predigen. Das that der Herzog in einer Versammlung der Wenden, worauf Niclot, der Wendenfürst, meinte: Bete Du Christum an, wir wollen Dich anbeten, das genügt uns schon. Auf diese Weise hofften nämlich die armen

Wenden nur Einem Herrn steuern und zehnten zu müssen. Heinrich verwies ihnen zwar solche Lästerung, aber allerdings war es ihm mehr um die Steuern als um die Bekehrung zu thun. Von seinen Bürgern und Bauern, seinen Vögten und Rittern als Landesvater vergöttert, war er der Schrecken und Abscheu der deutschen Fürsten. Sie sahen wohl, daß er darauf ausgehe, eine königliche Macht in Deutschland zu gründen, die vom baltischen bis zum adriatischen Meere reiche. Sie nannten ihn treulos und neuerungssüchtig und nur darauf bedacht, sie zu schädigen. Wie der eherne Löwe mit aufgesperrtem Rachen, den er ihnen zum Hohne vor seiner Burg in Braunschweig aufgerichtet hat, so, meinten sie nicht ganz mit Unrecht, wolle er sie verschlingen. Gern hätten sie ihn gedemüthigt und noch lieber vernichtet; aber die Furcht vor dem Kaiser und vor den Waffen des Herzogs hielt sie im Schach. Kaiser Friedrich freute sich des kraftvollen Vetters, auch hatte er ihn nöthig, denn Heinrich allein vermochte größere Heere nach Italien zu führen, als selbst der Kaiser aufbringen konnte. Es that sich endlich ein Fürstenbund gegen den verhaßten Welfen zusammen. Der Erzbischof Reinald von Köln stand an der Spitze, gewiß nicht auf des Kaisers Betreiben, sondern wegen der kölnischen Besitzungen in Westphalen; denn Heinrich behauptete, sein Herzogthum gehe bis zum Rheine. Um den Bürgerkrieg zu beginnen, warteten sie nur, bis der Kaiser durch die drohenden Verhältnisse Italiens auf's Neue aus Deutschland abgerufen wurde.

Den Bemühungen des Papstes und der Byzantiner war es nämlich gelungen, ein Bündniß Venedigs mit Verona, Padua, Treviso und Vicenza zu Stande zu bringen; die Anstrengungen Friedrichs, diesen Veroneserbund zu sprengen, waren gescheitert; weil es ihm an genügendem Zuzug fehlte, und die frühere Theilnahme mancher lombardischen Städte erkaltet war, mußte er im Herbste 1164 unverrichteter Dinge nach Deutschland zurückkehren; seitdem gährte es in allen lombardischen Städten und die Söldnerhaufen, die er zur Aufrechthaltung der Ruhe zurückgelassen hatte, wurden von den Aufrührern zum Theil gewonnen. In Rom triumphirte die nationale Partei und Papst Alexander wagte es endlich, von den Schiffen des Königs von Sicilien nach Italien gebracht, wieder seinen pomphaf-

ten Einzug in Rom zu halten. So mußte denn der Kaiser, wenn er nicht Italien wieder verlieren wollte, alle Kräfte zur neuen Heerfahrt aufbieten. Aber es war schwer, der Fehde gegen Heinrich den Löwen zu wehren; noch schwerer, die Fürsten zu bestimmen, ihm mit ihren Rittern in genügender Zahl über die Alpen zu folgen; doch gaben manche Geld statt Truppen, womit der Kaiser
1166 Soldtruppen (Brabanzonen) warb. Erst im November 1166 konnte er endlich die Heerfahrt beginnen. Voran zogen seine beiden streitbaren Kanzler, die Erzbischöfe Reinald von Köln und Christian von Mainz. Dieser berühmteste Kriegshauptmann seiner Zeit, von Geburt ein Thüringer, las zwar mit großer Würde die Messe, war in sechs Sprachen bewandert und ward als geschickter Unterhändler nur von Reinald verdunkelt; doch seine liebste Beschäftigung war der Krieg; Helm, Harnisch und Keule waren seine beständige Tracht; neun Feinde hatte er in Einer Schlacht erlegt; im Gericht einem überführten Diebe persönlich die Zähne eingeschlagen. Die Kleriker und Mädchen in seinem Lager hatten einst allein zwei feste Schlösser erstürmt. Freilich hieß es auch, die Frauenzimmer und die Pferde kosteten ihm mehr, als dem Kaiser sein ganzer Hofstaat. Um Kriegscontributionen beizutreiben, breitete er nun „seine Netze über Lombardien und Tuscien aus". Reinald stürmte indeß mit acht Galeeren der Pisaner Civitavecchia und zog gegen Rom, während Friedrich mit dem Hauptheere das heldenmüthige Ancona berannte und der kaiserliche Statthalter in Lombardien, Graf von Diez, um der Sicherheit willen aus allen Städten Geiseln abführte. Doch auch Alexander war nicht müßig. Er schrieb dem König von England zuvorkommende entschuldigende Briefe und verbot dem Erzbischof Thomas dessen Feindseligkeiten. Er rief den König von Frankreich und den griechischen Kaiser um Hülfe an, dem letztern soll er die römische Krone versprochen haben. Aber auch Friedrich's Staatsmänner hatten für Alles gesorgt. Wegen streitiger Grenzländer begann der König von England einen Krieg gegen Frankreich; der König von Ungarn fiel mit deutschen Hülfstruppen ins byzantinische Reich ein. Größern Erfolg hatte die römische Politik bei den unterdrückten
1167 Lombarden. Am 7. April 1167 traten, hinter dem Rücken der kaiserlichen Heere, die Städte Cremona, Bergamo, Brescia, Mantua, Fer-

rara und andere zusammen und stifteten zu Schutz und Trutz gegen die Unterdrücker, „unbeschadet der dem Kaiser geschworenen Treue", den weltberühmten lombardischen Bund. Drei Wochen später zog das Bundesheer in das zerstörte Mailand ein und mit namenloser Begeisterung und wunderbarer Schnelligkeit stellten sie die Häuser und Paläste, die Gräben, Mauern und Thürme der herrlichen Stadt in wenigen Wochen wieder her.

Indessen lagerte Kaiser Friedrich vor Ancona, Reinald von Köln unfern Rom in Tusculanum. Hier sah sich Reinald mit nur 140 Rittern am Pfingsttage des Jahres 1167 von 30,000 Römern umzingelt. Es war zu spät zum Rückzuge und die Fürsten im Lager des Kaisers hatten es unterlassen, dem verhaßten Kanzler zu Hülfe zu eilen. Nur der ritterliche Christian von Mainz eilte mit einer kleinen Schaar eilends heran. Am frühen Morgen des zweiten Pfingsttages begannen die Römer, ihres Sieges sicher, die ungleiche Schlacht; als sie bis zum späten Abend gefochten hatten und endlich die Kaiserlichen geworfen schienen, da fielen mit dem Liede „Christus der du geboren bist" die beiden Erzbischöfe, von einer erlesenen Ritterschaar begleitet, aus einem Hinterhalte den Römern in den Rücken und der furor teutonicus errang nun über den zwanzigfach überlegenen Feind einen Triumph, der das Schicksal dieses großen Feldzugs mit Einem Schlage entschied. Die vergrößernde Sage hat schon unter den Zeitgenossen dies Wunder der Tapferkeit in's Fabelhafte gesteigert; die Römer selbst stellten dieser Schlacht nur die bei Cannä gleich. Sie riefen, Gott habe durch ein Wunder gerichtet; von cimbrischem Schrecken erfaßt, würden sie die Stadt sogleich übergeben haben, wenn nicht Alexander mit kühner Geistesgegenwart sich auf die Mauern gestellt hätte. Als Friedrich aber nun mit dem Hauptheere nahte, als die Peterskirche bereits von den Flammen ergriffen war und die kaiserliche Partei nach Unterwerfung schrie, der Kanzler Reinald aber die Auslieferung des Papstes als unerläßliche Bedingung des Friedens forderte; da wendete sich die Wuth der Römer gegen ihren standhaften Papst; sie belagerten ihn nun selbst im Thurme Cartularia; doch gelang ihm die Flucht nach Benevent; Paschalis III. hielt seinen feierlichen Einzug. Die Römer aber schwuren dem Kaiser

Treue und Beistand, wogegen ihnen Friedrich ihre senatorische Verfassung und ihre Zollfreiheiten ließ.

Durch ein Wunder, so schien es, war Friedrich plötzlich dicht am Ziele seiner Wünsche angelangt. Die Ueberwältigung der Normannen und der Lombarden schien nahe und unausbleiblich. Es war am 1. August 1167, als die Kaiserin Beatrix vom Papste Paschalis gekrönt wurde: und schon folgenden Tages, am 2. August, sandte der Himmel ein Naturereigniß, welches den stolzesten Plänen in wenig Stunden und Tagen ein Ende mit Schrecken bereitete. Die heiße Jahreszeit in Rom war den Deutschen von jeher verderblich und daher sehen wir unsere Kaiser immer zur Sommerszeit ihre Truppen in das kühlere Gebirge verlegen. Dies Mal hatte man jene Vorsicht vergessen und gerade dies Mal brach in Folge ungewöhnlich starken Wechsels von Regen und Sonnenhitze schrecklicher als je das Sumpffieber aus. Am 2. August begann diese giftige Seuche zu wüthen und schon nach acht Tagen hatte sie 25,000 Deutsche hinweggerafft. So plötzlich brach das Verderben herein, daß keine Zeit blieb, um nur einen Gedanken zu fassen, um nur eine Maßregel zu treffen. Die Führer starben, während sie beriethen; wer gesund zu Pferde stieg, stürzte todt herunter. Es war unmöglich, die Leichen zu begraben und zu zählen; sie blieben in den Straßen liegen, um neue Opfer zu fordern. Da starben des Kaisers Vettern, Herzog Friedrich von Schwaben, und Welf der Jüngere, der Pfalzgraf Heinrich von Tübingen und viele Grafen und Herren; es starben seine Bischöfe von Verden, Lüttich, Speier, Augsburg, Zeitz, Prag; es starb die Seele der kaiserlichen Politik, der große Erzbischof Reinald von Köln, im kräftigsten Mannesalter. Das sei, so meinte die abergläubige Welt, das sei die Strafe des Himmels für den Brand der Peterskirche und für die Vertreibung des ächten Papstes Alexander. Mit einem elenden Reste seines Heeres trat Friedrich den Rückzug an, nur Christian von Mainz blieb zum Schutze des Papstes Paschalis zurück; aber auch die Pest „hatte sich mit ihm zu Pferde gesetzt"; noch starben Tausende auf dem Marsche; die Gebirgspässe waren bereits von Feinden angefüllt; unter Mühen und Gefahren, auf verborgenen Pfaden erreichte Friedrich, nur noch von einem geringen todesmatten Häuf-

lein, dem traurigen Ueberbleibsel eines glänzenden Heeres geleitet, am 12. September Pavia. Ungebeugt durch das namenlose Unglück warf er hier seinen Fehdehandschuh in die Luft, und sprach, zur Bewunderung seiner Feinde, am 21. September die Acht aus über alle Städte der Lombarden, mit alleiniger Ausnahme von Lodi und Cremona. Dagegen beschworen sechszehn Städte, auch Venedig, am 1. Dezember die Statuten des Lombardenbundes; sie setzten Bundesbehörden und eine Bundeskriegsverfassung ein. Als einzigen Bundeszweck stellten sie hier den Schutz gegen ungerechte Anforderungen auf; keiner solle dem Kaiser mehr leisten, als in der Zeit von König Heinrich V. bis zu Friedrich's Thronbesteigung ihm geleistet worden sei. Hart bedrängt, aber tapfer und ausdauernd, hielt sich Friedrich den Winter über noch in einigen festen Plätzen, er soll sogar zum Scheine Unterhandlungen mit Papst Alexander angeknüpft haben; aber vergebens harrte er auf Unterstützung aus Deutschland. Denn die deutschen Fürsten hatten indeß die Fehde gegen Heinrich den Löwen begonnen, in Norddeutschland wüthete die Furie des Krieges, Haldensleben, Nienborp, Bremen wurden zerstört, und der Herzog, öfter Sieger als besiegt, hatte seinen Feinden mit gleichen Verwüstungen vergolten. Da war an Hülfe für den Kaiser nicht zu denken. Schon waren auch die Alpenpässe in den Händen der Lombarden, denen sich der dort gebietende Graf Friedrich von Maurienne angeschlossen hatte. Auf versteckten Pfaden, von Kastell zu Kastell, gelang dem Kaiser im März 1168 der weitere Rückzug. Er führte vornehme Gefangene mit sich 1168
und verweigerte selbst in der drohendsten Lebensgefahr deren Herausgabe; ja er ließ, um seine Verfolger zu schrecken, einige dieser Geißeln aufknüpfen. Da beschlossen die Bürger von Susa seinen Tod. Doch ward der Mordplan zeitig verrathen. Ein treuer Ritter, Hartmann von Siebeneichen, legte sich in das Bett des Kaisers, der, indeß „wider die kaiserliche Würde", verkleidet, mit fünf Begleitern, heimlich über die Alpen entwich.

Mit ununterbrochener Thätigkeit sehen wir ihn hier auf einer Reihe von Hof- und Reichstagen zunächst bemüht, die Fürsten untereinander und mit Heinrich dem Löwen zu versöhnen. Es war schwer, die Erbitterung der Parteien zu beschwichtigen. Man versprach wohl Frieden zu halten, und Alles einem rechtlichen Austrag anheimzu-

stellen, aber die Fehden hörten dennoch nicht auf, ja es kamen immer neue hinzu. Zum fünften Male versammelte daher Friedrich einen großen Für-
1169 stentag zu Bamberg, der vom April 1169 bis in den Juni dauerte. Alle sächsischen Fürsten mußten vor ihm erscheinen, mit scharfen Worten griff er ihnen in das Gewissen; sie hätten des Vaterlandes Unfrieden und des Reiches Schmach verschuldet. Nach langer Verhandlung brachte er endlich einen Vertrag zu Stande, welcher Heinrich den Löwen im Besitze seiner Länder ließ. Dessen Blicke wendeten sich nun wieder dem Wendenlande zu. König Waldemar hatte nämlich in vielen Heerfahrten während des sächsischen Bürgerkrieges Rü-
1170 gen erobert und die Küsten wendischer Seeräuber heimgesucht. Als nun nach beendigtem Bürgerkriege Heinrich wieder ungestört in Sachsen waltete, und den König Waldemar an die Verträge mahnte, trat ihm
1171 dieser willig die Hälfte des Erworbenen ab; dagegen verlobte der Sachsenherzog seine Tochter Richenza mit dem dänischen Königssohn und Thronfolger Knud. So reiften die Pläne Heinrichs des Löwen auf Herstellung einer königlichen Macht immer mehr ihrer Vollendung entgegen.

Doch auch der Kaiser erweiterte damals durch ein glückliches Zusammentreffen seine Hausmacht. Die Pest in Rom hatte ihm das reiche Erbe des Herzogs Friedrich von Rothenburg, nämlich dessen Vaters, des Königs Konrad Hausbesitzungen eingebracht; der alte Herzog Welf setzte jetzt nach dem Hinscheiden des Sohnes den Kaiser, seiner Schwester Sohn, zum Erben ein; denn der Kaiser hatte ihm zu dem lustigen Leben, das er in Memmingen mit fahrenden Rittern, Sängern und Frauenzimmern führte, oft großmüthig das Geld vorgeschossen, der geizige Sachsenherzog, des Bruders Sohn, hatte es ihm verweigert. Friedrich beerbte ferner den burgundischen Schwiegervater, sowie einen mütterlichen Oheim, Grafen von Pfullendorf. Durch alles dies und sonstige Erwerbungen, hatte er wieder eine bedeutende Hausmacht in Burgund, Schwaben und Franken zusammen gebracht. Kein mächtiger Fürst stand ihm im Südwesten außer dem Zähringer entgegen; das Herzogthum in Schwaben, die Pfalzgrafschaft in Franken waren in seiner Familie. Er vertheilte seine Hausländer unter die Söhne; den ältesten, Heinrich, hatte er bereits von den Fürsten zum römischen König wählen und am 15. August 1169 zu Aachen krönen lassen.

Fast sieben Jahre hat Friedrich seit der italienischen Katastrophe im Vaterlande regiert. Doch war trotz der Anwesenheit und der Kraft des Kaisers der Zustand ziemlich fern von jener glücklichen Befriedung, welche während dieser Zeit in den deutschen Geschichtsbüchern herrscht. Deutschlands westliche Länder scheinen damals unter herumziehenden Söldnerhaufen besonders gelitten zu haben. So verkündet der Kaiser im Herbste 1170, daß er mit König Ludwig VII. von Frankreich zu Vaucouleurs und den beiderseitigen Baronen in Reichssachen berathen und vertragen habe, daß die „Brabanzonen oder Coterellen" weder zu Fuß noch zu Roß diesseits der Alpen in irgend einem Kriege ferner verwendet werden sollten. Gegen die Herren, welche sich jener Banden bedienen, soll scharf vorgeschritten werden. Im nordöstlichen Deutschland entstand wegen einiger Erbgüter Albrecht's des Bären, welcher 1170 starb, und sechs Söhnen die mühsam zusammengebrachten Länder zur Theilung hinterließ, ein heftiger Krieg. Der Kaiser zog einige dieser Güter zum Reiche ein; da widersetzten sich die Erben, worauf der Landgraf von Thüringen und Heinrich der Löwe gegen sie zu Felde zogen. Dieser Krieg, in welchem unter Anderem Weimar und Aschersleben verbrannt wurden, zog sich bis in's Jahr 1175 und ging später wieder von Neuem an.

In dieser Zeit trat vermuthlich die Wandlung des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem Vetter Heinrich ein. Es wäre wunderbar genug gewesen, wenn jenes friedliche Verhältniß für die Dauer hätte bestehen können. Zwei Männer von gleicher Heldenkraft und gleichem Herrscherstolze und gleicher Machtfülle konnten unmöglich auf die Dauer in einem und demselben Reiche nebeneinander herrschen. Während der Kaiser so lange fern war, hatte Heinrich der Löwe sich wie einen König in Deutschland fühlen gelernt; die Anwesenheit und das kräftige Eingreifen eines Oberherrn, mochte ihn dieser noch so sehr begünstigen, konnte einer solchen Natur nicht behagen. Es mußte ihn auch verdrießen, daß Friedrich den Oheim beerben sollte, auf dessen Güter Heinrich doch die nächsten Ansprüche hatte. In dieser Verstimmung und um dem Kaiser nicht gegen Italien Hülfe leisten zu müssen, mag der sonst eben nicht allzu schwärmerische Heinrich wohl den Entschluß gefaßt haben, das Vaterland zu verlassen, und

1172 dem Kaiser höchlichst zur Unzeit, im Januar 1172, eine Kreuzfahrt in's Morgenland zu unternehmen.

Um diese Zeit nämlich war es, daß Friedrich dringender als je zur neuen Kriegsfahrt nach Italien mahnte. Denn drohender als je standen ihm Papst und Italiener gegenüber. Sein Gegenpapst Paschalis war schon im September 1168 gestorben; in Calixtus III. hatte er einen vom Kaiser anerkannten Nachfolger erhalten. Das Schisma dauerte in seiner ganzen Schärfe, in seinen auch für Deutschland traurigen Wirkungen fort. Niemals, so betheuerte Friedrich auf dem Hoftag zu Fulda 1170, niemals werde er den „Roland" als Papst anerkennen. Unablässig hetzte hingegen Alexander die Könige und Fürsten, die Geistlichen und Laien gegen den „sogenannten Kaiser" Friedrich nicht bloß mit solchen Botschaften, die wir kennen, sondern auch mit solchen, die „sich dem Papier nicht anvertrauen" ließen. Zwar in Deutschland, unter dieser „schlechten Nation", wie er sie nennt (regesta Nr. 7969), richtete er, einem Friedrich gegenüber, natürlich am wenigsten aus. Doch ward seine Stellung für den Kaiser immer bedrohlicher. König Heinrich von England, durch allzu ergebene Ritter von seinem Dränger Thomas Beket befreit, ward aus Zerknirschung über diese Mordthat, welche jenem Hierarchen die Märtyrerkrone und den Heiligenschein eintrug, dem römischen Stuhle wieder zugeführt. Die Macht, welche Alexander über alle weltlichen Herrscher außer Friedrich übte, stand damals auf ihrem Höhepunkte und in gleichem Maße stieg die Zuversicht der Lombarden. Sie erweiterten und befestigten ihren Bund, sie untersagten jede Verbindung mit dem Kaiser, die Fürsten Italiens schlossen sich freiwillig oder gezwungen dem Bunde an; stolzer als vorher erhob sich Mailand; zum Schutz des Bundes und zum Hohn des Kaisers bauten sie am Tanaro und Bormida eine gewaltige Bundesfestung und nannten sie nach dem Namen seines Todfeindes, ihres verehrten Oberhauptes, dem sie die Festung schenkten, Alessandria.

Auf dem Hoftage zu Worms am 26. März 1172 klagte Friedrich vor den Fürsten über die Zustände in Italien, über die Umtriebe des „Roland", und daß man vorhabe, ihm die Kaiserkrone zu entreißen und dem Griechen zuzuwenden. Indeß trotz seiner Vorstellungen scheint

die Geneigtheit der Fürsten zur neuen Römerfahrt nach so bittern Erfahrungen nur sehr gering gewesen zu sein; der Feldzug ward zwar beschlossen, sollte aber erst nach zwei Jahren stattfinden; überdieß kam die Thüringensche Fehde und ein Feldzug des Kaisers nach Polen, sowie die Schlichtung böhmischer Thronfolgehändel dazwischen. Indeß hielt Christian von Mainz mit Klugheit und Tapferkeit eine kaiserliche Partei in Italien zusammen; er fesselte das mächtige Genua enger an den Kaiser, Grund genug für Pisa, sich dem Lombardenbunde zu nähern. Ancona schloß sich den Byzantinern an, worauf Venedig, mit Konstantinopel im Seekriege begriffen, zum Kaiser übertrat. Mit einer venetianischen Flotte lag Christian während des Jahres 1174 vor dem heldenmüthigen, weder durch Hunger noch durch Seuchen zu überwältigenden Ancona.

Es war dem Kaiser endlich gelungen, ein ansehnliches Heer zusammen zu bringen, womit er im Herbste 1174 auf demselben Wege, 1174
den er vor sieben Jahren als Flüchtling betreten, wieder über die Alpen zog. Turin und Asti ergaben sich, Susa ward zur Strafe für das einst Geschehene verbrannt. Ohne Aufenthalt begann Friedrich die Belagerung der Feste Alessandria. Der Tapferkeit der Belagerten entsprach die Ausdauer des Kaisers. Nicht die Winterkälte, nicht Mangel und Krankheiten im Lager, nicht die einreißende Desertion konnten ihn bestimmen, von der Belagerung abzustehen; aber alle Versuche, sich der Feste mit List und Tapferkeit zu bemächtigen, schlugen, halb gelungen, fehl; schon waren durch einen unterirdischen Gang einige Deutsche mitten in die Stadt gedrungen; da stürzte der Gang ein und begrub die Stürmenden. Endlich hob Friedrich am Charfreitag die Belagerung auf und zog dem zum Entsatz heranziehenden 1175
Heere der Lombarden entgegen. Doch bangte den Italienern, solcher Schrecken ging in Italien noch immer vor Friedrich's Waffen her, vor dem Ausgang; sie suchten Zeit zu gewinnen und es kam ein vorläufiger Friedensvertrag zu Stande; Schiedsrichter sollten die Streitpunkte vermitteln; doch als der Kaiser nun den größten Theil seines Heeres in die Heimath entlassen hatte, und in Pavia eingezogen war, brach der Kampf von Neuem aus; die Bemühungen der Vermittler scheiterten; die Lombarden und die päpstlichen Legaten kamen auf ihre

früheren Forderungen zurück; der Kaiser beharrte auf seinen Rechten. Vor Allem forderte er die Zerstörung Alessandria's. Alles drängte nun zur letzten großen Entscheidnng. Eiligst berief Friedrich einen Reichstag nach Partenkirchen in Baiern. Die Versammlung sagte ihm Hülfe zu. Nur der Eine, an dessen in Italien so gefürchtetem Arme dem Kaiser vor Allem gelegen war, der Eine, den er so groß und mächtig gemacht, daß ohne ihn Deutschlands Macht nicht mehr auszureichen schien, dieser Eine, der Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, versagte ihm nun, im entscheidenden Augenblicke, den Dienst. „Er sei zu alt geworden für den Krieg", erklärte der fünfundvierzigjährige Mann. Gold und Silber wolle er steuern, aber nicht selbst ausziehen. Er habe nun oft genug in Italien gestritten und sei dieser ewigen Strapazen müde. Vergebens bat ihn der Kaiser mit flehenden Worten: „Dich hat Gott vor Allen erhöht; auf Dir beruht die Stärke des Reiches; nie habe ich Dir etwas versagt; immer war ich bereit, Deine Größe zu mehren; stets war ich Deiner Feinde Feind. Gedenke Deiner Eide, gedenke unserer Verwandtschaft." Der Herzog blieb unbewegt. Da warf sich ihm der Kaiser, von Sorgen überwältigt, zu Füßen. Dieser Fußfall des stolzesten aller Herrscher erschütterte selbst den harten Sachsenherzog; bestürzt hob er den Kaiser auf; aber hartnäckig blieb er bei seiner Weigerung. Die Kaiserin Beatrix, heißt es, habe bei jenem Fußfall das Wort ergriffen und ihrem Gemahl zugerufen: „Lieber Herr, stehe auf, Gott wird Dir helfen, wenn Du einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkest."

Auch in Cleven (Chiavenna) kamen der Kaiser und der Herzog zusammen. Heinrich, so wird erzählt, habe zuletzt als Preis der Hülfe die reiche Kaiserstadt Goslar mit ihren Silberwerken begehrt, und sei zornig davon geritten, als Friedrich diesen Preis ihm verweigerte. Goslar war als Kaiserstadt von jeher den sächsischen Herzögen im Wege und gerade damals stand die Rivalität zwischen Goslar und Braunschweig in Blüthe. Ein baierisches Zeugniß späterer Zeit behauptet, Heinrich sei mit lombardischem Golde bestochen worden. Doch hat uns seine wahren Beweggründe Niemand mit Sicherheit überliefert. Gewiß kam der Widerwille hinzu, den man in Sachsen von jeher gegen die italienischen Kriege empfand und in welchem nun der Her-

zog den Anlaß und die Stütze seines Abfalles finden mochte. Die alte Macht unserer Könige, welche über lokale Rücksichten erhaben das Gesammtinteresse des Reiches wahrzunehmen vermochte, war mit den Saliern in's Grab gestiegen; seitdem lag, wie wir sahen, die entscheidende Gewalt, das materielle Vermögen in den Händen tonangebender Fürsten; seitdem erhob der Particularismus kecker und immer kecker sein Haupt und trat nun in Heinrich dem Löwen ausgeprägt, dem Kaiser und Reich Verderben bringend gegenüber.

Es war am 29. Mai 1176, als Friedrich mit der ungenügenden 1176
Hülfe, die ihm von den deutschen Fürsten zugeführt war, ungeduldig beschloß, den bei Legnano gelagerten weit überlegenen Feind unverweilt anzugreifen. Wie immer stürzten die Deutschen, den Kaiser voran, mit unwiderstehlicher Wucht auf den Feind, schon war er geworfen; schon hatte Friedrich das Carrocio erreicht und die Schaar der Dreihundert, die das heilige Banner umstanden, nach hartem Kampfe überwunden; da in der höchsten Noth stürmte, von Albert Giussano, dem Riesen, geführt, die Todesschaar heran. Es waren neunhundert mailändische Bürger, die geschworen hatten, mit ihrer Fahne zu leben oder zu sterben. Ihr Heldenmuth wandte das Schlachtenglück. Des Kaisers Banner sank; ihn selbst sah man zu Boden stürzen; der Schreckensruf: der Kaiser ist todt! ging durch die deutschen Reihen, bestürzt zogen sie sich nach Pavia zurück. Zwei Tage beweinte man dort den todten Kaiser; seine Gemahlin legte das Wittwenkleid an; da ritt er zur Freude der Seinigen am dritten Tage mit den zersprengten Rittern unversehrt wieder in Pavia ein. Beide Theile schrieben sich zwar den Sieg zu. Doch der größere Verlust war auf Friedrich's Seite und wohl hatten die Mailänder Ursache, Freudenfeste zu feiern.

Friedrich selbst empfand die Niederlage am härtesten. Sie muß einen tiefen Eindruck auf diesen unbeugsamen Geist gemacht haben; denn sie veranlaßte ihn, seiner bisherigen Politik, den Plänen eines Vierteljahrhunderts zu entsagen. Zu Pavia klagte er vor den anwesenden Fürsten den Sachsenherzog als den Urheber seines Unglücks an. Darauf hatten die zahlreichen Feinde des Welfen nur gewartet. Alle hatten ihre Beschwerden vorzubringen. Es sei kein Gotteshaus im Lande, riefen die Bischöfe, das der Herzog nicht geplündert habe. Alle

Fürsten, so riefen die weltlichen Herren, seien in der Person des Kaisers von Heinrich mit beleidigt worden. Man wollte ihn vernichten. Das war jedoch nicht so leicht gethan, als gedacht. Zunächst mußte man Frieden in Italien haben. Die Unterhandlungen mit den Legaten wurden ernstlicher wieder aufgenommen. Friedrich gab den Gegenpapst preis, erkannte den Alexander an, rief die vertriebenen Mönche zurück, entschädigte die verletzten Anhänger des Papstes u. s. w. Zur persönlichen Bekräftigung dieses im folgenden Jahre zum Abschluß
1177 gelangten Vertrages kamen am 24. Juli 1177 Papst Alexander und Kaiser Friedrich, die beiden gewaltigsten Männer des Jahrhunderts, in der prächtigen Lagunenstadt Venedig zusammen. Des kaiserlichen Schmuckes entkleidet, ward Friedrich von den Bischöfen vor den Papst geführt, um zunächst die Lösung vom Banne zu erlangen. Er warf sich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Lange ließ ihn Alexander in dieser Stellung liegen. Da fuhr Markgraf Dietrich von der Lausitz den Erzbischof von Magdeburg, der die Unterhandlungen geleitet hatte, zornig an, wie er es habe wagen können, seinen Kaiser solcher Beschimpfung auszusetzen? Der Papst ließ sich verdolmetschen, was der Markgraf gerufen habe; eilig hob er dann den Kaiser vom Boden auf und reichte ihm den Friedenskuß. Dann schritten sie Hand in Hand die Stufen der hohen Markuskirche hinauf, um dem erfreuten Volke ihre Eintracht zu zeigen. Auch die schismatischen Bischöfe und Fürsten thaten Buße und wurden vom Banne gelöst. Folgenden Jahres führte Christian von Mainz den ächten Papst mit den Waffen nach Rom. Ein allgemeines Concilium von 3 Patriarchen und 300 Bischöfen besiegelte im März 1179 durch eine Reihe von Beschlüssen den wieder hergestellten Kirchenfrieden. Der möglichen Wiederkehr eines Schisma suchte dieses Concil durch genaue Wahlbestimmungen für künftige Papstwahlen vorzubeugen. Nach dem Papste erhielten auch die Lombarden einen fünfjährigen, die Normannen einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand.

Die Nachricht, daß zwischen Kaiser und Papst Friede sei, verbreitete im Reiche allgemeine Freude. Nur Heinrich dem Löwen ward es bange; denn schon sah er die Vorzeichen des Sturmes nahen. Zuerst erschien der Bischof Ulrich von Halberstadt und verjagte auf

kaiserlichen Befehl den von Heinrich investirten Gero aus seinem Sprengel. Hierauf forderte der Erzbischof Philipp von Köln die Grafschaften Asse und Aldenburg zurück und streifte verwüstend bis Hameln. Der Herzog rief die Pommern herbei, welche die Mark Lausitz verheerten. Graf Bernhard von Oschersleben lieferte den Herzoglichen am Havelberge bei Halberstadt ein siegreiches Treffen. So kam der Herbst des Jahres 1178 heran. Da kehrte Kaiser Friedrich, 1178
nachdem er seine Angelegenheiten in Italien und Burgund geordnet und in Turin, Arles und Besançon glänzend Hof gehalten, nach Deutschland zurück. Als sich im November viele Fürsten, darunter laut klagend auch Heinrich, zu einem Hoftag in Speier um ihn versammelten, befahl er dessen Feinden den Stillstand und bestimmte einen Termin zur Untersuchung. Am 15. Januar 1179 saßen zu Worms 1179
die Fürsten in Heinrich's Sachen zu Gericht; aber schon war er nicht mehr der Kläger, sondern der Angeklagte. Es ward ein zweiter Reichstag zu Magdeburg, ein dritter zu Nürnberg, ein vierter zu Kaina, zwischen Zeitz und Altenburg, gehalten. Auf keinem derselben war der Angeklagte erschienen. Dagegen suchte er neue Anhänger zu werben, aber der Ankläger, die sich gegen ihn erhoben, wurden immer mehrere. Dietrich von der Lausitz erbot sich, die Anschuldigung des Hochverraths gegen den Herzog im Zweikampf zu erweisen. In einer geheimen Unterredung zu Haldensleben forderte Heinrich den Kaiser mit beredten Worten auf, ihn seinen Feinden nicht Preis zu geben. Beiden mochte wohl vor dem Bürgerkriege bangen. Und obwohl Heinrich offenbar allen Pflichten gegen das Reich Hohn gesprochen, so war Friedrich dennoch bereit, für ihn zu vermitteln. Er verlangte als Bedingung, daß Heinrich 5000 Mark Buße zahle. Aber selbst dies war dem übermüthigen Herzog noch zu viel. Er betrachtete sich ganz wie einen souverainen Herrn, und selbst die mäßige Buße schien ihm ein unerträglicher Schimpf. Da er nun auch zum vierten Male der Ladung zum Fürstengericht nicht geachtet hatte, so ward endlich zu Kaina die Reichsacht über ihn verhängt; der Kaiser bestätigte das Urtheil und entbot die Fürsten zur Vollstreckung.

Wie eine wüthende Meute stürzten sie nun von allen Seiten

über die Länder des Herzogs her, „Aller Hände wider ihn, seine Hände wider Alle". Seine Kraft ward nun erst recht offenbar. Viele Dörfer und Städte wurden auf beiden Seiten zerstört, viele Länder verwüstet. Halberstadt ging mit sämmtlichen Kirchen in Flammen auf. Die vereinte Macht der Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, des Landgrafen von Thüringen, ferner von zwei Herzögen, acht Grafen und vielen Rittern und einem Söldnerheer von Burgundern und Provencalen mußte vor der Feste Haldensleben zurückweichen und alles Geräthe in eiliger Flucht dahinten lassen. Denn die Herzoglichen hatten ringsumher den Torfboden angezündet, so daß es den Feinden unter den Sohlen zu brennen anfing. Wie vor hundert Jahren im großen Sachsenkriege standen rings in den Marken die Abodriten, Liutizer, Circipaner auf. In Schwerin wurden am 10. November 1179 achtundsiebenzig Geistliche auf ein Mal erschlagen. Wegen des
1180 Brandes von Halberstadt auf den 13. Januar 1180 nach Würzburg geladen, ward Heinrich auch hier seiner Reichs- und Kirchenlehen und seines Erbe verlustig erklärt. Darauf gewannen seine Grafen die Schlacht auf dem Halrefelde. Zum sechsten Male ward zu Gelnhausen getagt. Hier zerschlug und vertheilte der Kaiser nach dem Beschluß der Fürsten die Reichslehen des Herzogs unter dessen Gegner. Nur das niedersächsische Land zwischen Weser und Elbe, einst Hermann Billings Provinz, erhielt wieder einen eignen Herzog in der Person des Grafen Bernhard von Oschersleben, einem Sohne Albrechts des Bären. Doch Heinrich der Löwe, welcher seine Verurtheilung nicht anerkannte, angeblich weil er als Schwabe nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden könne, wehrte sich um so verzweifelter. Er zerstörte die Silberwerke des Kaisers zu Goslar, brach in des Landgrafen Länder ein, verbrannte Nordhausen und schlug seine Feinde bei Weißensee so gewaltig auf's Haupt, daß Herzog Bernhard unaufhaltsam bis Mühlhausen floh. Der Landgraf und dessen Bruder mit 400 Rittern wurden gefangen nach Braunschweig gebracht. Diese Höhle des Löwen füllte sich von allen Seiten mit Beute und Gefangenen. Des Herzogs Grafen von Holstein und von Dassel hatten allein zweiundsiebenzig vornehme Herren in Gewahrsam, von deren Lösegeldern sie auf ihren Schaden zu kommen hofften. Wegen

dieser Gefangenen, deren Auslieferung der habsüchtige Herzog begehrte, entstand zwischen ihm und seinen Vasallen jedoch ein Zwist, der den Sturz des Uebermüthigen beschleunigte.

Zum siebenten Male ward im Juni 1180 zu Regensburg*) wider Heinrich den Löwen getagt. Nach dem Spruche der Fürsten wurden ihm hier auch die baierischen Länder genommen. Endlich zog der Kaiser selbst an der Spitze eines großen Reichsheeres nach Sachsen. Er baute die seit Heinrich IV. zerstörte Harzburg wieder auf und setzte auf dem Hoftag zu Werle den Anhängern und Vasallen des Herzogs mit Androhung des Verlustes ihrer Güter, eine letzte Frist zur Unterwerfung. Nicht gesonnen, sich für ihren habsüchtigen Herrn aufzuopfern und gegen den Kaiser selbst zu streiten, fielen diese jetzt haufenweise ab; seine stärksten Burgen, der Regenstein, die Heimenburg, der Löwenstein, der Herzberg, der Staufenberg, der Schildberg ergaben sich, von allen Harzfesten des Herzogs blieb ihm nur die Blankenburg treu. Dazu kam noch sonstiges Unglück. Der Pommernherzog Kasimir, sein treuer Verbündeter, starb, sein Nachfolger Bogislav huldigte alsbald dem Kaiser; auch Waldemar von Dänemark löste nun den Bund. So fielen ihm die Freunde im Unglücke ab und schon hatte er gegen die Waffen seiner eigenen Vasallen zu kämpfen; doch er wehrte sich noch immer unverzagt; der wilde Graf Bernhard von Asse, der Anführer eines ruchlosen Söldnerhaufens, bald diesem bald jenem Herrn dienend, that von Haldensleben aus den Magdeburgern großen Schaden. Jenseits der Elbe jagte Heinrich, von seinen Lübeckern mit Schiffen und Waffen unterstützt, seine abgefallenen Grafen von Holstein und Ratzeburg aus dem Lande, und als der Kaiser im Winter Sachsen wieder verließ, war sein gewaltiger Gegner wohl geschwächt, aber nicht besiegt. Doch gelang es den Magdeburgern im 1181
folgenden Frühling durch Ueberschwemmung vermittelst künstlicher Wasserbauten die Festung Haldensleben unter Wasser zu setzen und zur Uebergabe zu zwingen; im Sommer führte dann der Kaiser ein frisches Reichsheer heran, eroberte die Blankenburg, ließ Braunschweig

*) Ueber die schwierige Reihenfolge dieser Reichstage und deren Beschlüsse siehe Giesebrecht in den wendischen Geschichten, Band 3, Seite 246 bis 257.

durch Philipp von Köln umzingeln und suchte nun den Herzog jenseits der Elbe auf. Sofort nahm auch hier der Abfall unter den Dienstleuten überhand. Nur die Bürger von Lübeck harrten in Treue aus. Vor Lübeck kam der Kaiser mit dem König Waldemar zusammen. Friedrich verlobte hier seinen Sohn mit einer Tochter des Dänenkönigs und gab ihm in einer geheimen Uebereinkunft die pommerschen Erwerbungen des Sachsenherzogs preis, während er öffentlich die Pommernfürsten Bogislav und Kasimir als Reichsherzöge von Slawien mit der Fahne belehnte. Die Bürger von Lübeck aber litten bald große Noth für ihre Treue; sie wurden zu Lande von des Kaisers Heerhaufen, zu Wasser von der Flotte des Dänenkönigs belagert. Sie sandten daher Boten zum Herzog, ihre Noth vorzustellen, und er gestattete ihnen die Uebergabe, Friedrich bestätigte dagegen den tapfern Bürgern die Rechte und Freiheiten, die sie bisher besessen hatten. Darauf mit Stades Fall war der Widerstand des Herzogs endlich gebrochen. Auf dem Hoftag, den Friedrich im November zu Erfurt hielt, erschien der stolze, nun tief gebeugte Fürst; Magdeburgisches Geleite mußte ihn vor der Wuth seiner Feinde schützen. Wie einst an Italiens Grenze der Kaiser vor ihm gelegen, so lag er jetzt um Gnade bittend zu Friedrich's Füßen. Da brach Friedrich in Thränen aus, weinend und küssend hob er den Vetter vom Boden. „Du bist das eigne Werkzeug Deines Unglücks!" rief er aus. Vielleicht hätte er ihm wohl gar Alles zurückgegeben; aber das stand längst nicht mehr in seiner Macht; die Reichslehen waren dem Herzog unwiederbringlich verloren; schon beim Beginn des Kampfes hatte der Kaiser den Fürsten schwören müssen, in dieser Sache Nichts ohne ihre Zustimmung zu beschließen. Doch that er das Mögliche für Heinrich; indem er, ohne vom Kriegs- oder Beuterecht Gebrauch zu machen, dem Herzog den ungehinderten Besitz seiner immer noch höchst ansehnlichen, einen großen Theil des heutigen hannoverschen und braunschweigischen Landes umspannenden Erbländer rettete. Dafür versprach Heinrich, Deutschland zu meiden, bis ihn des Kaisers Gnade zurückrufe. Friedrich bestimmte die Frist seiner Verbannung auf sieben Jahre, ermäßigte aber auf Bitten des Papstes und der Könige von England und Frankreich diese Frist auf drei Jahre. Am
1182 Jacobitag (25. Juli) des Jahres 1182 zog der einst so gewaltige,

wie ein König in Deutschland gebietende Fürst mit den Seinigen in das Exil nach England, zu seinem Schwiegervater König Heinrich II. Dort hat der große Ahnherr des Hauses Hannover, welches jetzt auf Englands Thron sitzt, Jahre lang als Verbannter gelebt. Hohn und Spott seiner Feinde begleiteten ihn in die Verbannung. In Bardewik verschloß man ihm die Thore und einige freche Gesellen zeigten ihm von der Mauer herunter den Hintern. „Das sollt Ihr mir schwer büßen!“ rief er, und hat den Schwur nur zu treulich gehalten.

Mit dem Sturze Heinrich's des Löwen verschwand also das letzte jener großen Stammesherzogthümer des innern Deutschlands, welche über ganze Volksstämme als Stellvertreter der königlichen Gewalt gebietend und mit königlicher Machtfülle ausgestattet, in der bisherigen deutschen Geschichte der Krone durch ihre Empörungen oft so furchtbar geworden waren. Aber an die Stelle der einen überragenden Landesgewalt im Reiche trat nun — ein mehr als zweifelhafter Gewinn — eine große Anzahl kleinerer Landesherren. Eine Menge Fürsten wurden mit den Ländern des Welfen bereichert; großen Vortheil zog der zum Pfalzgrafen in Sachsen erhobene, jetzt als einer der mächtigsten Reichsfürsten dastehende Landgraf von Thüringen, doch den größten Beutetheil hatte das Haupt und der Schürer des Krieges, Erzbischof Philipp von Köln davongetragen; er erhielt das Herzogthum in Westphalen mit allem Zubehör, Grafschaften, Vogteien, Höfen und Rechten. Er war jetzt der mächtigste Fürst im Reiche.

Wohl mochte der Kaiser damals, der Treue seiner Fürsten vertrauend, die ihm ja so viel zu danken hatten, den Frieden im Reiche für wohl gesichert halten. Papst Alexander III. war am 30. August 1181 gestorben, wohl der größte und achtungswürdigste unter allen Päpsten, die nach der Weltherrschaft gerungen haben. Er hatte in Wahrheit, und geschah es auch nur aus Politik, für die Freiheit eines Volkes gestritten. Seinen Gegenpapst hat er nach dessen Sturze mit edelmüthiger Freundschaft geehrt. Haß und Rachsucht und jene von weltlicher Ueberhebung erzeugte hochmüthige Verachtung der Gegner, wie solche Gregorius in seinen Schriften und Handlungen bekundete, traten bei Alexander hinter der großen Idee, die auch er vom Oberpriesterthum hatte, zurück. Am meisten mag zu dieser Läu-

terung und Mäßigung des einst so heftigen Roland die achtunggebietende Größe seines Gegners beigetragen haben. Denn obwohl Friedrich schärfer als je ein deutscher Kaiser der römischen Kirche gegenübertrat, konnten ihm doch selbst Papst und Kardinäle mitten im Kampfe ihre Bewunderung nicht versagen. Dem Kaiser Friedrich gegenüber lernte sich Alexander bescheiden; der übrigen Welt sandte er bis zum Ende seine Herrschergebote zu, vom fabelhaften „König der Inder Johannes“, bis zum König der Schotten Wilhelm; der König von Portugal nahm sein Reich als Erblehen des römischen Stuhles von Alexander an. Eine kleine Probe von der eingreifenden Thätigkeit der Kirche unter diesem Papste geben die auch für die Culturgeschichte höchst interessanten Beschlüsse des römischen allgemeinen Conciliums von 1179. Es soll an jeder Kathedralkirche ein Magister besoldet werden, welcher ärmere Schüler unentgeltlich unterrichte; allgemeiner Gottesfriede soll gehalten; alle Reisenden, Kaufleute, Ackerbauer, ja sogar die Hausthiere, sollen ohne Gefährde ihren Arbeiten obliegen; die Aussätzigen, die „in besonderen Genossenschaften leben“, sollen eines eignen Presbyter, einer eignen Kirche, eines eigenen Friedhofes sich erfreuen; nicht ferner sollen Christen den Sarazenen Waffen und Schiffsgeräthe verkaufen oder auf sarazenischen Schiffen als Steuermänner Dienste nehmen; nicht ferner soll Juden und Sarazenen gestattet sein, Christensclaven in ihrem Hause zu halten; die offenbaren Wucherer sollen von der Communion und dem christlichen Begräbniß ausgeschlossen sein; verflucht wird eine Reihe ketzerischer Secten, verflucht werden auch Alle, welche fernerhin „Brabanzonen, Aragonier, Navarresen“ und andere derartige Söldnerhaufen, die weder Kirchen noch Klöster, weder Wittwen noch Waisen, nicht Greise und Kinder, die keines Alters und Geschlechtes schonen, sammeln, miethen, unterhalten oder unterstützen. Endlich werden wie in vielen früheren Concilienschlüssen, auch in diesem die Turniere als gottlos verboten. Solche Beschlüsse, eine solche in alle Lebensverhältnisse eingreifende und bewegende, überall wirklich oder scheinbar abhelfende Thätigkeit war das Mittel, dessen sich die Päpste im Frieden bedienten. Sie verstanden das erste Gesetz des Daseins; es heißt Leben und Thätigkeit. So sind die großen Päpste jener Zeit mächtig geworden; so wurden sie, gleich den alten

Römern, die Lehrmeister der Staatskunst. Der schwächere Nachfolger Alexander's, Lucius III., ward von den Römern wieder verjagt, und vermochte sich nicht auf der Höhe seines Vorgängers zu halten.

Durch innere Zerwürfnisse nach dem Siege schwach, verstanden sich die Lombarden schon vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes zum definitiven Frieden; die kaiserliche Partei kam wieder zu Worte; ja die Bürger von Alessandria tauften zu Ehren des Kaisers ihre Stadt in Cäsarea um. Aber auch in Deutschland war man der italischen Kriege müde und so kam denn am 25. Juni 1183 auf dem Reichs- 1183
tage zu Constanz der Friede zu Stande. Die lombardischen Städte erlangten ihre Freiheit und Selbstregierung; sie behielten die seither besessenen Regalien; andere sollten sie ablösen können. Dem Kaiser leisteten sie den Unterthaneneid, die Vasallen erneuerten den Lehenseid; er behielt außer dem üblichen Markte und den Leistungen zu seinen Römerzügen, nur noch gewisse Oberhoheitsrechte, namentlich die Investitur der gewählten Consuln und die Einsetzung von Appellationsrichtern.

So war endlich in Deutschland und Italien der große Zwist beendet, der lange erbitterte Kampf feindlicher Prinzipien zu gedeihlichem Frieden, zu harmonischem Zusammenwirken ausgeglichen und bald stellten sich die segensreichen Früchte dieses Zustandes der Dinge ein. Einzelnen Fehden, die noch ausbrachen, machte Friedrich schnell ein Ende. Die Träume von einer Herrschaft, wie sie Constantin und Valentinian über den Erdkreis geübt haben, waren zwar nicht in Erfüllung gegangen; aber die wirkliche Macht des Kaisers war in Deutschland gewachsen und auch die übrige Welt zögerte nicht, die ideale Hoheit des gewaltigen Helden, des Patriarchen der Könige, zu ehren. Das stellte sich recht anschaulich und groß und mit einem bis dahin unerhörten, in dieser Weise nie wiederkehrenden Glanze auf dem großen Reichsfeste dar, welches der alte Kaiser zu Pfingsten 1184 in 1184
Mainz veranstaltete, um die Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne zu feiern. Alle Fürsten und Prälaten aus Deutschland und Frankreich, aus Italien und Burgund, alle Ritter und wer sonst noch kommen wollte von nah und fern, waren geladen. Noch ging der volle Strom des deutschen Nationalgefühls gewaltig durch alle Gauen unseres Vaterlandes und was die Herzkammer des Reiches, was den Kaiser froh

bewegte, das wirkte auch bis in seine entferntesten Glieder lebendig und fröhlich fort. Wer seine Freude hatte am Ruhm und Glanz des Reiches und nicht durch Armuth oder Unfreiheit an die harte Scholle gefesselt war, schloß sich den frohen Schaaren an, die in lustigem Gepränge, „in Schiffen und Straßen" herbeizogen, um den hohen Tag zu schauen. Es waren allein 70,000 Ritter mit ihrem besten Waffenschmuck erschienen, ohne die ungezählte Menge des Volkes. Das weite Mainz konnte das Gedränge nicht fassen, deßhalb hatte der Kaiser auf der Ebene am Fuße des Taunus für seine Gäste eine Stadt von festlichen Zelten aufrichten lassen. Sänger und Spielleute und lustiges Volk aus allerlei Ländern strömte dort zusammen, auch Heinrich von Veldeck, der Sangeskönig, ist auf diesem Feste gewesen, und es blieb ihm unvergeßlich. Mancher keimende Gedanke der Kunst und Poesie mag dort wohl zuerst erwacht sein, manches schöne Stück zu dem ritterlichen Prachtgewande, in welchem zu jener Zeit der deutsche Heldengesang wieder auferstand, mag diesem Tage seine Entstehung danken. Es konnte auch die Gestalt des Kaisers Friedrich an die alten Heldenzeiten mahnen. Mit jugendlicher Freude sah man ihn neben den blühenden Söhnen ihren Ehrentag feiern. Er ließ Alle reichlich bewirthen, ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln hatte er zusammenbringen lassen; fröhliche Spiele und Gelage wechselten mit der ernstern Feier; der Kaiser selbst that es im Turniere, das mit stumpfen Waffen in weitem Kreise aufgeführt wurde, Allen zuvor. Auch die Armen und Kranken und die Gefangenen wurden nicht vergessen. Mit vollen Händen streute der Kaiser Gold und Silber unter das Volk aus und die Fürsten folgten seinem Beispiele. Drei Tage dauerte dies berühmte Fest. Als dann der Kaiser die Regierung in Deutschland dem König Heinrich übertrug und wieder nach Italien zog, dies Mal in friedlichem Triumphe, da harrte seiner eine Nachfeier des Festes in den lombardischen Städten. Und als er nun den Mailändern auch die noch vorbehaltenen Regalien überließ und ihnen die Wiederherstellung von Crema gestattete, da war des Jubels kein Ende, sie verpflichteten sich, in ganz Italien für ihn zu streiten und baten sich als
1186 besondere Gnade aus, daß in ihrer Stadt am 27. Januar 1186 die Vermählung des Königs Heinrich mit Constanzia, der Tochter

Königs Roger, der Erbin von Sicilien und Apulien, in aller Pracht und Herrlichkeit des Südens gefeiert wurde.

Diese Verbindung war ein Triumph der kaiserlichen Staatskunst, denn sie schien, sicherer als alle Waffensiege, die Macht des Reiches zu befestigen und auf jenen innerlich ungebrochenen Höhepunkt zurückzuführen, welchen Kaiser Heinrich III. über Staat und Kirche eingenommen hatte, da er noch im Besitze ganz Italiens war und noch keine selbstständigen normännischen Herrschaften ihm diesen Besitz streitig machten und den Papst der kaiserlichen Gewalt entzogen. Es war den Unterhändlern des Kaisers Friedrich gelungen, trotz der äußersten Gegenbemühungen und Intriguen der römischen Curie jene Verbindung zu Stande zu bringen. Lucius III. starb am 25. November 1185, ihm folgte Urban III., ein Gegner, dem zur Furchtbarkeit nur die Macht fehlte. Denn durch die wechselvollen Verschlingungen der Politik war Friedrich nun mit denselben Mächten eng verbunden, welche bisher des Papstes Stütze gewesen. Schon hatten die Barone Siciliens dem römischen König Heinrich als Thronfolger zu Troja gehuldigt; und während das jubelnde Mailand die Hochzeit Heinrich's mit Constanzia feierte, während eine allgemeine Amnestie der Welt verkündete, daß der Kaiser mit seinen Völkern im Frieden sei, saß Urban, von den Römern vertrieben und den Bischöfen fluchend, die gegen sein Verbot den Ehebund einsegneten, in ohnmächtigem Grolle zu Verona.

In dieser Zeit stand die Macht des Kaisers wiederum auf ihrem Gipfelpunkte. Aber wie trügerisch war auch diese glänzende Höhe, wie morsch und vergänglich ihre Unterlage. Sie beruhte auf der Treue der so eben noch vom Kaiser bereicherten, fürstlichen Vasallen und nie hat es ein unzuverlässigeres Fundament gegeben. Diese in der deutschen Geschichte wie in aller Geschichte stets wiederkehrende Erfahrung sollte Kaiser Friedrich nun zum zweiten Male machen, dies Mal wiederum gerade an demjenigen, der ihm am meisten zum Danke verpflichtet war. Erzbischof Philipp von Köln war nach dem Sturze des Welfen durch des Kaisers Verleihungen der mächtigste Reichsfürst geworden. Als er nun des Kaisers nicht mehr bedurfte, da wandelte sich die Treue in Hochmuth, Undank und Verrätherei. Wie sehr irrte doch das gutmüthige Volk, als es auf dem Tage zu Mainz beim Einsturz

der Kapelle scherzend meinte, das habe der Teufel gethan, aus Zorn, weil nun die Fürstenaufstände für immer beendigt seien. Auf demselben Reichstage war es, wo sich im Rangstreite zwischen Köln und Fulda und im höchst ungebührlichen Betragen des Erzbischofs bereits dessen Gesinnungen enthüllten. Der Kaiser hatte ihn dann als Gesandten nach London geschickt und dort war er mit seinem frühern Todfeind Heinrich dem Löwen in enge Verbindung getreten. Offen hatte er folgenden Jahres dem jungen König Heinrich, der ihn wegen Plünderung von Kaufleuten vor sein Gericht zog, den Gehorsam verweigert; erst nach der dritten Vorladung war er auf vieles Zureden in Mainz erschienen, aber nicht als Angeklagter, sondern mit Heeresmacht. Doch des jungen Königs kluge Politik gewann das Gefolge und der stolze Prälat mußte Buße leisten. Seitdem ward seine Feindseligkeit unversöhnlich. Er ward nun der Stifter eines förmlich auf die Schwächung des Reiches ausgehenden, den Verrath an das Ausland nicht scheuenden, der bloßen Selbstsucht fröhnenden f ü r s t l i c h e n S o n d e r b u n d e s. Sonderbünde dieser Art, welche fortan in unserer Geschichte eine so große Rolle spielen, haben uns unermeßliche Schande eingebracht und mehr als alles Andere der politischen Größe des deutschen Reiches den Todesstoß versetzt. Den Erzbischof von Mainz und zwölf Bischöfe, so wie den Landgrafen von Thüringen, gerade solche Fürsten, welche der Kaiser am meisten bereichert hatte, brachte Philipp auf seine Seite; einst die Seele einer kirchenfeindlichen Politik, führte er diese Verbindung jetzt unter kirchlichem Vorwande dem Papste Urban zu, welcher ihn dafür zu seinem Legaten erhob; die niederländischen, ohnedies dem Reiche stets abholden Fürsten wußte er an sich zu fesseln; ja er trat in landesverrätherische Verbindung mit dem Könige von Frankreich. Der
1187 große Hoftag, welchen Philipp am Palmsonntag 1187 mit seinem Anhange, vielen Fürsten, Bischöfen und 4000 Rittern zu Köln hielt, war eine häßliche Parodie auf den Reichstag von Mainz. Dafür sah es auch Kaiser Friedrich an, denn seine Nachsicht war erschöpft und dem hellen Zorne gewichen. Im Februar über die Alpen zurückgekehrt, gelang es ihm zwar, auf dem Reichstag, den er am 15. August zu W o r m s hielt, den Bund zu sprengen; die meisten Theilnehmer suchten sich aus Furcht vor der Anwesenheit des Kaisers von der An-

klage der Verschwörung zu reinigen. Aber Philipp von Köln beharrte in feindseliger Stellung.

Nach Straßburg geladen, forderte er in päpstlichem Auftrag gewisse neue Concessionen an die Kirche, nämlich die Abtretung des sogenannten Spolienrechtes. Doch Friedrich erklärte ihm, das Reich habe nun genug verloren; schlimm genug sei, daß der Kaiser nicht mehr wie früher die Bischöfe erhebe, die nun fremder Gunst ihre Macht dankten; seitdem hätten die trefflichen Bischöfe, welche Deutschland einst besessen, aufgehört! Auf dem Reichstage zu Gelnhausen klagte Friedrich über die nimmer ruhenden Anforderungen des Papstes. Die versammelten Bischöfe sollten ihm nun offen ihre Meinung sagen: ob sie dem Kaiser geben wollten, was des Kaisers, und Gott was Gottes ist? Sie erklärten sich für den Kaiser und sandten Schreiben an Papst und Kardinäle, die zum Frieden und zu billiger Gesinnung mahnten. Philipp aber begann die offenen Feindseligkeiten, brachte die Kölner auf seine Seite, befestigte Stadt und Fluß, und als der Kaiser ein Heer sammelte, um nach Frankreich zu ziehen, verweigerte ihm Philipp den Durchzug durch die Niederlande und ließ die eben gebaute Moselbrücke des Kaisers zerstören. Seine lang gesponnenen Umtriebe gegen den Kaiser traten nun offen an den Tag. Seit zwei Jahren war Heinrich der Löwe aus der Verbannung zurückgekehrt, rachebrütend, undankbar, unversöhnlich. Durch ihn hatte Philipp die Könige von Dänemark und England in seine päpstliche Liga gezogen, durch ihn suchte er die Sachsen wieder zu päpstlichen Streitern zu machen. Mit seinen bittersten Feinden hatte er sich verbunden, um den Kaiser zu bekriegen. Andererseits schloß Friedrich nach diesem Umschwung der Dinge ein Bündniß mit König Philipp von Frankreich. Von allen Seiten ward lebhaft gerüstet, der Krieg war offen verkündet. Auf der Versammlung zu Trier klagte Friedrich bitterlich, daß ihn die Kölner Pfaffen zwängen, noch in seinen alten Tagen gegen die eignen Unterthanen in's Feld zu ziehen. Schon rüstete sich auch der Papst, das Signal zum Bürgerkrieg zu geben; er hatte den Kaiser, wie einst Hildebrand übermüthig vor sein Forum geladen; Versöhnungsversuche waren gescheitert, schon war die Bulle ausgefertigt, welche „den gewesenen Kaiser Friedrich" verfluchte und alle

Unterthanen desselben, auch die Ungarn und Polen, nun gar zum Kreuzzug gegen ihn aufrief, mit Verheißung vollen Sündenablasses, da starb am 20. October jener wüthende Pfaffe und erhielt in Gregor VIII. einen christlicher gesinnten, minder anmaßenden, dem Kaiser überdies befreundeten, Nachfolger. Zugleich war ein Ereigniß eingetreten, welches allen Verhältnissen mit Einem Schlage eine andere Wendung gab und freilich wohl einen gewaltigen Kreuzzug hervorrief, aber nicht gegen den Kaiser Friedrich.

Das Königreich Jerusalem, durch den Glaubenseifer der ersten Kreuzfahrer den Ungläubigen entrissen, aber durch die Verderbniß der Sieger und ihrer Nachfolger zur Ohnmacht verdammt, wesentlich nur von der Schwäche seiner Gegner getragen, war zum Falle reif, als ihm Saladin, der Sultan von Egypten, gegenübertrat. Dieser große Herrscher hatte die zersplitterte Macht der Moslemin durch sein Genie und durch die frische Kraft der kurdischen Bergvölker wieder hergestellt; es ist ebenso bezeichnend für seine Ueberlegenheit wie für die veränderten Ansichten der Zeit, daß die Christen selbst diesen Ungläubigen so hoch gefeiert haben. Nach ihrem Zeugnisse hatte er mehr von wahrhaft christlicher Gesinnung, Menschenliebe, Wahrhaftigkeit und Religiosität in sich, als die christlichen Vertheidiger des heiligen Grabes zusammengenommen. Vor seiner Feldherrnkunst zerging bei Tiberias oder Hittin die zuchtlose Gegenwehr der christlichen Fürsten. Ihr eigener Verrath hatte ihm die Wege bereitet. Am 3. October 1187, 88 Jahre nach der Eroberung von Jerusalem, ließ Saladin unter Trompetenschall als Sieger und Beherrscher des Grabes einziehend, das Kreuz wieder vom Tempel abnehmen. Aber nicht mit Morden und Rauben wollte Er seinen Triumph besiegeln. Er ließ Niemanden an Leib und Habe kränken, den Wittwen und Waisen der gefallenen Feinde gab er Pensionen, gestattete den Christen freien Cultus und denen, die unter seinem milden Scepter nicht wohnen wollten, gab er Reisegeld und sicheres Geleite durch die Besitzungen ihrer Glaubensbrüder. Denn während der Ungläubige über das tragische Geschick seiner Feinde Thränen vergoß, plünderten die Christen von Tripolis ihre fliehenden Glaubensgenossen aus.

Das war das Ende der Christenherrschaft im heiligen Lande.

Unbefangener als es die Christen je vermochten, hat der weise Sultan ihr Urtheil gesprochen: „nicht unsere Macht, sondern ihre Frevel haben ihnen den Untergang bereitet. Das Kreuz fiel in unsere Hände, um welches sie flatterten, wie die Schmetterlinge um das Licht — — — das Kreuz, der Führer ihres Stolzes, ihres Glaubens und ihrer Tyrannei — —".

Unendlich großartiger als der Fall Jerusalems an und für sich, war der Eindruck dieses Ereignisses in Europa. Hundertjährige namenlose Anstrengungen und Opfer schienen umsonst gewesen zu sein. Dessen, was die Abendländer in diesen Kreuzzügen wirklich gewonnen hatten, der Anregungen, Fortschritte und Bereicherungen in Kultur und Bildung, des Gewinnes, den man in den Kulturgeschichten unserer Zeit so leicht erfahren kann, war man sich damals weniger klar bewußt; man sah nur das heilige Grab, und daß es, freilich nicht ohne eigne Schuld, wieder verloren sei. Urban III. starb, wie es heißt, vor Schreck über die Kunde der Schlacht. Denn unter dem zweiten Urban war Jerusalem gewonnen worden und unter ihm, dem dritten Urban, ging es nun verloren. Bestürzung, Reue und Zerknirschung erfüllten die abendländischen Gemüther. Der Erzbischof von Tyrus und Andere reis'ten umher, das große Unglück, wie sie es gesehen, zu schildern. Bei dieser großen Erregung ist nun aber die durchaus von weltlichen Rücksichten abhängige Art um so bezeichnender, wie sich der Schmerz in Thaten umwandelte. Kein heiliger Bernhard vermochte mehr die Könige und Fürsten mit sich fort zu reißen. Zunächst rüsteten die mit ihrem Handel und Verkehr bei der orientalischen Frage am meisten betheiligten Seestaaten, Wilhelm von Sicilien, Genua, Pisa u. s. w. Die Könige von England und Frankreich nahmen zwar das Kreuz; setzten aber gleichwohl ihre Fehden und inneren Umwälzungen fort; Richard von England benutzte den Kreuzzug zu schmachvollen Bedrückungen, Philipp August zu durchgreifenden Reformen im Staatswesen. Der fromme Papst Gregor wendete sich daher vor Allen an Kaiser Friedrich; er schrieb ihm und dem König Heinrich Briefe voll Güte und Versöhnung; er tadelte das Benehmen seines Vorfahren und der Parteigänger desselben; nicht gegen jene erhabenen Herrscher, sondern mit ihnen müsse die Kirche streiten; denn, so schreibt er dem Kaiser, „wohl wissen wir, daß

nur durch die Hülfe der Großen der Christenheit jetzt noch geholfen werden kann".

In diesen Worten liegt es ausgesprochen, wie sehr sich die Zeiten seit den ersten Kreuzzügen geändert hatten. Trotz aller Triumphe, die das Papstthum fort und fort errungen hatte, waren die weltlichen Mächte in gleichem, ja fast in größerem Maße erstarkt und an einen päpstlichen Heerbann, wie ihn der zweite Urban in Frankreich organisiren und einem Legaten als Generalissimus unterstellen, an fahrende Prädicanten, welche viele Tausende in rasender Extase vor sich her treiben konnten, war entfernt nicht mehr zu denken. Gebrochen war jene schrankenlose Glaubenswuth; tausend Kräfte waren erwacht und theilten sich in die Menschheit; und gerade damals hatten die abendländischen Staaten sich ihrer größten Herrscher zu erfreuen. Trotz alles Schmerzes und aller Begeisterung wollte man nicht mehr blindlings ziehen, am wenigsten in Deutschland; zu schmerzlich hafteten die kläglichen Erfolge früherer Fahrten noch in der Erinnerung. Aller Augen schauten hier auf den Kaiser Friedrich; da Er aber nun auch auf dem Reichstage zu Mainz oder dem „Reichstag Jesu Christi" am Sonntag Lätare 1188 mit Vielen seiner Fürsten sich das Kreuz angeheftet hatte, da erst wurde nicht mehr gefragt, wer gehe? sondern nur, wer bleibe? Doch fehlte es auch nicht an solchen, die ihn aufforderten, im Vaterlande zu bleiben und seine Söhne hinziehen zu lassen. Aber dies gab sein hoher Sinn nicht zu. Ihn bewegte der Fall Jerusalems so tief, daß er schon auf dem Reichstag zu Straßburg, da von dem Kreuzzuge die Rede war, in Thränen ausbrach. Er verzieh großmüthig dem Philipp von Köln, welcher dagegen Friede gelobte, stellte durch Gesetze und Maßregeln den Reichsfrieden her und rüstete nun mit Eifer und Macht für seinen Kreuzzug. Er befahl, daß jeder Kreuzfahrer auf zwei Jahre Mittel für seinen Unterhalt beschaffen müsse; für die Unvermögenden aber ward den Zurückbleibenden ein Beitrag aufgelegt. Obwohl der Letzte im Beschluß, „war Friedrich doch der Erste in der
1189 That", schon am 18. Mai 1189 war er in Wien, dem Sammelplatz der deutschen Kreuzfahrer, und bald nachher überschritt das große, 20,000 Ritter, ohne das Fußvolk und den Troß, zählende deutsche Kreuzheer Ungarns Grenze.

Vorher gab Friedrich einen strengen Reichsfriedebrief; dessen Handhabung überließ er der kraftvollen und staatsklugen Regierung seines Sohnes, des Königs Heinrich. Er sollte das Vaterland freilich nicht verlassen, ohne bereits die drohenden Vorzeichen neuer Stürme heraufziehen zu sehen. Philipp von Köln und Heinrich der Löwe hatten sich der Kreuzfahrt nicht angeschlossen und suchten vielmehr die Abfahrt des Kaisers zu neuen Empörungen zu benutzen. Heinrich ward daher zum zweiten Male verbannt, Philipp erhielt eine scharfe Mahnung. So groß war der unversöhnte Haß dieser Liga, daß die ihr angehörenden Kölnischen Vasallen und der Landgraf von Thüringen einen eigenen Weg zur See einschlugen.

Ganz anders wie die früheren Kreuzfahrer, in strengerer Ordnung und Mannszucht, trat Friedrich diesen seinen zweiten Kreuzzug an. Keiner im Heere durfte vor dem bestimmten Tage aufbrechen. Die Marschlinien waren vorgezeichnet, die Lieferungsverträge in Ungarn und Griechenland vorher geschlossen. Bevor das Heer die Grenze überschritt, wurde eine große Musterung vorgenommen; es ward von allem Gesindel, von Dieben und Huren, gesäubert; auch der eitle Tand, Hunde und Falken, mußten fern bleiben. An Ungarns Grenze erließ der Kaiser Kriegsgesetze von furchtbarer Strenge. Auf der Grenze des griechischen Reiches ließ er zwei vornehme Herren im Heere wegen Gewaltthätigkeiten hinrichten. In Ungarn mit hohen Ehren empfangen, hatte er von den Angriffen der Bulgaren und der feindlichen Politik des byzantinischen Hofes, der in ihm den alten Gegner und Eroberer nicht mit Unrecht fürchtete, desto mehr zu leiden. Ein schöner Brief, den der Kaiser von Philippopolis aus an seinen Sohn schrieb, schildert die Begebenheiten der Reise und die Tücke der Griechen; die Seestädte sollen Flotten aufbringen, damit man Konstantinopel zu Land und See angreifen könne. Alles, was an Geld aufzutreiben, soll nachgeschickt, in allen Kirchen soll gebetet werden, denn nur mit Gottes besonderer Hülfe werde das Unternehmen Fortgang haben. Die Griechen bildeten sich schon ein und prahlten, sie hätten ihn „in einem Netze gefangen" und verlangten, er solle ihrem heiligen (übrigens wegen scheußlicher Unthaten berüchtigten) Kaiser Isaac Angelus einen Lehenseid leisten. „Bis jetzt bin Ich durch Gottes Gnade Kaiser,"

rief Friedrich; „doch nenne ich mich nicht einen Heiligen. — — Es giebt nur Einen Kaiser, wie es nur Einen Papst giebt; und wie die Sonne allen Sternen vorleuchtet, so das römische Imperium allen andern Reichen. — — Eure Netze werde ich wie Spinneweben zerreißen!" Da man seinen Gesandten in Byzanz nicht nach ihrer Würde begegnet war, so ließ er dafür die Diener der griechischen Gesandten mit derselben ausgesuchten Höflichkeit behandeln, wie ihre Herren, um zu zeigen, daß im byzantinischen Reiche kein Unterschied zwischen Herren und Lakaien sei. Bald hatten die Griechen ihren Ton sehr herabgestimmt. Im Winter lagerte Friedrich um Konstantinopel und ließ die Feste Philadelphia zerstören. Es kam endlich ein Vertrag zu Stande,
1190 in dessen Folge vom 23. bis 29. März 1190 bei Kallipolis die Ueberfahrt nach Asien geschah.

„Nun ist das Land unser, nun seid getrost, lieben Brüder!" rief Friedrich aus, als er, der letzte im Heere, Asiens Küste betrat. Er ahnte nicht, wie so ganz anders es kommen werde. Schon in Kleinasien ward das Heer durch Mangel und Ueberfälle stark gelichtet, mehr als ein Mal war es dem Untergange nahe. Aber die jugendliche Begeisterung des alten Helden überwand alle Schwierigkeiten, und der Tapferkeit seines Sohnes Friedrich von Schwaben erlag, da schon das unabwendbare Verderben drohte, zur guten Stunde Iconium. Der Sultan Kilidsch Arslan ward zum Frieden gezwungen. So kam das Kreuzherr, stark zusammengeschmolzen, in Armenien an. Geöffnet war der Weg zur syrischen Grenze. Schon ward Saladin besorgt und versuchte Unterhandlungen. Doch rastlos zog Friedrich weiter. Am 18. Juni überschritt das Heer den Fluß Kalykadnus oder Seleph. Herzog Friedrich war mit dem Vortrab hindurchgeschwommen, die Masse des Heeres mit dem Gepäck folgte auf einer in weiterer Entfernung über den Fluß geschlagenen Brücke. Das ging dem Kaiser, der mit dem Nachtrab ungeduldig am Ufer harrte, zu langsam und er beschloß, wie sehr ihn auch das Gefolge abzuhalten suchte, sogleich hinüberzuschwimmen. Aber der Eifer des siebenzigjährigen Helden war größer als seine Körperkraft. Rüstig schwamm er eine Strecke, dann erfaßte ihn plötzlich die tückische Fluth, vielleicht war es auch ein

Schlagfluß und er sank unter. Als man ihn rasch hinzuspringend erreichte, war er bereits eine Leiche.

Nie sind wohl heißere Thränen von Männern geweint worden, als an jenem Tage von den deutschen Kreuzfahrern und nie ging wohl eine betäubendere Nachricht durch unser Vaterland. „Nun fahre hin, Leben und Hoffnung! nun ist der Stern untergegangen und die Säule umgestürzt!“ So sangen die Dichter, so klagten die Chronisten. Es war, wie einer erzählt, als ob es nun im Kreuzheere Nacht geworden, und als ob Allen der Vater gestorben und das Glück entflohen sei. Sie huldigten zwar dem heldenmüthigen Sohne des Kaisers, dem Friedrich von Schwaben, als ihrem Führer; aber schon auf dem Wege nach Antiochien kam der größte Theil des Heeres um oder verlief sich. Zu Antiochien begruben sie das Herz des Kaisers. Seine Gebeine wurden zu Tyrus beigesetzt. Vor Ptolemais (Accon) stiftete Herzog Friedrich den Orden der Deutschritter, der Gründer Preußens, ein würdiges Denkmal unseres Heldenkaisers; und nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, folgte der junge Held am 20. Januar 1191 dem Vater in das Grab. Der Rest der Deutschen stritt und verdarb zum größten Theile, noch ehe die Heere der Könige von England und Frankreich zu Schiffe nahten, um einem gleichen Geschicke zu erliegen. Die edelsten Ritter, gerade die, welche dem Kaiser am treuesten anhingen und eine Stütze des deutschen Thrones waren, gingen da zu Grunde; nur Wenige haben das Vaterland wiedergesehen. Den Kreuzfahrern, die unter einzelnen deutschen Fürsten noch in Asien stritten, ist es nicht besser ergangen; deutsche Kraft verblutete sich dort. Auch dieses ist eine der vielen Tücken in unserer Geschichte: die wälschen Großen, ihrem kühneren Phantasiefluge folgend, verkauften und verpfändeten zum großen Theil ihre Herrschaften und verloren sich im Oriente. So dienten hier die Kreuzzüge dem Königthum und der Nationaleinheit. In Deutschland hatten sie die entgegengesetzte Wirkung: die deutschen Fürsten hielten das Ihre häuslich zusammen und befestigten sich, indeß der Kitt des Reiches, des Kaisers Ritterschaft, in der Ferne unterging und seine Besitzungen an die Fürsten verlor. Die Könige von Frankreich und England kehrten endlich ruhmlos heim; wie

sie den Zug begonnen hatten, so verlief und so endigte er auch, unter weltlichen Absichten und Ränken. Seitdem hatten die Kreuzzüge ihren Zauber eingebüßt und wurden im Ganzen nur noch als eine fromme, aber möglichst zu umgehende Pflicht betrachtet.

Kaiser Friedrich Rothbart, ihr edelstes Opfer, war der großartige Repräsentant eines ritterlich poetischen, von hohen Entwürfen bewegten, aber den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlierenden Geschlechtes. Im Morgenlande ging einst sein Stern auf; im Morgenlande ging er wieder unter, mit ihm versanken die besten seiner Genossen, und fern in Tyrus liegt er begraben. Wie Karl der Große steht Friedrich auf einem Höhepunkte der Geschichte, wie von jenem hat die Erinnerung der Menschen sein Bild heroenartig aufgefaßt. Wie jener auf der Scheide der alten und neuen Geschichte steht und seinen Riesenschatten in die folgenden Jahrhunderte wirft, so sah man den Friedrich Barbarossa auf dem höchsten Gipfel einer wunderbaren Zeit erscheinen, von deren strahlendstem Glanze umflossen. Die Pfaffen verbreiteten wohl das Gerede, der große Kaiser sei durch himmlische Strafe verdorben, weil er ein Feind der Kirche gewesen sei. Aber die Volkssage meint, sie hätten ihn bloß gebannt. Sie will's nicht glauben, daß er gestorben sei, weil sie an das Sterben deutscher Kraft überhaupt nicht glauben mag. Wie ihre alten Götter und wie den großen Karl hat sie den Kaiser Friedrich sorglich geborgen in die Tiefen ihrer Berge. Was er vielleicht in der Politik versehen oder nicht versehen haben möchte, rechnet sie ihm nicht schulmeisterlich nach, sie denkt nur seiner Heldengröße und Kraft, und seines hohen Sinnes, der das Gemeine haßte und wie er die Feinde des Vaterlandes, Hohe und Niedere, Priester und Laien, bekämpfte, wo er sie traf. So sitzt er denn mit seinen Rittern im Untersberg und im Kyffhäuser unter dem alten Kaiserschlosse und wenn die Raben nicht mehr um den Berg krächzen, dann ist der Bann gelös't und Er wird hervortreten, Seinen Schild aufrichten und das Vaterland wieder zur Größe führen.

Viertes Kapitel.

Heinrich VI.*)

Sein Charakter. Aufruhr Heinrich's des Löwen. Ereignisse in Sicilien. Kaiserkrönung. Unglücklicher Feldzug in Apulien. Verrätherei. Große Fürstenverschwörung in Deutschland. Gefangenschaft des Königs Richard von England. Sprengung des Fürstenbundes. Friede mit König Richard. Unterwerfung Siciliens. Höhe der kaiserlichen Macht. Plan einer Reichserbfolgeordnung. Dessen Vereitlung. Pläne gegen das Morgenland. Tod des Kaisers.

Vier und zwanzig Jahre war Heinrich VI. alt, als ihm Kaiser Friedrich, da er in's Morgenland zog, die Regierung im Reiche mit wohlbegründetem Vertrauen überließ. Schon hatte der junge König unter schwierigen Verhältnissen die Probe seiner großen Fähigkeiten abgelegt und schlimme Stürme mit überlegenem Geschick bemeistert. In einem schmächtigen Körper, unter einem zarten Angesicht, wohnte ein Geist von außerordentlicher Kraft und Klugheit. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war wie Wenige eingeweiht in die aufblühende Bildung seiner Zeit. Noch schriftgelehrter als die Schriftgelehrten nannten ihn die Zeitgenossen und rühmten seine Beredtsamkeit. Einige kurze Minnelieder, die uns von ihm erhalten sind, gehören zu den zartesten Blüthen der deutschen Poesie. Doch solchem Tand hatte er frühe entsagt; der Gedanke an die Weltherrschaft ließ ihm, wie einst Alexander dem Großen, keine Ruhe. Unablässig über großen Plänen brütend, war das jugendliche Antlitz bereits von Sorgen gebleicht. Oft gönnte er sich erst spät Abends die nöthigste Speise und erwiederte denen, die ihn zum Genusse mahnten, daß ein König Größeres zu thun habe, als zu essen und zu trinken. Mit tief eindringendem Verstande hatte er die Gebrechen der Zeit erkannt. Minder großmüthig als sein Vater, aber vorsichtiger und schlauer, an diplo-

*) Vergleiche von den neuesten Schriften: Abel, König Philipp der Hohenstaufe, Berlin 1852; von demselben ein Aufsatz in der Allgem. Monatsschrift von Droysen, Juni 1852, und Ficker de Henrici VI. imperatoris conatu electiciam regum in imperio Romano Germanico successionem in hereditariam mutandi, Bonnae 1849.

matischem Geschick allen Zeitgenossen weit überlegen, pflegte er Alles vorher genau zu berechnen; sein Spruch war: „wer nicht weiß zu schweigen, der weiß auch nicht zu reden.“ Aber sobald es galt, legte er schnell und rücksichtslos die Art an die Wurzel; er wollte weniger ein ritterlicher Held als ein durchgreifender Staatsmann sein. Freundlich und milde gegen das geringe Volk, dem Bürgerthum zugethan, konnte seine Strenge gegen rebellische Große sich bis zu einer Härte steigern, die selbst jene Zeit in Schrecken versetzte. Er war freigebig gegen seine Anhänger und gegen die Kirche und unerschöpflich im Wohlthun. Dennoch nannten ihn Einige habsüchtig; denn er suchte, nicht zu schnöder Lust und eitlen Zwecken, sondern zu großen politischen Maßregeln, Reichthümer aufzuhäufen. Er hatte gesehen, daß es, um im Reiche obenauf zu bleiben, vor Allem des Geldes bedürfe. „Geld regiert die Welt“, war das Thema, welches schon zu jener Zeit der sogenannte „Erzpoet“ in allen Variationen besang.

Kaiser Friedrich hatte kaum den Rücken gewendet, als die Kraft des jungen Königs auf die Probe gestellt wurde. Heinrich der Löwe, seiner Eide vergessend, kehrte aus England zurück und setzte ganz Norddeutschland in Flammen. Er gewann viele Fürsten; aber der Herzog Bernhard von Sachsen und des in's heilige Land gezogenen Grafen Adolf von Holstein Sohn und Gemahlin standen ihm tapfer gegenüber. Er verbrannte Bardewiek und tödtete alle Männer dieser Stadt zur Strafe für frühern Schimpf; auf der öden Stelle blieb nur der Dom stehen und über dem Dome kündete das Bild eines Löwen den Urheber der Zerstörung an. Indeß war auch der junge König nicht müssig gewesen; schon hatten zwei Versammlungen, in Merseburg und Goslar, gegen den alten Friedestörer getagt; Hannover ward verbrannt, Braunschweig hart umlagert; in Holstein wurden die Herzoglichen geschlagen. Schwerlich würde der Herzog guten Frieden erlangt haben, wenn nicht größere Ereignisse den König abgerufen hätten. Doch mußte jener sich damals verpflichten, die Mauern von Braunschweig an vier Stellen einzureißen, Lauenburg zu schleifen und zwei Söhne als Geißeln zu stellen.

Hochwichtige Vorgänge waren es, welche diesen Bürgerkrieg unterbrachen. König Wilhelm von Sicilien war nämlich in Palermo

gestorben und dieser Tod machte den römischen König Heinrich, dem die Großen des Landes längst gehuldigt hatten, zum rechtmäßigen König von Sicilien und Apulien. Durch die Erlangung einer so schrankenlosen Gewalt, wie sie von den Eroberern jener damals noch reichen und blühenden Länder gegründet war, erhielt der deutsche König einen Zuwachs an reeller Macht, der für seine Stellung, besonders auch dem Papste und dem Osten gegenüber, von der äußersten Wichtigkeit erschien. Das ward auch nirgends besser begriffen, als in Rom und im Orient. Als daher der Bastard Tancred sich des sicilischen Thrones durch Usurpation bemächtigte, erhielt er vom Papst Clemens III. eine oberlehnsherrliche Bestätigung, der byzantinische Kaiser vermählte dem Sohne des Usurpators seine Tochter, Richard von England erkannte ihn als rechtmäßigen König an. Heinrich's Marschall wurde zurückgeschlagen, seine Anhänger wurden umgebracht.

Unter diesen Umständen hatte König Heinrich so gut es ging den Frieden in Deutschland hergestellt; er entsagte dem Plan, nach Ludwig's des Frommen kinderlosem Absterben Thüringen zum Reiche einzuziehen; es gelang ihm, den Philipp von Köln zu gewinnen. Von ihm und vielen anderen Fürsten begleitet, zog er im Winter mit einem zahlreichen Heere über die Alpen. Es galt nun auch, nach des Vaters Tode, die Kaiserkrone zu empfangen und die blutigen Bürgerkriege der Lombarden zu schlichten. Beides gelang. Seine Politik gegen die Lombarden war eine liberale und bürgerfreundliche; er verlieh ihnen viele Privilegien; dem Handel eröffnete er große Aussichten; aber strenge Gesetze wurden gegen die Friedensbrecher gegeben. Der nach Clemens Tode so eben gewählte Papst Cölestin sah sich bald genöthigt, seine Bedenken fahren zu lassen und am 15. April 1191 die Kaiserkrönung Heinrich's zu vollziehen. Vergebens waren die päpstlichen Anstrengungen, ihn von Apulien abzuhalten. Noch im April überschritt er die Grenze, eine Burg nach der anderen ward erstürmt, freiwillig öffneten ihm die Städte ihre Thore, bald stand der Kaiser vor Neapel. Da brach in Folge der Hitze eine furchtbare Pest im Lager aus. Der Kaiser selbst war dem Tode nahe und unter seinen Fürsten war Verrath. Denn Heinrich des Löwen Sohn, Heinrich der Schlanke, stand mit Tancred in verrätherischer

1191

Verbindung, ging im Juni in das belagerte Neapel über und floh von da nach Deutschland. Durch Verrath fiel die Kaiserin in Feindeshand. So mußte Heinrich Unteritalien preis geben und im Winter heimkehren; denn auch in der Heimath hatte der Aufruhr allenthalben das Haupt erhoben.

Während Heinrich vor Neapel lag, war ein weites Netz der Intrigue im Reiche ausgeworfen worden. Der alte Welfe, mit England und Dänemark bereits verbunden, hatte durch seinen Sohn eine Verbindung mit dem Papste und mit Tancred angeknüpft. Ueberdies verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, der Kaiser sei gestorben und man dachte schon an eine neue Königswahl. Aber vor der Kraft und
1192 Ueberlegenheit, womit Heinrich auf den Reichstagen zu Worms und Mainz auftrat, entsank den Verräthern wieder der Muth. Laut klagte er die Welfen an; wie einst den Vater in Partenkirchen und Cleven, so hätten sie ihn in Neapel verrathen. Graf Adolf von Holstein kehrte damals aus Syrien zurück und blutiger als je von der Eider bis zum Harze tobte der Krieg gegen den alten Löwen. Südlich vom Harze bekriegten sich der Markgraf von Meißen und der Landgraf von Thüringen; Baiern ward von den Herzögen von Baiern, Oesterreich, Böhmen und Meran und von den Grafen von Bogen und Ortenburg und Anderen verwüstet. Doch alle diese Brände sollten sich bald zu einer großen Flamme des Aufruhrs vereinigen, zu welchem Herzog Heinrich von Brabant aus Anlaß des Lütticher Bisthumsstreites das Zeichen gab. Der Kaiser ward, wie einst Heinrich IV. und wie es scheint, ebenso fälschlich, des Meuchelmordes an einem Verwandten des Herzogs beschuldigt. Die Erzbischöfe von Köln und Mainz, die Herzöge von Löwen und Limburg, und vor Allen Heinrich der Löwe waren die Häupter dieses durch ganz Deutschland gehenden, die Absetzung des Kaisers bezweckenden Fürstenbundes. Durch die Verbindungen Heinrich's des Löwen und durch den Papst hing dieser Bund mit fast allen auswärtigen Mächten zusammen. Richard von England, der wortbrüchige Feind des Kaisers, machte plötzlich Friede mit Saladin und nahm seinen Weg nach Deutschland, um in den Ländern seines Schwagers, Heinrich's des Löwen, sich wohl gar selbst an die Spitze der deutschen Empörer zu stellen.

Das war die große Probe für Heinrich. Von allen Seiten bedroht, zeigte er in dieser Lage eine bewundernswürdige Kraft und Geistesgegenwart. Von Allem wohlunterrichtet, ließ er unter der Hand auf König Richard, der sich verkleidet durchzuschleichen gedachte, fahnden; am 21. Dezember wurde Richard in einer Vorstadt von Wien in einer geringen Herberge entdeckt, auf den Dürenstein gesetzt und am 14. Februar vom Herzog Leopold von Oesterreich dem Kaiser ausgeliefert, der ihn, ohne auf die Bannflüche und Drohungen des Papstes Cölestin zu achten, in fester Haft behielt. So hatte der Kaiser den Hauptmann der Verschwörung in seiner Gewalt. Gleichzeitig gelang es seiner diplomatischen Kunst, den Fürstenbund zu sprengen, indem er den Landgrafen von Thüringen und den Markgrafen von Meißen mit dargebotenen Vortheilen gewann, so daß sie die Länder ihres eigenen Genossen, des Erzbischofs von Mainz, mit Krieg überzogen. Durch einen klugen Frieden, den er auf einem Tage zu Regensburg unter den Baiern stiftete, gewann Heinrich Einige und 1193
schreckte Andere. Ueber den Grafen von Bogen ward die Acht verhängt. Gegen den nordischen Bund brachte er eine Verbindung mit den Königen von Schweden und Norwegen und einem dänischen Thronprätendenten zu Stande. Den einflußreichen dänischen Bischof von Schleswig setzte er auf den Erzstuhl Bremen. Die niederländischen Fürsten schreckte er durch öffentliche Verhandlungen mit König Philipp August von Frankreich. Das drohende Bündniß des Kaisers mit diesem Könige, Richard's von England Todfeind, erschreckte den Letzteren so gewaltig, daß er seine Verbündeten beschwor, sich dem Kaiser gehorsam zu unterwerfen und daß die englischen Unterhändler sich beeilten, die Bedingungen für Richard's Freilassung abzuschließen. Er mußte zunächst 100,000 Mark Lösegeld zahlen, von denen ein Theil für Leopold von Oesterreich und einige andere treu gebliebene Fürsten abfiel. Bald hatten sich nun auch, durch Furcht und durch Eigennutz gewonnen, alle niederländischen Fürsten und der Kölnische Erzbischof dem Kaiser wieder unterworfen und mit rücksichtsloser Strenge wurde nun gegen die noch übrigen Fürsten vorgeschritten. Ottocar von Böhmen verlor sein Herzogthum; Heinrich dem Löwen drohte jetzt zum fünften Male der Untergang und wiederum rettete ihn sein guter

Stern: dies Mal eine klug angelegte Liebesgeschichte seines Sohnes. Heinrich dem Schlanken gelang es nämlich, die nahe Verwandte des Kaisers, des Pfalzgrafen Konrad zu Stahleck Tochter Agnes, welche schon dem König Philipp August verheißen war, mit Hülfe ihrer Mutter hinter dem Rücken des Vaters zu gewinnen und den Kaiser
1194 mit der Nachricht der vollzogenen Vermählung zu überraschen. Zornig befahl er, diese Ehe „mit dem Taugenichts" wieder aufzulösen; indessen das Geschehene war nicht mehr zu ändern. Durch die Vermittlung des Pfalzgrafen erlangte hierauf der alte Löwe zu Tilleda am Kyffhäuser, wo er sich demüthig unterwarf, Verzeihung und Frieden.

Am 4. Februar **1194** hatte König Richard von England zu Mainz seine Freiheit erlangt. Die ungeheuren Anerbietungen, welche Philipp August und Richard's eigener Bruder Johann dem Kaiser machten, um die Haft des Gefangenen zu verlängern, blieben ohne Erfolg. Richard übergab bei dieser Gelegenheit alle seine Staaten dem Kaiser und erhielt sie von ihm als Lehen gegen einen jährlichen Lehenszins von fünftausend Pfund Sterling zurück. Der Kaiser belehnte ihn außerdem mit seinen südburgundischen Ländern. Die Wiederherstellung des alten Kaiserthums schien damit einen großen Schritt weiter gerückt; denn die englischen Könige besaßen damals außer England als französische Fürsten noch das halbe Frankreich. Als „geliebter Freund" und Lehensmann des Kaisers kehrte Richard wieder in die Heimath zurück.

In dem Benehmen Heinrich's gegen den König Richard liegt nichts, was den heftigen Tadel rechtfertigen könnte, den man noch immer in deutschen Büchern darüber ausgegossen findet, — man müßte denn die Handlungen unserer Kaiser nicht nach den Zeugnissen unserer Geschichte, sondern nach dem parteiischen Geschrei ihrer Feinde oder gar nach den Einfällen fremder Romanschreiber beurtheilen wollen. Als König Richard durch Deutschland in's Morgenland zog, gelobte er dem König Heinrich Friede und Freundschaft; statt dessen raubte er aber schon unterwegs Messina; trat mit den Feinden des Kaisers in Verbindung, beschimpfte im Morgenlande, auf seine Uebermacht pochend, die deutschen Waffen; in feindlicher Absicht brach er dann plötzlich aus dem Morgenlande auf, brandschatzte auf dem

Rückwege Sicilien, nahm an zwei Millionen Thaler, und war eben daran, sich an die Spitze der deutschen Aufrührer zu stellen —— Und nun schilt man den Kaiser Heinrich, daß er den erklärten Reichsfeind verhaften, in anständiger Haft halten und schließlich gegen gute Bedingungen in Freiheit setzen ließ.

Aus der drohendsten Lage hatte sich Heinrich durch die Ueberlegenheit seines Geistes nicht bloß gerettet, sondern stand gewaltiger da als vorher. Ohne Säumen zog er nun mit einer starken Kriegsmacht in sein sicilisches Königreich. Der Usurpator Tancred war gestorben; Sicilien war eine Beute der aus Roheit und Sinnenlust gemischten Verderbniß seiner Großen. „Man würde die grausenvollen Dinge, die hier vorgingen, nicht glauben," so schreibt ein sicilischer Geschichtschreiber, „wenn man sich in Sicilien selbst über die ungeheuersten Verbrechen wundern dürfte!" Des Papstes eigennützige Vermittlungsversuche wies Heinrich zurück. Unaufhaltsam drangen seine Krieger vor; auch tausend Mann englische Gefolgstruppen hatten ihm Zuzug geleistet. Bei Catanea wurden die normännischen Barone auf's Haupt geschlagen, Syrakus ward erobert und am 20. November hielt Heinrich seinen festlichen Einzug in der Königsstadt Palermo. Die Krone, die er sich hier aufsetzen ließ, wollte er durch Begründung eines geordneten Staatslebens mit deutschen Kräften befestigen. Er setzte Richter über die Landschaften und gab Gesetze für Obrigkeiten, wie für Unterthanen. Er stattete auch Kirchen und Klöster aus und bewies der Welt durch die That, daß die Kirche unter deutscher Königsherrschaft sich besser befinde, als unter den frühern rohen Lehensfürsten des Papstes. Mit furchtbarer, abschreckender Strenge saß er über die Verschwörungen des hohen Adels zu Gericht. Nur zu sehr mögen die ausgesprochenen Strafen dem Charakter jenes Landes entsprochen haben, in welchem seit den Zeiten des Phalaris und Dionys bis auf unsere Tage die Schreckensherrschaft eingeboren scheint.

Im Besitze der größten Macht, die seit lange ein Herrscher besessen hatte, kehrte Kaiser Heinrich im Sommer 1195 nach Deutschland zurück. Ganz Italien, Sicilien und die Inseln waren ihm vollkommen unterthan; kaiserliche Flotten beherrschten das Mittelmeer; Numidien und Mauretanien, Roger's Eroberungen, lieferten reichen

Tribut in Gold und Edelsteinen. Der armenische König Leo von Cilicien und Boemund von Antiochien hatten bereits dem Kaiser als Oberlehnsherrn gehuldigt; bald folgte König Amalarich von Cypern ihrem Beispiel. Dem König Richard von England sandte Heinrich damals eine goldene Krone und befahl ihm, auch den Philipp August von Frankreich unter die Oberherrlichkeit des römischen Kaiserthums zurückzuführen. Den Genuesern verlieh er Aragonien, falls sie es mit ihren Flotten erobern würden. Schon durfte er an die Unterwerfung des östlichen Reiches und des Orientes denken. Nie schien die Weltherrschaft des Kaisers ihrer Vollendung näher, nie schien die des Papstes ferner zu sein, als in diesem Augenblicke. In Italien hatte der Papst alle weltliche Macht verloren. Mit Tuscien, dem alten Streitobject, ward Philipp, des Kaisers Bruder, belehnt; über die Kirchenstaaten setzte er Herzöge und Grafen; in Rom stellte er einen Präfecten an; die rechte Tiberseite der Stadt ward zu Tuscien gezogen. Der Gedanke Arnold's von Brescia schien nun verwirklicht zu werden und die ehrerbietigen Bezeugungen, zu welchen sich trotz alle dem damals die Curie bequemte, bestätigen mehr als Alles das überwältigende Ansehen des Kaisers.

Aber erheblicher als alles dies war die Machtvermehrung des Kaisers in Deutschland selbst. Durch den Tod des Herzogs Welf VI. waren vor zwei Jahren dessen Besitzungen zum staufischen Gut gekommen und nach des Markgrafen Albert Tode zog Heinrich auch die Mark Meißen zum Krongute wieder ein. Der älteste und größte Gegner seines Hauses, Heinrich der Löwe, starb im August 1195, 66 Jahre alt. Die letzten Jahre wandte er wieder der segensreichen Thätigkeit früherer Zeit, der Pflege seines Landes zu; der alte Held beschloß seinen thatenvollen Lebenslauf mit dem eifrigen Studium der Geschichte und frommen Uebungen der Religion. In seiner St. Blasiuskirche zu Braunschweig ward er begraben. Seine Länder wurden nach vielem Streit unter die Söhne vertheilt.

Den Kaiser aber beschäftigte damals ein Plan, welcher ihm einen Ehrenplatz unter den merkwürdigsten Männern der deutschen Geschichte sichert. Er wollte durch ein Reichserbfolgegesetz die deutsche Krone für immer über das Spiel der Parteiung und des

Schicksals erheben, durch die Macht der heiligenden, unabänderlichen Gewohnheit für immer befestigen. Dieses Ziel hatten um jene Zeit die Könige von Frankreich durch die Gunst des Zufalls erreicht. Das Wahlrecht der Fürsten war dort allmälig zur leeren Form geworden, endlich ganz erloschen. Nach diesem Ziele hatten auch die deutschen Könige gerungen, und es durch die zeitige Wahl und Krönung ihrer Söhne allmälig zu erreichen gesucht, freilich nicht ohne große Mühe und Opfer; denn die deutschen Fürsten hielten jenes Wahlrecht für ihr köstlichstes Privilegium und mußten für jede neue Wahl mit neuen Zugeständnissen gewonnen werden.

Heinrich hielt nun den Augenblick seiner Macht, da er alle Feinde bewältigt, und mit den erworbenen Reichthümern viele Anhänger gewonnen hatte, für günstig, die Erbfolge als Grundgesetz des Reiches einsprechen, — eben hatte ihm Constantia zu Palermo einen Erben geboren. Er machte den Fürsten daher große Anerbietungen, wenn sie in den Erlaß einer Reichserbfolgeordnung willigen würden. Er wollte dafür den weltlichen Fürsten, wie es den Herzögen von Oesterreich vor vierzig Jahren bereits zugestanden war, die viel begehrte, aber stets bestrittene Vererbung ihrer Lehen und zwar auch in der weiblichen Linie förmlich einräumen; um die Geistlichen zu gewinnen, wollte er auf das alte, von der Kirche seit einiger Zeit heftig angefochtene s. g. Spolienrecht (an dem Nachlaß und den vacanten Einkünften der Prälaten) verzichten. Das Königreich Sicilien wollte er dem Reiche einverleiben, um damit der deutschen Nation zu schmeicheln. Wie gerne wollten wir auf diese Ehre verzichten, wenn des Kaisers Pläne im Uebrigen gelungen wären. Schon hatten sich zweiundfünfzig Fürsten für 1196
die Durchführung des Planes, sei es aus Patriotismus, sei es aus Furcht oder Eigennutz verpflichtet. Dennoch erhob sich heftiger Widerstand. Allen Anzeigen nach waren es die Häupter derselben Partei, welche im Bunde mit dem Auslande die letzten Empörungen angestiftet hatte. Dieser Partei, deren ganzes Streben auf Schwächung der kaiserlichen Macht gerichtet war, mußte jeder Plan, dieselbe ihrem Einfluß zu entziehen, zuwider sein. Schon damals waren es sehr trübe Bestrebungen, welche jeden Versuch, unserem Vaterlande eine gedeihlichere Verfassung zu geben, offen und geheim entgegenar-

beiteten. Den Preis, welchen Heinrich bot, haben sie nachher an sich gerissen und leider noch viel mehr dazu, aber um die Bedingung haben sie das Vaterland betrogen. Heinrich zog den Vorschlag zurück; das Einzige, was er mit Mühe erlangen konnte, war die Wahl und Krönung seines zweijährigen Knaben. Es konnte ihm auch hieran vorläufig genügen, denn auch so war für eine längere Zukunft gesorgt und daß er den Plan zu gelegener Zeit wieder aufnehmen, daß er ihn auch durchführen werde, daran wird er selbst wohl am wenigsten gezweifelt haben.

Weitläufigere Pläne nahmen nun seine Gedanken wieder in Anspruch. Schon in Sicilien hatte er, zu Himmelfahrt 1195, auf dem Hoftage zu Bari die Absendung eines Heeres nach dem heiligen Lande angekündigt. Auf den Reichstagen zu Gelnhausen und Worms, Oktober und Dezember 1195, ließen sich auch viele Fürsten mit dem Kreuze bezeichnen und im Sommer 1196 zog ein neues Heer, wiederum aus den tüchtigsten Elementen, meist aus kaiserlicher Ritterschaft, bestehend, nach Palästina.

Diese Kreuzfahrt beruhte auf den politischen Entwürfen des Kaisers, sie war ein Product seiner Macht, und sollte deren Schlußstein werden. Er wollte als ein zweiter Alexander die Morgenländer wieder unter abendländische Herrschaft bringen, nicht durch abenteuerliche Irrfahrten, sondern durch ein planmäßiges Vorschreiten. Von Sicilien nach
1197 Griechenland war nur ein Schritt. Griechenland sollte zunächst fallen. Deutsche Gesandte gingen nach Konstantinopel, um die Zurückgabe der normännischen Länder von Epidamnus bis Thessalonich, so wie die nöthigen Schiffe zur Ueberfahrt und Kriegssteuer zum Kreuzzuge zu fordern. Erschrocken bewilligte Alexius Alles, schrieb eine „Deutschensteuer“ im Reiche aus, ließ die Kostbarkeiten der Kirchen einfordern, die Kaisergräber öffnen und die Leiber seiner Vorfahren des Schmuckes berauben, so weit es nicht bereits durch Diebe geschehen war. So brachte er eine große Summe Geldes zusammen. Der Kaiser hat sie nicht mehr erhalten, denn schon war seiner Heldenlaufbahn das frühe Ziel gesteckt. An einem heißen Augusttage 1197, in dem Gebirge bei Messina jagend, zog er sich durch einen kalten Trunk eine heftige und lange Krankheit zu, in deren Folge er am

28. September 1197, erst 32 Jahre alt, zu Messina verschied. Er wurde zu Palermo begraben. Dort fand man noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Königsgruft die wohlerhaltene Leiche des gewaltigen Mannes, wohl des bedeutendsten unserer Kaiser, mit der hohen gedankenvollen Stirn und dem energischen, strengen, ja finstern Ausdruck der Züge.

Fünftes Kapitel.

Philipp von Schwaben und Otto IV.

Zustand des Reiches nach Heinrich's VI. Tode. Adolf von Köln bietet den deutschen Thron an den Meistbietenden aus. Die Gegenkönige Philipp und Otto. Papst Innocenz III. Stellung der Parteien. Ihre Hebel. Tod Richard's von England. Frankreich im Interdict. Päpstliche Intriguen. Neue Wendung des Krieges. Papst Innocenz erklärt sich öffentlich für Otto. Bannflüche gegen Philipp. Schmach des Reiches. Rascher Umschwung der Dinge. Philipp's Triumph. Seine Ermordung.

Otto's Römerzug, Kaiserkrönung und Sinnesänderung. Bannfluch und Empörung. Der Papst und die Fürsten stellen ihm Friedrich II. entgegen. Schlacht bei Bouvines gegen Philipp August verloren. Otto's Sturz und Ende.

Uebersicht über die Weltlage. Höhe des Papstthums unter Innocenz III. Zeichen des inneren Verfalls. Widerstand der Nationen. Erlahmung des Eifers für die Kreuzzüge. Die Ketzer. Die Albigenserkriege. Die Inquisition. Opposition des Laienbewußtseins. Die Bettelorden.

Unter den vielen Wendepunkten unserer an Katastrophen überreichen Geschichte ist der frühe Tod Heinrich's VI. wohl der entscheidendste gewesen. Er fiel in die Zeit, wo sich die Erbmonarchie in anderen Ländern entschieden hatte und auch in Deutschland nach langem Schwanken durch die bewußte Kraft eines großen Herrschers der Verwirklichung so nahe schien. Durch seinen Tod ist sie hier gescheitert. Und was so eben noch die Macht des Reiches zu begründen schien, das wandelte sich nun in jähem Sturze zur Ursache des Verderbens um.

Es ging damals eine Sage, Dietrich von Bern, der alte Hel-

denkönig der Germanen, sei zur selben Zeit, wo Kaiser Heinrich in Sicilien starb, auf schwarzem Rosse sitzend, riesenhaft und schrecklich anzusehen, an der Mosel erschienen, und habe verkündet, daß dem römischen Reiche viel Roth und Elend bevorstehe.

Wie nach dem Tode Heinrich's III. war es ein Kind, welches auf dem Throne folgen sollte. Aber wie ganz anders lagen nun wieder die Verhältnisse! Der kaum dreijährige Knabe Friedrich war fern im fremden Lande, abgeschnitten von Deutschland, in den Händen der sicilischen Fürstin, von der man in Deutschland sagte, sie habe ihren Gemahl vergiftet, den Knaben untergeschoben, und welche ihre Regierung in Sicilien damit begann, daß sie die Deutschen vom Hofe entfernte! Die treuesten Streiter des Hauses, die ehrenhaftesten seiner Fürsten, waren auf den Ruf des Kaisers in's Morgenland gezogen oder kämpften für ihn in Italien. Sie leisteten dem Knaben in der Fremde wohl die Huldigung; aber daheim war indeß Alles aus den Fugen gegangen. Die Italiener waren abgefallen; der treue Oheim, Herzog Philipp von Schwaben, der ausgezogen war, den jungen König zu holen, mußte ohne ihn vor den Waffen der Lombarden umkehren und schon hieß es, auch er sei gestorben. Als er heim kam, da fand er Deutschland, wie „ein von allen Winden gepeitschtes Meer"; die Länder des verstorbenen Kaisers und seiner Verwandten von ihren Feinden überfallen, jede Ordnung gelös't. Zum Unglücke Deutschlands hielt der Erzbischof Adolf von Köln in diesem verhängnißvollen Augenblicke die wichtigsten Entscheidungen in seiner Hand.

Adolf von Köln, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg und Altena, welches im Kölnischen Erzstifte dominirte und eine ganze Reihe seiner Angehörigen auf jenen übermächtigen Bischofsstuhl brachte, nahm damals als erster deutscher Reichsfürst, da Konrad von Mainz in's Morgenland gezogen war, eine nur zu wichtige Stellung ein, die er dazu benutzte, nicht bloß den Haß gegen die Staufer, sondern auch seine Geldgier zu sättigen. Er bot die deutsche Krone für große Geldsummen an verschiedene Fürsten aus, zuletzt dem König Richard von England, der sie für seinen Neffen, Grafen Otto von Poitou, einen jüngern Sohn Heinrich's des Löwen, als Meistbietender erstand. An diesem für unsere Geschichte so entehrenden Handel nahm dieselbe Für-

stenverbindung Theil, welche noch so eben die Einheitspläne Heinrich's vereitelt hatte und seit lange mit England und Dänemark im Einverständniß war. Indeß war auch Philipp von Schwaben nicht unthätig, die Fürsten an den Eid der Treue zu mahnen, den sie noch so eben, vor Jahresfrist, seinem Neffen geschworen hätten. Sie hätten, so lautete ihre Antwort, diesen König nie gesehen! sie seien durch Einschüchterung zu dem Eide gezwungen worden! der einem ungetauften Kinde geleistete Eid gelte nicht! Auch die staufische Partei sträubte sich gegen den Knaben und begehrte den Philipp, weil es eines Mannes bedürfe. Um die Würde wenigstens beim Geschlechte zu erhalten, nahm endlich Philipp nach langem Widerstreben die Krone an und und ward am 6. März 1198 in Arnstadt von seiner Partei zum 1198 römischen Könige erwählt.

Philipp, der jüngste Sohn des Kaisers Friedrich, war damals 22 Jahre alt. Als Knabe für den geistlichen Stand erzogen, fein gebildet, staatsklug und willensstark, ward er von seinem Bruder Heinrich VI. mit vorahnendem Blicke auserlesen, die Stütze des Hauses zu werden; daher wieder in den weltlichen Fürstenstand gezogen, mit den Herzogthümern Tuscien und Schwaben belehnt und, damit er einst Konstantinopel erbe, mit der griechischen Prinzessin Irene, oder wie sie in Deutschland hieß, der Maria, „der Rose ohne Dornen, der Taube sonder Gallen," vermählt. Einen „süßen, jungen Mann, schön und ohne Tadel," nannte ihn Walter von der Vogelweide und er muß wohl ohne Tadel gewesen sein, denn selbst die römische Curie, die ihn so lange mit ihren Bannflüchen verfolgte, wußte an seinem Leben nichts auszusetzen.

Erzbischof Adolf und dessen Genossen behaupteten, die Wahl Philipp's gelte schon deshalb nicht, weil sie auf sächsischem, statt auf fränkischem Boden vorgenommen sei. Im April schloßen sie den Handel mit König Richard ab und gegen die Mitte des Mai kam Otto, von zahlreicher französischer und englischer Ritterschaft begleitet, in Köln an. Sie belagerten Aachen, das am 10. Juli nach tapferer Gegenwehr die Thore öffnete, worauf am 12. Juli Erzbischof Adolf den Otto als König salbte und auf den Stuhl Karl's des Großen setzte. Doch die Reichsinsignien hatte König Philipp in Verwahrung.

Otto, in gleichem Alter mit Philipp, war ein großer starker Mann. „Wäre er so mild als lang, er hätte der Tugend viel“, singt Walter. Er war am Hofe des Richard Löwenherz, unter dessen wüsten Rittern aufgewachsen und ein Nachbild seines Oheims geworden, der ihn wie sein eigen Kind liebte. Roh, sittenlos, aber voll tollkühner Tapferkeit; ein Ritter vom gröbsten Schlage. Sein Oheim hatte ihn mit York, Northumberland und Carlisle belehnt, sodann als Grafen von Poitou über Aquitanien gesetzt und ergriff nun begierig die Gelegenheit, ihm auch die deutsche Krone zu verschaffen. Den Kaufpreis, 150,000 Mark, führte Otto auf fünfzig Rossen mit sich; König Richard hatte, um ihn zu erschwingen, von jeder Landhufe in England fünf Schillinge erheben lassen. Dies Sündengeld wurde nun unter die wählenden Fürsten vertheilt. So erhielt z. B. Erzbischof Johannes von Trier 8000 Mark, wofür er die Sache seines Wohlthäters verließ. Für eine gleiche Summe, sowie Ueberlassung der Reichsstädte Nordhausen und Saalfeld, ließ sich Landgraf Hermann von Thüringen bereit finden, den Otto in Hessen und Thüringen zu proclamiren. Was Heinrich VI. als Preis des Erbrechtes seinen Bischöfen geboten hatte, das königliche Spolienrecht, gab Otto nun für seine Wahl hin. Gesandte von seiner Seite, vier deutsche Geistliche, ein englischer und ein mailändischer, gingen nach Rom, um die päpstliche Bestätigung der Wahl, sowie die Verfluchung des Königs Philipp und dessen Anhanges auszuwirken.

Auf dem römischen Stuhle saß seit dem 8. Januar 1198 Lothar von Signia, als Papst Innocenz III. Einer römischen Grafenfamilie entsprossen, hatte er schon frühe, noch nicht dreißig Jahre alt, Aufnahme im Cardinalcollegium gefunden; in Rom, Paris und Bologna hatte er die theologischen und juristischen Wissenschaften aus dem Grunde studirt. Aus Verdruß und Gram über die Bedeutungslosigkeit des Papstthums unter Heinrich VI. hatte er sich als Kardinal in die Stille zurückgezogen, und verlebte so, wie einst Hildebrand in ähnlicher Lage, sieben Jahre unter brütenden Gedanken über die Schlechtigkeit und das Elend der Welt und über die Nothwendigkeit päpstlicher Weltherrschaft. An geistiger Bildung, an Tiefe und Schärfe des Verstandes, an politischem Ueberblick, an rücksichtsloser,

vor keinem Mittel zurückschreckender Willenskraft glich er Gregor VII.; ihm kamen jetzt die glücklichsten Conjuncturen entgegen, wie einst dem Gregor, den er aber, belehrt durch die Geschichte, an behutsamer Vorsicht übertraf. Nicht das hastige „verflucht sei, wer sein Schwert vom Blute abhält", war sein Wort; sondern er liebte den klügern Spruch: „der Bogen, der immer gespannt ist, verliert die Kraft".

Seine erste Sorge war, die Deutschen aus Italien zu vertreiben, um dieses Land, „dem nach göttlicher Bestimmung die Weltherrschaft zukomme", unter den römischen Stuhl zu bringen. Die Römer fesselte er durch Geschenke, in den übrigen Städten Mittelitaliens predigten seine Boten, mit Bannflüchen und Sündenablaß ausgerüstet, den Aufruhr gegen die deutsche Obrigkeit; gegen den tapfern Reichsseneschall Markward von Anweiler stellte er Truppen in's Feld; bald begrüßte ihn Mittelitalien als nationalen Befreier. Die Lombarden hatten sich selbst befreit; die Tuscier machten vorsichtige Bedingungen; nur die Pisaner wollten von der päpstlichen Freiheit nichts wissen und blieben aus kluger Berechnung kaiserlich. Aber in Sicilien sah Constanze nur im Papste die Rettung für sich und ihren Knaben. Sie warf sich ihm ganz in die Arme; gewährte den Preis, den er verlangte, große Geldsummen, Aufopferung der ererbten kirchlichen Hoheitsrechte, Leistung eines Leheneides; und als sie schon im November 1198 starb, hatte sie den Papst zum Vormund ihres vierjährigen Kindes Friedrich, mit dem Bezug großer Vormundsgebühren und eines besonderen Jahreshonorars von 30,000 Tarenen ernannt. Es wäre nun wohl Vormundspflicht gewesen und hätte auch sonst dem hoch heiligen Begriffe, welchen Innocenz von seinem Berufe aufstellte, entsprochen, wenn er den Mündel vor der Beraubung geschützt hätte. Statt dessen trat er mit Otto und mit König Richard von England in Verbindung, gab zu verstehen, daß der einem ungetauften Kinde einst geleistete Eid ungültig sei und war froh, daß der eigene Oheim seinem Mündel das Reich entrissen habe, so könne man ihm doch keinen Vorwurf machen. In feindseliger Weise schritt er gegen Philipp vor, welcher nun zu seinem Erstaunen vernahm, er befinde sich schon seit lange im Banne, aber klug und nachgiebig genug war, sich zum Verdrusse des Papstes vom Legaten absolviren zu lassen. Gern hätte Inno-

cenz seine geheime Unterstützung des Otto zur offenen gemacht, doch Philipp war noch im Uebergewicht, und „gegen einen reißenden Strom zu schwimmen,“ schien dem Papste „nicht förderlich“; also galt es, jenen erst zu schwächen, ihm auf allen Seiten Feinde zu erwecken, und den Bürgerkrieg in Deutschland anzuschüren. Um dieses Verfahren sittlich zu beurtheilen, muß man erwägen, daß Innocenz selbst den Seinigen gestand: „Philipp sei von den meisten und den würdigsten Fürsten gewählt und als rechtmäßig gewählt zu betrachten. Leicht könne der Friede in Deutschland durch seine Anerkennung hergestellt werden. Aber er sei vom Geschlecht der Feinde der Kirche. Und dann, wenn erst der Vater dem Sohne gefolgt sei, und nun der Bruder dem Bruder folge, so könne sich wohl am Ende eine Erblichkeit bilden. Nimmer aber dürfe die deutsche Krone erblich werden, stets müsse sie ein Geschenk bleiben.“

So hat es dieser „größte aller Päpste“ endlich ausgesprochen, daß Deutschland niemals einig und in sich selber stark werden dürfe, stets verdammt bleiben solle, von außen gelenkt, gehetzt und zerrissen zu werden. Nur zu sehr hat man auf den Rath gehört. Und bis auf diese Stunde machten ihn alle ausländischen Despoten zur obersten Regel ihrer Politik.

Es folgte nun in Deutschland ein Bürgerkrieg, der wohl von allen, die unsere Geschichte zerrissen haben, der politischen Entwicklung Deutschlands am verderblichsten geworden ist. Dem Otto standen die niederländischen, einige elsässische und die welfischen Fürsten nebst dem Landgrafen von Thüringen und Hessen zur Seite und wichtig vor Allen das gewaltige Köln, damals an Größe Europa's dritte Stadt, an Wehrhaftigkeit nur von Mailand erreicht. Es waren ausländische Verhältnisse, die hier wirkten, den Niederländern war es wegen des ihnen bedrohlichen, aber dem staufischen König befreundeten Philipp August von Frankreich, den Welfen wegen ihrer Verwandtschaft, den Kölnern wegen ihres Handels und wegen päpstlicher Gunst und Abgunst um die Verbindung mit England und folglich mit Otto zu thun. Solche besondere Sorgen gingen ihnen allen schon weit über die Sache des größeren Vaterlandes. Einen mächtigen Zuwachs er-

hielten sie, als Pfalzgraf Heinrich der Schlanke aus dem gelobten Lande heimkehrte; denn er führte ihnen die rheinfränkische Macht zu. Jetzt zeigte sich, wie sehr Kaiser Heinrich einst Recht gehabt, als er dem Liebeshandel des „Taugenichts" auf Burg Stahleck widersprochen hatte. Doch der Kitt, der sie alle verband und stets flüssig bleiben mußte, war das englische Geld. So lange dieses floß, florirte Otto's Sache wenigstens in einem großen Theile Norddeutschlands. Derselbe Hebel war es freilich, der auch Philipp's Sache aufrecht erhielt. Er mußte das Reichsgut verschleudern, um die Treue seiner Fürsten aufrecht zu halten. Was der fünfte Heinrich zusammengebracht, und die großen Ahnen vermehrt hatten, das zerrann jetzt gleich den Schätzen, die der Bruder auf dem Trifels gehäuft hatte. In manchen Gegenden ging es endlich wie schon längst in Italien, die Parteistellung hing nur noch von Lokalverhältnissen ab. Weil Köln und Brabant für Otto waren, so hielt Limburg mit Philipp; Schaumburg, Magdeburg, Brandenburg rc. waren staufisch, weil dem Staufer die Welfen gegenüberstanden u. s. w.

Es hätte keiner Visionaire bedurft, die wie der blinde Engelbert im Lande umherzogen, um den Fürsten und Völkern nun eine schreckliche Zeit zu verkünden. Das entsetzliche Hungerjahr 1197 ging wie ein Herold dem Kriege vorauf; zahllose Räuberbanden rotteten sich zusammen, deren schrecklichste vom „Bischof" geführt wurde, einem Kerl, der die Inful trug, seinen Gesellen die Beichte abnahm, Absolution spendete u. s. w. An Rechtsschutz war nicht zu denken; denn die streitenden Könige, Fürsten und Prälaten fielen nun selbst wie Räuber über die Städte und Länder der Gegner her. Remagen, Bonn, Andernach, Rufach und Koblenz gingen in Flammen auf, Saalfeld ward schrecklich mißhandelt; Nordhausen capitulirte mit dem Landgrafen, Straßburg mit Philipp. Aber Goslar, die prächtige, aus Haß gegen Braunschweig staufisch gesinnte Reichsstadt, damals auf dem Höhepunkte ihres Glanzes und Reichthums, widerstand der zahlreichen Heeresmacht Otto's und ward glücklich entsetzt. Schon war es indeß dem Papste gelungen, einen Frieden zwischen Frankreich und England herbeizuführen, worin sich gar auch der französische König verpflichtete, dem Otto Hülfe zu leisten. Da starb König 1199

Richard von England, abenteuerlich, wie er gelebt hatte, und Johann, sein Bruder und Nachfolger, auf's Neue von Philipp August angegriffen, sandte dem Otto weder Truppen noch Geld. Bei ausbleibender Zahlung ging daher Hermann von Thüringen zu Philipp über; Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, Orla und Ranis waren der Preis dieses Uebertrittes.

Um jene Zeit hatte Innocenz, sei es aus Besorgniß, sei es umgekehrt aus voreiliger Siegeshoffnung, in einem Schreiben an die deutschen Fürsten mit rührender Theilnahme über die Zwietracht im Reiche geklagt und sie aufgefordert, vor seinem Stuhle die Entscheidung zu suchen, während er insgeheim für Otto arbeitete. Aber längst hatte seine Politik in Deutschland bei vielen Redlichen — Verläumder nennt sie Innocenz — tiefe Entrüstung hervorgerufen. Auch der fromme, treue Dichter klagt: wie doch Rom lüge und die Könige betrüge! o wê, der bâbest ist ze junc, hilf hêrre, dîner kristenheit." — — — „Philippe, setze ein weisen (den Kronedelstein) ûf, und heiz si treten hinder sich!" Viele Fürsten von Philipp's Seite erließen damals zu Speier ein nachdruckvolles Schreiben nach Rom. Einmüthig, mit Ausnahme einiger Unruhestifter, hätten sie beschlossen, den König Philipp kräftig zu unterstützen; inständig bäten sie den Papst, sich nicht widerrechtlich des Reiches Gerechtsame anzumaßen, sondern zu sorgen, daß Wahrheit und Recht oben bleibe; um so mehr, als sie binnen kurzem nach Rom aufbrechen würden, für ihren König die Kaiserkrone zu holen. Gleichen Widerstand fanden des Innocenz Pläne bei Philipp August von Frankreich. Doch gegen diesen König setzte er nun einen furchtbaren Hebel in Bewegung. Am 6. Dezember 1199 ließ er zu Dijon durch seinen Kardinal Petrus das Interdict über Frankreich verhängen. Alle Kirchen wurden geschlossen. Ueber dreißig Wochen blieb das ganze, mehr als jede andere Nation des Priesters bedürftige, fanatisch am äußern Kirchenthum hängende Volk des Gottesdienstes und der Sacramente beraubt; keinem Sterbenden durfte die letzte Oelung, keinem Verstorbenen das christliche Begräbniß vergönnt werden; nur Taufe und Beichte blieben, damit der Zusammenhang des Volkes mit den Priestern nicht etwa aufhöre. Dieses Verfahren erscheint dadurch nur noch entsetzlicher,

daß es in einer Zeit geübt wurde, wo es ganz andere Schrecken hatte, als es etwa heute haben würde, falls man es vielleicht noch versuchen wollte. Auch damals, selbst in Frankreich, verweigerte ein Theil des Klerus der „unerhörten Grausamkeit" die Mitwirkung; oder ward vom Volke gezwungen, Gottesdienst zu halten. Ein ganzes Volk wurde so in Verzweiflung und Aufruhr gestürzt, weßhalb? angeblich wegen einer unkanonischen Ehescheidung des Königs. Einer viel gottlosern Ehescheidung als Philipp August hatte sich zu der Zeit Ottokar von Böhmen gegen seine Gemahlin nach achtzehnjähriger Ehe schuldig gemacht. Aber vergebens ward in diesem Falle die Curie von der beleidigten Gattin angerufen, zwölf Jahre hat der Prozeß vor Bischöfen und Kardinälen geschwebt, und nie ist ein Spruch erfolgt; denn Ottokar gab sich zur rechten Zeit als ein gefügiges Werkzeug der römischen Politik gegen Deutschland her.

Der König Philipp von Frankreich aber legte damals eine großartige Probe von Herrschertugend ab; er trennte sich mit blutendem Herzen von der Agnes von Meran, seiner dritten Gemahlin, gab in der Privatsache dem römischen Stuhle nach, und bestand nun um so fester auf seiner im Interesse Frankreichs eingeschlagenen Politik. Der Frieden, den er mit König Johann schloß, verpflichtete diesen, seinen 1200
Neffen Otto in keiner Weise gegen Philipp von Schwaben fernerhin zu unterstützen. Alle päpstlichen Anstrengungen, diese Bedingung zu hintertreiben, blieben erfolglos. Eben so vergeblich waren die Versuche, den hochwichtigen Konrad von Mainz, der unter Friedrich so viel für das Papstthum gelitten hatte, aber doch nicht blind gefügig und nicht unpatriotisch genug war, um einer offenbar schlechten Sache zu dienen, nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge auf Otto's Seite zu ziehen. Schon bequemte sich Otto zu Unterhandlungen. Neue aufreizende Briefe des Papstes gegen Philipp ergingen aber an die deutschen Fürsten. Sie möchten bedenken, daß Philipp noch immer gebannt sei, denn die Absolution sollte der Legat in ungültiger Form ausgesprochen haben. Er appellirt an ihren Ehrgeiz: „wenn die Nachfolge erst erblich wird, dann habt Ihr keine Hoffnung mehr, selbst Kaiser zu werden; da Ihr doch eben so mächtig und edel seid, als das Haus der Herzöge von Schwaben". Er verbürgt sich für den Fortgenuß ihrer Lehen und

Würden; was sich der Schrift nicht anvertrauen läßt, sollen die Boten mündlich ausrichten; er arbeitet mit allen Kräften für Otto; aber noch spricht er sich nicht offen für ihn aus, sondern stellt sich unparteiisch hin, um für alle Fälle den Rücken zu decken.

So angeschürt, entbrannte der Krieg auf's Neue. In blutiger Gegenwehr schlugen Braunschweigs Bürger mit ihres Schutzheiligen, St. Auctor's Hülfe, Philipp's stürmendes Heer zur „alte Wiek" wieder hinaus. Zur Unzeit starb der Friedensmann, Erzbischof Konrad; Rheinfranken und Elsaß gingen dem Philipp verloren; bald sah er sich in Speier belagert. Innocenz that nun einen weitern Schritt
1201 und schickte eine Bulle voll bitterer Klage über das Unglück Deutschlands mit der Ankündigung, daß die Sache nun wohl reif sei, um vom römischen Stuhle endgültig entschieden zu werden. Aber Otto's Siege waren nur vorübergehende und, weit entfernt, seinen Zweck so leicht zu erreichen, hätte der kluge Papst wohl bemerken können, daß er sich in den Deutschen getäuscht habe. Denn es fingen nun auch die Welfischen an, über Roms Winkelzüge zu murren; sie wollten, dem Papste zum Aerger, den Otto ganz fallen lassen und zwar nicht den Staufer anerkennen, aber einen dritten König erwählen. Da am 1. März 1201 that Innocenz den entscheidenden Schritt, und, den Spruch anrufend, „ich bin ein eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied derer, die mich hassen", verwarf er öffentlich den Philipp, weil dieser ein Hohenstaufe sei, als „unwürdig des Reiches", entband dessen Anhänger von den geschworenen Eiden, und erklärte der Welt, daß „seinem lieben Sohn Otto" als „dem zur Regierung tüchtigen" und „rechtmäßig gewählten und gekrönten" König, welcher „väterlicher und mütterlicher Seits von katholisch gesinnten Vorfahren abstamme", Jedermann Gehorsam und Demuth schulde. Dafür gelobte Otto am 8. Juni 1201 durch Eidschwur, Brief und Siegel, „seinem Herrn, dem Papst Innocenz und dessen Nachfolgern" Gehorsam und Hülfe, überließ ihm Italien und Sicilien, wollte ihm zur Erlangung und Erhaltung dieser Länder helfen, und in der Politik nur nach päpstlicher Weisung handeln. Am 3. Juli verkündete in Folge des Pactes der päpstliche Legat Guido den Otto in Köln als König „von Papstes

Gnaden", wie er sich selber nannte. Dann zog der Legat in Deutschland umher, den König Philipp mit Bannflüchen zu vernichten.

Doch dies war nicht Alles; um dieselbe Zeit, wo der Parteienhaß die deutsche Krone an Rom verhandelte, verrieth er Deutschlands edelste Provinzen an Dänemark. Was Markgraf Otto von Brandenburg, was die Grafen von Schaumburg, Oldenburg und Teklenburg und der Erzbischof Hartwig von Bremen, was deutsche Bürger und Ritter in den Jahren 1198 und 1199 dem Vaterlande an altererbtem Besitze zurückerstritten, die überelbischen Länder der Ditmarsen, Holsten, Wagrier und Wenden, das überließ nun der König Otto seinem dänischen Schwager, um jene Fürsten zu schwächen, sich selbst aber einen Bundesgenossen zu sichern. Rendsburg, das Bollwerk Deutschlands, ward dem Landesfeind preisgegeben, und es dauerte nun nicht lange, so fielen in rascher Folge Hamburg, Bergedorf, Ratzeburg, Wittenburg, Gadebusch, Lauenburg dem dänischen Eroberer zur Beute. Auch Lübeck fiel. König Otto vergnügt sich indeß am Hochzeitsfeste seines ritterlichen Schwagers und wenige Jahre später zieht eine dänische Besatzung in Braunschweig ein. Graf Adolf von Schauenburg zog sich trauernd auf seine Güter an der Weser zurück. Fünf und zwanzig Jahre hat diese Schande gedauert, bis bei Mölln und Bornhövede mit viel edlem Blute das Verlorene dem Vaterlande zurückgewonnen ward.

Deutschland war recht tief gesunken. Aber so ehrlos stand es nicht, daß es seine Schande nicht gefühlt hätte. Die römischen Sendlinge waren wie immer zu vorschnell daran, durch Uebermuth und Habsucht ihre Herrschaft fühlbar zu machen. Wo noch eine Spur von Nationalstolz lebte, machte sich die Entrüstung Luft und der Hoftag, der sich zu Bamberg im September um Philipp versammelte, bewies, daß dieser Stimmung die Bannflüche nicht geschadet hatten. Alle erneuerten vielmehr den Eid der Treue und ein von zwei Erzbischöfen (Magdeburg und Bremen), elf Bischöfen, drei Aebten (Fulda, Hersfeld, Kempten) und vielen Fürsten unterzeichnetes, in kräftigen Ausdrücken abgefaßtes Schreiben erging nach Rom, als Antwort auf Bullen und Bannflüche. Wenn die Dreistigkeit, schrieben sie, womit jener Bischof von Palästrina sich in Deutschland ge-

bahre und als Richter und Wähler von Königen auftrete, wirklich auf päpstlicher Vollmacht beruhe, so müsse man zu Gott bitten, daß Rom, wo Recht und Heiligkeit wohnen sollten, nicht in seine heidnischen Thorheiten zurückfalle. Sofort möge er gegen seinen Legaten einschreiten; auch, wie es seine Pflicht sei, den rechtmäßigen König Philipp als Kaiser salben. Die Bürger von Mainz, Worms, Speier resolvirten sich kürzer: sie knüpften das Gefolge des Legaten theils als Straßenräuber auf, theils jagten sie es zu den Thoren hinaus. Die niederländischen und welfischen Fürsten wollten nichts mit dem Legaten zu schaffen haben. Der Papst aber nahm das derbe Schreiben der Fürsten sanftmüthig hin und seinen Legaten befahl er ernstlich, vorsichtig zu sein, besonders gegen hochgestellte Personen und nicht auf Ein Mal die ganze Strenge der Kirchenzucht gegen sie anzuwenden. Vergebens hetzte er nun Frankreich gegen Deutschland; vergebens erklärte er, um den Philipp August wieder zu kirren, zum Scandal seiner eignen Partei, dessen Kinder mit Agnes für ehelich geboren. Philipp August blieb hart und fest, wie Diamant. Ihn persönlich betreffendes Leid, so schrieb er damals nach Rom, habe er mit Gleichmuth getragen; wo es aber seines Reiches offenbaren Schaden gelte, werde er nimmer weichen.

1202 Erfolgreicher waren die auf die Habsucht und den kindischen Wankelmuth deutscher Fürsten gebauten diplomatischen Versuche. „Dahin, daher" ward, wie der Dichter singt, das Losungswort der deutschen Fürsten, welche „um Land und Leute logen" und „um die Ecke bogen". Philipp's Kanzler Konrad fiel ab, nachdem er sich an Philipp bereichert hatte, um nun durch den Papst das fette Bisthum Würzburg zurück zu erlangen. Noch schändlicher war der Undank auf Seiten Hermann's von Thüringen, der nun zum dritten Male seine Treue verhandelte und nachdem ihm Philipp so viele Städte verliehen hatte, sich durch Verrath auch die päpstlichen Lorbeeren verdiente. Ottokar von Böhmen, vor Kurzem von Philipp zum König erhoben, fiel ab, um die Anerkennung dieser Krone auch von Seiten des Papstes zu erlangen. Ueberdies hatte die oben erwähnte Verstoßung seiner Gemahlin bei dem frommen Philipp Widerspruch gefunden; um so mehr schien es nöthig, sich gegen die Curie durch politische Fügsam-

keit sicher zu stellen, um nicht das Schicksal des Philipp August von Frankreich zu erleiden.

Die Länder des treulosen Landgrafen Hermann wurden jetzt der Schauplatz des Bürgerkrieges, der im Jahre 1203 seine furchtbarsten 1203
Schrecken entfaltete. Die Magdeburger hatten Erfurt genommen, dort lagerte Philipp mit den „wie Sarazenen wüthenden" Schwaben. Aber nun zogen von der einen Seite Otto heran mit seinen Rittern und dem Legaten, von der andern Ottokar mit vierzig tausend Böhmen. Auch tartarische Horden waren darunter, die König Emmerich von Ungarn nach päpstlicher Weisung geschickt hatte. Diese Streiter der Kirche haben in dem Einen Feldzug dieses Jahres sechszehn Klöster und dreihundert und fünfzig Pfarrkirchen zerstört; die Nonnen, die sie fanden, wurden zu Tode geschändet, oder an die Pferdeschweife gebunden und hinweg geschleppt. Damals brachten selbst Magdeburgs Bewohner voll Entsetzen ihre Weiber und Kinder aus ihrer festen Stadt über die Elbe zu den Wenden in Sicherheit.

Um diese Zeit schien Philipp's Sache verloren zu sein. Von den deutschen Bischöfen, die Anfangs fast sämmtlich zu ihm gestanden, fiel einer nach dem andern aus Bangigkeit oder Gewinnsucht ab. Hatten doch seit Gregorius die Päpste tausend Mittel in der Hand, um mißliebige Bischöfe zu verderben, erledigte Sitze mit ihren Creaturen auszufüllen, im schlimmsten Falle die Kraft der Bischöfe durch unendlichen Hader im Stifte und Sprengel zu lähmen. „Frohlocke nun," so ruft der ehrliche Chronist Burkhard, der sich damals Jahre lang in Rom aufhielt und das Treiben in der Nähe sah, schmerzerfüllt aus, „frohlocke nun, Rom! denn die Schleusen stehen offen, daß dir das Gold in Strömen zufließe. Freue dich deiner Helferin, der Zwietracht, habe deine Lust an der Schlechtigkeit, denn nicht dein Glaube, nur die Schlechtigkeit der Menschen hilft dir zum Siege." Indeß griff auch Philipp zu den Mitteln der feineren Staatskunst. Er ließ in Rom und an den deutschen Höfen ein gut Stück Geld darauf gehen und da überdies Volk und Adel in Rom des allzustrengen Innocenz müde geworden, so sah sich dieser im Mai 1203 veranlaßt, aus der ewigen Stadt zu entfliehen. In Sicilien behauptete sich die deutsche Partei auch nach des tapfern Seneschall

Markward Tode; ja Markgraf Diepold eroberte auch Apulien zurück. Im übrigen Italien regten sich die Ghibellinen wieder, die seemächtige Stadt Pisa an ihrer Spitze. In den Marken sehnte man sich, unter dem päpstlichen Joche seufzend, nach der Kaiserherrschaft zurück. Liutpold von Mainz rückte mit einem Heere heran und erwiederte kühnen Muthes Bannfluch mit Bannfluch. Gleichzeitig brach in Deutschland, im Lager der Welfischen, die helle Zwietracht aus. Die Hoffnungen auf Süddeutschland gingen dem Otto wieder verloren. Pfalzgraf Heinrich
1204 zerfiel wegen des braunschweigischen Erbes mit dem Bruder und trat, gegen Wiederbelehnung mit der Rheinpfalz und der Vogtei über Goslar, zu Philipp über. Hermann von Thüringen, der Uebermacht erliegend, seiner Städte beraubt, suchte im Herbst zu den Füßen des Hohenstaufen Gnade und Verzeihung für den vielfältigen Verrath. Heinrich von Brabant ward durch die Aussicht auf ein Ehebündniß, durch einige Städte und durch Privilegien, gleich denen des österreichischen Herzogthums, dem Geschlecht der Hohenstaufen zugeführt. Ja es trat auch Adolf von Köln, der einst für baares Geld den Otto erhoben und das ganze Unheil angerichtet hatte, wiederum für baares Geld, für 9000 Mark und Bestätigung alles von Otto aus welfischem Gute
1205 Erlangten, zu Philipp über. Die, welche den Otto einst zu Aachen gewählt hatten, wählten jetzt eben daselbst den Philipp, Adolf selbst setzte ihn auf den Stuhl Karl's des Großen.

So schnell konnte sich in diesen gottlosen Kartenspielen der Selbstsucht die Partie verändern. Otto's Königreich war wie gewonnen, so zerronnen. Nur die Bürger von Köln hielten bei ihm aus, verjagten den Erzbischof, wählten, vom Papste ermuntert, einen neuen, und setzten, allen fürstlichen Nachbarn zum Trotz, auf eigene Hand gegen das gesammte Reich, den Krieg fast noch zwei Jahre lang fort. Anderthalb Jahr war die Stadt zu Wasser und zu Lande blokirt; die Pfründen der Geistlichen aus dem Reiche weit und breit blieben aus, der Handel der Stadt hörte auf, ihre besten Streiter waren erschlagen, der Hunger nöthigte sie endlich, an den Frieden zu denken. Zweitausend Bürger beschworen den Vertrag, der ihnen alle ihre Freiheiten ließ; denn der kluge, milde Philipp wollte die mächtige Stadt durch Güte gewinnen. Und es gelang ihm auch vollkommen. Zu

Ostern 1207, während Otto in England sich mit Rittern und Baro- 1207
nen vergnügte, empfing Philipp die Huldigung der über den Wechsel der Dinge nun hocherfreuten Bürger von Köln.

Gegen die entscheidende Wichtigkeit dieses Ereignisses konnte selbst der Fall der Kaiserstadt **Goslar** nicht in Betracht kommen, die am 9. Juni 1206 den welfischen Belagerern erlag. Ihr ward es minder gut als den Kölnern. Bis auf die heiligen Gebäude zerstört und aller ihrer Reichthümer beraubt, hat sie diesen Schlag nie verschmerzen können.

Wenige Wochen nach Kölns Uebergabe erschienen zwei päpstliche Legaten in Speier, um officielle Unterhandlungen mit Philipp zu eröffnen. Er behandelte sie sehr aufmerksam und sparte weder Gold noch Silber. Nach wenig Tagen sah er sich zu Worms in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen, den Bannfluch gelös't. Den Papst Innocenz bestimmte zu solcher Versöhnung, wie er den Fürsten schrieb, das unaussprechliche Unglück des Bürgerkrieges. Aber der war ja nun von Philipp ohnedies fast bewältigt. Warum rührte den frommen Papst all der Jammer, den er so genau kennt, da er ihn nun mit so glühenden Farben zu schildern weiß, nicht früher, als es die rechte Zeit dazu war? Der Papst mußte auf mäßige Bedingungen eingehen. Zwar nicht die Dienstbarkeit der deutschen Krone, aber die Hand seiner Tochter Beatrix mit reichen Fürstenlehen in Italien, für den Neffen des Innocenz, war der Preis, welchen Philipp geboten hatte. So reifte zwischen Beiden der Friede heran. Nach schrecklicher Zerrüttung schien für Deutschland eine glücklichere Zeit zu nahen. Um den letzten Widerstand des Otto und die dänische Herrschaft in Norddeutschland zu brechen, denn eben zogen neue Dänenheere nach Braunschweig, ward aus dem ganzen Reiche ein großes Heer aufgeboten. Da, wenig Tage vor Eröffnung des Krieges, am
21. Juni 1208, ward Philipp zu Bamberg ermordet. 1208

Von einem Aderlaß erschöpft, lag er in seinem Gemache auf dem Ruhebett ausgestreckt, im Gespräch mit dem Kanzler Konrad von Speier und dem Truchseß Heinrich von Waldburg. Da trat Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, das blanke Schwert in der Hand schwinzend, herein. Das hatte bei dem durch Roheit bekannten Manne

nichts Auffallendes. Doch verwies ihm Philipp freundlich den unpassenden Scherz. Er aber rief: „es ist auch gar kein Scherz!“ und ehe es der dazwischen springende Truchseß verhindern konnte, hatte Philipp den Todesstreich am Halse empfangen. Er sprang auf, stürzte aber schon nach wenig Schritten zusammen. Der Mordstahl hatte die Schlagader getroffen. Auch der Truchseß ward verwundet, als er den fliehenden Mörder ergreifen wollte. Der aber eilte zum Thore, wo die beiden Mordgenossen, Bischof Ekbert von Bamberg und Markgraf Heinrich von Istrien, die Pferde zur Flucht bereit hielten. So entkamen sie den Verfolgern.

Das ist der erste und der verhängnißvollste Königsmord in unserer Geschichte. Der Mörder gehörte einem Geschlechte an, welches durch die Huld der Hohenstaufen groß geworden, von ihnen mit Wohlthaten überschüttet war. Seine Genossen waren die Brüder des Herzogs von Meran, welchem Philipp am Morgen desselben Tages seine Nichte Beatrix vermählt hatte. Bei dem ersteren war der König zu Gaste; in seiner Bischofspfalz, auf dem Petersberge, geschah der Mord.

Ferne sei es von uns, nach dem Beispiele moderner Sycophanten irgend eine, uns noch so mißliebige, Partei des Königsmordes zu zeihen und etwa die leichtsinnige Schlußfolgerung aufzustellen, weil damals die meisten königsmörderischen Pläne aus dynastischen Gründen von den Großen geschmiedet wurden — wir erinnern nur an die bekanntesten gegen Otto den Großen, Heinrich III., Heinrich IV. gerichteten Anschläge —, daß nun auch dieser Königsmord aus solchen Quellen geflossen sei. Nach allen Berichten war die That ein Werk gemeiner Privatrache. Otto von Wittelsbach war ein roher, in ganz Deutschland durch Gewaltthätigkeit verrufener Mann. Er hatte sich um die Hand einer Verwandten des Königs beworben, Philipp aber, seiner Pflicht gemäß, warnte die Anverwandte vor dem wüsten Freier. Da Otto meinte, Philipp sei ihm großen Dank schuldig, so hielt er sich nun für verrathen und schwor ihm den Tod. Das scheint von den mancherlei Erzählungen die wahrscheinlichste zu sein. Daß es aber ein Meuchelmord und zwar von der grauenhaftesten Art gewesen, ein Meuchelmord, am König, am Freund und Wohlthäter, am Gast und am

Anverwandten begangen, darüber waren alle Zeitgenossen und auch die trauernde erlauchte Familie des Meuchelmörders einig.

Mit König Philipp schien der letzte Stern zu versinken, der dem Vaterlande noch zu leuchten verhieß. Viele Patrioten gingen aus Verzweiflung in's Kloster und der treue Dichter, in dessen reiner Seele die Geschicke des Vaterlandes sich wie in einem Spiegel offenbarten, Herr Walter von der Vogelweide dichtete wohl damals seine tiefste, schwermuthsvollste Klage. Das Heldengeschlecht der Hohenstaufen war bis auf einen zarten Sproß im fernen Süden, das „Kind von Apulien", erloschen. Bei der Kunde, daß Philipp todt sei, lös'ten sich die schon versammelten Heere ordnungslos auf und zogen, durch langen Bürgerkrieg verwildert und an's Plündern gewöhnt, raubend und brennend im Lande umher. Mit bangem Schmerze begruben die Getreuen ihren König im Dom zu Bamberg, fünf Jahre später ward er neben den fränkischen Ahnherren, zu Speier, beigesetzt. Seine „Maria" folgte ihm schon nach zwei Monaten. Den Mörder aber erreichten die Gerichte Gottes. Auf dem Reichstag zu Frankfurt erschien zu Martini, an der Hand des Bischofs Konrad von Speier, Beatrix, die zehnjährige Waise des Ermordeten, und forderte schluchzend und weinend vom heiligen römischen Reiche Rache über den Mörder ihres Vaters. Da „weinte der Reichstag mit der Jungfrau", erklärte den Mörder und seine Gesellen für friedlos und vogelfrei, nahm ihnen ihre Güter und Ehren; die Wittelsbacher selbst rückten aus, den Spruch zu vollziehen und den Mordfleck von ihrem Wappenschilde zu vertilgen; sie brachen die Burgen ihres eigenen Geschlechtes, Herzog Ludwig zerstörte selbst Wittelsbach, den Stammsitz seiner Ahnen, und baute eine Kirche an der Stelle auf; vor Allen thätig war der vielbewährte treue Ritter der Staufer, Heinrich von Pappenheim, Markgraf von Kalintin. Ihm gelang es, den Mörder in einem Hofe bei Regensburg zu erlegen. Seinen Kopf warf man in die Donau, der Rumpf blieb sieben Jahre unbestattet liegen. Die beiden Mordgenossen flohen, der Eine nach Ungarn, der Andere nach Jerusalem.

Nach der Ermordung Philipp's blieb Otto alleiniger, bald unbestrittener König. Denn die staufische Partei ließ sich nun auf der im September gehaltenen Versammlung zu Halberstadt bereit finden, ihn in neuer Königswahl ebenfalls zu erheben. Freilich ging auch diese nicht ohne Handeln und Markten ab. So erhielt der Erzbischof von Magdeburg alles welfische Besitzthum im Brandenburgischen, die Zoll- und Münz-Regalien in den Magdeburgischen Städten und 2500 Mark baar, für seinen Bruder die Reichsstadt Saalfeld. Herzog Ludwig erhielt die Reichslehen der Königsmörder, das Herzogthum Baiern ward seinem Hause erblich zugesichert, welches nun im Besitze Baierns und bald auch der Rheinpfalz eine überragende Stellung in Deutschland einnahm. Zur größeren Befestigung und zum Zeichen der endlichen Versöhnung zwischen Welfen und Staufern, verlobte sich der König auf dem Tage in Frankfurt zu Martini mit Beatrix, der zehnjährigen Tochter des ermordeten Philipp. Hier wurden auch Gesetze erlassen, um die tief erschütterten Rechtszustände wieder herzustellen. Man wollte damals an dem sonst rohen Otto bemerken, daß er nach dieser Wendung der Dinge gleichsam „einen neuen Menschen angezogen" habe und Innocenz verbarg seine Freude nicht, da ihm sein Werkzeug Ehre zu machen schien. Aber wie sehr sollte er nun enttäuscht werden! Denn als Otto nun sein Ziel erreicht, auch die Huldigung der Italiener
1209 und am 4. October 1209 die Kaiserkrone in Rom empfangen hatte, da warf er, wie einst Heinrich V., die päpstliche Fessel ab. Alles was er vorher als „König von Papstes Gnaden" der deutschen Krone veruntreut hatte, das nahm er jetzt, da er nun Kaiser geworden, theils aus eignem Antrieb, theils auf das Drängen deutscher und italienischer Rathgeber, im Vollgefühl seiner Stellung und der damit verbundenen Rechte und Pflichten, wieder zurück. Der Pact wurde ebenso zerrissen, wie er geschlossen war. Statt nach seinem Gelöbniß dem Papste zum Besitz der italischen Länder zu verhelfen, nahm er ihm im Gegentheile die Marken und Toscana wieder ab. An seinen Eid erinnert, erklärte er, daß er nicht minder geschworen habe, die Rechte des Reiches zu erhalten. Er wurde nun sehr freisinnig und vernünftig, und wollte, wie einst Arnold von Brescia, die Kirche nicht
1210 mit weltlichen Dingen beschwert wissen. Schon mit dem Papste zerfal-

len, griff er nun auch die Länder König Friedrich's von Sicilien, des jugendlichen Hohenstaufen, an, und es gelang ihm, Apulien zu erobern. Auch gegen König Philipp August von Frankreich sann er auf Krieg. So glaubte dieser starke Recke, dem es nur an der innern Größe gebrach, den begabtesten Herrschern jener Zeit, dem Innocenz, dem Friedrich und dem Philipp August bloß mit seinem langen Ritterschwerte trotzen zu können. Denn seine wesentliche Stütze, die deutschen Fürsten, die ihn erhoben hatten, brachte er durch thörichten Uebermuth gegen sich auf. So nannte er die Bischöfe schlechtweg Pfaffen und wollte sie nicht mehr als Fürsten achten; was diese vornehmen und glänzenden Herren höchst übel aufnahmen. Die Gemahlinnen der Fürsten behandelte er nicht höflich genug. Man war aber damals durch das Vorbild der Hohenstaufen und durch den Einfluß der Poesie und höfischer Sitte an galante Manieren und feines Wesen in der vornehmen Welt gewöhnt worden; endlich und dies ist wohl die Hauptsache, Otto war minder freigebig als die reicheren Staufer.

Schnell und unaufhaltsam war daher, trotz seiner Tapferkeit und obgleich die öffentliche Meinung der Deutschen im Streite mit Rom Anfangs auf seiner Seite stand, Otto's Sturz. Im November 1210 ward der Bannfluch gegen ihn geschleudert und schon 1211
ein Jahr später sah er sich genöthigt, eilig heimzukehren, um seine Krone in Deutschland zu retten. Bereits verhandelte man über eine neue Königswahl. Freilich scheint es wiederum in erster Linie der Eigennutz gewesen zu sein, der die Empörung schürte. Die berüchtigtsten Ueberläufer, Hermann von Thüringen und Ottokar von Böhmen, standen mit den Erzbischöfen von Magdeburg und Mainz an der Spitze; doch fehlte ihnen noch ein Oberhaupt; Boten gingen nach Sicilien, um den König Friedrich im Namen der deutschen Reichsfürsten einzuladen, vom Throne seiner Ahnen Besitz zu nehmen. Indeß wurde Thüringen wieder furchtbar heimgesucht, mit den östlichen Markgrafen und anderen Fürsten, insbesondere mit dem mächtigen Ludwig von Baiern, wurde viel hin und her gehandelt, Verträge wurden geschlossen und gebrochen; da kam die Kunde, daß König 1212
Friedrich Sicilien verlassen, auf ungebahnten Pfaden die Alpen überstiegen habe und nun in Schwaben erschienen sei. So eben war

auch Beatrix, vier Tage nach Otto's Beilager, gestorben; die Baiern und Schwaben verließen alsbald das kaiserliche Heer. Zu spät langte Otto mit seinen Rittern vor Constanz an; schon war ihm Friedrich mit geringer Begleitung zuvorgekommen und hatte die Bürger auf seine Seite gebracht. Die Bürger von Breisach jagten das rohe, ihre Weiber mißhandelnde Gefolge des Kaisers zur Stadt hinaus. Er mußte sich fliehend zurückziehen vor dem immer mächtiger anschwellenden Heeresgefolge, das aus Schwaben und Elsaß und von den burgundischen Bergen herbeiströmte, um den unvergessenen Sprossen ihres großen Kaiserhauses auf den Thron der Ahnen zu geleiten. Nun ging es mit Kaiser Otto's Herrschaft bald abwärts. Der bloße Name seines Nebenbuhlers, der Ruf seiner Schönheit und Milde, seiner Klugheit und Tapferkeit wandte ihm alle Herzen zu, ebenso das Gold, das er mit vollen Händen ausstreute. Philipp August sandte ihm sogleich 20,000 Mark Subsidien. Nach wenig Monden war Friedrich deutscher König. Er wurde Ende 1212 zu Frankfurt gewählt, zu Mainz gekrönt und alsbald in den meisten Ländern anerkannt. Otto's Reich blieb wieder wie vorher auf das nordwestliche Deutschland und die braunschweigischen Länder beschränkt, an England gelehnt; er suchte es hier durch seine Vermählung mit Maria von Brabant zu stützen. Köln, durch Handelsinteresse unwandelbar auf England hingewiesen, blieb seine
1214 Hauptstütze, diesmal nicht wegen, sondern trotz römischen Bannfluchs! Doch auch dieser Stützpunkte ging er bald verlustig; der Krieg, den er, mit Johann von England und den Niederländern vereint, gegen Philipp August von Frankreich begann, nahm in der Schlacht von Bouvines am 27. Juli 1214 ein schlimmes Ende; dort fiel die Blüthe der welfischen und niederrheinischen Ritterschaft; hierauf wendeten sich die niederländischen Fürsten, darunter sein eigner Schwiegervater, der Herzog von Brabant, im Unglück von Otto ab und unter-
1215 warfen sich dem Friedrich, welcher am 25. Juli 1215 zu Aachen nochmals gekrönt wurde. Da gaben endlich auch die Kölner den Kaiser auf. Sie erließen ihm und seiner Gemahlin, der „öffentlichen Spielerin", ihre Schulden und gaben noch 600 Mark dazu, worauf er mit seinen Rittern Köln verließ, welches sogleich den Friedrich festlich aufnahm. Otto kehrte nach Braunschweig heim. Dort hat er,

den Kaisertitel eifersüchtig festhaltend, noch etliche Jahre in harten Fehden, besonders gegen Magdeburg, verbracht; die bis dahin ihm verbündeten Fürsten, durch Versprechungen seines Gegners gewonnen, fielen bald wieder ab, da sie sahen, daß er ihnen keine Länder mehr verschaffen könne; nur die Bürger von Braunschweig blieben unerschütterlich treu; 1217 ward er in Braunschweig von Friedrich selbst vergebens belagert; endlich 1218 ist Kaiser Otto in der Harzburg 1218
ruhmlos verstorben. Auf dem Todbette machte er reuevoll seinen Frieden mit der Kirche; um die Absolution zu erhalten, schwor er, sich in Allem dem Papste unterwerfen zu wollen; nur nicht wegen der Kaiserwürde, denn darin bleibe er bei seinem Rechte; dem Reiche vermachte er die Harzburg, dem heiligen Blasius viele Güter und Heilligenknochen; in dessen Kirche zu Braunschweig ward er neben seinem großen Vater in vollem Kaiserornate, — so hatte er es ausdrücklich vorgeschrieben — beigesetzt.

Papst Innocenz III. hatte den letzten Triumph seiner Politik in Deutschland nicht mehr erlebt. Nach einer Regierung voll großer Unternehmungen war er am 16. Juli 1216 gestorben. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung, die er acht Monate vor seinem Ende im Lateran hielt, waren gehorsam seinem Rufe, Gesandte vieler christlichen Könige und Fürsten, Städte und Stifter, 412 Bischöfe, 71 Primaten und Erzbischöfe, über 800 Aebte und Prioren und eine zahllose Masse sonstiger Priester und Laien erschienen, um seinen letzten Willen zu vernehmen und eine lange Reihe von Beschlüssen zu fassen, durch welche die wichtigsten kirchlichen und weltlichen Dinge geregelt werden sollten. Der römische Stuhl hatte damals seine größten Triumphe errungen, wie sie unter Friedrich I. und Heinrich VI. kein Sterblicher für möglich gehalten hätte. Innocenz III. hatte den Plan Gregor's VII. am vollständigsten erreicht. Er machte die römische Curie zum Gerichtshof über Alles und Jedes. Seit Innocenz III. legten sich die Päpste göttliche Untrüglichkeit, sowie die Befugniß bei, von allen, sogar von den künftigen Gesetzen zu dispensiren. Ueber die Kronen und die Länder verfügte der Papst; er dictirte nach seiner Willkür Gesetze;

erhob Steuern; besetzte Pfründen; setzte Bischöfe und Gewalthaber ein und ab; auch die Concilien waren ihm unterthan und zu bloßen Werkzeugen geworden. Gewisse Schriftsteller bezeichnen daher die Waltung des dritten Innocenz als den Glanz- und Höhepunkt der Kirche, und weisen, um deren mütterlich wohlthätige Sorge zu veranschaulichen, ganz besonders auf unser armes Deutschland hin, dessen sich die Curia wie eine Mutter angenommen habe! Lehrt nun schon ein Blick auf die Thatsachen unserer Geschichte — denn nur aus Thatsachen, nicht aus Worten, und klängen sie noch so erhaben und salbungsvoll, soll man die Geschichte erkennen — was diese mütterliche Sorge für unsere Nation zu bedeuten hatte, und welche Empfindungen sie in den edelsten, treuesten Gemüthern wach rief, welche Corruption sie in die gemeinen Seelen warf; und wie das ganze Gebäude der Priestermonarchie bei dem ewigen Widerspruche der germanischen Natur und des gesunden Menschenverstandes und der weltlichen Interessen doch auf morschen, geschraubten, künstlichen Füßen stand, so wird ein Blick auf die allgemeine Weltlage diese Wahrnehmung vollends bestätigen. Nie hat sich überzeugender gezeigt, als gerade damals, daß Europa zu keiner Zeit für Priesterherrschaft bestimmt gewesen ist.

Blicken wir vor Allem nach Rom selbst! Der Oberhirt der Kirche war von einem weitläuftigen Regierungspersonale, von einem Hofstaate umgeben, welcher selbst bei besserem Willen der Christenheit nicht eben mit dem Muster apostolischen Lebens hätte voranleuchten können. Statt wie man es bisher wohl gedacht oder gehofft hatte, die Kirche aus dem Grunde sittlich zu heben und zu bessern, sah man das Gegentheil eintreten: die Kirche war immer mehr ausgeartet, immer ärger verweltlicht. Gerade die berufensten Kirchenlenker hatten am wenigsten Zeit, an ihre theologische und ethische Arbeit zu denken, denn sie mußten canonische Jurisprudenz und römische Politik treiben. Aerger als je herrschte die Simonie; nur der Schauplatz derselben war verändert. England erfuhr durch die Erbärmlichkeit seines Königs zu jener Zeit, was es zu bedeuten habe, ein päpstliches Lehenreich zu sein. Es ward von Neu-Rom in einer Weise ausgebeutet, auf welche selbst Alt-Rom hätte neidisch werden können. Aus einem Zwanzigstel kirchlicher Einkünfte, welche die Curie beitreiben ließ, ward ein Zehntel, dann ein

Fünftel, ein Drittel 2c., ungerechnet die Erpressungen der päpstlichen Erheber. Auf die schamloseste Weise wurden Pfründen unter die römischen Familien vertheilt und somit die ganzen Einkünfte aus dem Lande gezogen. Für die englische Nation ist diese Zeit freilich sehr heilsam gewesen; denn sie hat mehr als Alles dazu gedient, den germanischen Widerwillen des Volkes gegen römisches Wesen, römische Tyrannei, römisches Recht und römische Priesterschaft tief und unzerstörbar zu machen; der Druck hat jene Nation zur Freiheit erzogen.

Wir haben erzählt, wie sich deutsche Dichter daheim und wie sich deutsche Beobachter zu Rom über das ränkevolle Treiben an der Curie aussprachen. Hören wir nun einen Zeugen von unbestrittener Gültigkeit: das große Kirchenorakel, Abt Joachim in Calabrien, auf dessen Prophetenstimme damals alle Zeitgenossen horchten. Er nennt die römische Kirche das Haus der Buhlerin, in welchem Jeder für Geld Einlaß finde. Ihr Glaube sei eitel, denn ihr Thun verläugne den Herrn, welcher kommen werde, diese Wucherer aus seinem Tempel zu treiben. Der Papst wolle einen babylonischen Thurm bauen und mit der großen Babylon den goldnen Becher mischen. Uneingedenk des Wortes: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ wolle die Kirche herrschen und werde nicht eher ruhen und rasten, als bis ihre alten Schläuche geborsten sein würden. Denn da der Papst sich in den Tempel setze wie ein Gott, so werde an ihm sich das Wort Gottes erfüllen: wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert verderben.

Trotz seiner schlauen Politik hatte Innocenz den Hohenstaufen Philipp nicht zu stürzen vermocht und als der schnöde Zufall eines Meuchelmordes ihm zu Hülfe kam, sah er, am Ziele angelangt, sofort wieder Alles am Widerstande des Kaisers Otto scheitern. Da mußte Rom sich wieder zum verhaßten Haus der Hohenstaufen neigen, um bald auch an ihm den gleichen „Undank“ wie an den Welfen zu erleben. Das deutsche Reich ist freilich in diesem wechselvollen Streite zertrümmert worden. Aber glücklicher als wir, waren indeß die anderen Nationen. Denn als Innocenz den Philipp August gegen den Johann und den Johann gegen den Philipp August aufrief, als er sich erst der englischen Unterthanen gegen ihren König, dann des Königs gegen die zinsweigernden Unterthanen bediente, so ging als Er-

gebniß die Grundlage der Größe beider Nationen aus diesem Kampfe hervor. Philipp August eroberte vom englischen Feinde das halbe Frankreich zurück; er ward der Gründer der französischen Monarchie. Die Engländer aber, empört über so schmachvolle Verluste und die schmachvollere Veräußerung ihrer brittischen Heimath an Rom, beschlossen, die Regierung selbst zu führen, entrissen dem elenden Johann ihren Freiheitsbrief, den Anfang ihrer Größe, und als der Papst diesen Brief wieder zernichten wollte, da legten sie die Probe ihrer Kraft sofort im männlich einmüthigen Widerstande ab. So waren die großen weltlichen Gewalten des Abendlandes begründet, und die Pläne päpstlicher Weltherrschaft innerlich gebrochen, gerade da, als sie der Erfüllung am nächsten schienen.

Auch einem minder tiefen Beobachter als dem Innocenz hätte dieser seinen priesterlichen Idealen so wenig entsprechende Stand der Dinge nicht entgehen können, vor Allem jenes Verhältniß nicht, welches wie kein anderes die päpstliche Autorität gehoben hatte und als Gradmesser der kirchlichen Allmacht dienen konnte. Die Idee der Kreuzzüge hat den Innocenz, wie alle großen Päpste, vorzüglich beschäftigt. Die Wiedereroberung des heiligen Grabes mußte um so leichter erscheinen, als Saladin der Große gestorben und die Macht der Moslemin wieder durch Zwietracht gebrochen war. Aber Innocenz sah ein, daß der Glaube nicht mehr im Stande sei, um in Europa noch Kreuzheere zu Stande zu bringen, und daß es dazu nun vor Allem des weltlichen Hebels aller Dinge, des Geldes, bedürfe. Nur noch Kinder vermochte der Fanatismus vor sich her zu treiben in die Hände schnöder Sclavenhändler. Daher beschloß Innocenz, da seine Mahnungen trotz aller kirchlichen Zwangs- und Belohnungsmittel, trotz der eigends in allen Ländern eingesetzten Kreuzprediger erfolglos blieben, ein Kreuzheer zu werben und zu diesem Ende den Priestern und Laien eine allgemeine Steuer aufzulegen. Aber nur die wenigsten wollten diese Steuer bezahlen und Niemand widersetzte sich ihr heftiger als die reichgewordenen Mönchsorden der Cisterzienser. Wo die Steuer zur Erhebung gelangte, ward sie von den ungetreuen Erhebern zum großen Theil unterschlagen. Nicht einmal die von ihm befohlene Handelssperre gegen die Sarazenen vermochte der Papst auszuführen; denn die Venetianer er-

klärten, dabei könne ihr Handel nicht bestehen und Innocenz mußte das Verbot auf den Handel mit Waffen und Schiffsgeräthe beschränken. Es war endlich den französischen Kreuzpredigern, vor Allen dem Meister Fulko von Neuilly gelungen, eine Anzahl französischer Fürsten und Ritter zur Kreuzfahrt zusammen zu bringen, welche sich auf diese Weise durch den Schutz der Kirche vor des Philipp Augustus gewaltigem Arme sichern und in der Ferne Ersatz für heimische Verluste suchen wollten. Die klugen Venetier schlossen sich diesem Unternehmen an; da aber die Kreuzfahrer Jenen die Ueberfahrt nicht vollständig bezahlen konnten, so sahen sie sich genöthigt, um die Fahrkosten abzuverdienen, Dalmatien und Griechenland der Republik zu erobern. So wurde dieser Kreuzzug zu einem bloßen Eroberungskrieg der Venetianer und Franken gegen christliche Herrscher, deren einer, Emmerich von Ungarn, doch selbst das Kreuz genommen hatte. Die Verbote, die Ereiferungen, die Bannflüche des Papstes hatten keinen Erfolg; man bedürfe für weltliche Geschäfte keines anmaßlichen Priesters, sondern nur zur Predigt, erwiederten die Venetier, und der gewaltige Innocenz mußte sich ihnen fügen. Endlich haben sie gar, am 12. April 1204, statt Jerusalems Konstantinopel erobert. Was unsere gewaltigsten Kaiser vergebens versucht hatten, thaten jetzt die Flotten dieser Handelsstadt. Zwar stellten sie dem grollenden Papste vor, daß ja nun auch für ihn ein Großes erreicht sei, zwar stifteten sie dort ein lateinisches Kaiserthum und eine lateinische Kirche; ein fränkischer Kaiser richtete sich mit Lehensfürsten und Priestern auf diesem Trümmerhaufen ein; aber den reellen Gewinn der ganzen Eroberung zog nur Venedigs Handel; er ward der herrschende im Oriente. Jenes lateinische Kaiserthum ist wie ein Nebelbild zergangen und das Ziel so vieler Jahrhunderte, die Vereinigung der beiden Kirchen, hat sich, nun da es erreicht schien, als eine Chimäre dargestellt. Von jenen Afterkaisern verschwand der erste unter den Händen der Bulgaren, der zweite starb an Gift, der dritte in der Gefangenschaft der Griechen, der vierte im Blödsinn. Das ganze Kaiserthum ging kläglich wieder zu Grunde; und was die griechische Kirche betrifft, so hat Innocenz selbst es gar nicht versucht, eine römische daraus zu machen. Wohl aber wurden nun die Pilger, die früher nach Palästina aufbrachen,

vom leichteren Gewinn gelockt, vom heiligen Grabe ab und nach Griechenland gezogen. Denn auch hier, so glaubte man zur Beschwichtigung des Gewissens, gebe es Ungläubige zu bekriegen und zu plündern.

Eine so eigennützige und weltliche Wendung hatte die einst welterschütternde Begeisterung der Kreuzfahrer genommen. Doch ihre letzten Ausläufer standen noch bevor. Da man nicht mehr um des zweifelhaften Gewinnes willen in die fernen, gefahrvollen Gegenden zog, so richtete sich nun der Strom, dessen reinste Quelle zwar versiecht war, dessen trübere Fluth aber nicht so bald zerrann, gegen das nähere Abendland: nicht gegen die Heiden und Unchristen, sondern gegen die gebildeteren und reicheren Bekenner eines abweichenden, ja oft sogar eines reineren Christenthums. In den gesegneten Ländern Südfrankreichs und Burgunds, Oberitaliens und des nördlichen Spaniens hatten im Verkehr dreier Welten Wohlstand, Cultur und Geistesleben längst ihre reichsten Blüthen entfaltet, das Städtewesen und das Ritterthum hatte hier einen geistigeren Schwung gewonnen, hier war die Poesie und Kunst der Abendländer zuerst wieder aufgewacht. Diese Länder standen lange an der Spitze der europäischen Geistesbewegung, welche erst innerhalb der Kirche wirkend, bald über den engen Bereich kirchlicher Schranken hinüberfluthete. Mystische und wissenschaftliche Ketzereien, alte Geheimlehren aus dem Oriente und neue abendländische Gedanken flossen hier zusammen. Es tauchten Erscheinungen auf, welche schon alle Merkmale einer viel späteren Zeit an sich trugen. Zwar mußten sie oft die Lust der Vorempfindung einer helleren Zukunft im Elend und auf Scheiterhaufen büßen; aber solche Verfolgungen konnten den Siegeszug dieser Ideen von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß nicht hemmen. Vergebens war schon der heilige Bernhard, vergebens waren die Päpste in eigener Person dagegen ausgezogen. Ihre blutigen Triumphe gingen vorüber und an denselben Stellen, wo sie errungen worden, trat die Ketzerei bald stärker als vorher an's Licht. Die früheren, altketzerischen Namen, Katharer, Manichäer, Paulicianer u. s. w. traten endlich für die südfranzösischen Länder hinter der umfassenden Bezeichnung der Albigenser (vom Städtchen Albi) zurück und seitdem Petrus Waldus, ein reicher Bürger von Lyon, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gepredigt und die Secte

der Waldenser oder der „Armen im Geiste" in's Leben gerufen hatte, verbreitete sich dessen Anhang von den Höhen der Alpen und des Jura über die nachbarlichen Länder. Da die Kirche dieses reine, glaubensstarke Element von sich abstieß, so drohte es ihr bald den Untergang. Dem Anfangs in rein kirchlichem Eifer unternommenen Predigen des einfachen apostolischen Lebens traten eigennützige Priester mit Verboten entgegen und auf die Bitten der Verfolgten antwortete die römische Kirche unter Lucius III. mit ihrem Fluche. Da erklärten sie, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen und fuhren nur noch eifriger fort, das Evangelium zu predigen. Ihre puritanische Sittenstrenge, ihre Uneigennützigkeit, ihr volksthümliches Wesen, ganz besonders ihre geistige, durch fleißiges Lesen in der Schrift und durch treffliche Schulbildung genährte Ueberlegenheit über den in Roheit und Unwissenheit versunkenen Klerus brachten eine unwiderstehliche Wirkung hervor; überall wohin sie kamen, fiel ihnen das Volk in Massen zu. Selbst die gelehrtesten Priester, die mit ihnen disputirten, wußten nichts Rechtes gegen sie aufzubringen: sie trügen Sandalen, Jeder glaube, er dürfe predigen, könne die Schrift auslegen u. s. w. Die Ausbildung ihrer eigenthümlichen, im Ganzen protestantischen Doctrin gehört einer spätern Zeit an. Einen ausgeprägteren, von den christlichen Grundlehren abweichenden Charakter hatten die Lehren vieler Albigenser, welche, indem sie z. B. die gnostische Lehre vom guten und bösen Prinzipe auf Kirche und Leben anwandten, das ganze christliche Glaubens- und Sittensystem mit dem Umsturze bedrohten. Auch fehlte es nicht an einzelnen argen Auswüchsen, an Schneiderkönigen, an Unsittlichkeiten, an Mord und Todtschlag. Um so leichter ward es der in ihrer Existenz bedrohten, zu verzweifelten Mitteln hingetriebenen Kirche, alle diese Ketzer ohne Unterschied als Feinde Gottes und der Menschen, als Leute hinzustellen, deren religiöse Tendenz zugleich eine höchst verbrecherische sei. So entstand, etwa wie es gegenwärtig in Toscana, Rußland und Oesterreich gegen abweichende Religionsbestrebungen noch immer geschieht, eine Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt gegen die Ketzer, als die angeblichen Feinde Beider. Schon Heinrich III. hatte gegen sie der Kirche seinen Arm geliehen und alle Fürsten der Christenheit, wie wenig sie auch sonst mit der Kirche

harmoniren mochten, waren in der Ketzerverfolgung niemals müßig gewesen, nicht aus pfäffischer Kirchlichkeit, sondern aus politischem und gesellschaftlichem Vorurtheil. Jetzt zuerst hatten die provencalischen Fürsten versagt; sie hätten ihr Land entvölkern müssen, um die Ketzer noch ferner zu vertilgen. Hierzu jedoch würde sich auch der frömmste Fürst nie verstanden haben. Schon hatte, ohne Erfolg, ein Legat im Jahre 1181 ein Kreuzheer gegen den Vicomte von Carcassone geführt und den Vernichtungsmaßregeln, womit des Innocenz Legaten jetzt nahten, setzten Graf Raimund von Toulouse und Vicomte Roger von Bezieres entschiedenen Widerstand entgegen. Der Legat Peter ward 1208 erschlagen. Hierauf rief Innocenz die gesammte Christenheit zum Kreuzzuge gegen jene ketzerischen Fürsten und Völker auf. Die ganze Geschichte der Menschheit hat kein dunkleres, entsetzlicheres Blatt aufzuweisen, als diesen Albigenserkrieg. Rohe, gemeine Raubsucht stürzte gierig über die Stätten einer überlegenen Bildung her. Wie sollen wir Rechtgläubige und Ketzer unterscheiden? ward der Ketzerrichter Arnold gefragt. Schlagt Alle todt, lautete die Antwort, der Herr kennt die Seinen. Das Volk wurde geschlachtet, die Städte und Burgen wurden zerstört; nur der Eigennutz hielt die Eroberer von der Vertilgung alles Lebendigen ab. Aber die Blüthe jener Länder sank für immer dahin. Die Curie aber benutzte diese Gelegenheit, um sie der deutschen Hoheit zu entwenden.

An diesem traurigsten aller Kreuzzüge haben sich auch Deutsche, doch nur in geringer Zahl, betheiligt. Grafen von Berg und Jülich, sowie Engelbert, der spätere Reichsverweser von Deutschland, waren unter den deutschen Kreuzfahrern, die im Jahre 1212 gegen die Albigenser zogen, um durch vierzigtägigen Krieg gewisse Vortheile zu verdienen. Es war eben nur ein Handel; alsbald nach Verlauf der vierzig Tage kehrten sie wieder um.

Es war auf jenem großen vor seinem Ende gehaltenen Laterankoncil, als Innocenz III. das Verfahren gegen die Albigenser durch allgemeine, gegen die Ketzer gerichtete Gesetze besiegelte. Die Inquisitionsgerichte, diese höllische Ausgeburt des Priesterwahnes, wurden dann, da sie sich im Vernichtungskriege gegen Albigeois erprobt hatten, eine Errungenschaft der gesammten Christen-

heit. Was in späteren Tagen die Revolutionstribunale und Guillotinen der Jacobiner, das waren damals die Tribunale und Scheiterhaufen der Ketzermeister: ein abgekürztes Verfahren, bestimmt, ohne störende Rechtsformen binnen kürzester Frist die der Kirche mißliebigen Personen in Masse abzuthun. Jeder Ketzer solle vertilgt und seine Güter confiscirt werden. Diese letztere Bestimmung war darauf berechnet, die Habsucht der Verfolger und auch der weltlichen Obrigkeiten zu reizen und nur zu sehr hat sich dieser Hebel bewährt. Jeder Angeklagte war ohne Weiteres schuldig, wenn er sich nicht von der Anklage zu reinigen vermochte. Wer das Kreuz gegen Ketzer nahm und sich an diesen Vernichtungs- und Raubkriegen gegen anders denkende Menschen betheiligte, sollte dadurch aller Sünden quitt und aller Privilegien der Kreuzfahrer theilhaftig sein.

Das ist das furchtbare Vermächtniß des Papstes Innocenz. Wer mag die Schrecken ausdenken, wer die entsittlichenden Wirkungen berechnen, die ein solcher Bund des Fanatismus mit den gemeinsten Leidenschaften der menschlichen Natur heraufbeschworen hat? Die romanische Welt ist lange Jahrhunderte von dieser furchtbarsten Geißel heimgesucht worden und noch heute liegen ganze einst blühende und lebensvolle Länder todesmatt, stumpf und dumpf da, die ausgebrannten Stätten einer Alles verzehrenden Tyrannei. Nur auf kurze Momente ward auch der deutsche Leib von dieser fürchterlichen Pest ergriffen. Aber mit dem Abscheu der Gesundheit hat er sie jedes Mal bald wieder abgeschüttelt und sich zuerst auf immer von ihr befreit. Wohl mochte die Kirche hoffen, mit solchen Hülfsmitteln für immer den gährenden Bewegungen der Menschheit ein Ziel gesetzt zu haben. Deßhalb verbot Innocenz, um dem apostolischen Drange auch innerhalb der Kirche selbst keine freie Stätte mehr zu lassen, nicht bloß das Lesen in der heiligen Schrift, er verbot auch die Gründung neuer Orden. Aber schon er selbst, noch mehr seine nächsten Nachfolger sahen ein, daß alle ihre Mittel, auch die schrecklichsten, nicht mehr ausreichten, um die aufstrebenden Geister am Gängelband zu halten. Daher entschlossen sie sich zu einem verzweifelten Unternehmen, nämlich dazu, ihre ketzerischen Gegner mit den eignen Waffen zu schlagen; und jene apostolische Predigt, jenes urevangelische Laienpriesterthum, jenes demokratische Gleichheitsgefühl in der Kirche, jene

puritanische Opposition gegen Kirchenverweltlichung, womit die Kirche nun seit Jahrhunderten im Kampfe lag, in täuschender Nachbildung als Bundesgenossin aufzurufen, sie mit ihren Interessen durch kluge und künstliche Mittel zu verschmelzen, sie durch Organisationen an die Kirche zu fesseln. So entstand die Macht der Bettelorden.

Der heilige Franciscus aus Assisi und der heilige Dominicus Guzman aus Calaroga, der erste 1172, der zweite 1170 geboren, hatten ein begeistertes Büßer- und Predigerleben geführt, wie es damals mitten zwischen der rohen Sinnlichkeit nicht selten geschah. Der heilige Franz konnte vierzig Tage in Einem Zuge fasten, der heilige Dominicus erfand neun Arten, in qualvoller Leibesstellung zu beten. Der erste starb, nackend auf dem harten Boden liegend, der zweite ebenfalls nackend, aber mit eisernen Ketten umwickelt. So suchten sich beide schon im Leben und Sterben an Heiligkeit zu übertreffen. Schon frühe hatten sie die Aufmerksamkeit des römischen Stuhles auf sich gezogen, welcher ihren zahlreichen Anhängern und Nachstrebenden, den Franciscanern oder Minoriten, mindern Brüdern, und den Dominicanern oder Predigermönchen, eine bereits unter dem Nachfolger des Innocenz in den Grundzügen ausgeprägte Organisation und Regel gab. Frei und ungehindert sollen sie allenthalben herumziehen und predigen; Armuth, Keuschheit und Gehorsam war ihr Gelübde; ihre Verfassung war eine centralisirte Demokratie; vertheilt über alle Länder der Erde, gegliedert unter Guardianen, Provincialen und einem General, der in kritischen Zeiten seinen Sitz in Rom hatte. Dieser ward vermöge allgemeinen Stimmrechts, etwa wie der gegenwärtige Kaiser der Franzosen, gewählt; um dann seiner Seits Hand in Hand, mit dem römischen Stuhle über die Kräfte der ungeheuren Genossenschaft zu verfügen. Ungemessene Vorrechte waren ihnen eingeräumt; sie hatten überall das Recht, nicht bloß zu predigen, sondern auch den Kirchendienst zu halten, die Beichte zu hören, Dispens und Absolution zu ertheilen, Opfergaben, Erbschaften und Erbschaftssteuern zu erheben. Die Dominicaner erhielten endlich die ausschließliche Leitung der Ketzergerichte. So konnten sie allmächtig in's Leben greifen, auch in den Klerus, waren selbst aber keinem Weltlichen und keinem Geistlichen außer ihrem Orden unterworfen. Hier war das demagogische und

demokratische Element der Ketzer mit der Machtfülle und den Zwecken der römischen Kirche vereint, hier war ein Werkzeug gefunden, welches auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft gleich sehr zu gebrauchen war. Auf den Höhen wirkten sie als Beichtväter der Fürsten und besonders der Fürstinnen, als Gelehrte und Universitätslehrer, als Diplomaten und Staatsmänner, in den lombardischen Bürgerkriegen als Unterhändler, Gesetzgeber, Bürgermeister. In den Tiefen wirkten sie als Wunderthäter und Heilkünstler, als Volksredner, gelegentlich als Aufhetzer gegen Pfarrer und Obrigkeit. Die Einen wußten durch ihren Glaubensdrang und durch ihre Gelehrsamkeit zu fesseln, dafür konnte die große Mehrheit als Vehikel des ungeheuersten auf die Volksgemüther berechneten Aberglaubens dienen. Der heilige Franz sollte mehr Wunder als Christus verrichtet, aus Essig Wein gemacht, vierzig Tage ohne Speise gelebt haben u. s. w. Bettelnd oder mit Reliquien hausirend, drang dieser Landsturm in das Innerste der Häuser und Familien ein; in wundersamen Prozessionen zog er umher; indeß die Häupter klug berechnend die Wissenschaft und die Staatskunst an feineren Fäden lenkten.

Die Klöster, welche diese Orden in wenigen Jahrzehnten stifteten, wurden nach Tausenden, die Mitglieder, welche eintraten, nach Hunderttausenden gezählt. Das Gelübde der Armuth und Keuschheit hinderte immer weniger, da es immer seltner gehalten wurde und die Bettelorden endlich nur in so fern diesen Namen verdienten, als viele Bettler hineintraten, um in Reichthümern zu prassen. Was Bernhard im vorhergegangenen Jahrhundert mit seinen Cisterziensern gewesen, das wiederholte sich hier im colossaleren Maßstabe. Man nannte sie die beiden Leuchter des Erdbodens und Innocenz III. sah im Traume, sie würden den Lateran auf ihren Schultern durch die Fluthen der Zeit tragen. Sie umspannten die ganze Welt, von Marocco bis Hinterasien. Um die Verbindung mit dem Volke unauflöslicher zu machen, fügten sie weitere Orden und Grade hinzu, Tertianer, Bußbrüder, Humiliaten 2c. Jeder Mensch sollte in diese Gliederung hineingezogen werden. Waren die Ketzer trotz ihrer geistigen und populairen Kraft dem gemeinsamen Angriff der Kirche und der Staatsgewalt nicht gewachsen, so gewann der römische Stuhl hier eine geistige und populaire Hülfsmacht, mit

welcher er sowohl der geistlichen als der weltlichen Macht gebieterisch und reformirend entgegentreten konnte. Denn freilich neben dem Wahne der Weltherrschaft war es auch das Bestreben nach sittlicher Besserung der Kirche, welches die besseren Päpste beseelte. Aber trotz aller Reformen und Revolutionen, trotz so heilloser Kämpfe, ja vielleicht gerade in Folge derselben, war der Klerus im Ganzen nicht besser, sondern vielmehr immer schlechter geworden. Ausgelassene, räuberische Stiftsherren, ausschweifende Pfarrer und Mönche, lüderliche Nonnen bilden allenthalben nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Alle die neuen im Laufe der Zeit entstandenen Mönchsorden und Klöster waren dem Gesetz der Verweltlichung verfallen und an ihren Gütern hängen geblieben. Das berühmte Sauflied mihi est propositum verdankt wahrscheinlich den ewig durstigen Kanonikern jener Zeit seine Entstehung.

Ein Mönch von Clairvaux mochte damals mit Recht äußern, die Kirche sei so schlecht geworden, daß sie es verdiene, von so schlechten Priestern regiert zu werden. Es war ja auch gar nicht anders möglich. Denn es fehlte zwar nicht an ausgezeichneten, von reinerem Geiste erfüllten Kirchenoberen; aber wir sehen sie fast ganz in weltlichen Interessen und Geschäften aufgehen. Gaben ihnen doch ihre höchsten Vorbilder zu Rom dieses Beispiel mit jenen weltlichen Intriguen und Gewaltsamkeiten, deren langes Gewebe leider den wichtigsten Theil unserer Reichsgeschichte bildet. Sie hatten, — um nur auf Ein Verhältniß hinzuweisen, welches am auffallendsten schon bei den Zeitgenossen hervortritt und die ewige Klage bildet — sie hatten für ihre Weltherrschaftspläne Geld, ungeheuer viel Geld nöthig und nur zu leicht konnte dabei die schwer zu findende Grenze des Bedürfnisses überschritten werden. Sie mußten sich zur Verwaltung entweder fremder Organe, geistlicher Vasallen bedienen, welche sogleich, nach dem Geiste des Vasallenthums, ihren besonderen Zwecken fröhnten, oder sie sandten römische Legaten: nach dem einstimmigen Zeugniß von Freund und Feind die habgierigste Menschenklasse, die je auf Erden gesehen ward. Nur zwei römische Legaten, die sich nicht bestechen ließen, hatte Sanct Bernhard, der alle Prälaten kannte, in seinem langen Leben kennen gelernt. Daß diese Leute die Kirche nicht reformirten, bedarf keiner weiteren Darlegung. Während nun die Kirche immer tiefer

sank, gleichwohl aber der Geist des Volkes nicht stille stand, sondern nach einem ewigen Naturgesetze fortschritt, so ward die von der Kirche gezogene Kluft zwischen Geistlichen und Laien, ohnedies dem Germanen unnatürlich, immer klaffender und auffälliger. Die Laien fühlten sich besser als die Priester, denn ihnen war die unversiegbare Quelle der Gesittung, die Familie, geblieben. Daher macht sich seit jener Zeit von allen Seiten immer lauter die Verachtung und der Spott der Laien gegen die Priester geltend, eine Richtung, welche bald alle die aufwachenden Volksliteraturen anfüllt.

Diese Kluft wieder auszufüllen, Ketzer und Laien und Geistliche, Staat und Kirche, alle die vielfältigen das kaum geknüpfte Netz der Kirche wieder durchbrechenden Kräfte und Richtungen des Lebens wieder zusammenzubringen unter das Gesetz des Papstes; eine erstorbene Begeisterung wieder zu neuen Gluthen anzufachen; die Welt für den Glauben unter die Waffen zu rufen, die Ungläubigen zu vernichten, das Morgenland zu erobern; alles dies war die ungeheure Aufgabe, welche sich zu jener Zeit die römische Kirche stellte, zu der sie das ungeheure Mittel der Bettelorden ergriff, für welches sie endlich auch in Kaiser Friedrich II. sich ein mächtiges Rüstzeug erzogen zu haben glaubte. — Nach diesem Ueberblicke wollen wir Friedrich II. auf seinem schweren Gange durch die Geschichte begleiten.

Sechstes Kapitel.

Friedrich II.*)

Charakter und Erziehung Friedrich's. Seine ersten sieben Regierungsjahre bis zur Kaiserkrönung. Concessionen an Fürsten und Kirche. Ketzergesetz. Verhältniß zum Morgenlande. Deutschland unter dem Reichsverweser Engelbert von Köln.

Wachsende Spannung zwischen Kaiser und Papst. In Gregor IX. besteigt der Fanatismus der Bettelmönche den römischen Stuhl. Friedrich wird wegen eines verunglückten Kreuzzugs gebannt. Er gewinnt das heilige Grab durch Vertrag mit den Sarazenen, krönt sich selbst in der Kirche zu Jerusalem, triumphirt im Morgen- und Abendlande. Friede von San Germano. Friedrich's Thätigkeit in Sicilien. Vorgänge in Deutschland. Schlacht bei Bornhövede. Maßregeln der Fürstenversammlungen gegen die Fortschritte der bürgerlichen Freiheit. Die Beschlüsse von Worms und Ravenna. Die Ketzer-Inquisition. Konrad von Marburg. Der Bauernkrieg der Stedinger. Empörung und Fall des Königs Heinrich.

Anwesenheit und segensreiches Wirken des Kaisers in Deutschland. Hochzeit zu Worms. Das Landfriedensgesetz von Mainz. Gründung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. Erhebung der heil. Elisabeth zu Marburg. Aechtung Friedrich's von Oesterreich. Krieg gegen die Lombarden. Sieg bei Cortenuova. Friedrich auf's neue gebannt. Furchtbarer Kampf mit der Kirche. Albert der Böhme. Allgemeine Verwirrung.

Die Mongolen. Schlacht auf der Wahlstadt. Siege des Kaisers in Italien. Verhinderung eines Conciliums. Innocenz IV. Seine Flucht. Das Concilium zu Lyon. Corruption der Kirche und der Fürsten. Parteistellung in Deutschland. Die Städte erheben sich für den Kaiser. Des Pfaffenkönigs Heinrich Raspe Königswahl und schneller Fall. Thüringer Erbfehde. Streit um Oesterreich. Sieg der Lübecker über Dänemark. Der Pfaffenkönig Wilhelm von Holland. Heldenmüthige Vertheidigung von Aachen.

Zustände Italiens. Söhne und Schwiegersöhne Friedrich's. Verlust Parma's. Gefangenschaft Enzio's. Untreue des Peter von Vinea. Ende des Kaisers.

Nie wohl hat ein Herrscher widersprechendere Beurtheilung erlitten, keinen hat politische und religiöse Leidenschaft reichlicher mit Lob oder Tadel überschüttet, als Friedrich II. Sogar seine äußere Er-

*) Vergleiche von allgemeinen Hülfsmitteln besonders von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, Bd. 3 u. 4; Böhmer, regesta imperii von 1198 bis 1256 Bd. 1 u. 2; Löher, Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen; Hurter, Innocenz III.; Ficker, Engelbrecht der Heilige; Höfler, Friedrich II.; Barthold, Geschichte des deutschen Städtewesens, Bd. 2; Kortüm, Geschichte des Mittelalters.

scheinung wird angefeindet. Er war nach glaubhaften Zeugnissen und Abbildungen schön und zierlich geformt, aber noch heute meint ihn ein eifriger katholischer Historiker als häßlich und viereckig bezeichnen zu müssen. Als edelmüthig, gerecht und milde preisen ihn die Einen, tückisch, treulos, habsüchtig und grausam wie einen Teufel schildern ihn die Anderen. Nur darin herrscht allgemeines Einverständniß, daß er gelbes Haar gehabt, von der Natur erstaunliche Talente und durch gelehrten Unterricht in den Sprachen, der Mathematik, der Dialektik und der „Philosophie", oder den Naturwissenschaften eine für jene Zeit außerordentliche Geistesbildung empfangen habe. Sarazenische Lehrer und Bücher waren auf seine Bildung von besonderem Einfluß gewesen, sarazenischem Umgang blieb er auch später besonders gewogen. So stellte Friedrich in seiner Person jene Bildung dar, welche als Resultat der Kreuzzüge und des den Europäern aufgeschlossenen Orientes nach Europa drang. Die kernhafte, sittliche Unterlage einer deutschen Erziehung hätte dieser begabten Natur freilich nicht schaden können; aber nach dem Tode seines Vaters mußte die sicilische Mutter die Deutschen vom Hofe entfernen; seine Erziehung blieb undeutsch; er lernte das Deutsche wie eine fremde Sprache; er schrieb und dichtete lateinisch und italienisch.

Während in Sicilien und Apulien deutsche, sicilische und päpstliche Parteigänger um die Herrschaft rangen, wuchs Friedrich, in ähnlicher Weise wie einst Heinrich IV., unter Hofparteiränken und Umwälzungen auf; aber zugleich in der üppigen, erregten Atmosphäre, in welcher die Fürstenhöfe jenes südlichen Himmelsstriches nach orientalischem Vorbild schwelgten. Den sichern Besitz der Krone von Sicilien hatte Friedrich zum Theil der Sorge seines Vormundes Innocenz zu danken, welcher kein Opfer scheute, um jenes Königreich nicht wieder in deutsche Hände fallen zu lassen. Friedrich bezeugte sich dem Vormund für dessen Sorge sehr dankbar. Auch nachdem er volljährig geworden und mit Constanze von Aragonien sich im August 1209 vermählt hatte, betrachtete er den Innocenz wie seinen Vormund und Vater; er wiederholte die großen Zugeständnisse seiner Mutter und erneuerte den Lehenseid für Sicilien und Apulien. Indeß schon die Kaiserkrönung Otto's IV. hatte ihn daran erinnert, daß diese

Krone ihm einst gehört habe und mit Zuthun seines Vormundes ihm geraubt worden sei. Doch als nun Kaiser Otto ihn auch aus seinem Erbe jagen wollte, und bald nachher die Einladung aus Deutschland kam, da war Friedrich entschlossen, ungeachtet des Widerspruchs seiner Gemahlin und der sicilischen Großen, seine Rechte wieder geltend zu machen. Mit päpstlichem Segen zog er nun nach Deutschland, um in derselben Weise der römischen Politik gegen Otto zu dienen, wie dieser einst gegen sein Geschlecht. Wir sahen, wie ihm der Sieg über den unfähigeren und ärmeren Gegner gelang; freilich mit Hülfe einer Freigebigkeit, welche nicht bloß das baare Geld, sondern auch die wichtigsten Königsrechte verschlang. Alle Bedingungen, womit Otto die Krone von den Fürsten und dem Papste einst erkauft hatte, mußten nun nicht bloß wiederholt, sondern vermehrt werden, also daß Otto, einst Kaiser von Papstes Gnaden, jetzt den Friedrich einen Pfaffenkönig nannte. Auch mußte sich Friedrich gegen den Papst verpflichten, nie die sicilische Krone mit der deutschen zu vereinigen. Er mußte dem mächtigen Ottokar von Böhmen und dessen Nachkommen eine an Souverainetät streifende königliche Stellung und die Hoheit über Polen zugestehen. Ja auch der schmachvolle Pact mit Dänemark, den Otto gegen den Staufer geschlossen, ward nun von Friedrich gegen Otto wiederholt. Denn auch dies gebot die römische Curie, Dänemarks Helferin, Deutschlands Neiderin. „Aus Liebe zum Frieden" und „damit die Kirche sich der Ruhe erfreue", sowie „mit Rath und Beistimmung der Reichsfürsten", wurden in dem, Dezember 1214 zu Metz geschlossenen Vertrage dem König Waldemar alle Grenzlande jenseits der Elbe und Elde, die er, „durch viele Angriffe gereizt", erobert und Alles, was Dänemark außerdem in Slavien sich angeeignet habe, überlassen. Zwei unserer wichtigsten Städte, Hamburg und Lübeck, wurden unter anderen preisgegeben. Es hat sich später gezeigt, wie bitter Friedrich diese Schmach des Reiches empfand, wie begierig er sie abzuschütteln suchte. Aber so tief war unser Vaterland durch die Parteiung und die Selbstsucht seiner Gewalthaber und durch ausländischen Einfluß herabgewürdigt, daß seine Herrscher sich gezwungen sahen, um solche Preise ihre Krone zu kaufen!

Nach dem Tode Otto's ward Friedrich's Herrschaft in Deutsch-

land nicht weiter bestritten. Im Juli 1219 empfing er zu Goslar 1219
vom Pfalzgrafen Heinrich die Reichsinsignien. Aber schon im Sommer
des folgenden Jahres wandte er Deutschland wieder den Rücken und 1220
in funfzehn Jahren ist er nicht wieder gekommen. Es waren nicht bloß die Genüsse des üppigeren Heimathlandes, die ihn aus dem rauheren Germanien wegzogen; Gründe von höherer, ja von gebieterischer Art kamen hinzu. Je machtloser und abhängiger er sich auf den deutschen Thron gestellt sah, desto weniger konnte er daran denken, mit Verläugnung der Politik, welche Großvater und Vater vorgezeichnet, die Erbschaft seines Hauses, sein Erbkönigreich Sicilien preis zu geben. Dieses Erbkönigreich war nach der Zerrüttung des deutschen Königthums der materielle Stützpunkt der kaiserlichen Würde geworden. Die unermeßliche Wichtigkeit dieses Stützpunktes gegen Rom und gegen den Orient hatte sich noch unter Heinrich VI. klar gezeigt. Ueberdies konnte Friedrich nur in seinen Erbstaaten dem Drange folgen, einem der höchsten und edelsten, die es giebt, dem Drange, große Ideen in's Leben zu gestalten und damit ein Vorkämpfer der Gesittung zu werden.

Vor Allem war es jedoch die Kirche, welche Friedrich II. seinem deutschen Berufe zunächst entzog; denn er sollte für sie den Orient erobern. Mit der unerfüllt gebliebenen Sehnsucht nach Wiedergewinnung des heiligen Grabes war Innocenz aus dem Leben geschieden. Er hatte seine Hoffnungen zuletzt auf Friedrich gesetzt, der es auch an Gelöbnissen nicht fehlen ließ, welche für unaufrichtig zu halten, wir nicht das mindeste Recht haben. Schon zu Aachen bei seiner Krönung am 25. Juli 1215 hatte er das Kreuz angeheftet. Aber die Bürgerkriege und die große Abneigung der deutschen Fürsten ließen an eine Ausführung in Deutschland sobald nicht denken.

Friedrich wollte Deutschland nicht verlassen, ohne die deutsche Krone, auf welcher freilich nicht mehr die Macht, wohl aber noch die Rechte des kaiserlichen Namens, die höchsten Ehren der Christenheit beruhten, seinem Sohne, dem König Heinrich von Sicilien, zu erwerben, der sie in des Vaters Abwesenheit tragen und bewahren sollte. Die Verbindung der Erbstaaten mit der deutschen Krone, der Macht mit der Ehre des Hauses dieser Grundgedanke staufischer Politik,

sollte gesichert werden. In der That ward auf dem Hoftage zu Frankfurt, April 1220, der achtjährige Heinrich VII. von den versammelten Fürsten zum römischen König gewählt. Wir errathen leicht, daß ein solcher Dienst nicht umsonst geschah; und finden denn auch die schweren Preise, wofür er geleistet wurde, in der am 26. April 1220 den geistlichen Fürsten ausgestellten Urkunde verzeichnet. Hier wurden ihnen, „weil sie ihn an die Spitze des Reiches gestellt und nun auch seinen Sohn Heinrich sich einmüthig zum König und Herrn erwählt hätten", die letzten Hoheitsrechte überlassen, die der Krone gerade in den geistlichen Ländern zu eigner unmittelbarer Ausübung durch königliche Beamte noch verblieben waren. Damit war der letzte große Schritt zur Auflösung der alten Reichsverfassung, zur Begründung neuer Verfassungsverhältnisse geschehen.

Den heftigen Einwendungen, welche die Curie gegen die vertragswidrige Uebertragung beider Kronen auf Einen Nachfolger erhob, kam Friedrich mit der Erklärung entgegen, daß die deutsche Krone ohne sein Zuthun von den Fürsten des Reiches seinem Sohne zu Theil geworden, folglich sein persönlich gegebenes Versprechen nicht verletzt worden sei. Wir sehen hier den ersten Sieg, welchen Friedrich über die römische Politik vermittelst ihrer eigenen Waffen erfocht, durch Klugheit und diplomatische List, und indem er gerade die geistlichen Fürsten vorschob. Zu einem Bruche mit Friedrich fehlte es Honorius III., dem schwächeren Nachfolger des Innocenz, an der Macht und Kraft. Ihn beschäftigte nur der Gedanke an den Kreuzzug, und hiermit sah er sich ganz auf Friedrich angewiesen. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß Friedrich bereits am 22. November 1220 die Kaiserkrone empfing. Theuer genug mußte er diese Krone kaufen.

Er wiederholte nicht bloß frühere Zugeständnisse an die Kirche, that nicht bloß stille Buße wegen bislang unterlassener Kreuzfahrt, sondern er gab auch seinen Namen zur Verfolgung der Ketzer, zur Begünstigung geistlicher Exemtionen und der Inquisition und zur Einschränkung der städtischen Communen her, deren politische Entwicklung mit den Ansprüchen der Kirche in Widerspruch gerathen war. Eine Reihe von am Tage der Kaiserkrönung gegebenen Reichsgesetzen zählt diese Zugeständnisse des Kaisers auf. Alle in den Städten die Frei-

heit der Kirche und der Geistlichen störenden Statuten werden nichtig erklärt; keine Gemeinde soll Geistliche und Kirchen zur Besteuerung heranziehen. Die Geistlichen sind von jeder Art bürgerlicher Gerichtsbarkeit befreit, dagegen die vom Kirchenbann Betroffenen auch dem weltlichen Arme verfallen. Alle Ketzer sollen verdammt, alle Obrigkeiten gehalten sein, jeden von der Kirche als Ketzer Bezeichneten zu vertilgen. Wer sich eines Ketzers annimmt, ist geächtet, und wo die Obrigkeiten in der Verfolgung sich nicht eifrig genug bezeigen, sollen die Nachbarn zum Kreuzzug aufgerufen werden.

In dem Abscheu vor diesen unmenschlichen Verordnungen sind nicht bloß die Freunde der Humanität, sondern, wunderbar genug! auch jene glaubenswüthigen Feinde des Kaisers einverstanden, welche sonst jeden kirchlichen Gräuel zu bemänteln wissen. Sie vergessen ganz, daß laut ihrer eigenen Vorwürfe Friedrich da, wo Er wirklich zu befehlen hatte, in seinen Erbstaaten, Ketzer und Ungläubige mit einer für jene Zeit unerhörten Milde behandelte und daß dieses viel berufene Gesetz ja im Dienst der Kirche, als Preis für die Kaiserkrone, als ein Reichsgesetz, von Fürsten und Prälaten gegeben wurde! Es enthielt nichts Anderes, als was die Kirche auf ihren Concilien bereits beschlossen und von jeher durch ihre getreuen Fürsten, noch zuletzt durch Kaiser Otto in Ferrara und Turin hatte ausführen lassen. Bereits der Herzog Leopold von Oesterreich hatte als guter Sohn der Kirche die Ketzer in Kesseln sieden lassen und ihre Güter confiscirt. Angesichts der offen daliegenden Geschichte will man uns jetzt mit einer wahrhaft bettelmönchischen Verwegenheit die nagelneue Entdeckung aufbinden, Friedrich II. sei der eigentliche Urheber der Ketzerverfolgungen gewesen! natürlich nicht in heiliger Absicht, sondern nur, um auf diesem Wege die Kirche zu ruiniren! Denn ihm, der ja nach unfehlbaren Aussprüchen der Antichrist selber war, ihm konnte es nicht verborgen sein, daß das Wüthen in den eignen Eingeweiden die Kirche zerstören werde!

Der Curie aber war an diesen kaiserlichen Gesetzen so viel gelegen, daß sie dieselben der ganzen Christenheit als rechtsverbindlich aufzunöthigen suchte.

Nachdem er die Kaiserkrone erlangt hatte, begann Friedrich, wie

einst sein Vater Heinrich VI. zunächst damit, die seit dessen Tode zerrüttete Königsherrschaft herzustellen; als den festen Boden, von welchem aus er dann Rom, Oberitalien und Deutschland mit gleicher Kraft zu umfassen und bis zum Orient hinüber zu greifen hoffen durfte. Denn der Gedanke an den Osten war ihm ebenso wenig fern als seinem Vater; fort und fort mahnte er die Fürsten zur Heeresfolge in's Morgenland und inmitten seiner Thätigkeit in Sicilien rüstete er Flotten, die den Kreuzfahrern in Egypten Hülfe bringen sollten. Die christlichen Streitkräfte des Orients, besonders von den Kreuzfahrern deutscher Städte unterstützt, hatten sich nämlich auf Egypten, den Sitz der türkischen Macht, geworfen und Damiette erobert. Bald gerieth auch diese Unternehmung durch eigne Schuld in's Stocken; jenes Kreuzheer ging durch die Nilfluth großen Theils zu Grunde; der Rest kehrte durch die Gnade der Moslemin zurück, und die Flotten des Kaisers kamen zu spät, um Damiette noch zu retten. Der Verlust dieser Stadt, an welche man große Hoffnungen geknüpft hatte, setzte Papst und Kaiser und die ganze Christenheit in tiefe Betrübniß. Aber die Hülfe wurde nur um so lauer und Kaiser Friedrich war der einzige von den größeren Herrschern Europa's, der wenigstens guten Willen zeigte. Freilich, als deutscher König hätte auch er nichts leisten können; denn seine Aufforderungen und Botschaften an die deutschen Reichsfürsten waren vergebens; vergebens reis'te Hermann von Salza, der Deutschordensmeister, in seinem Auftrag in Deutschland umher. Der Papst konnte jetzt Gott danken, daß Friedrich das Königreich Sicilien noch besaß. In wiederholten Zusammenkünften, Verabredungen und Verträgen mit Honorius und dessen Cardinälen wurde, zuletzt zu San Germano Juli 1225, das Nähere über den Kreuzzug des Kaisers bestimmt. Friedrich verpflichtete sich förmlich bei Strafe des ohne Weiteres eintretenden Bannes, bis zum August 1227 den Kreuzzug anzutreten und 100,000 Goldunzen als Caution der Erfüllung zu hinterlegen. Es kam endlich ein Umstand hinzu, der mehr als Alles die Ausführung verbürgte. Nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia vermählte sich Friedrich nämlich im November 1225 auf Betreiben des römischen Stuhles mit Jolanta, der Tochter Johann's von Brienne, Erbin von Jerusalem. Hiermit er-

hielt er einen reellen Anspruch auf das heilige Land und einen Antrieb mehr, es wieder zu erobern. Er nannte sich auch seit dieser Zeit bereits in Urkunden König von Jerusalem und zählte als solcher seine Regierungsjahre.

Zum Glück für Deutschland hatte Friedrich schon bald nach seiner Entfernung den mächtigsten und begabtesten unter den deutschen Fürsten, den Erzbischof Engelbert von Köln, zum Reichsverweser bestellt. Dieser ausgezeichnete Mann trat der Anarchie in Deutschland mit vieler Kraft entgegen. Auch ihm schien also diese Pflicht näher und dringender als die Erfüllung seines Kreuzgelübdes. Man erzählte, daß sein Handschuh, Kaufleuten zur Sicherheit mitgegeben, ihnen mehr Schutz gewähre, als das stärkste bewaffnete Geleite. Aber freilich, die Macht des Erzbischofs war auch „größer, als die des Kaisers". Und da er nicht bloß die „Stütze des Reiches", sondern auch die „Säule der Kirche" war, so ging seine Regierung nebenbei darauf aus, die Abrundung der geistlichen Territorien weiter auszuführen. Unter ihm stellt sich uns bereits der Charakter der Reichsregierung dar, wie er nach dem Untergang der alten Verfassung, unter den bessern Reichsregenten späterer Zeit hervortrat; Engelbert war ein ausgezeichneter Landesfürst; daneben auch ein vortrefflicher Reichsregent, so weit eben das Reichsinteresse dem Sonderinteresse seines Landes nicht im Wege stand. Ein Beispiel dieser Art liefert seine auswärtige Politik. Seit langer Zeit waren die Könige von Frankreich durch den gemeinsamen Kampf gegen Rom die natürlichen und bewährten Verbündeten unserer Kaiser gewesen. Auch Ludwig der Achte folgte den Spuren seines großen Vaters und bewarb sich lebhaft unter Darbietung großer Summen um ein Bündniß mit dem Kaiser. Da aber die Kölner durch ihr Handelsinteresse auf England, den Todfeind Frankreichs, hingewiesen waren, und seit den welfischen Verbindungen ihre Erzbischöfe zu England gestanden hatten, so wußte Engelbert, allen Befehlen des Kaisers entgegen, die Allianzunterhandlungen mit Frankreich zu vereiteln. Es zeigte sich hier so recht, was es heiße, daß die Kirchenfürsten nun zwei Herren hatten. Denn Engelbert schreibt ganz offen an den Papst, er habe das Bündniß vereitelt, weil es eben der römischen Kirche geschadet haben würde.

Ereignisse, welche um jene Zeit Norddeutschland bewegten, gaben dem Verhältnisse zu **Dänemark** eine unerwartet glückliche Wendung. Schon glaubten die dänischen Eroberer unsere wichtigsten Länder und Städte an der Ost- und Nordsee für immer zu besitzen. Da kam in höchst überraschender Weise die Privatfehde eines Grafen dazwischen. Graf **Heinrich der Schwarze von Schwerin** nahm in der
1223 Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1223 den König Waldemar nebst Sohn und Thronfolger gefangen und brachte seine Beute nach Dannenberg in guten Gewahrsam. Das machte großen Lärm und freudiges Aufsehen im Reiche. Kaiser Friedrich sandte bei der Kunde Eilboten, daß man vom Grafen um jeden Preis die Gefangenen auslösen und so lange festhalten solle, bis sie alles dem Reiche Geraubte nebst Lösegeld wieder herausgegeben hätten. Der Dänenkönig hingegen rief den Papst um Hülfe an und gelobte einen Kreuzzug, worauf Honorius dem Engelbert die sofortige Freilassung der Gefangenen zur Pflicht machte; den Grafen von Schwerin mit dem Banne, sein Land mit dem Interdict bedrohte u. s. w. Indeß hier war Engelbert ein guter Deutscher und Niemand schierte sich in dieser Sache um den Papst, am wenigsten aber der Graf von Schwerin. Er hielt die Gefangenen fest. Auf dem großen Hoftage, der sich im September in **Nordhausen** versammelte, wurden dem Grafen von Reichswegen große Belohnungen zugebilligt, und Engelbert fügte „dem lieben Freunde" aus dem Seinigen noch jährlich 15 Fuder Weines hinzu. Dagegen wollte der Graf die Gefangenen freilassen, sobald sie die Reichslande und das Lösegeld herausgegeben hätten. Das versprachen sie auch; sie wollten überdies die Krone Dänemarks vom Kaiser wieder zu Lehen tragen, Urfehde schwören, auf zehn Jahre Geißeln stellen, auf zwei Jahre einen Kreuzzug mit hundert Schiffen antreten. Schon sollte bei Blekede an der Elbe die Auslieferung geschehen. Aber der dänische Reichsverweser, Graf Orlamünde, wurde vertragsbrüchig; der Graf von Schwerin behielt daher die Gefangenen in Haft. Es kam zum Kriege; in der Schlacht bei **Mölln**, Januar
1225 1225, wurden die Dänen auf's Haupt geschlagen; auch ihr Reichsverweser gerieth in Gefangenschaft und nun erst bequemte sich Dänemark, die deutschen Lande herauszugeben und den Grafen von Schwerin

und dessen Genossen zu befriedigen. Schon in demselben Frühling erfreute sich das dem Vaterlande wiedergewonnene Lübeck eines kaiserlichen Briefes mit Goldbulle, der Friedrich's I. Freiheitsbrief bestätigte, folgenden Jahres wurde die Stadt für ewige Zeiten für eine freie Reichsstadt erklärt und mit neuen Vorrechten ausgestattet. Fortan waren Lübeck und Hamburg die Hüter des Reiches gegen Dänemark.

Der kräftigen und gedeihlichen Verwaltung des Erzbischofs Engelbert sollte Deutschland leider nicht lange genießen. Er ward am 7. November 1225 in der Nähe von Schwelm von seinem eigenen Neffen, dem Grafen von Isenburg und dessen Gesellen auf eine niederträchtige Weise ermordet. Doch war es keine That zufälliger Mordlust. „Engelbert fiel", zu diesem Resultat kommt Ficker in dem jüngst erschienenen Leben Engelbert's, „als das Opfer einer weitverbreiteten Verschwörung rheinischer und westphälischer Großen." Er war den Uebergriffen und Bedrückungen der hochadlichen Stiftsvögte entgegengetreten. Diese „Tyrannei" und „Erbverkürzung" hatte eine Menge von Dynasten, auch aus der eigenen Familie, gegen ihn aufgebracht, und die Kirche mußte nun an ihm, wie an so vielen Anderen erfahren, daß mit der Schwächung des Reiches, seitdem sie in weltlicher Politik die Schleusen des Bürgerkrieges und der Anarchie so weit in unserem Vaterlande aufgethan, auch für sie selbst in diesen Fluthen keine Sicherheit mehr zu finden sei. Die Zeiten der Vielherrschaft hatten nun begonnen, und immer dichter zogen die dunkeln Zeichen der Zukunft herauf. Rheinland und Westphalen wurden länger als ein Jahrzehend ein Schauplatz des Rachekrieges gegen die Mörder und deren arme Unterthanen. Die Reichsverwesung ging an den Herzog Ludwig von Baiern über.

Unablässig war Friedrich indeß bemüht gewesen, den Kreuzzug zu betreiben. Das beweisen seine fortwährenden Botschaften, Mahnungen und Versprechungen an die deutschen Fürsten; das beweisen die Hülferufe, die er an den Papst selbst und dessen Kreuzprediger richtete, so wie die außerordentlichen Begünstigungen, die er den Deutschordensrittern wegen ihrer Verdienste um den Kampf gegen die Ungläubigen zu Theil werden ließ. War er doch selbst am unmittelbarsten als König von Jerusalem dabei interessirt! Aber das Unternehmen wollte bei der allgemeinen Lauheit nicht vorwärts schreiten; ein Grund mehr

für die Zeloten, den Kaiser wegen eines Zustandes der Welt anzuklagen, welcher eben nicht mehr so war, wie sie ihn wünschten. Freilich lag es keineswegs in Friedrich's verständiger, gebildeter Natur, einen abenteuerlichen Kreuzzug im bisherigen Style anzutreten; gerade dies hat er der Kirche zum Vorwurf gemacht, daß sie nur darauf ausgegangen sei, durch blinde Kreuzfahrten die weltlichen Gewalten zu Grunde zu richten. Andererseits wurde ihm dagegen vorgeworfen, daß er den Vorwand des Kreuzzuges nur benutze, um die Streiter der Kirche fortzuschaffen. So zerrten beide einander mit dem Kreuzzuge; aber der Kreuzzug war doch nur der nächste äußerliche Anlaß solcher Vorwürfe, die in der That aus tieferen Quellen entsprangen. Denn schon konnte die Kirche bemerken, daß sie sich in ihren auf Friedrich gesetzten Erwartungen betrogen habe. Mit hellem, kräftigem Geiste begann er, seine Staaten zu reformiren und von den Fesseln des Mittelalters zu lösen, indeß herrschten in seiner Nähe zu Rom übereifrige Cardinäle und Bettelmönche, deren Pläne das entgegengesetzte Ziel verfolgten. Wie hätte er wohl mit diesen Leuten in Frieden leben können, denen ja der Papst selbst kein Genüge that? Zahlreiche, bis zur offenen Feindseligkeit gesteigerte Conflicte entsprangen aus diesem Verhältnisse. Als endlich Friedrich den König Heinrich mit den deutschen Für-
1226 sten auf den 7. Juni 1226 zu einem Reichstag nach Cremona entboten hatte, um über den endlichen Aufbruch des Kreuzheeres zu beschließen, sah er sich durch die Feindseligkeiten der Lombarden gehindert, welche zu diesem Zwecke bereits am 2. März zu Mosio den alten Lombardenbund erneuert hatten. Sie besetzten die Pässe; der Reichstag konnte nicht zu Stande kommen und der ehrliche Ursperger Chronist erzählt, daß nach einer weitverbreiteten Meinung gerade von der römischen Curie jener Reichstag gehindert worden sei. Gewiß ist, daß die Lombarden aufgehetzt waren und befürchteten, Friedrich werde, wie einst sein Großvater, die alten Kaiserrechte oder auch nur die Vertragsbedingungen des Constanzer Friedens wieder geltend machen. Gerade wie damals wollten sie aber, da seit Heinrich's VI. Tode die deutsche Herrschaft geruht hatte, von keinerlei Abhängigkeit wissen, wie damals aber waren es wiederum Parteien, welche sich gegen, und Parteien, welche sich für den Kaiser erhoben

und ihn anriefen. Diese Parteien nannten sich jetzt mit einem Namen, der in Deutschland selbst seine Bedeutung fast verloren hatte, **Guelfen** und **Ghibellinen**. Ihre Kämpfe waren blutiger als je; denn sie ruhten jetzt zum Theil in den Händen einzelner Tyrannen, welche in den Bürgerkriegen die Gewalt an sich gerissen hatten. Vergebens bot Friedrich den feindlichen Städten Erneuerung der früheren ihnen so gedeihlichen Verträge an; dann ließ er sie zwar ächten, stellte aber die ganze Sache der Entscheidung der Curie anheim, und um den Kreuzzug nicht aufzuhalten, unterwarf er sich dann dem parteiischen, den Lombarden günstigen Schiedsspruch. Endlich im August **1227** war das Kreuzheer in Brundusium unter dem Kaiser versam- 1227
melt. Auch Landgraf Ludwig von Thüringen hatte sich gegen Zusicherung von Meißen, welches **20,000** Mark Einkünfte abwarf, mit einem Heere eingefunden. Da brach eine Seuche im Heere aus, welche Viele hinwegraffte. Krank schiffte sich Friedrich mit dem Heere ein. Aber die Pest folgte ihnen auf die Schiffe, der Landgraf starb am **11.** September, der Kaiser selbst mußte sich zu Otranto wieder ausschiffen. Ein Theil der Kreuzfahrer setzte wohl die Fahrt fort und landete zu **Accon**, aber die große Mehrheit, die nur unter dem Kaiser ziehen wollte, ihrer **40,000**, zerstreute sich wieder.

Die Vereitlung dieses Kreuzzuges, auf welchen die Kirche so große Hoffnungen gebaut, für den sie seit so langer Zeit gearbeitet hatte, von dessen endlichem Zustandekommen ihre Ehre abhing — denn schon begann die Welt die vergeblichen Kreuzzüge als ein schlimmes Zeichen für den Papst zu betrachten —, war gewiß ein harter Schlag für die römische Curie, und erregte unter deren Lenkern eine Erbitterung, die sich mit großer Heftigkeit gegen den Kaiser entlud. Er galt ihr für den Urheber aller möglichen Hindernisse und Unfälle, sowohl im Morgen- als im Abendlande. Es ist nur zu verwundern, daß man ihn nicht auch für den Anstifter der Pest hielt. Den Landgrafen, so behaupteten sie, habe er gewiß vergiftet! Daß seine eigne Krankheit fingirt sei, verstand sich bei diesen Leuten ganz von selbst. Seit dem **19.** März saß aber der eifrige Cardinal **Hugolinus**, der Neffe Innocenz **III.** und der Erbe seiner Gesinnungen, die „Ceder des Libanon im Garten der Kirche“, der Freund und Gönner der min-

deren Brüder, ein „anderer St. Franciscus“, als Gregor IX. auf dem römischen Stuhle. Sein fast neunzigjähriges Alter hatte ihm nichts von seiner Kraft geraubt und dieselbe eher in Starrköpfigkeit verwandelt. Ohne die Entschuldigungen und Beileidsbezeugungen des Kaisers so wie dessen eifrig fortgesetzte Anstalten zum Kreuzzuge zu beachten, erklärte er ihn in Folge des Vertrages von Germano ohne Weiteres für gebannt. Er verkündete der Welt diesen Bannfluch mit bittern Vorwürfen gegen Friedrich. Den die Kirche aus dem Schoße der Mutter aufgenommen, an ihren Brüsten gesäugt, auf ihren Armen getragen, vor den Feinden gerettet, zur königlichen Würde, endlich zum Gipfel kaiserlicher Hoheit erhoben, habe ihr nun mit schnödem Undank gelohnt. Oft glaube die Kirche an ihrem Busen Söhne zu nähren, während sie nur Schlangen und Basilisken aufziehe ꝛc. ꝛc.

Friedrich setzte diesen Angriffen abwehrende, seine Unschuld darstellende Rundschreiben entgegen. Er hatte mehr gethan, als wozu er verpflichtet gewesen. Er wies nach, daß die bisherigen Verzögerungen vom Papste selbst gebilligt und mitbeschlossen seien. Jetzt nun wolle man die Unwissenden mit böswilligen Darstellungen täuschen. Es handle sich aber in der That weniger um das heilige Grab als darum, ihn wie so viele Könige zu verderben. Nicht wie eine Mutter, sondern wie eine Stiefmutter habe sich die römische Curie, die sich stets die Kirche nenne, gegen ihn benommen. Die alte, fromme, einfache Kirche habe auf dem Grunde geruht, den unser Herr Jesus Christus legte und einen andern könne Niemand legen. Diese jetzige Kirche aber richte sich ein Gebäude auf Reichthum und Herrschaft auf und dieses ganze Gebäude werde nächstens zusammenstürzen. — — Hinter widerlichen, honigsüßen, ölglatten Redensarten verberge sich nur die unersättliche Habsucht und Herrschsucht der in Schafskleider gehüllten Wölfe. In allen Landen trieben sie ihr heilloses Wesen; kein Friede vor ihnen sei auf Erden mehr. Zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei und allgemeinen Gefahr müsse sich jetzt die ganze Welt erheben.

Aus diesen Schriften geht hervor, daß zwischen dem Papste und dem Kaiser damals bereits eine Kluft lag, die durch keinen Frieden mehr geschlossen werden konnte, daß sich hier Principien gegenüber traten, deren erschütternder Zusammenstoß unausbleiblich war. Der tiefe, durch die

ganze Zeit gehende Zwiespalt verschiedener Elemente, die in jahrhundertjährigem Ringen und Werden sich angesammelt hatten, tritt nun in der Geschichte Friedrich's II. in immer stärkeren Schlägen hervor. Den Kreuzzug, welchen jetzt der Papst unter dem gebannten Kaiser anzutreten verbot, während er mit dem von der Christenheit zum Kreuzzug gespendeten Gelde Söldnerheere gegen den kreuzfahrenden Kaiser warb, betrieb Friedrich nur mit um so größerem Eifer. Da der mit den deutschen Fürsten beabsichtigte Reichstag zu Ravenna an der Rebellion der Lombarden wiederum scheiterte, so beschloß Friedrich, den Zug auch mit einer geringeren Macht zu wagen. Nachdem er das Nöthige wegen Reichsverwesung und Thronfolge angeordnet, schiffte er sich, unbeirrt durch den Tod seiner Gemahlin, mit zwanzig Kriegsschiffen und hundert Rittern zu Brundisi im Juni 1228 ein. Andere Truppen 1228
waren vorausgeschickt. Die von ihm so hoch begünstigten Deutschordensritter unter ihrem großen Meister Hermann von Salza, sowie die Genueser und Pisaner waren wackere Vorkämpfer, aber seine beste Hülfe lag wiederum in der Kunst staatskluger Unterhandlung. Er hatte erfahren, daß die Macht der Türken durch Thronzwist geschwächt und die Aussicht auf Erfolg gewachsen sei; er hatte aber schon in Sicilien Verbindungen mit dem Sultan Kamel angeknüpft und schon vor der Abfahrt den Erfolg zu sichern gesucht. Auf dem Wege machte er in Cypern seine Oberlehensrechte geltend und landete am 7. September, freudig von der Bevölkerung empfangen, in Accon. Die Unterhandlungen mit dem Sultan führten nun schnell zum Ziele und schon am 18. Februar 1229 erlangte Friedrich durch friedlichen Ver- 1229
trag mit den Sarazenen, was selbst die größten Heere aller Kaiser und Könige des Abendlandes und die riesenhaftesten Opfer an Geld und Menschen nicht mehr hatten erreichen können, nämlich die Ueberlassung von Jerusalem und Nazareth nebst einigen anderen Städten und dem dazwischen liegenden Lande. Dagegen sollte den Moslemin der Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem neben den Christen gestattet bleiben. Zehn Jahre lang sollten die Waffen ruhen, persönliche Achtung und Freundschaft zwischen Kaiser und Sultan befestigten den Vertrag. Am 17. März hielt Friedrich seinen Einzug in Jerusalem und am 18. setzte er sich selbst vor dem jauchzenden Volke in der heiligen

Grabkirche die Krone als König von Jerusalem auf. Bei dieser Gelegenheit erklärte Friedrich laut vor allem Volke, daß er das feindselige Benehmen des Papstes entschuldige, denn der Papst in seiner Stellung habe freilich nicht anders handeln können, um den Lästerzungen zu entgehen; der Papst habe seine, des Kaisers, Gesinnungen überdieß nicht richtig beurtheilt und werde sich hoffentlich noch zum Frieden neigen. So vermochte der Kaiser, da er mit dem Bannfluch beladen, unter dem Jubel der heiligsten Streiter sich die heiligste Krone aufsetzte, im Gefühle seiner Ueberlegenheit entschuldigend auf den Gegner herabzuschauen. Indessen hatte dieser alle Hebel des Glaubens und der Politik gegen ihn vergebens in Bewegung zu setzen versucht. Er reizte die Könige des Abendlandes gegen den Kaiser auf; aber Friedrich's Rede von der brennenden Wand des Nachbarn hatte ihnen wohl eingeleuchtet und der König von England ließ den Papst ermahnen, er möge den Frieden der Christenheit nicht stören. Als der Papst in der Peterskirche zu Rom den Fluch und den Krieg gegen den Kaiser verkündete, entstand, noch während er sprach, Widerspruch, dann lauter Tumult und die Römer vertrieben ihn aus der Stadt. Der Kaiser war ihnen lieber; durch dessen Veranstaltungen hatten sie wohlfeiles Brod erhalten und den Adel hatte er mit Geld gewonnen; seine Rechtfertigungsschreiben, auf dem Capitol der versammelten Menge vorgetragen, fanden großen Beifall. An die deutschen Fürsten hatte sich der Papst vergebens gewendet; längst hatte sie Friedrich durch kluge Nachgiebigkeit für sich gewonnen. Im Königreich Jerusalem waren es nur die verdorbensten Elemente, der Patriarch und die Tempelherren, die dem Aufruf zur Empörung folgten, nicht um der Kirche willen, sondern weil Friedrich ihrem Treiben ein Ziel setzte und weil er den Deutschorden begünstigte. Die gesunderen Kräfte aus dem Abendlande, vor Allen die Deutschen und die Deutschordensritter unter dem frommen Hermann von Salza, welchem die Verläumdung selbst nichts anhaben kann, blieben dem Kaiser treu.

Es ward dem Kaiser zum Verbrechen gestempelt, daß er Jerusalem durch Vertrag gewonnen und mit den Sarazenen Friede geschlossen, ja ihnen sogar das stille Gebet in der Grabeskirche gestattet habe, während doch die Aufgabe gewesen sei, Christum im Türkenblute zu rächen. Diese

Wuth eines bornirten Fanatismus war noch immer nicht über die Anschauung des ersten Kreuzzuges hinausgekommen, wo die höchste Wonne des Kreuzfahrers darin bestanden hatte, bis an die Kniee im Blute der Ungläubigen zu waten. Sie konnte oder wollte es nicht fassen, daß zwischen dem Anfang und dem Ende der Kreuzzüge eine Zeit voll unermeßlicher Entwicklung liege. Als ob nicht die christlichen Fürsten, die Patriarchen, und Niemand häufiger als gerade die geistlichen Ritterorden sich längst mit den Sarazenen in einer oft nur zu anstößigen Weise verbunden und vermischt, als ob nicht einst König Richard, der geliebte Sohn der Kirche, ohne irgend etwas zu erreichen, einen viel schlimmeren Frieden mit den Ungläubigen geschlossen hätte! Schon in frühern Kreuzzügen hatten sich Franzosen und Sarazenen zu Festen geladen, jene tanzten nach türkischer Musik, diese nach den Weisen der Minstrels. Mitten in der Schlacht erwies Saladin seinen Feinden ritterliche Courteoisie. Selbst frommen Chronisten konnte sich schon längst bei Betrachtung der Feinde der Gedanke aufdrängen: „Diese Leute strahlen in jeglicher Tugend so sehr, daß sie wohl die Ersten unter uns sein könnten, wenn sie nur den Glauben hätten!“ Sarazenen gehörten längst zu den besten Unterthanen Friedrich's und seiner Vorfahren; sie nahmen in Sicilien und Apulien eine geachtete, gleichberechtigte Stellung ein; Sarazenen hatten ihn unterrichtet, seine Leibgarde bestand aus Sarazenen. Die aufgeklärtere Welt konnte daher trotz aller katholischen Frömmigkeit in dem Vertrage nichts Entsetzliches und unerhört Neues mehr finden; desto entrüsteter stellten sich der Patriarch und die Templer, ließen aber ihrerseits insgeheim dem Sultan anzeigen, wie er den Kaiser bei einer Wallfahrt fangen und tödten könne. Der Muselmann sandte diese niederträchtige Botschaft dem Kaiser, und seitdem ward ihre Freundschaft noch inniger. Gewiß nicht aus so gemeinen und schmutzigen Motiven wie Jene, zürnten die abendländischen Zeloten. Hier geschah es mehr aus jenem beschränkten Eifer, der um so wüthender gegen die Zeit ficht, je vergeblicher sein Mühen ist. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man sieht, daß es noch heut zu Tage Historiker giebt, welche der katholischen Kirche einen Dienst zu leisten wähnen, wenn sie das kindische, oft an das Komische streifende Geschrei jener Eiferer zur

Grundlage ihrer historischen Darstellung einer großen Geschichtsepoche machen. Uebrigens zeigte sich auch hier, wie der Fanatismus mit sich selbst so leicht in Widerspruch geräth. Gregor verbot nicht bloß allen Pilgern den Gottesdienst im heiligen Lande, und ließ sie in seinen Häfen mit Gewalt zurückhalten, sondern er soll auch sogar mit dem Sultan von Egypten in Verbindung getreten sein und ihn zum Kriege gegen den Kaiser aufgefordert haben. Die heilige Grabeskirche, die Stadt Jerusalem wurden nun, da sie endlich den Christen zurückgewonnen waren, ihnen von der Kirche selbst wieder entrissen, nämlich mit dem Interdict belegt. Ueber Friedrich verbreitete man in Rom die lügenhaften Berichte des Patriarchen; die ganz anders lautenden des redlichen Deutschordensmeisters wurden unterschlagen. Aber die Christenheit erblickte in dem ganzen Benehmen der Kirche doch nur den Neid über des Kaisers Erfolge: eine Ansicht, die sich in manchen Sinngedichten jener Zeit, bei Reinmar von Zweter, beim Bruder Wernher und beim s. g. Freidank in den Worten ausspricht: sît er (der Kaiser) daz beste hat getan, — so sol man in uz banne lan — des wellent Romär lihte niht — Swaz an ir urloup guotes geschiht — dem wellents deheine stäte jehen; — nu ist daz an ir dank geschehen.

Nachdem der Kaiser die Zustände im Königreich Jerusalem nothdürftig geordnet und scharfe Maßregeln gegen Templer, Bettelmönche und andere Aufrührer ergriffen hatte, kehrte er nach Italien zurück, um die Heere, welche der Papst mit dem zur Kreuzfahrt gesammelten Gelde gemiethet und zur Eroberung Apuliens verwendet hatte, wieder aus seinen Staaten zu vertreiben. Diese durch Beutegier gelockten, aus allerlei Gesindel bestehenden Truppen hießen Schlüsselträger, von dem Schlüssel, den sie als Streiter Petri zur Auszeichnung trugen. Nirgends hielten sie vor den Waffen des Kaisers Stand, und da auch trotz der dringendsten Hülferufe dem Papste jede andere Unterstützung, selbst die der Lombarden versagte, so mußte er
1230 sich endlich zu dem Frieden von San Germano bequemen, den Friedrich mit der größten Mäßigung gewährte.

Durch seine Klugheit war Friedrich mit einem so vollkommenen Triumphe als „wiedergeborener Sohn der Kirche" aus diesem ersten

Strauße hervorgegangen, daß die Curie, gewitzigt durch den unglücklichen Ausgang des übereilten Angriffs, ihm neun Jahre lang den Krieg nicht wieder zu erklären wagte. Aber die Kluft zwischen Papst und Kaiser ward doch nur immer weiter und klaffender. Friedrich wandte seine Kräfte jetzt an die Ausführung der längst begonnenen Reformen seines Erbkönigreichs. Das Gesetzbuch, welches, von Peter von Vinea aus älteren und neu hinzugekommenen Gesetzen zusammengestellt, im August 1231 zu Melfi verkündigt wurde, gewährt einen reichen, überraschenden Blick in diese Thätigkeit, die wohl zu dem Genialsten und Merkwürdigsten gehört, was die ganze Geschichte aufzuweisen vermag. Wie eine Fata Morgana steigt sie vor uns auf und zaubert in das politische Chaos des Mittelalters das überraschende Bild eines geordneten Staatswesens hin. Um solches schaffen zu können, mußte Friedrich vor Allem die anarchischen Elemente des Lehensadels einzuordnen suchen. Diesen Prozeß, der überall in der Geschichte Ströme Blutes gekostet hat, verstand er, mehr durch Geistesüberlegenheit als durch Gewalt durchzuführen. Er gewann den Adel dadurch, daß er ihm gestattete, seine Güter fast wie volles Eigenthum zu besitzen und zu vererben; er erließ ihm den Lehensdienst und verwandelte denselben in eine mäßige Steuerpflicht; statt unsicherer Vasallen warb er unter den Sarazenen ein an Gehorsam gewöhntes stehendes Heer. Er nahm dem Adel die hohe Gerichtsbarkeit und das Befestigungsrecht. Nur die Gerichte des Königs sollten über Leib und Leben entscheiden, nur der König sollte Festungen bauen. Um die Gutshörigen vor Willkür zu schützen und die Wohlthaten einer Staatsgewalt männiglich klar zu machen, ließ er Grundbücher über die gutsherrlichen Abgaben aufstellen. Auf seinen eignen Krongütern hob er die Leibeigenschaft auf. — Er unterwarf die Kirche, wie es ja auch schon vorher gewesen, in weltlichen Dingen der Staatsgewalt. Auch ihre Reichthümer sollten für genossenen Schutz an den Staatslasten tragen helfen. Die Schenkungen und Veräußerungen zur todten Hand wurden verboten oder beschränkt. Den bestehenden Religionsgesellschaften, Griechen wie Lateinern, auch den Juden und Sarazenen, war nicht bloß die Duldung und der Gottesdienst, sondern auch die bürgerliche und selbst die politische Gleichberechtigung gestattet und selbst die verschrieenen Ketzer hatten sich

in Seinen Staaten, wo Er zu befehlen hatte, größerer Duldung als anderwärts zu erfreuen, wahrscheinlich weil er keinen genügenden Anlaß zur Verfolgung fand. Dagegen klagte der Papst, daß die Anhänger der Kirche — aufrührerische Bettelmönche — wegen Ketzerei in Sicilien verbrannt würden.

Die Verwaltung der Polizei und niederen Gerichtsbarkeit war in die Hände der Gemeinden, ihrer Schöffen, ihrer Handelsgerichte gelegt. Landesherrliche Beamte standen ihnen zur Seite, die sich zu einem Verwaltungssysteme gliederten, in welchem die allgemeine von der besonderen, die höhere von der niederen Verwaltung, die Verwaltung von der Justiz, die peinliche Justiz von der bürgerlichen, diese von der freiwilligen gesondert waren. An der Spitze der Verwaltung standen collegialisch geordnete Reichsbehörden. Die Beamten wurden besoldet und hatten die öffentlichen Einkünfte bei schwerer Strafe abzuliefern. Jeder, welcher angestellt sein wollte, mußte sich zuvor über seine Befähigung in einer Prüfung ausweisen. Die Richter durften weder Geschenke noch Sporteln nehmen. Die geringen, ein, höchstens drei Procent betragenden Prozeßkosten gingen an den Staat, welcher die Richter besoldete. Kein Civilproceß sollte über zwei, kein Criminalproceß über drei Monate dauern. An die Stelle des schleppenden, allen in der Bildung fortgeschrittenen Menschen allmälig abgeschmackt erscheinenden Prozeßverfahrens trat ein rascheres, einfacheres. Gottesurtheile, Zweikämpfe ꝛc. wurden abgeschafft, die Folter wurde auf halb überführte, peinlich Angeklagte beschränkt: Urkunden und Zeugenbeweis traten überall an die Stelle. Blutrache und Selbsthülfe wurden bei Todesstrafe verboten, jeder solle sein Recht hinfort vor den geschwornen Richtern suchen. Auch im materiellen Rechte trat an die Stelle der allgemeinen Confusion von römischen, griechischen, gothischen, longobardischen, normännischen, arabischen und deutschen Rechtsgewohnheiten ein für Alle gültiges, das Vorhandene klug vermittelndes, möglichst für alle Fälle sorgendes gemeines Recht. Auf rohe Gewaltsamkeit wurden nicht Bußen, sondern schwere Leibes- und Lebensstrafen gesetzt; dagegen fiel die abscheuliche Güterconfiscation hinweg in allen Fällen, wo der Verurtheilte Verwandte hinterließ.

Denn nicht ferner sollten die unschuldigen Nachkommen mit dem Verbrecher Strafe leiden.

Dieses ganze Friedericianische Staatswesen war aber doch keine bloße Beamten-Maschinerie, kein bloßer Regierungsdespotismus. Wie neben den königlichen Beamten die Geschwornen, so standen neben dem Throne und seinen Ministern die Reichsparlamente. Die bisherige aristokratische Einrichtung der Parlamente — wie überall bloße Fürsten- und Rittertage — wurde durch die Aufnahme des dritten Standes und durch feste Befugnisse verbessert. Jede große Stadt sandte vier, jede kleine zwei, jeder Flecken, jede Burg oder Ortschaft einen Abgeordneten zu diesen Versammlungen, auf welchen alle Beamten zu erscheinen, Auskunft, Rath, und auf erhobene Beschwerde Rechenschaft zu geben hatten. Hier war die Gelegenheit, jedes Interesse unmittelbar vor den Thron zu bringen, die Bedürfnisse des Staates zu prüfen, die der öffentlichen Discussion dargebotenen — in den Gemeinden aufgelegten — Steuerrollen zu untersuchen, die Steuern auf die zweckmäßigste und gerechteste Weise zu vertheilen.

Und nicht mit den bloßen Einrichtungen, nicht mit dem bloßen äußeren Baue eines Staates hielt Friedrich seine Aufgabe für gelöst. Materieller Wohlstand und geistige Bildung des Volkes waren ihm nothwendige Bedingungen dessen Gedeihens. Um die reichen Hülfsquellen Siciliens zu öffnen, versprach er zehnjährige Abgabenfreiheit allen Ansiedlern und unterließ nichts zur Hebung des Ackerbaues. Seine Verordnungen über die directe Bewirthschaftung der Krongüter erinnern ganz an die Thätigkeit Karl's des Großen. Er fing auch an, die Domainen zu verpachten und stellte darüber eine lange Reihe von tiefdurchdachten Vorschriften auf. In Bezug auf den Handel bekannte er sich zu Prinzipien, die erst in unseren Tagen wieder allmählig zur Geltung kommen; je freier, meinte er, der Handel, der Austausch, die Ausfuhr, die Einfuhr seien, desto größeren Gewinn hätten nothwendigerweise alle Theile davon. Den Schutz des Handels und des Gewerbfleißes, „der nationalen Arbeit", erblickte er nicht in Beschränkungen, sondern in Flotten, welche ihnen auch auf den fernsten Meeren Achtung sichern sollten. Ausgaben für Flotten und Häfen waren der

kostspieligste, aber lohnendste Bestandtheil seines Staatsbudgets. An eine praktische Durchführung seiner Freihandelsprinzipien war freilich neben der damaligen tyrannischen Handelspolitik der italienischen Seestaaten nicht zu denken. Doch kamen Handelsverträge zu Stande, welche für jene Zeit als höchst liberal gelten konnten. Die Christenheit ward damals vom schmachvollen Strandrecht befreit und die im Namen des Glaubens getriebene Seeräuberei der Christen gegen die Saracenen und der Saracenen gegen die Christen wurde durch Friedrich's Flotten unterdrückt. Allerdings sah sich Friedrich durch Finanznoth gezwungen, wichtige Handelsartikel, wie Frucht und Salz, für die Krone zu monopolisiren, wie Aehnliches ja auch noch in den gebildeten Staaten unserer Zeit geschieht. Doch feierten Handel und Industrie in Sicilien damals ihre Blüthezeit, im Innern der Insel war der regste Verkehr, und von der Kunstfertigkeit, womit Friedrich's Unterthanen ihrer Zeit überraschend weit voraus eilten, legen erhaltene Reste ein denkwürdiges Zeugniß ab.

Von der Wissenschaft hatte Friedrich eine enthusiastisch hohe Meinung. Zu den vorhandenen Universitäten zu Bologna und Salerno ließ er 1224 die Universität Neapel anlegen. Diese seine Lieblingsschöpfung beschäftigte ihn unablässig; ohne Ansehn der Person wurden hier Studirende nach ihren Talenten herangezogen und wenn sie arm waren, unterstützt. Hier sollten seine Beamten sich Bildung und Kenntnisse erwerben. So war den künftigen Aerzten zu Salerno ein dreijähriger naturwissenschaftlicher Cursus, dann ein medicinischer, dann ein Practicum vorgeschrieben u. s. w. Als einst ein lieber Meister zu Neapel gestorben war, schrieb der Kaiser den Studirenden eigenhändige Trostbriefe. Aus dem Morgen- und Abendlande ließ er wissenschaftliche und Kunstgegenstände kaufen und in großen Sammlungen zu Neapel und Capua zusammenstellen. Kunstwerke der Araber, Geschenke des Sultans, der ihn bewunderte und ehrte, wurden am Hofe des Kaisers gezeigt; so z. B. ein merkwürdiges Uhrwerk, ein Zelt, in welchem der Gestirne Lauf dargestellt war. Große Büchersammlungen brachte Friedrich zusammen; die ältesten Philosophen wie die neuesten Romanschreiber waren ihm wichtig; er ließ griechische, arabische, jüdische Schriften übersetzen. Einst sandte er der Universität zu Bologna des

Aristoteles Werke mit einem Briefe, worin es heißt: „Die Wissenschaft muß die Regenten und Gesetzgeber erleuchten; damit sie nicht in Willkür und Laune versinken. Von Jugend auf haben wir die Wissenschaft geliebt und jeden freien Augenblick zu nützlicher Lectüre verwandt. Das macht die Seele hell und kräftig, das giebt dem Leben Regel und Freiheit. Doch möchten wir die Früchte so vieler Mühe nicht allein genießen, sondern sie Allen mittheilen". — Er selbst beschäftigte sich, von Aristoteles angeregt, viel mit zoologischen Studien und schrieb ein Werk, de arte venandi cum avibus, welches noch heute in der Wissenschaft geachtet wird. Seine Thiergärten waren mit den seltensten Exemplaren angefüllt. Den astronomischen Studien, freilich auch der damit noch lange Zeit verbundenen Astrologie war er eifrig ergeben und that nichts Bedeutendes, ohne die Constellation der Gestirne vorher zu untersuchen. Auch den heiteren Künsten war er sehr zugethan. Er versuchte sich in kunstvoll verschlungenen Versen, noch ist von ihm ein italienisches Liebeslied vorhanden und sein gelehrter Großrichter Peter von Vineis hat nicht bloß das große Gesetzbuch, sondern auch das erste italienische Sonnet verfaßt. Dichterkämpfe wurden hier vor holden Frauen gehalten; der Kaiser selbst krönte den Sieger mit dem Kranze. Freilich, die jener romanischen Aufklärung und Poesie eigenthümliche Leichtigkeit der Sitten, welche sich je weiter nach Osten, desto mehr in Haremsfreuden verlor, fehlte auch am Hofe Friedrich's II. nicht. Doch gab er diesem Genußleben wenigstens einen geistigeren Gehalt, und wußte sich in demselben die Kraft und den Ernst zu großartigster Thätigkeit zu erhalten.

Vor der Art und Weise, wie Friedrich seine Muse in Sicilien verwandte und vor der weltgeschichtlichen Aufgabe, die er hier gelöst hat, muß die patriotische Klage über sein Fernbleiben von Deutschland aus höheren Menschheits-Gründen fast verstummen. Friedrich fand in Sicilien eine von Byzantinern, Arabern, Normannen überlieferte noch ungetheilte Machtvollkommenheit, ein ausgedehntes noch unverschleudertes Krongut und zugleich in dem durch Fruchtbarkeit und Weltverkehr blühenden Lande reiche Hülfsquellen vor. Was bis dahin nur einzelne kühne Denker behauptet, kräftige Herrscher vereinzelt aufgegriffen, muthige Communen im kleinen Stadtwesen eingeführt hatten, das führte

Friedrich jetzt in einem größeren Zusammenhange durch und bewies der Welt, daß ein auf Vernunft und Wissenschaft gebauter Staat kein müßiges Hirngespinnst, keine eitle Ketzerei sei. Schon die nächsten Generationen, schon die Zeitgenossen, wie Ludwig der Heilige, haben das Beispiel zum Besten ihrer Länder wohl zu nützen gewußt. Auch darin stellte Friedrich in seiner Person gleichsam den Ausdruck und das Ideal einer fortgeschrittenen Weltbildung dar, daß er den Fürsten und Völkern an einem Beispiele zeigte, wie man mit solcher Weltbildung auf ein verhältnißmäßig kleines Land eine große politische Macht und Blüthe begründen, ja sogar die alte Kaiserglorie wieder aufrichten könne. Als König des kleinen Siciliens finden wir ihn nach wenig Jahren schon in den Stand gesetzt, die Welt wieder mit dem Glanze des kaiserlichen Ansehens zu erfüllen, die Wiederaufrichtung Deutschlands, die Bezwingung Italiens, die Herrschaft der Meere zu erlangen und endlich einen Riesenkampf zu führen, welcher das Schicksal der Welt entschied.

Mit Haß und Mißtrauen sah die römische Hierarchie auf Friedrich's Regierung hin. Der staatskluge, durchgebildete, überlegene Liberalismus eines Friedrich war der Priesterherrschaft viel bedrohlicher, als etwa der unreife Radikalismus der Ketzer. Auch konnte man die Ketzer verbrennen, aber Friedrich's Einrichtungen waren feuerfest. Indeß trotz vieler Conflicte blieb der äußerliche Friede noch mehrere Jahre bestehen. Der Papst, von den Römern wiederholt vertrieben, bedurfte des Kaisers und der Kaiser bedurfte des Papstes, um die Lombarden wo möglich zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen. Ermuthigt durch ihre bisherigen Erfolge, befanden sie sich seit 1231 in offenem Aufstand. Es wiederholten sich nun die früheren unfruchtbaren Verhandlungen zwischen Kaiser, Papst und Lombarden, bis endlich im Jahre 1234 die Verbindung der letzteren mit König Heinrich, dessen Abfall vom Vater und die Vorgänge in Deutschland zu raschen Entscheidungen drängten.

Die acht Jahre, welche seit dem Tode Engelbert's in Deutschland verflossen waren, gehören zu den inhaltschwersten unserer Geschichte, aber auch zu denen, wovon nur sehr spärliche Kunde fließt. Eines erfreulichen, gleich in den Beginn dieser Zeit fallenden Ereignisses

sei hier sogleich gedacht. Ditmarser Bauern und Lübecker Bürger unter ihrem tapfern Hauptmann Alexander von Salzwedel, Bremenser und Holsteiner unter dem Grafen von Schaumburg schlugen mit verbündeten Fürsten aus Norddeutschland am 22. Juli 1227 die Schlacht bei Bornhövede und befreiten Norddeutschland 1227
von der durch deutsche Zwietracht einst aufgeblähten Dänenmacht. Herzog Otto von Lüneburg mußte hier die Schmach, mit dem Reichsfeind gegen die deutschen Stammgenossen zu streiten, mit Gefangenschaft und Gebietsverlusten büßen. Doch rettete ihm die Treue und Tapferkeit der braunschweiger Bürger zur selben Zeit die Stadt Braunschweig, das Erbe seines Oheims.

Wir übergehen die wüsten Fehden dieser Zeit, die Verbrennung Fritzlars durch Conrad von Thüringen, den Krieg des Straßburger Bischofs gegen die Königlichen im Elsaß u. s. w. und wenden uns einer Angelegenheit zu, welche jetzt auf den Fürstentagen in den Vordergrund tritt; es handelt sich um das Verfahren gegen die Städte. Wir stehen hier vor einem Kampfe, um den sich fortan die ganze deutsche Geschichte drehte.

Die Zeit der Hohenstaufen, welche das Städtewesen in Italien bereits in üppigster Reife vorfand, sah die deutschen Städte langsamer, aber auch nachhaltiger zur Communalverfassung vorschreiten. Mit der Bildung und dem Wohlstande der Bürger erwachte auch die germanische Freiheitsliebe, das Bedürfniß nach menschenwürdiger Selbstregierung. An der Spitze dieser Bewegung standen die mächtigen und volkreichen, durch das Beispiel des Auslandes vielfach angeregten Bischofsstädte am Rheine. Den Bürgern von Worms bewilligte Friedrich Barbarossa bereits im Jahre 1156 ihre bürgerschaftlichen gewählten Gemeindebehörden mit der Gerichtsbarkeit auch außerhalb der Stadt. Er vermittelte zwischen anderen Städten und ihren Bischöfen; nur den Aufständen allzu hastig vordrängender Bürger trat er auf Anrufen der Herren entgegen. Was unter ihm und seinem staatsklugen bürgerfreundlichen Sohne noch langsam heranreifte, das wurde nach dessen Tode, als die Zeit des vaterländischen Elends begann, zum Heil des Ganzen rascher gezeitigt. Denn nicht bloß die Macht der Fürsten, sondern auch die Bedeutung der nun heran gewachsenen Städte nahm

bei der Auflösung des Reiches zu. Umfaßten sie doch die zukunftreichsten Elemente der Nation. Alle Fortschritte, welche Deutschland trotz so vielen Erschütterungen machte, beruhten hauptsächlich auf der fruchtbaren Thätigkeit der Städte und kamen ihnen hauptsächlich zu Gute. Die streitenden Parteien bewarben sich daher auch um ihre Gunst. Stadträthe, Eidsgenossenschaften, Gilden, Zünfte werden nun immer häufiger genannt. Weit und breit ließen sich Herren und Freie, Schutzleute und Hörige in den Bürgerverband aufnehmen, um Schutz, Freiheit und Lebensunterhalt zu sichern. Bald zählten die größeren Städte rings im Lande ihre Güter, ihre Ausbürger, ihre Genossen und Verbündete. So durchbrachen und bedrohten sie die Landesgewalt der Fürsten, sowohl der eignen geistlichen Gebieter, als der weltlichen Fürsten rings im Lande, ja sogar regten sie deren eigne Unterthanen, Städte und Dienstleute zu gleichem Freiheitsdrange an, gerade in dem Augenblicke, als diese Fürsten und Herren das Reich und die Gewalt schon fast unter sich vertheilt zu haben glaubten.

Die Reaction der Fürsten gegen diese Fortschritte erwachte oder erneuerte sich unter Friedrich II. mit um so größerer Erbitterung, je fruchtloser sie war. Sie benutzten ihre gebieterische Stellung im Reiche, um dieser Reaction bei jeder Gelegenheit die Zügel schießen zu lassen. In eigner Sache Kläger und Richter, erließen sie in ihren Reichsversammlungen Rechtsspruch über Rechtsspruch, Verbot über Verbot, und Friedrich II. war, wie wir sahen, nicht in der Lage, ihnen dabei entgegen zu treten. Schon 1215 muß er den Straßburgern ihren Stadtrath verbieten, und da er den treuen Baslern erlaubt hatte, den Stadtrath selbständig zu wählen, so muß er 1218 sehen, wie ein Fürstengericht zu Ulm auf des Bischofs Klage das kaiserliche Privileg für nichtig erklärt. Wie wenig eine solche Politik den persönlichen Neigungen Friedrich's entsprach, beweis't die Stellung, welche er den Städten in seinem sicilischen Musterstaate gegeben hat, beweis't die Menge der Städte, welche er gleich seinen Vorfahren in Deutschland stiftete oder förderte, beweisen die Freiheitsrechte, womit er schon damals seine eignen Städte, Goslar, Nürnberg, Bern, die beiden Freiburge ausstattete. Diese letzteren, zähringenschen Städte hatte Herzog Berthold V., der ohne directe Erben starb, dem Kaiser ausdrücklich abgetreten, damit

sie „dem Adel ein Dorn im Auge seien" und Friedrich hat dieses Testament redlich befolgt. Bern erhielt von ihm die damalige höchste Summe bürgerlicher Freiheit. Dergleichen Freiheitsbriefe haben er und sein Sohn auch später, zuweilen im schneidendsten, seltsamsten Widerspruch zu den Rechtssprüchen und Gesetzen, die sie aus Noth oder aus Politik unterschrieben, gegeben. Ein höchst wichtiges Gesetz jener bürgerfeindlichen Art ward unter König Heinrich auf der Versammlung zu Würzburg am 27. November 1226 erlassen. Es sollte darnach den Städten nicht ferner erlaubt sein, fürstliche Unterthanen in den Gemeindeverband aufzunehmen. Auch die Eide, womit sich Mainz, Bingen, Worms, Speier, Frankfurt, Gelnhausen, Friedberg „zum Nachtheil der Mainzer Kirche" damals verbunden hatten, wurden hier annullirt.

Den unheilvollen Anstoß zu einer neuen Wendung auf diesem wichtigsten Gebiet unserer Geschichte gab der Ehrgeiz des Königs Heinrich. Dieser junge Mann scheint, ungleich seinen Ahnen, roh und zuchtlos aufgewachsen zu sein. Da der Vater nicht Alles genehmigte, was der Sohn that, so sann dieser bald auf Empörung. Dafür suchte er die Fürsten zu gewinnen, welche nicht müßig waren, diese Stimmung in ihrer Weise auszubeuten. So entstanden denn die berüchtigten, auf den Reichstagen zu Worms im Januar, April und Mai 1231 gegebenen Gesetze. Nicht bloß alle städtischen Körperschaften wurden hier verboten, sondern selbst der König sollte nicht mehr befugt sein, ohne Erlaubniß des betreffenden Herrn dergleichen zu gestatten. Die Aufnahme von Ausbürgern wird untersagt; die Reichsstädte sollen ihre Bannmeile verlieren, der König verzichtet auf das Recht, neue Städte, Märkte oder Burgen zum Nachtheil der Fürsten zu errichten; damit diese sich ihrer „Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften, Renten, Freien und Vasallen" ruhig erfreuen können. Die Städte sollen Alles herausgeben, was sie von den Fürsten haben. Umgekehrt aber sollen die Schultheißen Keinen zur Herausgabe dessen nöthigen, was er „vor langer Zeit" von den Städten empfing. Die Reichsgewalt soll auch in den Ländern der Fürsten keine Münzen mehr zum Nachtheil der fürstlichen Münze schlagen. Den Fürsten wird das unbeschränkte Befestigungsrecht zugestanden, auf welches der König seinerseits verzichtet. Und so weiter.

Mit diesen Bestimmungen ist eigentlich die alte Reichsgewalt schon zu Grabe gegangen; an die Stelle des Einen Reiches und der Einen Hoheit treten nun viele kleine Länder und viele kleine Hoheiten. Es ist sehr bezeichnend, daß dasselbe Streben zugleich gegen die Reichsgewalt und gegen die Städtefreiheit seine Streiche führte. Aber nur die erstere wurde getroffen, während der letzteren im Gegentheile noch das Leben und die Zukunft angehörte. Mußte doch auch jener große Reichstag dem Zeitgeiste huldigen; denn an demselben Tage, wo er die städtefeindlichen Satzungen erläßt, wird von ihm entschieden, daß „weder Fürsten noch Andere Verordnungen und neue Rechte machen können ohne vorgängige Zustimmung der Größeren und Besseren des Landes". Das Institut der Landstände, dessen allmähliges Entstehen wir schon früher betrachteten, tritt uns hier an der Schwelle der Zeiten in förmlicher von den Fürsten selbst ausgesprochener Berechtigung entgegen; gleichsam als ein Ersatz für das Verbotne und Verlorne; als ein Schutz gegen den Mißbrauch neu entstandener Gewalten. Mag es die Rücksicht auf die eignen nachdrängenden Unterthanen gewesen sein, welche diesen Beschluß hervorrief, oder das Bewußtsein, daß jene bloßen Verbote gegen städtische Freiheit doch wohl nicht ausreichen möchten, sondern daß man vom Feinde lernen, und den Unterthanen einen positiven Ersatz bieten müsse?

Die Umtriebe seines Sohnes waren dem Kaiser nicht verborgen geblieben; auf den Hoftagen, die er zu Ravenna und Cividale hielt, gelang es ihm jedoch, die Großen des Reiches eng an sich zu fesseln. Zu diesem Zwecke mußte er freilich den Fürsten nicht bloß die enormen Zugeständnisse seines Sohnes wiederholen, sondern sogar noch überbieten. Nicht bloß der in den Communalrechten „eingeschlichene Mißbrauch", sondern auch alle Privilegien, welche der Kaiser, seine Vorfahren, ja welche die Bischöfe selbst in früheren Zeiten den Städten ausgestellt hatten, wurden widerrufen. Dafür traten die Fürsten nach ihrem eignen Ausdrucke als Vermittler auf zwischen dem Kaiser, „dessen Thron auf ihren Schultern ruhe", und dem König, der sie „mit inständigstem Flehen um Vermittelung angerufen" habe. Sie wurden gleichsam als Aufseher über den König gestellt und verpflichteten

sich urkundlich, ihm in keinem Stücke zu gehorchen, sobald er dem Kaiser ungehorsam sein werde. König Heinrich war genöthigt, zu Cividale vor dem Vater zu erscheinen und ihm auf's Neue Gehorsam anzugeloben.

Die schmachvollen Beschlüsse von Ravenna konnten in den wehrhaften Städten Deutschlands natürlich noch weniger durchgeführt werden, als die früher gefaßten; von solchen Beschlüssen bis zu ihrer Ausführung war überhaupt ein weiter Weg; und dicke Stadtmauern lagen dazwischen. Man vermuthet sogar, Friedrich habe dies wohl gewußt und den Städten die nöthige Widerstandskraft schon zugetraut. Es ist merkwürdig, daß gerade Worms, die treubewährte Stadt, mit ihrem alten, legitimen, schon vom ersten Friedrich anerkannten Stadtrath auf die Klage ihres Bischofs, eines hochfahrenden Aristokraten aus dem Geschlecht der Grafen von Leiningen, den nächsten Anlaß zu so maßloser Reaction geben sollte; gegen Worms ward auch die gewaltsame Durchführung zuerst versucht. Aber die Bürger von Worms setzten sich, trotz Reichsacht, Bann und Interdict zur Wehre und waren weder durch Gewalt, noch durch Seelenangst und Priestergeschrei zu beugen. Ja sie zerstörten am Sonntag Jubilate ihren herrlichen Gemeindepalast, damit er nicht etwa zur Zwingburg umgewandelt werde. Dann erst machten sie einen Frieden mit dem Bischof, sie gaben ihm das Recht preis, den Stadtrath zu ernennen, wogegen er sowohl, wie der neue fürstliche Stadtrath, die Rechte der Stadt feierlichst beschworen.

Unter den Verordnungen, welche zu Ravenna erlassen wurden, befanden sich auch die im März 1232 gegebenen Ketzergesetze, durch welche die früheren kirchlichen Bestimmungen mit furchtbarer Strenge erneuert wurden. Die Mönche des Predigerordens, welche als päpstliche Ketzermeister und Inquisitoren in Deutschland fungiren, sollen überall Schutz, Rath und Geleite haben. Wen sie als ketzerisch bezeichnen, den soll die Obrigkeit vom Leben zum Tode bringen, und diejenigen Ketzer, welche aus Todesfurcht zur Kirche zurückkehren, sollen in ewiger Gefangenschaft bleiben. Auch die rechtgläubigen Nachkommen eines Ketzers werden hier für ehrlos erkärt, mit Ausnahme derjenigen Kinder, welche ihre Eltern als Ketzer anzeigen. Mit diesen

scheußlichen Anordnungen ward, wie es scheint, die Unterstützung des Papstes gegen König Heinrich gewonnen. Die Ketzerei in Deutschland und besonders in den rheinischen Städten war nämlich eine Hauptbeschwerde des Papstes. Der Hang zu nüchterner und gründlicher Betrachtung ist ein Grundzug unserer Nation. Schon unter Friedrich I. ward es den deutschen Bürgern von der Kirche vorgeworfen, daß sie in der Schrift läsen, um nachzusehen, ob es auch wahr sei, was die Pfaffen sagten. Schmerzlich beklagte es Papst Gregorius, daß der Glaube in Deutschland so rar geworden sei. Es war aber nicht sowohl die Ketzerei, als die Bildung und Aufklärung des Mittelstandes, der Bürger und der Ritter, die hier beklagt wurde. Je weniger man diesen Ketzern in Wahrheit vorzuwerfen wußte, desto abgeschmacktere Geschichten brachte man gegen sie vor; so z. B. daß sie insgeheim einen Frosch von Ochsengröße anbeteten, und demselben den Steiß küßten u. s. w. Geschichten, mit denen die sittliche Entrüstung des großen Haufens oft zu toller Wuth aufgeregt wurde. Außer dem niedern Pöbel waren es aber auch die Fürsten, welche die Ketzerverfolgungen schon der Confiscationen wegen, und weil es vornämlich den verhaßten Mittelstand traf, in der Regel begünstigten. Bei alle dem wollte es aber in Deutschland damals wie später mit Inquisition und Ketzerverfolgung nicht recht fort; zu tief ist die Abneigung vor solchen Dingen in der Natur unseres Volkes begründet. Um eine reichere Ketzerärndte zu halten, ernannte der römische Stuhl den Meister Konrad zum Ketzermeister über das westliche Deutschland. Als Beichtvater am Hofe des Landgrafen von Thüringen eingenistet, war er bereits dem Papste Innocenz ein eifriger Agent gewesen; ganz Thüringen und Hessen ward von ihm geistlich beherrscht; er vergab alle Pfarrerstellen; zum Ketzermeister ernannt, schlug er seine Residenz in Marburg auf, wohin ihm sein Beichtkind Elisabeth, die Wittwe des Landgrafen Ludwig, folgte, um ihr junges Leben in Kasteiung zu beschließen. Konrad aber zog „wie ein Prophet" in Deutschland umher. Man nannte ihn den Richter ohne Erbarmen; Entsetzen bezeichnete seinen Weg. Ein Troß der gemeinsten Art, Hans mit dem (einen) Auge und Tors mit der (einen) Hand hing ihm an den Fersen und hetzte den Pöbel gegen die Ketzer auf. Der Bruder zeigte den Bruder, der

Sohn den Vater aus Angst oder Verworfenheit wegen ketzerischer Gedanken an; ohne nur zu untersuchen, ließ Konrad die Angeklagten verbrennen. Weshalb zittert und klagt das Volk? rief er einst aus. Mögen Hundert Schuldlose brennen, wenn nur ein Schuldiger darunter ist. Es hatte sich bei ihm der Grundsatz ausgebildet, daß man einem Angeklagten nur die Wahl lassen dürfe, entweder zu gestehen und geschoren zu werden, oder seine Unschuld zu beschwören und alsdann verbrannt zu werden. Auf diese Weise ergaben sich natürlich außerordentlich viele Ketzer in Deutschland, und verbrannt wurden wohl am Ende nur die ehrlichen Gläubigen. So zogen diese heiligen Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, in Straßburg, in Crefeld, in Erfurt, in Goslar zündeten sie ihre Scheiterhaufen an. Ganze Dörfer wurden verbrannt, noch trägt die Ketzerbach in Marburg von diesem Mordspuk ihren Namen. Da sie sich endlich auch an die Grafen von Sayn, von Solms, von Arnsberg u. s. w. wagten, brach der längst angesammelte Groll hervor. 1233
Auf der Reichsversammlung zu Mainz klagte der Graf von Sayn, dem als Ketzer das Haupt geschoren worden, gegen den Tyrannen und es erhob sich ein solcher Sturm, daß der hochfahrende Pfaffe mit seinem Gesindel Mainz unwillig verlassen mußte. Eben wollte er das arme Hessenland wieder heimsuchen, da erschlugen ihn nahe vor Marburg bei Kappel die Edeln von Dernbach in einem Busche. Das von ihm begonnene Verfahren wurde von Reichs wegen eingestellt, die 1234
Reichsstände nahmen sich, den päpstlichen Befehlen zuwider, der verfolgten Ketzer an. Hans mit dem Auge endete am Freiburger Galgen, den Tors mit der Hand schlugen die Straßburger todt.

Nicht lange hat das entsetzliche Treiben jenes Ketzerrichters gedauert; doch war die Frist hinreichend, um die Abscheulichkeit der Ketzer-Inquisition den Deutschen für alle Zeit in heilsamem Gedächtniß zu erhalten.

Hier war es der Adel gewesen, welcher Deutschland von den Gräueln der Ketzerverfolgung befreite, sobald diese ihn selbst erreichten. In einem andern Falle war es jedoch der Adel, der sich derselben zu seinen Zwecken bediente. Der freie friesische Bauernstamm der Ste-

dinger, der an der untern Weser und am Meeressaume wohnte, hatte bis dahin allen Versuchen der angrenzenden Herren, ihn unterthänig zu machen, mit altgermanischem Freiheitssinne widerstanden, sein freies Besitzthum mit Deichen und Wällen geschützt, die Zwingburgen des Grafen von Oldenburg zerstört, die ausschweifenden Trabanten desselben sowie ihn selbst und den Herrn von Lippe erschlagen und den Erpressungen der Bischöfe ein Ziel gesetzt. Sie wurden nun als Ketzer in Rom verklagt und Papst Gregor war leicht bewogen, einen Kreuzzug gegen sie zu verkündigen. Eine Menge benachbarter Fürsten und Herren zogen im Mai 1234 mit mehr als 40,000 Bewaffneten gegen sie aus; sie wehrten sich mit verzweifelter Tapferkeit; Tausende wurden erschlagen, der Rest floh zu den freien Stammgenossen, oder sank in Unterthänigkeit.

Der Eid des Gehorsams, den König Heinrich seinem Vater geleistet hatte, war bald wieder vergessen. Auf's Neue begann er zu conspiriren, gewann jedoch nur wenige Fürsten, knüpfte aber mit dem französischen Hofe Unterhandlungen an, und schloß endlich mit den Todfeinden seines Hauses, mit dem lombardischen Bunde eine Allianz; im September 1234 ward zu Boppard die offene Empörung der Verschworenen beschlossen. Sie rechneten darauf, daß die Lombarden kein Heer des Kaisers durchlassen würden. Aus den Städten hatte sich Heinrich Geiseln zu verschaffen gewußt, und da die meisten Fürsten dem Kaiser verbunden waren, so suchte Heinrich nun theils durch Furcht, theils durch Versprechungen die Städte auf seine Seite zu ziehen. In der That brachte er es dahin, daß ihm an vielen Orten der verlangte Eid geleistet wurde; aber wiederum war es Worms, an dessen Treue die Empörung zuerst zerschellte. Die Bürger von
1235 Worms verweigerten jeden Eid, in welchem nicht die Pflicht der Treue gegen den Kaiser obenan stehe. Vergebens belagerte ein königliches Heer unter dem Grafen von Leiningen die wehrhafte Stadt. Als nun der Kaiser rasch entschlossen, über die Alpen eilte und plötzlich, wie einst vor 23 Jahren, ohne Heer, aber mit vielem Gelde in Schwaben erschien, als ihm wie damals von allen Seiten Anhänger zufielen, als sich Heinrich eben so schnell verlassen, als erhoben sah, als seine Burgen und Städte sich vor dem Kaiser aufthaten, da verzweifelte er

am Widerstande und bat um Gnade. Doch die auf dem Trifels verwahrten Reichs-Insignien wollte er nicht herausgeben. Darauf ließ ihn Friedrich erst in Heidelberg, dann in Alerheim einsperren, und endlich mit Weib und Kindern nach Apulien bringen, wo er als Staatsgefangener am 12. Februar 1242 gestorben ist.

Der Triumph des Kaisers und sein leider nur wenige Jahre dauerndes Walten in Deutschland füllt nach langem Elend wieder einige frohe und glänzende Blätter unserer Geschichte. Vor Allem machte er sich, wie bei seiner ersten Anwesenheit in Deutschland, durch Handhabung des Landfriedens sehr verdient. „Er hat", sagt ein Zeitgenosse, „so viel Räuber, Diebe, Mordbrenner und Reichsfriedensstörer köpfen, rädern und verstümmeln lassen, daß die Kaufleute wieder friedlich ihre Straße ziehen konnten und den Kaiser sehr lieb hatten". Er schlichtete alte Fehden, wie die Straßburger, zog den elsässischen Städtegründer Reichsschultheiß Wölflin, der seine Macht tyrannisch mißbraucht hatte, zur Verantwortung, schlichtete die städtischen Streitigkeiten und ward den armen Juden ein Retter in der Noth. Die Juden sollten zu Fulda und Hagenau Christenknaben geschlachtet haben, um ihr Paschahfest würdig zu begehen. Darauf hin entstand eine allgemeine Judenmetzelei. Der Kaiser ließ daher durch die angesehensten und sachverständigsten Männer die Sache untersuchen und als der Bescheid für die Juden günstig ausfiel, ward der Verfolgung kräftig gesteuert. Dafür zahlten sie reiche Gabe in den Fiscus. — Am 15. Juli feierte der Kaiser in der treuen Stadt Worms seine Hochzeit mit Elisabeth von England. An dem prachtvollen Feste nahmen vier Könige, eilf Herzöge, dreißig Markgrafen und Grafen und eben so viele Bischöfe Theil. Die Bürger von Worms erhielten folgenden Jahres zum Lohn ihrer Treue frühere Gemeinderechte zurück.

Indeß hatten die Lübecker herrliche Siege über Dänemark errungen. Graf Adolf IV. von Holstein, unähnlich seinen Ahnen, vom bösen Neide der Standesgenossen angesteckt, war gegen die ihm allzu freidünkende Stadt in ein schmachvolles Verbündniß mit dem dänischen Erbfeinde getreten. Sie wurde zu Land und See im Jahre 1234 furchtbar um-

lagert. Aber geführt von ihrem kühnen Orlogshauptmann, Alexander Soltwedel, stritt sie gewaltig gegen den Feind, zerbrach die feindlichen Sperrketten und auf der Höhe des Meeres lieferte „mit Hülfe des allmächtigen Gottes" eine deutsche Bürgerflotte die erste große Seeschlacht den nordischen Feinden. Viele Schiffe der Dänen wurden von den lübischen Schiffsschnäbeln in den Grund gebohrt, fünf große „Koggen" wurden verbrannt, eine jedoch, die größte, mit 400 Gewappneten an Bord, brachten sie im Triumphe heim. Deß freute sich Kaiser Friedrich und die große Pfingstmesse der Lübecker, die er ihnen damals mit Reichsfreiheit verlieh, war der Kaiserdank für ihre Tapferkeit.

Auf dem am 15. August 1235 gehaltenen Reichstage zu Mainz ließ der Kaiser zur Wiederherstellung des Rechtszustandes in Deutschland das umfassende Landfriedensgesetz beschließen, welches, das letzte große Vermächtniß unserer alten Reichsherrlichkeit, von der Folgezeit noch öfters erneuert wurde, an dem sie aber nichts mehr zu bessern wußte.

In diesem Reichsgesetze wurde ein Friedens- und Rechtszustand eingerichtet, wie er bei den nun gänzlich veränderten Grundlagen der Reichsgewalt überhaupt noch von Reichs wegen herzustellen war, gewissermaßen ein Ideal des Reiches, wie es sein sollte, und welches den tüchtigsten Reichsoberhäuptern der späteren Zeit noch lange zur Richtschnur diente. Der Landfriede wird hierin umfassend geordnet; Selbsthülfe und Fehderecht wesentlich beschränkt. Alle Fürsten und die sonst noch vom Kaiser Gerichtsbarkeit haben, sollen nicht nach Willkür verfahren, sondern nach Recht und Gesetz; nur die wirklich das Land und den Verkehr schirmen, also die bereits anerkannten öffentlichen Gewalten, sollten die Regalien, deren rechtlichen Besitz sie nachweisen könnten, haben und behalten. Der ganze öffentliche Zustand sollte damit einerseits bestätigt und garantirt, andererseits über die gemeine privatrechtliche Auffassung erhoben werden, an welcher unsere ganze politische Entwickelung krankte; die Fürstenmacht wurde anerkannt und gehoben, aber es blieb doch immerhin noch ihre Eigenschaft als der Beamten des Reiches bestehen; dem Reiche blieb sein

politischer Charakter gewahrt; kaiserliche Hofrichter waren die Organe desselben, vor denen Jeder sein Recht sollte suchen können. Von der Angelegenheit der Städte ist keine Rede weiter; nur die Pfalbürger werden verboten. Jede Anmaßung von Zoll, Münz- und Geleitsrechten wird als Straßenraub verpönt. Der geniale Kaiser hat sich mit diesem berühmten Landfrieden ein Denkmal gesetzt, minder glänzend vielleicht, aber nicht minder bewundernswerth, als das seiner sicilischen Gesetzgebung. Wie die Verhältnisse in Deutschland lagen, war an Reformen gleich den sicilischen gar nicht zu denken. Gerade in der Würdigung und geschickten Behandlung jener schwierigen, verworrenen Verhältnisse, in denen Friedrich weniger durch Gewalt, als durch Klugheit das Gebäude des deutschen Kaiserthums wieder aufzurichten und einige seiner Ideen auch hier in's Leben einzuführen wußte, zeigt sich sein außerordentliches Genie.

Auf demselben Reichstage zu Mainz gelang dem Kaiser die definitive Beilegung des langen, schweren Zwistes mit den Welfen. Unterhandlungen mögen längst stattgefunden haben, in deren Folge wahrscheinlich Otto von Lüneburg schon früher die ihm vom Papste dargebotene Krone ablehnte. Diesen Fürsten verband Friedrich jetzt durch außerordentliche Huld; er hatte dem Markgrafen von Baden und dem Herzog von Baiern, den Schwiegersöhnen des verstorbenen Pfalzgrafen Heinrich, ihre Erbansprüche auf Braunschweig abgekauft und überließ sie nun aus freier Gnade dem Herzog Otto, der übergab hierauf mit gebeugtem Knie, allem Haß und Groll der Vorfahren entsagend, sich mit seinen Burgen, Landen und Leuten dem Kaiser, welcher ihn und seine männlichen und weiblichen Nachkommen damit als Herzog von Braunschweig-Lüneburg belehnte, und den Reichszehnten von Goslar als königliches Geschenk hinzufügte.

Mit diesem klugen Acte hatte der Kaiser dem Papste seinen bisherigen welfischen Stützpunkt in Deutschland entzogen; sich selbst einen treuen Anhänger und zugleich ein Gegengewicht gegen die Wittelsbacher gewonnen, welche, nachdem sie Baiern und die mittelrheinische Pfalz erworben, sich auch in Norddeutschland festzusetzen, überhaupt eine Obmacht im deutschen Reiche zu erlangen versuchten. Schwaben, das Herzogthum seines Geschlechts, welches König Heinrich verwaltet hatte,

zog der Kaiser zum Reiche ein. Eine Menge frisch aufblühender Städte wurden dadurch zu Reichsstädten. Den Böhmenkönig, der als Philipp's Schwiegersohn in Schwaben Erbansprüche erhob, fand Friedrich mit 10,000 Mark ab. Wenn wir die ungeheuren Geldopfer betrachten, welche der Kaiser in jenen Jahren brachte, und die durch seine englische Mitgift nur zum Theil gedeckt wurden, so wird es uns klar, weßhalb er mit solcher Anstrengung in Sicilien sich Hülfsquellen geschaffen hatte. Immer höher stieg jetzt sein Ansehen. Zu Hagenau erschienen im December die Grafen von Toulouse und Provence, um noch in ihren alten Tagen von dem Kaiser Belehnung und Ritterschlag zu empfangen. Das schöne Fest, womit Friedrich am 1. Mai
1236 1236 zu Marburg die Hessen erfreute, zeigte dem Volke noch ein Mal seinen Kaiser in der Glorie alter Herrlichkeit. Da erhob er die Gebeine der heilig gesprochenen Dulderin Elisabeth. Er setzte ihr eine goldene Krone auf und hob den ersten Stein von ihrem Grabe. In einen kunstvollen Schrein von Eichenholz, mit Goldblech und vielen silbernen Figuren und köstlichen Gemmen geziert, ward sie beigesetzt. Viele Bischöfe, Fürsten und Ritter und eine so zahllose Volksmenge war zu dieser Feier in und um Marburg versammelt, daß der Chronist ernstlich versichert, viele verständige Leute hätten ihre Zahl auf zwölfmal hunderttausend abgeschätzt. Ueber ihrem Grabe erhob sich bald die St. Elisabethen-Kirche, eines der lieblichsten und erhabensten Denkmale des Jahrhunderts.. Der kunstvolle Todtenschrein ist noch in der Elisabethkirche zu sehen, aber die Gemmen sind unter der Fremdherrschaft des Hieronymus Napoleon verschwunden.

Minder friedlichen Anlaß, sein kaiserliches Amt zu üben, boten dem Kaiser damals die Zustände von Oesterreich. Herzog Friedrich der Streitbare wollte sich in den Reichsfrieden nicht fügen, sondern nach seiner Willkür eine Gewaltherrschaft in Oesterreich führen. Längst hatte er dem Kaiser den Gehorsam versagt, offene Feindseligkeit hinzugefügt, und an der letzten Verschwörung gegen den Kaiser Theil genommen. Als nun von den eignen Verwandten, den Nachbarn, den Bischöfen, den Städten und Landschaften des Herzogs die Klagen vor Friedrich's Thron gebracht wurden, da ließ er den Herzog auf den

Reichstag zu Augsburg zur Rechenschaft fordern; die Acht ward über den im Ungehorsam Ausbleibenden ausgesprochen; der König Wenzel von Böhmen, die Herzöge von Baiern und Kärnthen, die Bischöfe von Passau, Bamberg u. A. führten den Spruch aus und besetzten das Land, die Städte in Oesterreich wandten sich dem Reiche zu und der Herzog ward in Neustadt eingeschlossen. Diese Angelegenheit ward von dem Kaiser mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Mitten im Winter unterbrach er seinen Siegeszug gegen die Lombarden, um vom Herzogthum Oesterreich für das Reich Besitz zu nehmen; er verweilte beinahe fünf Monate daselbst. Drei Monate sehen wir ihn in Wien mit Anordnungen beschäftigt. Die Stadt Wien, wo 1237 jetzt des Reiches Hauptmann, der Burggraf von Nürnberg, residirte, erklärte der Kaiser für eine freie Reichsstadt und stattete sie durch die berühmte goldne Bulle mit den ansehnlichsten Privilegien aus; es sollte hier auch ein „Studium", eine Universität, eingerichtet, Meister und Doctoren der Facultäten sollten berufen werden. Die Ritter und Landleute von Steiermark nahm er zum Lohne ihrer Loyalität unter seine und des Reiches unmittelbare Regierung und versprach, daß sie nie wieder unter einen Herzog von Oesterreich kommen und ihre eignen guten Gewohnheiten stets behalten sollten. So suchte Friedrich an diesem hochwichtigen Punkte wieder festen Fuß für das Reich zu fassen. Er benutzte den günstigen Augenblick, als im Februar eilf Fürsten zu Wien bei ihm versammelt waren, um sie zur Königswahl seines neunjährigen Sohnes Konrad zu bestimmen. Auf einem weiteren Fürstentage zu Speier wurde diese Wahl bestätigt.

Nach den Erfolgen des Kaisers in Deutschland lag ihm die endliche Abrechnung mit den Lombarden ob. Auf die übermüthigste Weise hatten die Guelphen den Kaiser beleidigt und seine Mäßigung mit Spott und Hohn beantwortet; fort und fort mißhandelten sie die Ghibellinen, welche für ihre Treue den Schutz des Kaisers begehrten. Drei Mal hatte dann die Curie als „Schiedsrichterin" sich zwischen die Parteien gestellt, und jedes Mal hatte der Kaiser den Kürzeren gezogen. Nicht bloß der Kaiser, auch die deutsche Nation fühlte sich nun von den Italienern beleidigt und auf jenem Reichstage zu Mainz

wurde beschlossen, dem Intriguenspiele ein Ende zu machen und den Lombarden eine letzte Frist zur Erfüllung der Verträge zu stellen. Natürlich widersprach der Papst und suchte die Sache wiederum Jahre lang hinzuziehen. So viel war aber gewiß, daß er entweder nicht vermitteln konnte, oder nicht vermitteln wollte. Daß Beides der Fall sei, war des Kaisers Ansicht: er behauptete, daß die Legaten nicht vermittelten, sondern im Gegentheil die Empörung schürten. Mit einem mäßigen Heere brach endlich im Juni 1236 Friedrich vom Lechfeld nach Italien auf; dort stellte er sich an die Spitze der Ghibellinen, erstürmte Vicenza, und ließ, während er Oesterreich ordnete, und ein neues Heer in Deutschland sammelte, den Kampf durch seine Hauptleute fortsetzen, unter welchen der mächtige, dann so berüchtigt gewordene Ghibelline Ezzelin di Romano, des Kaisers Schwiegersohn, ihm besonders nützlich wurde. Im September 1237 verließ Friedrich Deutschland zum letzten Male, um nicht mehr zurückzukehren. Aus Apulien langte sein saracenisches Söldnerheer an und diese vereinigte Macht führte nun den Krieg mit solchem Nachdruck, daß, nachdem Mantua sich ergeben und der Kaiser selbst am 27. November 1237 bei Cortenuova die Mailänder auf's Haupt geschlagen und ihr Carrocio zerstört hatte, schon im Winter fast ganz Lombardien bis Turin unterworfen war. Mit einem dritten deutschen Heere kam König Conrad
1238 im Juli 1238 dem Vater zu Hülfe. Von allen Städten wagten nur noch vier, Mailand, Brescia, Piacenza und Bologna, die unbedingte Unterwerfung unter des Kaisers Gnade zu verschmähen; doch wollten sie schwere Bedingungen leiden, die aber Friedrich, vom Stolz des Großvaters allzusehr erfüllt, als unziemlich verwarf.

Unablässig hatte Papst Gregor versucht, die Partei der Guelfen aufrecht zu halten. Während Friedrich's Truppen die Belagerung von Brescia als erfolglos wieder aufheben mußten und die Deutschen nun nach abgelaufener Dienstzeit wieder heimzogen, war ein Bündniß der also ermuthigten Mailänder, des Papstes und der Seestaaten von Venedig und Genua, der Neiderinnen der kaiserlichen Seemacht, zu Stande gekommen. Endlich gelang es, auch die Römer wieder mit dem Papste zu versöhnen. Im October 1238 kehrte Gregor nach Rom zurück; im November forderte er vom Kaiser die Einstellung der Feindseligkeiten

gegen die Lombarden; im December nimmt er den Dogen von Venedig und dessen Stadt in den Schutz des heiligen Petrus; drei Monate später, am 24. März 1239, einem Gründonnerstage, schleudert er 1239
gegen Kaiser Friedrich den Bannfluch, übergiebt dessen Leib dem Satan, entbindet alle Unterthanen von ihrem Eide, belegt alle Orte, wo er sich aufhalte, mit dem Interdicte u. s. w. Von dem nächsten, ganz offenbaren Grunde dieses Bannes, nämlich dem rechtmäßigen Kriege des Kaisers gegen die Guelfen, wird kein Wort gesagt, vielmehr wird als Ursache desselben angeführt, hauptsächlich die angebliche Aufwiegelung der Römer und die angebliche Tyrannisirung der sicilischen Kirche durch den Kaiser, namentlich die Besteuerung geistlicher Güter und die Unterwerfung der Geistlichen unter die ordentlichen Gerichte des Staates. Allerlei Sonstiges, besonders die Unterwerfung von Sardinien, welches die Päpste für sich ansprachen, kam hinzu. Auch den Verfall des lateinischen Kaiserthums und der Kreuzzüge in's Morgenland sollte der Kaiser Friedrich verschuldet haben.

Der letzte und furchtbarste jener welterschütternden Kämpfe war eröffnet, in welchem Kaiser und Papst ihre letzten, verzweifelten Hülfsmittel erschöpften, um dann nach kurzen, wechselnden Erfolgen den Nachfolgern ein zerstörtes Kaiserthum und ein ruinirtes Papstthum zu hinterlassen. Aber es ist thöricht, den Kaiser deßhalb anzuklagen. Er ward zum Kampfe gedrängt, lange hat er ihn verschoben, dann aber muthig aufgenommen und mit bewundernswürdiger Ausdauer geführt. Er trug wie ein Atlas die Interessen einer Welt auf seinen Schultern. Er stritt für Dinge, welche sich schon die nächsten Generationen nicht mehr nehmen lassen wollten und von denen man heute kaum begreift, wie jemals darum gestritten werden konnte.

Schriften und Gegenschriften wurden zunächst in die Welt gesandt, welche an tödtlicher Bitterkeit alles bisher Dagewesene überboten. Punkt für Punkt zieh der Kaiser den Papst der Unwahrheit. Sei er auch als Mensch standhaft genug, Alles zu ertragen, so habe er doch als Kaiser Pflichten, die er nimmer verrathen werde. „Merket auf, Ihr Könige und Fürsten! Uns, den Kaiser, trifft alles Un-

heil zuerst, wir haben am härtesten zu leiden! aber wie leicht wird Eure Unterjochung sein, wenn erst der Kaiser bezwungen ist! — — Christus gebot seinen Schülern: Friede sei mit Euch! er hinterließ ihnen die Liebe und den Frieden. Warum weichest Du, Nachfolger Petri, von diesen Bahnen ab? und willst Alles und Jedes verschlingen und die Welt reicht nicht hin, um die Gier Deines Bauches zu sättigen?" — — Der Papst sei es, der die Ketzer an ihrem Hauptsitze, in der Lombardei, beschütze (damals residirte in Mailand sogar ein Ketzerpapst); der Papst sei es, der Jerusalem preisgebe, allenthalben Geld für die Wiedereroberung sammle und es dann zu ganz andern Zwecken verthue. Und so weiter. „Aus dem Meere ist ein Thier aufgestiegen", erwiderte der Papst, „voll Lästerung, mit Bärenfüßen, einem Löwenrachen, und Gliedmaßen eines Pardels. Giftige Pfeile richtet es wider den Himmel und die Heiligen, offen erhebt es sich gegen Christum den Erlöser. Betrachtet genau Haupt, Mitte und Ende des Thieres, es nennt sich Kaiser!" Er bezeichnete den Kaiser als den Vorläufer des Antichrist, als den König der Pestilenz. Er habe den christlichen Glauben verspottet, und einst behauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Muhamed und Christus, getäuscht worden! er habe die unbefleckte Empfängniß, sowie die Brotverwandlung geleugnet und erklärt, nur das dürfe man glauben, was den Naturgesetzen nicht widerspreche! — — Friedrich bezeichnete diese Anekdoten als verleumderische Lügen und rückte, um sie thatsächlich zu widerlegen, seinen Schreiben orthodoxe Bekenntnisse ein.

Die Bemühungen des Papstes, die Könige und Fürsten der Christenheit in den Kampf zu verwickeln, blieben vorerst vergeblich. Nach der Reihe bot er die Krone einem dänischen Fürsten, dem Abel von Schleswig, einem deutschen, dem Otto von Braunschweig, einem französischen, dem Robert von Artois, an. Sie ward von Allen abgelehnt, und auch der heilige Ludwig stellte sich dabei auf die Seite des Kaisers. Otto von Braunschweig erinnerte an das Schicksal seines Oheims, des Kaisers Otto. Die französischen Barone waren ganz erstaunt über die Verwegenheit des Priesters, der einen so herrlichen Fürsten, wie den Kaiser Friedrich, dem in der ganzen Christenheit keiner gleiche, abzusetzen sich unterfange. Sie meinten, „man dürfe dem

Papste die Hörner nicht gar zu lang wachsen lassen". Der französische Klerus widersetzte sich, als der Legat einen außerordentlichen Beitrag für die päpstlichen Kriegskosten beanspruchte. Das englische Parlament erklärte, der Kaiser sei ihm lieber, als der Papst, denn Jener habe noch kein Geld von ihnen verlangt!

Keinen besseren Erfolg hatten Anfangs die Versuche, die deutschen Fürsten zum Abfalle vom Kaiser zu bewegen. Eine Fürstenversammlung zu Eger, welcher Friedrich durch Gesandte anzeigen ließ, daß ihn der Papst wieder einmal gebannt habe, beschloß, dem letzteren anzurathen, sich mit dem Kaiser zu verständigen; zu dem Ende ward der Deutschordensmeister Konrad, des Landgrafen Heinrich von Thüringen Bruder, als Vermittler nach Rom geschickt. Sein bald nachher erfolgter Tod vereitelte jedoch den Zweck der Sendung. An der Spitze der Reichsgeschäfte in Deutschland stand als Reichsverweser für den unmündigen König Sigfrid von Eppstein, Erzbischof von Mainz. Er nahm entschieden für den Kaiser Partei. Dem Papste schrieb er einen mahnenden Brief, stellte ihm die schlimmen Folgen der Zwietracht vor und forderte ihn auf, er möge doch Vergangenheit und Zukunft bedenken und auf Friede und Eintracht halten. Andere Bischöfe, unter ihnen vor Allen Konrad von Hochstaten, Erzbischof von Köln, neigten sich zwar bereits auf die Seite des Papstes, wollten aber noch nicht mit dem Kaiser brechen. Eine entschiedene Haltung gegen Rom nahmen besonders die bairischen Bischöfe, sowie fast alle Laienfürsten an. Auch sie ermahnten den Papst zur Eintracht, einige erwiderten ihm rund heraus, daß er nicht befugt sei, den Kaiser abzusetzen. Etliche Bischöfe erklärten, daß sie bei der Stimmung der Städte den Tod zu befürchten hätten, falls sie etwas gegen Friedrich unternehmen würden.

Es zeigt sich hier, wie sehr Friedrich an die Zukunft gedacht hatte, als er die deutschen Fürsten durch große Concessionen an sich zu fesseln suchte. Von den großen Reichsfürsten standen ihm nur der geächtete Herzog Friedrich von Oesterreich, König Wenzel von Böhmen und Herzog Otto der Erlauchte von Baiern entgegen. Herzog Friedrich hatte sich mit Waffengewalt wieder in den Besitz seiner Länder gesetzt und dem Wenzel, der sich bei der Einziehung des Herzogthums durch

den Kaiser in seinen Hoffnungen auf dasselbe getäuscht gesehen, nun seinerseits durch die versprochene Abtretung eines Landstriches links der Donau an sich gefesselt. Was den Herzog von Baiern betrifft, so waren die Wittelsbacher schon seit einiger Zeit, so viel man sieht, seitdem sie die Reichsverweserschaft unter König Heinrich verloren hatten, mit dem Kaiser zerfallen; dazu kamen die ewigen Streitigkeiten mit ihren Bischöfen, ein heftiger Zwist mit Mainz wegen Besitzes der reichen Abtei Lorsch, und endlich die Intriguen des römischen Stuhles, welcher dem Baiernherzog, den er „eine Säule der Kirche" nannte, auf jede Weise zu schmeicheln suchte. Um so eifriger nahmen Baierns Bischöfe sämmtlich für den Kaiser und gegen den Herzog Partei. Sie suchten auf diese Weise die Hoheit des letzteren wieder abzuschütteln und Reichsfürsten zu werden. Dem Erzbischof von Salzburg gelang ein Meisterzug: er brachte eine Versöhnung des Kaisers mit Friedrich von Oesterreich zu Stande. Der Kaiser setzte den gewaltigen Degen wieder in's Herzogthum ein und gewann ihn damit um so mehr zum Freunde, als der Herzog inzwischen mit Wenzel von Böhmen zerfallen war, dem er die Herausgabe des Versprochenen weigerte. So fanden sich denn bereits auf jener Versammlung zu Eger der Böhme und der Baier mit ihrem Vorhaben, den Dänen am 1. August zu Lebus auf den deutschen Thron zu setzen, allein und mußten diesen Plan aufgeben. Besorgt neigte sich nun auch König Wenzel wieder auf des Kaisers Seite und hierauf wurde endlich auch der Herzog von Baiern wieder schwankend, dessen Länder jetzt auf allen Seiten den Kaiserlichen offen lagen.

Da nun die päpstliche Sache einen so schlechten Fortgang nahm und schon allein an der Weigerung der Bischöfe scheitern mußte, den päpstlichen Bannfluch zu verkündigen, so griff die Curie zu einem gewagten Mittel. Mit dem römischen Legaten hatte sie noch jüngst sehr traurige Erfahrungen gemacht. Sie suchte nach einem andern Werkzeuge und glaubte dasselbe in einem Passauer Archidiaconus, Albert dem Böhmen, gefunden zu haben. Dieser Mann hatte sich bereits, gleich dem Konrad von Marburg, als Agent des Papstes Innocenz dem römischen Stuhle empfohlen. Er ward zum Executor der päpstlichen Beschlüsse ernannt und richtete nun als solcher großen

Lärm in Deutschland an. Während seine Agenten das Volk bearbeiteten, den Aufruhr predigten, an den Fürstenhöfen und in den Stiftern und Sprengeln intriguirten, that er selbst widerstrebende Fürsten und Bischöfe in den Bann; so an Einem Tage den Herzog von Oesterreich, den Markgrafen von Meißen, den Landgrafen von Thüringen, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Passau, Regensburg, Freising. Dabei begann er nebenbei die ärgsten Gelderpresungen, griff, wo er konnte, gierig in die Einkünfte der Kirche ein, riß die Pfründen an sich, machte seine Bannflüche zum Handelsartikel, indem er um große Summen Lösung gewährte u. s. w. Daß ein einfacher Archidiaconus Jahre lang eine solche Rolle durchzuführen vermochte, diese Eine Thatsache läßt uns die Macht der Bettelorden erkennen, die mit Polypenarmen alles Leben umklammerten und eine so ungeheure Schreckensherrschaft zu üben vermochten. Freilich die wichtigste Stütze für den päpstlichen Procurator war der Baiernherzog, Baiern war das Feld seiner persönlichen Wirksamkeit. Er brachte den Herzog dahin, daß ihm dieser „seine zwei Wahlstimmen" (für Baiern und Pfalz) zur Verfügung stellte und ihn gar bei der Taufe eines Sohnes zu Gevatter bat. Die Gewissensscrupel und Besorgnisse des Herzogs und der Herzogin wußte der Beichtvater dieser leichtgläubigen Fürstin durch die Mittheilung niederzuschlagen, ihm sei die heilige Jungfrau erschienen und habe Alles gebilligt, was Albert der Böhme thun und verordnen werde. Indessen war das Maaß seines Uebermuthes bald voll. Die Bischöfe setzten sich lebhaft zur Wehre; der von Passau warf den Albert, welcher ihn am Gottesdienste gewaltsam verhindern wollte, eigenhändig zur Thür hinaus; der Erzbischof von Salzburg zerriß die päpstlichen Bullen und forderte den Herzog auf, den Albert, den „größten Schuft, der je auf zwei Beinen gegangen, aus dem Lande zu jagen." „Mag der Römer", so rief der Bischof von Freising, „seine Schafe hüten. Wir deutschen Bischöfe werden als treue Wächter unsere Hürde vor den Wölfen hüten". Die Bischöfe von Brixen und von Salzburg ließen alle Päffe, die nach Italien führten, sperren, um der Boten des Aufrührers habhaft zu werden; der Bischof von Passau ließ gar einen Kreuzzug gegen ihn verkündigen; das Regensburger Kapitel erklärte sich bereit, dem Kaiser drei Jahre lang

600 Ritter zu Hülfe zu schicken. Allgemein war die Absicht in Stiftern und Städten, im nächsten Herbste in die Lombardei dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. Der Herzog Otto wurde immer ängstlicher, und als ihm endlich die Gesandten des Kaisers einen aufgefangenen Brief des Archidiaconus vorlegten, sehr mißliebigen Inhalts gegen den Herzog, da war die bairische Politik entschieden und die Rolle des Böhmen ausgespielt. Von Ort zu Ort verjagt, von den Leuten des Herzogs grimmig verfolgt, verschwand er vom Schauplatze seiner Thaten. Herzog Otto aber wurde seitdem der standhafteste Parteigänger des Kaisers; und verlobte dem jungen König seine Tochter Elisabeth.

„Erkennet", schrieb in jener Zeit der Kaiser nach Deutschland, „erkennet den Römer an seinen Werken. Er verkauft Pallien, Stäbe „und Mützen; er verkauft die Ehe, den Gottesdienst und das Himmelreich! Nur Deutschland allein wird noch in Rom gefürchtet! Deshalb strebt man Euch in Bürgerkriegen zu zerfleischen; „damit Ihr, erschöpft, verwildert und entartet, aus Verzweiflung oder „aus Dummheit, den Nacken willig unter das Joch beugt!"

Und in der That trostlos genug muß es in Deutschland ausgesehen haben. Denn überall war Fehde und Zwietracht um Land und Leute, und der Streit zwischen Papst und Kaiser vermehrte diese Händel und wühlte alle Schichten der Gesellschaft auf. Da kam die Schreckenskunde, daß ein wildes Barbarenvolk aus dem Osten, daß die Mongolen in Deutschland eingebrochen seien.

Die schwere Zeit, in der wir hier stehen, bietet, bei allem Reichthum ihres fortgeschrittenen Lebens, doch auch so manche erschütternde Aehnlichkeit mit jenem Bilde dar, womit der erste große Abschnitt unserer Geschichte schließt. Dazu gehören nun auch die rohen Horden, die sich, Tod und Vernichtung verbreitend, an den Ostgrenzen zeigen, gerade jetzt, wo das starke Band der deutschen Nation bis zur Richtigkeit gelockert, in viele Theile und Theilchen auseinanderfällt. Die Hochebene Mittelasiens hatte wieder zahllose Schwärme ausgesendet, welche unter dem Dschingis Chan (Oberchan) Timudschin uralte Sitze der östlichen Cultur zerstörend, an deren Stelle ein weites, ödes Reich der Barbarei setzten, China, Chowaresmien, Theile Indiens und des Chalifats den Heuschrecken gleich überflutheten, und dann

unter den weiter nach Westen strebenden Söhnen Rußland, Polen und Ungarn mit gräßlicher Grausamkeit verwüsteten. Endlich erreichten sie, mit Tartarenstämmen vermischt, die Grenzen Deutschlands und standen im April des Jahres 1241 in Schlesien. 1241

Furchtbar waren die Schreckensgerüchte, die ihnen vorauseilten; es hieß, die Menge dieser grausigen Gäste bedecke einen Flächenraum von zwanzig Tagereisen in der Länge, fünfzehn in der Breite. Unermeßliche Schwärme von Wölfen, Schakalen und Aasvögeln befänden sich in ihrem Gefolge. Ihre Führer seien Gog und Magog. Sie selbst würden Tartaren deßhalb genannt, weil die Hölle, der Tartarus, sie ausgespieen habe. Was sie aber in der That den Zeitgenossen so schrecklich machte, das war der Mangel an widerstandsfähigen staatlichen Verbänden. Rußland und Polen unter einer Menge kleiner Fürsten zerrissen, ward ihnen daher ohne Mühe zur Beute; ein gleiches Loos ereilte Ungarn; und auch Deutschland schien, bei gleicher politischer Zerrissenheit, dem gleichen Verderben geweiht zu sein. Da sammelten sich in der Noth um einen edlen Polenfürsten aus dem Stamme der Piasten, um Heinrich den Frommen, Herzog von Niederschlesien, Freiwillige aus Deutschland, aus Mähren und Polen. Wie einst die alten Athener, so verließen die Bürger von Breslau ihre nur mit Holzwerk befestigte Stadt und gaben sie den Flammen und den feindlichen Horden Preis, brachten Weiber und Kinder auf eine Oder-Insel, und zogen mit fünfhundert Bergknappen aus Goldberg ihrem Herzog zu Hülfe. Mit 30,000 Streitern stellte er sich den Mongolen bei Liegnitz entgegen und am 9. April 1241 kam es auf der Ebene von Wahlstadt zur Schlacht. Fünfzehnmal so zahlreich als die Deutschen und Polen sollen die Feinde gewesen sein. Dennoch schwankte die Entscheidung lange und erst nach dem Heldentode Heinrich's gehörte das Schlachtfeld den Mongolen. Die Kunde ihres Sieges verbreitete in Deutschland unbeschreiblichen Schrecken. Der König Wenzel von Böhmen rief sein Land zu den Waffen; er ließ im Reiche die Gefahr verkündigen und bat um Hülfe. Zwar glaubte man nun in Deutschland, der jüngste Tag sei gekommen; man hielt es aber gleichwohl für Pflicht und Schuldigkeit, sich auf's äußerste dagegen zu wehren. Ein sächsischer Fürstentag kam zu Merseburg

zusammen und beschloß, das gesammte Volk, ja selbst die Weiber und Kinder zu bewaffnen. In dieser Noth erinnerte man sich wieder der Zeiten des alten Heerbannes. Gleichzeitig hielt König Konrad zu Ezzelingen, am 19. Mai, einen Hoftag, verkündete einen Kreuzzug gegen die Tartaren und nahm selbst das Kreuz. Bis zum 1. Juli sollte sich das Heer aus ganz Deutschland sammeln, ein scharfer Landfriede ward erlassen; die deutschen Fürsten waren hier noch ein Mal unter ihrem Könige geeint. Zwar die römische Curie verhielt sich zunächst sehr lau; sie hielt die Nachrichten für übertrieben, vom Kaiser ersonnen 2c. Statt gegen die Mongolen, riefen die Bettelmönche zum Kreuzzuge gegen den Kaiser auf und verbreiteten das niederträchtige Gerücht, Kaiser Friedrich habe die Mongolen, diese Kinder des Antichrist, gerufen. Friedrich schrieb damals nach Deutschland: er habe auf die unerwartete Kunde der Gefahr sich sofort nach Rom gewendet; sobald ihm der Papst Frieden gebe und nicht in den Rücken falle, werde er selbst zur Hülfe herbeieilen. Treffliche militairische Vorschriften schärfte er den Fürsten ein: sie sollten die Festungen verproviantiren, das Volk in den Waffen üben u. s. w.

Aber die Gefahr verzog sich: schon auf der Wahlstadt hatten die Mongolen die deutsche Tapferkeit erprobt; scheu wichen sie zurück, da sie Stadt an Stadt und Burg an Burg, und überall in der Gefahr plötzlich geeint, ein hochgemuthetes, gepanzertes Volk vor sich erblickten. Nachdem sie im unaufhaltsamen Siegeslaufe einhundert und zwanzig Längengrade, ein Drittel des Erdumkreises durchmessen, und so viele waffenberühmte Völker vor sich niedergeworfen hatten, also daß ihnen Nichts mehr auf Erden zu widerstehen schien, da prallten sie am deutschen Leibe furchtbar zurück. Die wüste Menge fluthete nun links ab durch Mähren und Oesterreich. Doch das Glück war nicht mehr auf ihrem Wege. In Mähren erschlug der tapfere Jaroslaw einen Chan und in Oesterreich trieb der kühne Degen Herzog Friedrich der Streitbare den Feind in gewaltigen Schlachten die Donau hinunter. Ihm kam der König Konrad, treu seinem Gelübde, zu Hülfe; auch sein Bruder König Enzio und Kaiser Friedrich selbst sandten Hülfe über die Alpen. Die Mongolen aber sollten noch tief hinten in Ungarn die deutsche Tapferkeit erfahren. Dort wohnten seit

hundert Jahren die Nachkommen deutscher Einwanderer, welche einst durch des Königs Geisa II. Privilegien angezogen, die übervölkerten, von Wasserfluthen bedrängten Niederlande verlassen und mit anderen deutschen Auswanderern dem Ungarnreiche ein deutsches Vorwerk, vielleicht nach der Heimath am Rheine Siebenbürgen genannt, errichteten. Mitten unter wildfremden Nationen haben sie deutsches Wesen, deutsche Sprache und Tüchtigkeit bis auf den heutigen Tag von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Blühende Städte und Dörfer bezeugten den friedlichen Fleiß der wackern „Deutschen Gäste". Doch als nun die feindlichen Schwärme nahten, da es galt, Heerd und Heimath zu schirmen, da griffen sie zu den Waffen, deren Gebrauch ihnen nicht abhanden gekommen war. Vor Hermannstadt starben alle Bürger dieser Stadt bis auf hundert den Heldentod in der Schlacht. So halfen Deutsche auch Ungarn befreien; die Mongolen aber flohen endlich nach Asien zurück. Nur in Rußland blieben sie wie ein böses Verhängniß hangen.

Fast sollte man wünschen, die Gefahr wäre nicht so schnell an Deutschland vorüber gegangen und die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, auf einen Moment auflodernd, wäre durch Noth und durch Thaten so lange genährt worden, bis die zerfallenden Stücke in den Gluthen wieder eins geworden. Statt dessen zogen nun der Aberglaube und die Selbstsucht wieder ihren Gewinn davon. Man glaubte, die „Saducäer und Pharisäer" hätten die Mongolen nach Europa getrieben, um messianische Hoffnungen zu erfüllen. Wie bei den Kreuzzügen und den Ketzerbränden begann ein scheußliches Gemetzel unter den unglücklichen Juden. Der Judenmord blieb als erbärmliches Resultat dieser Freiheitskriege zurück.

Indeß hatte Kaiser Friedrich in Italien mit Römern, Lombarden, Genuesern und Venetianern gerungen. Während sein tapferer Sohn König Enzio und sein Schwiegersohn Ezzelin in Ober-Italien das Uebergewicht behaupteten und sein großer Admiral Anselm de Mari mit dem seekundigen Enzio die Flotten der Gegner beschäftigte, manche kühne Fahrt ausführte und manchen heißen Sieg errang, war der Kaiser selbst im mittleren und südlichen Italien thätig. Er behielt dabei seine Staaten besonders im Auge; aufrührerische Bettelmönche

wurden ausgetrieben und die Priester, welche etwa den Gottesdienst einzustellen Miene machten, wurden zu ihrer Amtspflicht zurückgeführt. Immer neue Truppen, immer neue Hülfsmittel wußte Friedrich aus seinem Königreich herbeizuschaffen. Freilich mußte er, zu seinem bittern Schmerze, das Land mit Steuern belasten, welche dem Geschrei über Tyrannei nur immer neue Nahrung gaben. Er nahm Anleihen zu hohen Zinsen auf; er gab lederne Münzscheine, Assignaten aus, die indeß, so groß war sein Credit, im Verkehr auf Pari standen. Deutsche Städte, Ulm, Augsburg, Donauwerth, Lauingen, Weißenburg, Nördlingen, Möhringen, Nürnberg, Würzburg, Gemünd, Dinkelsbühl, Schwäbischhall, sollen damals dem Kaiser Hülfsvölker nach Italien geschickt haben. Die Fürsten freilich glaubten schon sehr treu zu sein, wenn sie nicht untreu waren. Ihre thätige Hülfleistung war auf Null gesunken. Der Papst hatte endlich in seiner Bedrängniß ein allgemeines Concilium ausgeschrieben, um seinem Bannfluch mehr Nachdruck zu geben. Friedrich war aber eben so wenig, als irgend ein Kaiser vor ihm, gesonnen, sich diesem zu unterwerfen. Wie dasselbe ausfallen werde, war bei der Art, wie die Legaten die Theilnehmer zusammen zu bringen suchten, ohnedies nicht zweifelhaft. Daher verweigerte Friedrich im Voraus seine Anerkennung; alle kaiserlich oder lau Gesinnten blieben aus; nur die eifrigen Hierarchen, besonders aus Lombardien, Spanien und Frankreich machten sich, von den Legaten geführt, auf den Weg. Vergebens suchte sie der Kaiser durch höfliche Botschaften abzuhalten. Dann verlegte er ihnen die Pässe. Aber sie bestiegen nun eine Kriegsflotte der Genueser, um zu Schiffe nach Rom zu kommen. Da erfocht König Enzio am 3. Mai 1241 bei der Insel Elba einen großen Seesieg, welcher jene ganze Flotte mit sämmtlichen darauf befindlichen Vätern dem Kaiser in die Hände lieferte. Er ließ sie als Kriegsgefangene und Aufrührer behandeln und in festen Gewahrsam nach Apulien bringen. Alles Bitten und Flehen, sie wieder los zu lassen, auch die Botschaften des Königs von Frankreich waren vergebens. Erst wolle er Friede haben, lautete die Antwort, ehe er seinen nach Kriegsrecht gefangenen Feinden die Freiheit schenke. Diese Behandlung so vieler heiliger Männer mochte dem Kaiser in der Christenheit allerdings manche neue Feinde zu den alten erwecken und

die Wuth seiner Feinde bis zur Raserei steigern. Jenes Concil kam nun natürlich nicht zu Stande. Eben lagerte Friedrich mit seinen Truppen vor Rom, da starb, fast hundertjährig, der hitzigen Sommerluft erliegend, am 28. August 1241 Papst Gregor IX. Aber der furchtbare Streit zwischen dem Kaiser- und dem Ober-Priesterthum hörte deßhalb nicht auf; war es doch, wie sehr ihn auch beide Theile als einen persönlichen darstellen mochten, ein Streit, welcher weit über Personen hinausging. Der Nachfolger des Gregor, Cölestin IV., starb schon nach wenig Tagen. Zwanzig Monate blieb dann die Christenheit ohne geistliches Oberhaupt. Deßhalb dauerte aber der Kampf ganz in der früheren Weise fort; die Parteien blieben dieselben und wie Alles, was nur immer sich zutragen mochte, so wurde auch diese lange Verwaisung der Kirche von beiden Seiten als Waffe benutzt. Die Cardinäle behaupteten, der Kaiser mache ihnen eine Wahl unmöglich, weil er einige ihrer Collegen gefangen halte; wohingegen Friedrich mit größerer Wahrscheinlichkeit behauptete, die Vacanz werde von den Cardinälen absichtlich verlängert, nicht bloß, weil Jeder von ihnen Papst zu werden hoffe und keiner dem anderen die Würde gönne, sondern vornemlich, um die Christenheit zu beunruhigen und ihn als den Urheber dieses Unglücks darzustellen. Doch diese Berechnung schlug fehl. Der Kaiser ließ die gefangenen Cardinäle frei und überzeugte die Welt von seiner Unschuld. Schon begann man in England und Frankreich an die Entbehrlichkeit eines römischen Papstes zu denken und der französische Klerus ließ den Cardinälen eröffnen: wenn sie nicht wählen wollten, so werde sich Frankreich nach dem Rechte des St. Denys ein eigenes kirchliches Oberhaupt geben. Endlich schritten sie zur Wahl, welche am 25. Juni 1243 auf den 1243
Cardinal Sinibald Fiesco, Grafen von Lavagno, fiel.

Dieser gewaltige Mann gehörte einer guelfischen Patricier-Familie von Genua an. Er war ein großer Rechtsgelehrter und Theologe, wie Innocenz III., den er sich zum Vorbilde nahm und nach welchem er sich Innocenz IV. nannte. Er war dem Kaiser bis dahin persönlich befreundet gewesen und Friedrich ließ daher vor Freude über seine Wahl in den Kirchen ein Tedeum singen. Aber er bedachte nicht, daß dieser Genuese ein Guelfe sei, dessen Freunde und Ver-

wandte auf der Flotte gefangen worden und in den kaiserlichen Gefängnissen saßen, und daß die Freundschaft dieses Mannes nur einen zum Aeußersten, zum Fürchterlichsten entschlossenen Haß verhülle. Bald stellte sich in den eifrig erneuerten Unterhandlungen heraus, daß bei den beiderseitigen Aufstellungen an eine Verständigung gar nicht zu denken sei. Feindseligkeiten und Unterhandlungen wechselten mit
1244 einander, da entwich Innocenz plötzlich am 28. Juni 1244 aus dem unzuverlässigen, schuldenbeladenen Rom und begab sich auf heimlich herbeigerufenen Schiffen nach seiner Vaterstadt Genua. Auf diese Kunde erschrak der Kaiser heftig. Bisher, rief er, machte ich ihn matt oder nahm ihm einen Thurm. Aber jetzt haben die Genueser ihre Hände auf's Brett gelegt; jetzt fürchte ich, mein Spiel geht verloren! Aber auch in Genua hielt sich Innocenz nicht für gesichert; er begab sich daher weiter über die Alpen in eine Stadt, wo ihm Cisterziensermönche ein sicheres Asyl verheißen hatten, nach Lyon. In dieser, eigentlich zum deutschen Reiche gehörigen, aber längst unabhängigen Stadt, begann er nun eine ungeheure Energie zu entfalten. Fern von Sicilien und von den Römern glaubte er einen festen Boden gewonnen zu haben, von hier aus glaubte er das Aeußerste wagen zu dürfen. Stärker, als je ein Vorgänger, griff er in alle Kreise des Lebens ein. Er besetzte viele Stellen mit seinen Werkzeugen, schreckte die Widerstrebenden, gewann Anhänger und Günstlinge mit Pfründen, schrieb ungeheure Kirchensteuern aus; er wußte durch tausend geistliche Mittel Geld zu seinen Operationen aufzubringen, und damit Anhänger förmlich zu werben; um so durch Furcht oder durch Corruption wieder eine Partei zu bilden und vor Allen die Kirchenobern Deutschlands, an denen sein Vorgänger gescheitert war, wieder an den römischen Stuhl zu ketten. Zwar stieß er auf heftigen Widerstand. Laut murrten allenthalben Volk und Klerus und Adel über die Lasten und Gewaltstreiche. Die Lyoner Bürger empörten sich gegen den päpstlichen Hofstaat; die Stiftsherren erklärten ihm in's Gesicht, sie würden jeden Eindringling in die Rhone werfen. Er wollte darauf in den Ländern der Könige von England, oder von Frankreich oder von Aragon seine Residenz aufschlagen. Aber der letztere lehnte das Gesuch um Aufnahme ab, der heilige Ludewig befragte seine Stände,

welche im Beisein kaiserlicher Gesandten das Gesuch zurückwiesen, und das englische Reichsparlament erklärte: das fehle ihnen gerade noch, daß der Papst selbst käme, sie auszuplündern, sie hätten an seinen Erhebern genug! Aber unbeirrt durch alle Schwierigkeiten, behielt Innocenz sein Ziel, die Vernichtung des Kaisers, im Auge: „wir müssen", sagte er, „dem Drachen nachgeben, oder ihn zertreten; dann wollen wir mit diesen kleinen widerspenstigen Zaunkönigleín schon fertig werden." Nachdem er bereits den Bannfluch gegen den Kaiser zu Lyon wiederholt hatte, berief er nun, um ihn mit größerem Eclat zu wiederholen und wirksamer über die Erde zu verbreiten, auf den Sommer 1245 ein 1245
allgemeines Concilium, auf welchem jedoch nur 140 Bischöfe erschienen, — bei der günstigen Lage des Ortes eine für ein allgemeines Concil jener Zeit sehr geringe Zahl. — Aus Deutschland hatte sich noch keiner eingefunden; die meisten waren aus Spanien erschienen. Alle großen Angelegenheiten der Zeit standen auf der Tagesordnung, besonders auch das lateinische Kaiserthum und das Königreich Jerusalem. Denn von diesen beiden Schöpfungen der Kirche war das erstere dem Untergange nahe, das andere war mit der heiligen Stadt am 17. September 1244 den Chovaresmiern anheimgefallen; aber vornämlich handelte es sich bei dem Papste um den Kaiser Friedrich. Er brachte weinend und schluchzend eine Menge Anklagen gegen ihn vor, alte und neue, auf welche jedoch des Kaisers beredtsamer Abgeordneter Thabbäus von Suessa trefflich antwortete. Auch der Ketzerei wurde Friedrich beschuldigt. Dies Mal nicht wegen jener abgeschmackten Anekdoten, sondern weil er die unbedingte oberste Gewalt des Papstes, welcher doch sogar über die Engel im Himmel richte, nicht anerkennen wolle! Noch ein Mal ließ der Kaiser durch seinen Abgesandten Frieden anbieten. Zornig unterbrach ihn Innocenz: „dem Kaiser sei nicht zu trauen!" Darauf schlug Thaddäus die Könige von Frankreich und England als Bürgen vor. „Dann hätte ich", rief Innocenz, drei Feinde statt einen." Indessen bei der großen Lauheit der Versammlung, von welcher nur die blind ergebenen Spanier, sowie des Kaisers persönliche Feinde, insbesondere Templer und Johanniter, dem Papste lärmend zustimmten, indeß die englischen Bischöfe die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung vielmehr auf die schmach-

vollen Bedrückungen Englands durch päpstliche Erheber zu lenken suchten; sah sich der Papst sehr behindert. Eine Sitzung verging nach der andern, die Bischöfe begehrten wegen ausgehender Zehrung und wachsender Schuldenlast heim und Innocenz sollte doch auch den Abgesandten des Kaisers immer auf's Neue Gehör geben. Da, am 17. Juli 1245 überraschte er, ohne das sonst übliche Verfahren, sondern durch „göttliche Inspiration", die Versammlung mit einem fürchterlichen Bannfluche und Absetzungsurtheil gegen Kaiser Friedrich. Unter den Gründen dieses „Urtheils" befand sich auch die als Thatsache, ohne Beweis, ja ohne ersichtlichen Ankläger hingestellte Behauptung, der vor Jahren geschehene Meuchelmord des Herzogs Ludwig von Baiern sei auf Friedrich's Anstiften geschehen! Der Kaiser ward unter Anderem auch der Majestätsbeleidigung gegen den Papst schuldig erklärt. Eine sofortige Neuwahl in Deutschland ward „den zur Wahl berechtigten Fürsten" aufgegeben, Sicilien wolle der Papst selbst in die väterliche Hand nehmen. Viele in der Versammlung erschraken. Die kaiserlichen Gesandten riefen „Wehe!" „Dies ist ein Tag des Unglücks und des Zornes", rief Thaddäus aus. „Nun erst werden die Ketzer jubeln und die Chowaresmier triumphiren." Aber Innocenz stimmte mit seinen Cardinälen, welche bei dieser Gelegenheit als bezeichnendes Symbol zuerst rothe Hüte trugen, ein Tedeum an. Dann löschten sie zum Zeichen der Vernichtung die Kerzen aus.

Friedrich hatte gerade eine glänzende Fürsten-Versammlung zu Verona gehalten. Als ihm zu Turin das Urtheil des Papstes hinterbracht wurde, ließ er seine Kronen bringen, setzte sie auf und rief: „noch habe ich sie, meine Kronen, und nicht ohne blutigen Kampf wird man sie mir rauben." Er appellirte an alle Fürsten der Erde, an einen künftigen Papst, an ein allgemeines Concilium. In bittern Schriften geißelte er den bis zum Wahnsinn gesteigerten Priesterhochmuth. In einer Erwiederung des Papstes findet sich die auf das Gemüth der übrigen Herrscher berechnete Wendung: sie hätten keineswegs Aehnliches zu besorgen. Ihre Reiche seien mit dem deutschen und dem sicilischen Reiche nicht zu vergleichen. Diese seien päpstliche Lehen. Als ob die Päpste nicht nach der Reihe über alle Kronen der Erde disponirt hätten! Behauptete doch der doppelzüngige bis zur Blasphemie

herrschsüchtige Innocenz weiter: „nicht auf Constantin beruhe Petri Besitz. Christus habe nicht bloß ein priesterliches, sondern auch ein weltliches Königthum gegründet und dem Petrus beide Reiche hinterlassen. Treffend mahnte dagegen der Kaiser an die Zeiten der ersten christlichen Kirche. „Damals", ruft er, „waren die Geistlichen den Engeln ein Wohlgefallen und suchten nicht durch Waffen, sondern durch Heiligkeit zu gewinnen. Damals verrichteten sie Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte. Sie zu jener apostolischen Einfalt und Demuth zurückzuführen, wäre wohl ein Werk der christlichen Liebe. Denn jetzt versinken sie in den Lüsten und Reichthümern und des Papstes Rachen möchte die Welt verschlingen."

Nur zu gut wußte Innocenz, daß die Kirche keine Wunder mehr verrichte und daß der bloße Glaube ihm wenig helfen werde. Deßhalb griff er zu anderen Waffen. „Da warf die Kirche", so ruft der Geschichtschreiber Mathäus von Paris, „jede Scham von sich ab, und ward Erlaubtes und Gottloses gleich achtend gierig und feil wie eine Hure." Wo die Kreuzpredigt und der Sündenablaß, wo der Aberglaube und die Verläumdung, wo der Aufruhr und die Intrigue nicht ausreichen wollten, da half der mächtigste, der fürchterlichste Hebel, das — — Geld. Mit baarem Gelde wurden die Großen der Erde gewonnen, daß sie an ihren Eiden zu Verräthern wurden; mit Geld wurde der Aufruhr bezahlt und genährt, mit Geld wurden die Aengstlichen beschwichtigt, welche wohl dem Papste gehorsamen, aber doch auch nichts vom Irdischen verlieren wollten; mit Geld wurden die furchtbaren Schwärme der Bettelorden, die Mongolen der Kirche, in's Ungeheure vermehrt, mit Geld wurden päpstliche Heere gedungen. Nach seinen eigenen Worten läßt sich annehmen, daß der Papst in diesem Kampfe gegen den Kaiser 400,000 Mark Silber aufgewendet habe, wobei natürlich nur das durch seine Hand gegangene Geld gemeint ist, nicht die vertheilten Pfründen, nicht die verschenkten Länder und Güter. Er verordnete, daß Jeder rechtmäßig alle Güter des Kaisers und Aller, die dem Kaiser anhingen, in Besitz nehmen könne. Ja, er befreite solche Personen, die an kaiserlich gesinnte Gläubiger Geld schuldig seien, von ihren Verpflichtungen. Nie haben selbst die verschrieensten Revolutionairs aller Zeiten rücksichtslosere, schlechtere Mittel

angewendet, um sich einen Anhang zu verschaffen. Von Allem konnte man dispensirt werden, besonders auch von den Kreuzzugsgelübden, wenn man Geld oder Waffen gegen den Kaiser gab. Die Erpressungen in England, welches Innocenz „seinen unerschöpflichen Brunnen" nannte, erreichten ihren Höhepunkt. In den Erlassen, welche Innocenz nach England richtete, ward die berüchtigte Formel non obstante (ohne Rücksicht auf bestehende Rechte, Gesetze rc.) gewöhnlich oben angesetzt. Der König von England, obwohl Friedrich verwandt und verbündet, haßte sein Parlament zu sehr, um auf dessen Murren zu achten und dem Papste entschieden die Spitze zu bieten. Zwar ward er genöthigt, öffentlich alle Zahlungen nach Rom zu verbieten; dann aber, gewonnen durch die päpstlichen Einflüsse und durch die seinem Sohne Edmund verheißene Krone von Sicilien, ließ er den Raub geschehen; dafür war auch sein Kaplan Inhaber von siebenhundert Pfründen, in deren Einkünften Papst und Kaplan halb Part machten. Der König von Frankreich war zu fromm, um seine Theilnahme für Friedrich anders als durch Vermittelungs-Versuche zu bekunden, welche natürlich keinen Erfolg hatten. Wurden doch Friedrich's Schreiben heimlich geöffnet und wenn sie Billiges enthielten, mit falschen Zusätzen versehen. Dagegen traten viele französische Große, an ihrer Spitze der Herzog von Burgund und der Graf von Bretagne, zu einem Bunde gegen die Anmaßungen der Kirche zusammen. Andererseits rief der französische Klerus selbst die Hülfe des Königs gegen die päpstlichen Erpressungen an und seitdem wurden alle Zahlungen an Bettelmönche ernstlich untersagt, ja endlich diese selbst aus Frankreich ausgetrieben. Der fromme Ludwig entzog sich endlich dem leidigen Zwiste durch Ausführung eines Kreuzzugs nach Egypten.

Doch wenden wir uns nun nach Deutschland zurück. Hier entrollt sich uns jetzt das häßlichste und entsetzlichste Bild in diesem Drama, eine mit Eid und Ehre schamlos marktende Corruption. Hier und in Italien wurden die erpreßten Geldsummen zur Bestechung verwendet. Hier griff der Papst in alle Reichsverhältnisse ein, verfügte über Reichsstädte und Reichsgüter; hier gewann er vor Allen die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die feilsten, gewissenlosesten Männer jener Zeit und aller Zeit. Dem Mainzer erlaubte er dafür Jahre lang die Pfründen seines weiten

Sprengels zu genießen. — Der Uebertritt des mächtigen Herzogs von Baiern war für den Kaiser ein großer Gewinn gewesen, hatte aber, wie es scheint, den um dieselbe Zeit eingetretenen totalen Umschwung der Parteistellungen bereits zur Folge. Wir erblicken seitdem den bisherigen Führer der kaiserlichen Partei, den Erzbischof von Mainz, unter den eifrigsten Feinden des Kaisers, dagegen die bisher von ihm bekleidete Reichsverweserschaft in den Händen des kaiserlich gesinnten Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen. Bald nachher erscheint auch der nunmehr für den Kaiser gewonnene König von Böhmen in einer Urkunde als procurator imperii per Germaniam. Ueber das Nähere dieses Umschwunges fehlt es an aller Kunde; ohne Zweifel beruhte er zum Theil auf localen Verhältnissen. Schon im September 1241 verbündet sich Siegfried mit dem Erzbischof Konrad von Köln gegen den Kaiser, und zieht die Grafen von Isenburg, von Nassau und Andere mit hinüber. Dahingegen schließt nun der Graf von Jülich zur Vertheidigung des Kaisers um den Preis von 500 Mark ein Bündniß mit der treuen, hochbelobten Reichsstadt Aachen; eifrig befestigt der junge König seine Burgen am Niederrhein. Bald nach Ostern des folgenden Jahres ward der Krieg eröffnet, welcher für die Rebellen sehr unglücklich ausfiel. Konrad von Köln gerieth in die Gefangenschaft des Grafen von Jülich und König Konrad 1242
verheerte zu verschiedenen Malen das Mainzische Gebiet. Erst nach neun Monaten erlangte der Erzbischof von Köln vom Grafen von Jülich seine Freiheit zurück, nachdem er unter Anderem gelobt hatte, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Statt dessen ward er fortan der unversöhnlichste Schürer des Aufruhrs. Starke Hülfe leisteten dem König die Bürger von Worms, deren „maßlose Treue" in einer Reihe kaiserlicher und königlicher Gnadenbriefe aus dieser Zeit gepriesen und mit Zoll- und Meßrechten belohnt wird. Auch die Bürger von Speier, von Oppenheim, von Trier, Metz, Straßburg und Andere erwarben sich durch ihre Treue für das Reich den Dank des Kaisers. Die Erfurter benutzten die Gelegenheit, das Mainzische Joch abzuschütteln; drei Jahre lang verharrten sie gern im Kirchenbann, der ihnen den Schutz des Königs und eine freiere Gemeindeverfassung eintrug. Bald folgten ihrem Beispiele die Mainzer selbst. Ihr stolzer Erzbischof sah

sich genöthigt, der Stadt fast völlige Unabhängigkeit zu gewähren und sie endlich ganz zu meiden. Als dann Innocenz von Lyon aus fast sämmtliche deutsche Bischöfe, nun auch die baierischen, vollends auf seine Seite zieht, hält es die große Mehrheit der weltlichen Fürsten vorerst mit dem Kaiser, und des Papstes Gebot, eine neue Wahl vorzunehmen, findet bei ihnen lange kein Gehör. Die beweglichen Vorstellungen, womit er die mächtigsten, die schmeichelhafte Botschaft, womit er den Herzog von Baiern zu gewinnen sucht, dessen ausgezeichnete Vorfahren der römischen Kirche stets zu Dienste gewesen seien, gehen fehl. Aber bei der Lauheit, selbst der treuesten Fürsten, würde es wohl schlimm um Kaiser und König gestanden haben, hätten nicht wiederum sich die Städter mit überwältigender Kraft erhoben und somit die Macht der geistlichen Fürsten gelähmt. Zum Zeugniß dieser Gesinnung erließ der Kaiser am 10. November 1245 den Bürgern von Regensburg seinen berühmten Brief von Pavia. Feierlich cassirte und widerrief er da, in Betracht ihrer erprobten Treue und des Verrathes ihres Bischofs, Alles was zur Unterdrückung von Freiheit und Recht einst auf dem Tage zu Ravenna vor dreizehn Jahren auf Andringen von Erzbischöfen und Bischöfen gegen sie beschlossen worden sei. Zur Ehre des Reiches und zum Nutzen der Stadt sollen sie fortan ohne Beschränkung Stadtrath, Bürgermeister und Beamte verordnen. Der treulose Bischof, einst des Kaisers Kanzler, hatte nämlich die Dienstgeheimnisse dem Papste verrathen. Von Wuth kochend, that er die Stadt in den Bann; aber es fanden sich aufgeklärte Geistliche genug, welche unter dem Schutze des Königs den Bürgern die Heilsmittel spendeten; der Bischof starb einige Jahre später in tiefster Verachtung; die Bürger wollten ihm kein ehrliches Begräbniß gestatten.

Landgraf Heinrich (Raspe) von Thüringen, noch vor Kurzem des Kaisers Reichsprocurator, gab sich zuerst, im Frühling 1246, dazu her, die Rolle eines Gegenkönigs zu spielen. Den häßlichen
1246 Charakter dieses Mannes hat die Kirche selbst in der gleichviel ob wahren oder ersonnenen Legende von der Mißhandlung seiner Schwägerin, der heiligen Elisabeth, und ihrer Kinder charakterisirt. Sollte er doch seinen Neffen, den jungen Landgrafen Hermann, durch Gift aus dem Wege geräumt haben. Schon früher hatte Rom in ihm ein

passendes Werkzeug erkannt. Aber damals noch dem Kaiser verbunden, hatte er Alter und Kinderlosigkeit vorgewendet und die Ehre ausgeschlagen. Um den Preis von 15,000 oder um 25,000 Mark Silber ward er jetzt gewonnen. Die Kirche gab ihm außerdem den unerhörten Dispens zur Verehelichung mit seiner eignen Nichte und beschwichtigte, wie es hieß, sein Gewissen durch das mit körperlichen Eiden bekräftigte Vorgeben, der Kaiser sei gestorben. Neun Bischöfe und nur zwei weltliche Fürsten, die Herzöge von Brabant und von Sachsen, waren es, die sich zu der Wahl des Pfaffenkönigs, wie ihn das Volk betitelte, am 22. Mai zu Veits-Hochheim am Main, eine Stunde unterhalb Würzburg, zusammenfanden. Ihm zog der junge König Konrad mit seinem Heere entgegen. Am 5. August kam es bei Frankfurt an der Nidda zur Schlacht. Die Wormser hatten ihrem rechtmäßigen König Zuzug geleistet; mit gewohnter Tapferkeit stritt der junge Hohenstaufe. Aber das päpstliche Gold hatte in seinem Lager niederträchtigen Verrath gestiftet. Der Graf von Gröningen und der Graf Ulrich von Wirtemberg waren durch 7000 Mark Silber und die Aussicht auf das Herzogthum Schwaben gewonnen worden und gingen in der Schlacht mit 2000 Streitern zum Feinde über. Da mußte Konrad sich trotz verzweifelter Gegenwehr zurückziehen; Schwaben ward den gierigen Feinden zur Beute; fast schien der Triumph dem Pfaffenkönige gewiß. Und wiederum traten jetzt die Städte in den Vordergrund der Ereignisse. Trotz pfäffischer Gleißnerei, trotz päpstlicher Schmeichelreden, trotz Bann und Interdict, trotz lockender Verheißung wankten und wichen nur wenige von ihrer Pflicht. Schon Frankfurt verschloß, wie es scheint, dem Pfaffenkönig die Thore, so daß er die dort gegebenen Urkunden vermuthlich vor dem Thore ausgestellt hat. Aber als er nun gar nach Schwaben kam, wo durch der Hohenstaufen Huld Stadt an Stadt und Städtchen an Städtchen lustig blühte, wie sollte es ihm da erst ergehen! Die Bürger von Straßburg, von Schlettstadt, von Schwäbisch Hall ergriffen für Konrad die Waffen; hier predigten deutsche Geistliche unter ungeheurem Zulauf gegen den römischen Trug. Da stiegen heiße Gebete aus treuen deutschen Herzen für den Kaiser zum Himmel auf. Sehr schlimm ging es dem päpstlichen Legaten,

Bischof Philipp von Ferrara. Dieser Trunkenbold, den selbst ein päpstlicher Schriftsteller einen „wüthenden Sohn Belials“ nennt, fand es gerathen, aus der Stadt, in der er sich gerade aufhielt, durch ein von den Klosterbrüdern in der Stadtmauer entdecktes Loch zu entfliehen. Er war aber so dick, daß er in dieser Oeffnung stecken blieb, bis ihm der Guardian durch einen kräftigen Tritt auf den Hintern hindurch half. Vor Reutlingen fand Heinrich starken Widerstand; diese braven Bürger gelobten, der Jungfrau Maria eine Kirche zu bauen, wenn sie die Stadt vor dem Pfaffenkönig bewahre. Der warf sich auf Ulm, um diese Hauptstadt vor Allem zu bewältigen. Aber es war vergebens; in schmählicher Flucht, ohne Heer, auf den Tod verwundet, kehrte er im Februar 1247 auf seine Wartburg zurück, wo er nach wenig Tagen, am 17. Februar, seine unrühmliche Laufbahn beschloß.
1247 In der Catharinenkirche zu Eisenach ward er begraben. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Landgrafen von Thüringen, die in unserer politischen Geschichte zuletzt eine so heillose Rolle gespielt haben. Aber auch der Ausgang des Geschlechtes sollte dem Vaterlande noch Unsegen bringen. Denn zu den alten Fehden und Parteiungen im Reiche kamen nun lange Erbstreitigkeiten unter den fürstlichen Anverwandten des Hauses, in ihrem Gefolge lange Jahre der Anarchie in Hessen und Thüringen. Eine Tochter des Landgrafen Hermann und eine Tochter des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth, jene des Markgrafen Dietrich von Meißen, diese des Herzogs von Brabant Gemahlin, erhoben den Erbanspruch für ihre Söhne; der Markgraf Heinrich, Gutas Sohn, hatte überdies eine Eventualbelehnung vom Kaiser ausgewirkt. Alle Nachbarn und Sippen griffen zu; wie immer am gierigsten der Mainzer. Der Markgraf war als Erbe am nächsten zur Hand; um so mehr erklärten sich Ritter und Bürger in Hessen für den Enkel ihrer lieben Heiligen, für das Kind von Brabant, welches mit seiner Mutter Sophia in Hessen einzog. So kamen sie endlich durch eine Theilung von Thüringen ab und erwarben sich den Dank einer neuen, für die deutsche Geschichte so bedeutungsvoll gewordenen Dynastie, deren meiste Glieder es auch nicht vergaßen, daß sie dem Lande, und das Land nicht ihnen, die Existenz verdanken.

Nach dem Sturze des Pfaffenkönigs lag Konrad in Schwaben gegen die schwäbischen Grafen, die sich die Güter des Königs vom Papste hatte schenken lassen, mit wechselndem Glücke zu Felde. Im Ganzen behielt er das Uebergewicht; denn es standen ihm die schwäbischen Städte, die natürlichen Gegner des raubgierigen Adels, wacker zur Seite. Sie hatten damals zur Vertheidigung des Königs einen Bund geschlossen. Besondern Eifer bezeigten, dem alten Grafen von Habsburg zum Trotz, im obern Lande die Bürger von Schwyz, von Unterwalden und von Luzern. Ihnen ward ein specieller Bannfluch zu Theil. Darauf bauten sich die von Luzern neue Kirchen, wofür sich auch Geistliche fanden. Sehen wir hier den alten Habsburger auf päpstlicher Seite, so hielt es dessen berühmter Neffe, Graf Rudolf von Habsburg älterer Linie, der als Landgraf im Elsaß regierte, desto treuer mit dem Kaiser. In Baiern blieb Herzog Otto, seit dem Herbste 1246 Konrad's Schwiegervater, der Sache des Schwiegersohnes unwandelbar treu. Der alte, einst so ängstliche Herr achtete nicht mehr auf Bann und Interdict; den wüthenden Bischöfen erwiederte er, sie hätten ja noch so eben den Papst einen Antichrist genannt, und was gestern Recht gewesen, könne heute unmöglich Unrecht sein. Der greise, hochgeehrte Bischof Rüdiger von Passau, mit seinen Bürgern in Frieden lebend, bewahrte dem Kaiser die Treue; eben so der Freisinger Bischof. Otto, der letzte Herzog von Meran, schloß sich zwar den Verräthern an, aber er starb schon im Jahre 1248; seine Länder fielen größtentheils an kaiserlich gesinnte Nachbarn, nämlich an den Herzog von Baiern und den Burggrafen von Nürnberg. Oesterreichs streitbarer Herzog war dem Kaiser jetzt noch eifriger ergeben, als zuvor; denn zu Verona war ihm, dem alten Rivalen des Böhmenkönigs, die Erhebung seines Landes zum Königreich zugesichert, ihm selbst die Königswürde verheißen worden. Der tapfere Held, der letzte Babenberger, fiel aber bald nachher, an seinem 35. Geburtstage, am 15. Juni 1246, in der Schlacht an der Leitha, als er eben einen herrlichen Sieg über die Ungarn errungen hatte. Da er ohne Nachkommen starb, so kam das Land wieder an's Reich; ein kaiserlicher Statthalter zog wieder in Wien ein. Neue Freiheitsbriefe für diese Reichsstadt kündigten ihr und dem Lande eine neue

Aera an. Aber nicht lange dauerte diese Freude. Denn es erhoben sich nun alsbald mehrfältige Ansprüche; Margareth, des Herzogs Schwester, reclamirte von der einen, Gertraud, des Herzogs Nichte, dem Markgrafen Wladislav von Mähren vermählt, von der anderen Seite. Alle möglichen Prätendenten wurden vom Papste unterstützt. Außerdem suchte der König von Böhmen, den es längst nach Oesterreich gelüstete, diese Gelegenheit zu erfassen; er fiel daher vom Kaiser wieder zum Papste ab und brach in Oesterreich ein. Später, im Jahr 1253, hat Ottokar von Böhmen, um sich einen Rechtsanspruch zu verschaffen, die Margareth geheirathet und sie dann wieder verstoßen. Gertraud hingegen ward in zweiter Ehe die Gemahlin des Markgrafen Hermann von Baden, der sich nun ebenwohl vom Papste das Herzogthum Oesterreich verleihen ließ und dem Kaiser neue Feindschaften stiftete. Ja auch die Ungarn rief Innocenz an, daß sie Oesterreich besetzen möchten, damit es dem Feinde der Kirche, dem Kaiser Friedrich, nicht in die Hände falle. Im nordöstlichen Deutschland blieb der mächtige Erzbischof von Magdeburg mit seinen wackeren Bürgern dem Kaiser treu. Er suchte auch den Herzog von Sachsen durch eheliche Verbindung an das Kaiserhaus zu fesseln; der Markgraf von Meißen erlangte außer Thüringen für seinen ältesten Sohn die Hand einer Tochter des Kaisers mit der Pfandschaft auf das Pleißenland. Die Verwandtschaften mit dem Kaiserhause spielten überhaupt, gerade wie einst unter den letzten Karolingern, auch unter den letzten Staufen bei der Zerstückelung des Reiches eine wichtige Rolle. Gleichgültig im Streite, nur für den Anwachs der eigenen Länder bedacht, verhielt sich Braunschweig-Lüneburg's Herzog. Regen Antheil nahm er nur an der Thüringer Erbfehde, wobei ihm denn auch das Landgericht an der Leine, Münden und die Mark Duderstadt zufielen. Seine Bürger in Braunschweig, Hannover, Göttingen, Münden waren mit Ausbildung ihrer Verfassung und ihres aufblühenden Handels beschäftigt, zu dessen Schutz und Förderung sie an die Königin des baltischen Meeres, an Lübeck, sich anschlossen. In diese gewaltige Stadt ergingen wetteifernd die Botschaften des Papstes und des Königs. Von beiden Seiten hoch belobt und mit Zollfreiheiten begnadigt, hörte sie beide Theile, wie es scheint, freundlich an und bewahrte, den scharfen Blick

nur nach Dänemark und über das Meer gerichtet, eine kluge Neutralität. Was dahinten im Reiche vorging, vermochte sie ohnedies nicht zu ändern; indeß schloß sie ihre Handels-Bündnisse mit Hamburg und vielen Binnenstädten ab, und als König Erich Plogpenning von Dänemark, den alten Uebermuth der Vorfahren erneuernd, Lübeck's Häringsfänger im Sund beschädigte, da fuhren sie unter ihrem Orlogshauptmann Alexander von Soltwedel auf ihren mächtigen „Koggen" hinaus, verheerten Dänemarks Küsten, verbrannten Kopenhagen und Stralsund, befreiten einen gefangenen Halbbruder des Königs und ließen dem Erbfeinde einen Denkzettel zurück, den er so bald nicht wieder vergessen hat.

Indeß ward an den alten Sitzen der Herrschaft, an dem Mittel- und Niederrheine, wo die vornehmsten Erzstühle des Reiches standen, die deutsche Krone auf's Neue ausgeboten. Aber die gefährliche Gabe fand nach des Pfaffenkönigs schimpflichem Ausgange anfangs keinen Abnehmer. Vergebens bot sie der Papst dem Grafen von Geldern, dem Herzog von Brabant, ja auch fremden Fürsten, dem König Hakon von Norwegen und dem Grafen Richard von Cornwallis an. Der 20jährige Graf Wilhelm von Holland ließ sich endlich durch seinen Oheim, den Herzog von Brabant, zu dem Wagniß überreden. Er wurde am 3. October 1247 bei Neuß am Rheine von den Erzbischöfen von Mainz und Köln, sowie von einigen Bischöfen und Grafen gewählt. Er war somit im eigentlichsten Sinne ein „Pfaffenkönig." Auch stellte er sich förmlich unter den Schutz des Papstes, und es ward ihm — so tief ward dies Afterkönigthum von seinen eigenen Urhebern verachtet — eine Art Vormundschaft zur Seite gesetzt. Von den größeren weltlichen Fürsten hat nicht ein einziger an der Wahl Theil genommen. Wilhelms Königreich blieb freilich lange auf den Niederrhein beschränkt, dessen Fürsten er durch das vom Papst empfangene Geld — 20,000 Mark Silbers — sowie durch Verschleuderung von benachbarten Reichsstädten an sich zu fesseln suchte. Er stellte ihnen nämlich Schuldverschreibungen aus und verpfändete dann für diese fingirten Schulden irgend eine Reichsstadt. Welche Reichsstadt noch nicht genug erstarkt war, sich solches Handels zu erwehren, die sank auf diese Weise zur fürstlichen Landstadt herab; bis es ihr

etwa bei wachsender Kraft und guter Gelegenheit, in der Regel durch Auslösung der Schuld, gelang, wieder den Herrn abzuschütteln. So ward Nymwegen damals an die Grafen von Geldern und Zütphen, Duisburg an den Herzog von Limburg verschleudert. Aber trotz alledem, trotz Geldsummen und Leibgezüchten, trotz der Verpfändung von Holland an Flandern, trotz der demüthigenden Bedingungen, womit er sich von den Kölnern die Erlaubniß zum Eintritt in ihre Stadt erkaufte — sie sollen vollkommen unabhängig, sie sollen von allen Reichszöllen frei sein, nie brauchen sie mehr einen Reichstag oder ein Heer in ihren Mauern zu dulden, nie soll von ihnen Geldhülfe gefordert werden u. s. w. — machte der neue Pfaffenkönig selbst am Niederrhein keine Fortschritte. Aachen und Kaiserswerd waren hier die Hauptstützpunkte des Königs; sowie der, freilich ebenwohl mit Düren gewonnene Graf von Jülich. Die Bürger von Aachen hielten eine lange schreckenvolle Belagerung aus, und erst als durch die Wasserbauten der Friesen, welche eigentlich zum Kreuzzuge ausgezogen waren, sich aber jetzt zu schnöderen Zwecken mißbrauchen ließen, der Strom in die Stadt zurückgestaut war, erst als die Fluthen in die obersten Stockwerke drangen, erst als es hieß, des Kaisers Macht sei in Parma vernichtet, er selbst getödtet, der junge König am Ober-
1248 rheine geschlagen worden, erst da erfolgte am 18. October 1248 die Uebergabe der zerstörten, verarmten Stadt. Bleich und abgezehrt traten die heldenmüthigen Vertheidiger heraus; aber nichts war im Stande, ihren treuen Sinn zu ändern. Viele machten sich auf nach Schwaben, um dort ihren König aufzusuchen. Am 1. November erfolgte dann in der alten Kaiserstadt die Krönung Wilhelms, freilich mit einer unächten Krone. Im November fiel Kaiserswerd und nach vier-
1249 zigtägiger Belagerung im Februar auch Ingelheim. Endlich rückte Konrad, in Schwaben Sieger, gegen den Pfaffenkönig an den Mit-
1250 telrhein. Von den Wormsern begleitet, stieß er bei Oppenheim auf den Feind und drängte ihn bis Mainz zurück. Auch hier mußte sich Wilhelm den Einlaß mit drückenden Bedingungen erkaufen. Erzbischof Siegfried hatte schon Jahrs vorher seine berüchtigte Laufbahn in Bingen beschlossen, und sein christlich frommer Nachfolger Christian wollte sich nicht als päpstliches Werkzeug gebrauchen lassen. Es

ward endlich ein Waffenstillstand geschlossen, welchen aber schon nach wenig Wochen folgenschwere Ereignisse unterbrachen.

Schrecklicher, gräuelvoller als in Deutschland hatte indeß der Bürgerkrieg in Ober- und Mittel-Italien gewüthet. Denn hier kämpften nicht bloß die Treue mit dem Aufruhr, nicht bloß das Königthum mit dem Priesterthum, nicht bloß die Städte mit den Herren. Hier standen Adel gegen Adel, Städte gegen Städte, Bürger gegen Bürger, Geschlechter gegen Geschlechter sich allenthalben gegenüber. Hier war es längst kein Principienkampf mehr, sondern ein Rache- und Vertilgungskrieg der giftigsten, persönlichsten Parteienwuth. In Deutschland zerfiel zwar das Reich, verwilderte das kaum so herrlich aufgeblühte Geistesleben; aber die Lebenskraft ward nicht unterbrochen; ja im Gegentheil fast schien es, als ob mit der allgemeinen Schwächung die besondere Kraft wachse und als ob unser mit festen Schritten vorwärts schreitendes Bürgerthum aus diesen Streiten neue Kräfte sauge. Aber die vorher so blühenden Städte Italiens sanken damals von ihrer Höhe herab. Hatten ihre unendlichen Bürgerfehden sie bisher in dem Aufschwunge eines höheren Culturlebens zurückgehalten, welches gerade in Deutschland unter den Hohenstaufen so wundervolle Blüthen trieb: so hörten sie nun auch in anderen Dingen, in Verkehr und Wohlstand eine Zeit lang auf, Europa's Vorbilder zu sein. Ihre stolzen Städte verödeten, Heerden von Wölfen drangen bis in die Häuser. Die letzten Regeln des Völkerrechtes schienen dort untergegangen zu sein; die Gefangenen wurden erwürgt; Mord und Gift waren gewöhnliche Waffen. Mitten in diesem rasenden Kampfe, umschwirrt von Mordplänen, von Verschwörungen und giftigem Aufruhr, stand Kaiser Friedrich aufrecht, unermüdlich, gewaltig sich wehrend, indeß sein streitbarer Sohn ihm Deutschland vertheidigte.

Als er vernahm, daß die Kirche gegen ihn als einen Ketzer, als den Feind des Glaubens, ja als einen Sohn des Satans in allen Ländern das Kreuz predige, ließ er sich von zwei Predigermönchen, drei Aebten und zwei Bischöfen in der Theologie examiniren und sandte das vorzüglich lautende Zeugniß dem wüthenden Innocenz. Die Aufruhrpredigten in seinem Königreiche scheiterten an der Treue und dankbaren Anhänglichkeit des Volkes, welches die Emissaire ergriff und der

Polizei auslieferte. Auch war er sonst trefflich bedient und erhielt von den gegen ihn geschmiedeten Mordplänen stets zeitige Kunde. Schon erzählte man sich am päpstlichen Hofe zu Lyon triumphirend, der Kaiser werde in wenigen Tagen ermordet sein. Das unter sicilischen Großen gestiftete Mordcomplott war aber bereits verrathen, und die Theilnehmer wurden mit furchtbarer Strenge heimgesucht. Auch im Felde war der Kaiser glücklich. Seine treuen Bürger in Deutschland sandten ihm Hülfe. Immer neue Heere führte er aus Sicilien in's Feld. Drei blühende Söhne, sein Liebling Manfred, Friedrich von Antiochien und der goldlockige König Enzio, der Schlachten- und Herzenbezwinger, welcher noch einen speciellen Bannfluch des Papstes mit bezaubernder Anmuth trug, standen dem Vater rüstig zur Seite. Das schöne Verhältniß, in welchem die Söhne zum Vater standen, in einer so corrupten, niederträchtigen Zeit, spricht lauter für ihn, als hundert Bücher und erklärt uns den tiefen Gram, den er wegen des ältesten, des abtrünnigen Heinrich, empfunden hatte. Als die Sache des Papstes ein immer schlimmeres Aussehen gewann, versuchte man auch den wackern Konrad zu verführen, um ihn wie einst den fünften Heinrich zu benutzen. Aber der treue Sohn wies die Versucher mit Entrüstung von sich. Eine starke, leider unentbehrliche Stütze hatte der Kaiser an seinem Schwiegersohn, dem furchtbaren Ezzelin di Romano. Noch wichtiger wurde ihm die Verbindung mit dem Markgrafen Amadeus von Savoyen, der im Besitze der Burgunderpässe, zwischen Lyon und Italien die Pforten öffnen und schließen konnte. Er wußte diese Stellung trefflich zu nützen: ungeheure Verleihungen, Vermählung seiner Tochter an König Manfred, Ausstattung mit halb Lombardien, Piemont, Arelat ꝛc. waren der Preis standhafter Hülfleistung. Friedrich fühlte sich endlich so mächtig, daß er mit Heeresmacht nach Lyon ziehen wollte, um den Feind auf seinem eigenen, engen, ohnedies durch das Murren der Lyoner Bürger und der Nachbarn rings umher stark bedrohten Gebiete zu packen. Schon hatten der Graf von Savoyen und der Delphin von Vienne Alles zum Uebergange vorbereitet, da rief die Nachricht, daß, am 16. Juni 1247, das hochwichtige Parma durch Ueberfall in die Hände der Guelphen gefallen sei, den Kaiser vom Fuß der Alpen wieder zurück. Mit allen

Kräften ward nun die Belagerung begonnen und persönlich vom Kaiser geleitet. Eine neue Stadt, Vittoria, erhob sich neben den Belagerungslinien. Da traf ihn, am 18. Februar 1248, ein zweiter harter Unfall. Während er in der Umgegend jagte, ging durch die Sorglosigkeit der Wächter die neue Stadt und das ganze Lager bei einem plötzlichen Ausfalle in Flammen auf, Krone und Scepter und das kaiserliche Siegel wurden erbeutet, ein großer Theil des Heeres vernichtet. Ungebeugt durch diesen furchtbaren Schlag sammelte Friedrich rasch das Heer in Cremona und stand nach vier Tagen wieder vor Parma. Seine erste Sorge war gewesen, sofort Botschaften über die Alpen zu schicken, um allen Uebertreibungen des eben erlittenen Unfalles entgegen zu treten, insbesondere vor den falschen Kaiserbullen zu warnen, welche etwa mit Hülfe der geraubten Siegel geschmiedet werden möchten. Diese Vorkehrungen waren bei der Masse von falschen Nachrichten und unechten Kaiserbullen, die in Deutschland verbreitet wurden, nöthig genug. Ein neuer harter Schlag für den Kaiser war es, als am 26. Mai 1249 sein damals 25jähriger Sohn, König Enzio, in der Schlacht bei Fossalta in die Gefangenschaft der Bologneser gerieth. Versprechungen und Drohungen, um die Feinde zur Auslieferung zu bewegen, waren fruchtlos. Zweiundzwanzig Jahre hat Enzius im Kerker zugebracht, bis ihn der Tod erlöste. So vieles Leid, so hartes Schicksal hatten den Kaiser endlich in eine trübe, finstere Stimmung versetzt. Es war, wie man vielleicht nicht unrichtig sagte, gefährlich geworden, in seine Nähe zu kommen. Denn überall sah er sich von Verrath umschlichen; er wußte nicht mehr, wem er trauen sollte. Selbst der Mann, den er aus dem Dunkel aufgezogen und mit Ehren und Reichthümern überschüttet hatte, selbst sein Großrichter Petrus a Vineis, der, wie Dante singt, „die Schlüssel hielt zum Herzen Friederichs", erlag den niederträchtigen Versuchungen der Eitelkeit. Ihm, der doch eigentlich die tödtlichsten Schriften gegen die Kirche gemacht hatte, ihm kamen die lockenden Schmeichelreden der Feinde jetzt entgegen, und schon zu Lyon hatte er in einer dem Kaiser höchlichst mißfallenden Vertraulichkeit mit Innocenz verkehrt. Um so leichter mochte es den Neidern werden, das Verhältniß zu trüben. Dennoch erhielt Friedrich dem Petrus das Ver-

trauen in dem Maße, daß Jener dem erkrankten Herrn seinen eigenen Leibarzt zuführen sollte. Aber schon war Friedrich gewarnt; er befahl dem Arzte, zuvor die Hälfte der Arznei zu trinken; bestürzt ließ dieser das Gefäß zur Erde fallen, aber selbst der Rest genügte noch, einen Delinquenten zu tödten. Da hob Friedrich, von ungeheurem Schmerz ergriffen, die Hände jammernd zum Himmel: „Wehe mir!“ rief er aus, „wem soll ich nun noch trauen? Die Hälfte meiner Seele sucht meinen Tod!“ Unfähig, den Verdacht zu entkräften, tödtete sich Peter aus Verzweiflung im Kerker. Daß er an dem Mordversuche unschuldig und selbst nur ein Opfer teuflischer List gewesen ist, leidet wohl kaum einen Zweifel. „Glück und Ehren“, so schreibt er aus dem Kerker, „hatten mich blind gemacht und in die Fallstricke der Feinde getrieben.“ — Den Kaiser warf eine heftige Krankheit auf's Lager. Kaum genesen, führte er frische Heere nach Italien. Wiederum schien ihm der Sieg gewiß. Die Lyoner drohten, den Innocenz zu verjagen. Nirgends wollte man ihn aufnehmen, allenthalben herrschte Erbitterung; in Deutschland ward die niedere Geistlichkeit durch Pfründenverschleuderung und bettelmönchische Tyrannei immer mehr zur Opposition gereizt, in Rom endlich dachte man an eine andere Papstwahl. Der Einzige, welcher den von allen Seiten bedrohten Innocenz im äußersten Falle vielleicht vertheidigt haben würde, Ludwig der Heilige, war auf seinem unglücklichen Kreuzzuge mit dem ganzen Heere in ägyptische Gefangenschaft gerathen; ein Vorfall, welchen Friedrich übrigens aufrichtig bedauerte; denn beide Herrscher standen fortwährend im freundlichsten Verhältniß. Wohlmeinend hatte der verständige Kaiser von dem thörichten Zuge abgerathen, gleich allen einsichtigen und patriotischen Leuten. Dann hatte er dem frommen Könige, als er in Cypern mit seinem Heere fast verhungert wäre, Getreideflotten zu Hülfe geschickt. Jetzt sandte er Geld zur Auslösung. Gleichwohl verbreiteten elende Verläumder das Gerücht, er habe das Unglück des heiligen Ludwig angestiftet. — Eben bereitete sich Friedrich zu entscheidenden Schlägen, da erfaßte ihn die Ruhr; er fühlte nun das Ende nahen; er machte seinen letzten Willen; der Erzbischof von Palermo nahm ihn in die Gemeinschaft der Kirche wieder auf: und am
1250 13. December 1250, hauchte Friedrich, 56 Jahre alt, zu Fiorentino,

in der Capitanata, in Manfred's Armen das Leben aus. Unter Blumen werde er sterben, hatte ihm einst sein Astrolog verkündet; daher mied er stets den Blumengarten Florenz. Nun ereilte ihn der Tod unter den Blumen von Fiorentino. Gedanken der Sorge und der Versöhnung beschäftigten seine letzten Tage. Unter der Oberhoheit des ältesten Sohnes und Nachfolgers am Reiche, des Königs Konrad, sollte, so verordnete der letzte Wille, Manfred, der begabteste, das treueste Nachbild seines Vaters, Italien und Sicilien als Statthalter verwalten, Tarent als erbliches Fürstenthum empfangen; der jüngste Sohn Heinrich (von der englischen Prinzessin) sollte Jerusalem oder Arelat, der Enkel Friedrich (des abtrünnigen Erstgebornen Sohn) Oesterreich und Steier erhalten. Befreiung der Gefangenen, Belohnung treuer Diener, Rückgabe eingezogener Güter und Rechte, Anweisung großer Summen für fromme Zwecke u. s. w., bilden den Inhalt des Testamentes. — — Mit banger Klage sah das Volk die Bahre auf den Schultern treuer Saracenen nach Tarent wagen; Ritter in schwarzen Trauerkleidern und eine unermeßliche Volksmenge gaben ihr das Geleite. Zu Palermo ward sie beigesetzt. Dort steht noch das porphyrne Grabmal des herrlichen, gewaltigen Mannes. Unter einem Baldachin, den sechs Säulen tragen, ruht, von Löwen gehalten, der Sarg; Adler zieren den Deckel. Als man im Jahre 1783 das Grab öffnete, fand man die Leiche noch wohl erhalten, mit dem kaiserlichen Schmucke angethan. Nur hatte man seitdem noch zwei andere Leichen hinzugelegt.

Nicht bloß im Leben, auch über das Grab hinaus, ja bis zu dieser Stunde hat Friedrich II. der Zelotenwuth zum Gegenstande der Verketzerung und Anschwärzung gedient. Denn freilich so mächtig wie Er hat Keiner mit der Priestertyrannei gerungen. — So führte er eine neue Zeit herauf und schließt er würdig die Reihe jener großen deutschen Kaiser, welche eine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllten. Licht und groß wie im Leben steht sein Bild auch in der Geschichte da, und es wird wohl trotz alles Parteigeschreies immer so bleiben, bis einst vielleicht im Greisenalter der Menschheit die Zeit der Bettelmönche zurückkehren wird. Den besten Maßstab zur Würdigung Friedrich's giebt übrigens die Vergleichung mit seinem berühm-

ten Zeitgenossen, dem heiligen Ludwig. Alles, was diesen Herrscher so groß in der Geschichte macht und ihn noch heute als Wohlthäter seines Vaterlandes erscheinen läßt, hat er dem Kaiser Friedrich abgelernt oder mit ihm gemein; es sind die Punkte, wo er, trotz unvergleichlicher Frömmigkeit, dem Priesterthum, ganz nach Friedrichs Ideen, scharf gegenüber trat. Da, wo er aber der Kirche das zu Liebe that, was sie von Friedrich vergebens forderte, vor Allem in seinen abenteuerlichen Kreuzfahrten, schien er schon vielen Zeitgenossen, ja seiner eigenen weisen Mutter ein kindischer Thor zu sein. — —

Das glänzendste Denkmal hat sich Friedrich in Sicilien gesetzt. Durch ihn und seinen Nachfolger Manfred wuchs dieses seit vielen Jahrhunderten zertretene Volk zu einer Nation heran, welche fähig war, nachdem sechszehn Jahre despotischer Fremdherrschaft darüber hingegangen, einen zwanzigjährigen sieggekrönten Freiheitskrieg zu führen.

Liebliche Sagen rankten sich im Heimathlande bald um das Grab des Kaisers; dankbar gedachte noch lange nachher das Volk der schönen Zeit, die es unter seinem Wohlthäter verlebte. Auch in Sicilien glaubte die Sage, der Kaiser sei nicht gestorben, sondern fern im Oriente, dem Hasse der Pfaffen entrückt, in einem glücklicheren Lande lebe er ein heiteres, poetisches Dasein fort. Ernster und sinnvoller, in richtiger Schätzung seiner Heldengröße, hat ihn die deutsche Sage dem heroischen Großvater beigesellt. Beider Bild floß hier zusammen in jener ahnungsreichen Kunde, daß Kaiser Friedrich einst der Mann sein werde, das deutsche Vaterland zur lang' entbehrten Größe und Freiheit zurückzuführen.

Siebentes Kapitel.

Das große Zwischenreich.

Allgemeiner Abfall in Deutschland. Konrads Siege und Tod in Italien. Innocenz' Triumph und Ende. Manfred, König von Sicilien und Apulien. Wahl und Vermählung des Königs Wilhelm in Braunschweig. Seine Lage. Kriege in Flandern. Allgemeine Anarchie. Der rheinische Städtebund. Aussichten für das Königthum. Tod des Königs. Wahl der Könige Richard und Alphons. Deren Regierung. Zerfall des Städtebundes. Verhalten der Päpste. Die letzten Hohenstaufen. Verlust des Orients. — Rundschau in Deutschland. Die wichtigsten Herrschaften und Städte. Die Aufsegelung und Germanisirung der baltischen Länder. Der deutsche Handel. Der deutsche Ritter-Orden. Verfassungskämpfe deutscher Städte.

Nach dem Tode Friedrichs II. vollendeten sich rasch die Geschicke seines Hauses, mit ihnen die Geschicke Deutschlands und Italiens. Nicht zufrieden, den hohen Stamm endlich gefällt zu sehen, ruhte die Kirche in selbstmörderischer Wuth nicht eher, als bis auch die letzten Zweige desselben vernichtet waren. In Deutschland verschwanden indeß die Reste der königlichen Macht. Die längst begonnene Auflösung des Reiches ward vollendet, die Anarchie und das Faustrecht wurden Jahrzehende lang das einzige Allgemeine in dieser schrecklichen, „kaiserlosen" Zeit unserer Geschichte.

Frohlockend hatte Innocenz den Tod des Kaisers vernommen. Mit frischem Muthe und neuem Erfolge setzte er nun seine Hebel ein; das Kreuz wurde gegen den unschuldigen Sohn und Nachfolger des Kaisers gepredigt; sein Erbe ward ausgeboten Jedem, der zugreifen mochte; gierige Nachbarn, vor Allen die schwäbischen Großen, nun der Kirche hochbelobte Diener, fielen darüber her; und selbst jene Fürsten im übrigen Deutschland, die es am längsten mit dem Vater gehalten, wandten sich von dem Sohne ab, um den ruhigen Besitz des Errungenen nicht zu gefährden. Der Graf von Savoyen, obwohl dem Hohenstaufen durch Verwandtschaft und Länderschenkungen verpflichtet, ward guelphisch und erhielt dafür eine Nichte des Papstes, die ihm 20,000 Mark Silbers mitbrachte. An Böhmen gewann der Papst einen Helfer, dafür krönte der Mainzer den Böhmenkönig und

segnete ein Legat den unkirchlichen Ehebund des Ottocar mit der Margareth ein, die ihm zu Oesterreich verhalf. Mit ähnlichen Mitteln operirte der römische Stuhl bei den niederdeutschen Fürsten: Otto das Kind, der weitgebietende Herzog von Braunschweig, ward dem Pfaffenkönig als Schwiegervater gewonnen; er zog die verschwägerten Askanier nach sich, die beiden Markgrafen von Brandenburg und den Herzog von Sachsen, welchem dafür die bisher reichsfreien Bisthümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin geschenkt wurden. So schonte die päpstliche Politik, wenn es sein mußte, ihre eigenen Bischöfe nicht. Auch der Markgraf von Meißen, obwohl er noch so eben den Sohn mit des Kaisers Tochter vermählt hatte, wählte nun das klügere Theil und ließ sich, im Hinblick auf seine Thüringer Fehden mit Mainz, Braunschweig und Hessen, durch die römischen Schmeichelreden zum Abfall bestimmen. Endlich fiel auch der Magdeburger Erzbischof ab; dafür sprach ihm die Curie auf drei Jahre alle vacanten Pfründen seiner Kirchenprovinz zu. Nur Otto der Erlauchte von Baiern und der Pfalz blieb trotz päpstlicher Ueberredungskünste und trotz des über seine Länder verhängten Interdictes, dem Schwiegersohne Konrad anhängig. Aber er konnte ihm wenig helfen, denn er hatte Noth, sich selbst der Böhmen und seiner Bischöfe zu erwehren. Alle Bischöfe, die dem Papste mißfielen, wurden beseitigt; über Reichsstädte und Reichsgüter verfügend, schaltete ein Legat in Deutschland, entsetzte den obersten Reichsfürsten, den frommen Christian von Mainz, bloß weil er parteilos bleiben wollte, als „unnütz der Kirche"; Graf Gerhard von Eppenstein war desto kriegslustiger und brachte sich durch Bestechung des Legaten auf den Erzstuhl; auch Rüdiger von Passau mußte seine Treue mit Absetzung büßen. Ueberall wirkten nun Schrecken, Gleichgültigkeit und Corruption zusammen. Wohl hielten die Städter in Schwaben und Franken, ungerührt durch die päpstlichen Lockreden, noch immer treu an der Sache ihres Königs; aber bei der allgemeinen Unsicherheit, verlassen von jedem Halt und Mittelpunkt, konnten sie höchstens der eigenen Vertheidigung obliegen. In ihren eigenen Mauern hatten sie auch vielfach mit den von der Kirche unter der Aristokratie gewonnenen Anhängern zu kämpfen. Alle Länder und Straßen Deutschlands waren überdies von Fehden und Raubgesindel

heimgesucht; nur an sich selbst konnte man noch denken. Daher mochte Konrad bald genug einsehen, daß in Deutschland für den Augenblick wenig zu hoffen sei. Nur in Italien, nur in seinen Erbstaaten war viel zu verlieren oder zu gewinnen. Von dorther mahnten ihn dringende Botschaften, das gefährdete Besitzthum zu ergreifen, denn schon war Innocenz, da er seine Sache in Deutschland wohl bestellt sah, nach Italien aufgebrochen, um sein Werk dort zu vollenden.

Ein niederträchtiger Mordversuch, der zu Weihnachten 1250, vierzehn Tage nach dem Tode des Vaters, in einem Gebäude des Emmeransklosters zu Regensburg gegen Konrad von dem Bischof Albert und dem Abte Ulrich angestiftet worden, scheiterte an der Treue eines Dieners, der, als die Mörder in's Haus drangen, sich in das Bett des Königs legte und statt seiner den Todesstreich empfing, indeß der König unbemerkt entkam. Zur Sühne des Frevels zerstörten die treuen Bürger das pfäffische Mordnest, und eine Capelle erhob sich an der Stelle. Dann ging der Frühling und Sommer in resultatlosen Feld- 1251
zügen beider Könige hin; bei Oppenheim standen sie sich gegenüber, ohne daß es zum entscheidenden Treffen kam; endlich im Herbste übertrug Konrad die Reichsverwesung dem Herzog von Baiern und brach nach Italien auf; er hatte manche Besitzung und verschiedene Reichsstädte verpfänden müssen, um nur den Zug mit dem nöthigen Gefolge ausrüsten zu können. Zu Goiti hielt er dann ein Parlament mit den Ghibellinen; zu Schiffe eilte er hierauf nach Istrien, dann nach Apulien und landete am 8. Januar zu Diponto oder Manfredonia. 1252
Seinen Wormser und Speierer Bürgern schrieb er von Pola aus über den freudigen Empfang, den er in Italien gefunden und wie es ihm scheine, als ob dem Papste dessen Triumphzug durch die Städte der Guelphen mehr geschadet als genützt habe. Sie möchten nur wacker aushalten, bald werde er siegreich heimkehren. Es zeigte sich auch, wie richtig Konrad gerechnet hatte. Denn es gelang ihm binnen Kurzem, alle Erfolge des Papstes in Unteritalien wieder zu nichte zu machen. Mit der Einnahme von Neapel, am 10. October 1253, 1253
brach die von der Curie angezettelte Empörung zusammen. Schon hatte der allzufrüh triumphirende Innocenz gemeint, seine Länder als unmittelbare Besitzungen regieren und die goldene Ernte von Friedrichs

Staatskunst in seine Cassen lenken zu können. Vergebens waren Konrads Friedens-Botschaften gewesen. Als Innocenz nun die Fortschritte der tapferen Hohenstaufen-Brüder sah und alle Mittel, Sicilien für sich zu erlangen, scheiterten, da bot er die Krone als päpstliches Lehen verschiedenen Fürsten zur Besitzergreifung an: dem reichen Grafen Richard von Cornwallis, einem Bruder des englischen Königs, und dem Bruder des französischen Königs, dem Carl von Anjou. Man sah jedoch, wie es scheint, in diesem Handel nur eine neue Art, Geld zu erpressen. Der kluge, im Handel wohl bewanderte Richard fragte, ob ihm der Papst nicht vielleicht auch den Mond verkaufen wolle? Geneigter zeigte sich schon der Carl von Anjou; aber der französische Hof, unter Ludwig ein Muster der Redlichkeit und Weisheit, verweigerte seine Zustimmung. Indessen hatte Konrad, gesichert im Besitz seiner Staaten eben ein Heer versammelt, um, wie einst sein Vater, zum Angriffe zu schreiten und vorwärts in's Reich zu rücken seinen Freunden zu Hülfe. Schon mochte dem Papste bei der steigenden Macht des Gegners auf's Neue bangen, zumal er gerade damals, aus Rom vertrieben, sich selbst in der übelsten Lage befand, da wendete wiederum ein plötzlicher Todesfall die Lage. Der in Deutschland aufgewachsene König erlag mit vielen deutschen Gefährten dem ungewohnten Klima des Südens. Vom Fieber befallen, und kaum wieder auf dem Wege der Genesung, aber im Thatendrange allzu unvorsichtig, hatte er zu Lavello bei Melfi einen heftigen Rückfall, der am
1254 20. Mai 1254 dies 26jährige hoffnungsvolle Leben endete. Er ist gar nicht beerdigt worden, denn die nach Sicilien gebrachte Leiche verbrannte, bevor sie beigesetzt werden konnte, in einer Feuersbrunst zu Messina. Wenige Monate vorher war auch sein jüngerer Bruder Heinrich, des Kaisers Sohn von der Elisabeth von England, in zartem Alter zu Melfi gestorben. Sein Neffe Friedrich, des entthronten Heinrichs Sohn, Oesterreichs rechtmäßiger Erbe, war eben wohl Jahrs zuvor in Apulien verblichen. Sie alle sollen durch Gift umgekommen sein. Es war aber, so bemerkt ein italienischer Geschichtschreiber, damals Niemandem möglich, vor der Zeit zu sterben, ohne daß die Leute an Vergiftung gedacht hätten.

Die Nachricht von Konrads Tode war für die treuen Freunde

des Hauses in Deutschland und Italien eine Schreckenspost. Ihre letzte Hoffnung sank dahin. Nur Ein zarter, ebenbürtiger Sprosse des Hauses lebte noch, es war des Königs dreijähriges Knäblein Konrad, der Konradin, wie ihn die Italiener nannten, den ihm die Gemahlin, die er schwanger zu Landshut zurückgelassen, in seiner Abwesenheit geboren hatte. Auf dem Todtenbette empfahl er den Schutz des Kindes und des Reiches seinem Halbbruder Manfred und den Markgrafen von Hohenburg. Aber die allgemeine Bestürzung und der leidige Zwist der Häupter, von denen Manfred der Abgott der Eingeborenen und der Sarazenen war, die Markgrafen aber das Vertrauen der Deutschen besaßen, verschafften dem Papste einen raschen, vollständigen Sieg. Feige und verrätherisch unterwarfen sich der Adel, die Markgrafen, die städtischen Magistrate, nothgedrungen auch Manfred. Doch gedachten Viele des rechtmäßigen Herrn, des Knaben Konradin. Daher genehmigte Innocenz, daß sie ihm „vorbehaltlich der Rechte Konradins" den Huldigungs-Eid leisten könnten, denn, so habe er mit seinen Kardinälen beschlossen — Konradins Rechte auf Jerusalem und das — längst von ihm verschenkte — Schwaben blieben ja bestehen. Triumphirend zog er dann in Neapel ein. Aber nur wenige Wochen der päpstlichen Herrschaft waren hinreichend, die Erinnerung an die bessere Zeit der Hohenstaufen wieder wach zu rufen. Als Manfred, des großen Kaisers ähnlichster, hochsinniger Sohn, zum Aeußersten getrieben durch den Hochmuth und das Mißtrauen des neuen Herrn, zu Luceria, in der treuen Sarazenenstadt, nochmals an das Glück der Waffen und an die Treue des Volkes appellirte, da ging dem römischen Hofe alles Gewonnene schnell wieder verloren. Mit lächerlicher Schnelligkeit flohen die Schlüsselsoldaten auf das bloße Gerücht von Manfreds Kommen und gaben die ohne Blut eroberten Länder und Städte ohne Blut wieder auf. Jauchzend schloß sich das Volk in Apulien und Sicilien dem jungen Helden an, entledigte sich der adeligen Verräther und setzte am 11. August 1258 dem Sohne des Kaisers zu Palermo die Krone von Sicilien auf.

Es sollte dem Papste Innocenz IV. nicht erspart bleiben, diesen schimpflichen Ausgang eines Triumphes noch zu sehen und zu ahnen, der einen Augenblick so vollständig erschien, für den er so entsetzliche Mittel

in Bewegung gesetzt und das ganze Kirchengebäude in rasender Leidenschaft unterwühlt hatte. Er starb zu Neapel im December 1254 im Hause des Peter von Vinea. Schrecken, Zorn und Gram sollen ihn auf's Lager geworfen, Gewissensbisse und finstere Gedanken seinen Todeskampf erschwert haben. „Herr, von der Stärke Deiner Hand sank ich getroffen", habe er ausgerufen und seine schreienden Verwandten mit den Worten angefahren: „Was schreiet Ihr Elenden; habe ich Euch nicht Alle reich gemacht; wollt Ihr noch immer mehr?" Als er vollendet hatte, zerstob der ganze Hof; nackend und verlassen blieb der Leichnam längere Zeit liegen; die Kardinäle eilten zum Thore; nur mit Gewalt wurden sie von dem Podesta genöthigt, erst einen anderen Papst zu wählen. Auf seinem Grabmal zu Neapel ist das Bild jenes schrecklichen Mannes, der eine Geißel der Menschheit und der Verderber Deutschlands war, mit seinen finstern unheimlichen Zügen zu sehen. Er war zu klug, um nicht das Unheil, das er angerichtet, zu ahnen; die Geister selbst, die er heraufbeschworen, weissagten seinem Gebäude den Zusammensturz; ein Minorit verkündete ihm zu Lyon mit Donnerworten den Untergang; der Landsturm, den er aufgeboten, war ihm über den Kopf gewachsen; als er die Tyrannei der Bettelorden nur um ein Weniges beschränken wollte, warfen sie ihn in denselben Ketzerpfuhl, worin sein großer Gegner, Kaiser Friedrich, bereits brannte. Noch haben seine Nachfolger an der Zerstörung der Hohenstaufen und ihrer selbst rüstig fortgearbeitet; indeß schritt die Menschheit über ihre Gräber fort, und der nächste große Kampf, welchen der nächste große Papst gegen eine große Nation zu unternehmen wagte, deckte seine innere Ohnmacht auf und machte dem Priesterkönigthum der Hildebrand und der Innocenze ein Ende.

In Deutschland blieb nach dem Tode Konrads Wilhelm von Holland im alleinigen Besitze der Krone. Aber welch einer Krone! Je mehr Fürsten sich für ihn erklärt hatten, desto schwächer war er geworden. Denn sie Alle wollten nur haben, nicht geben, und da er sonst nichts zu geben hatte, so verschenkte er Einkünfte und Städte und Herrschaften des Reiches und überließ es denselben in Gottes Namen, sich dieses Handels zu erwehren, wie sie konnten. Als solche Städte, die es noch der Mühe werth fanden, sich bei

Wilhelm eine urkundliche Garantie gegen Verschleuderung auszuwirken, finden wir die Reichsstädte Hersfeld und Gelnhausen. Dem Papste, seinem Schutzherrn, bezeugte Wilhelm vor dessen Abreise Ostern 1251 persönlich seine Ergebenheit in Lyon. Schwerlich konnte dem Innocenz an der absoluten Unmacht seiner „Pflanze" gelegen sein; daher bemühte er sich, ihm durch eine gute Heirathspartie aufzuhelfen. Zu diesem Ende unterhandelten die Legaten am dänischen und an den niederdeutschen Höfen. So kam die am 25. Januar 1252 in Braunschweig vollzogene Hochzeit mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs von Braunschweig, zu Stande; in deren Folge sich die niederdeutschen Fürsten auch ihrerseits dazu verstanden, — gegen Ueberlassung des Wenigen, was dem Reiche in Norddeutschland noch zustand — ihn am 25. März in Braunschweig feierlich zum König zu erwählen. Aber man sieht nicht, daß ihn diese Wahl wesentlich gefördert hätte. Es war ein Zeichen von übler Vorbedeutung, als in der Brautnacht durch ein umgefallenes Licht das Brautgemach in Brand gerieth, so daß der königliche Ornat zu Asche ward und das Brautpaar beinahe mit verbrannt wäre. Der große Hoftag, den er mit seinen Fürsten dann im Juli zu Frankfurt hielt und auf welchem unter Anderem dem König Konrad und dessen Anhängern alle ihre Städte und Länder abgesprochen wurden, mußte — eine bittere Ironie — deßhalb auf freiem Felde stattfinden, weil das treue Frankfurt dem Pfaffenkönig die Thore verschlossen hatte. Aber was noch viel demüthigender für ihn war, gerade die, welche ihn einst als Parteiwerkzeug auf den Thron gesetzt hatten, die rheinischen Erzbischöfe, traten ihm jetzt, da ihnen der Unterhalt des armen Königs lästig wurde, vielleicht auch, weil er nicht mehr ihnen allein folgen wollte, mit Geringschätzung, bald mit offenem Hohne entgegen, und der Papst wagte es nicht, seinen Schützling gegen „so vorzügliche Reichsstände" zu schützen. Im Frühling 1253 zog er wieder heim, um zunächst der Feindin seines Hauses, der Gräfin Margarethe von Flandern, die auf dem Hoftag zu Frankfurt abgesprochenen, seinem Schwager Johann von Avesnes zuerkannten Reichslehne zu entreißen. Sein tapferer Bruder Floris gewann am 4. Juli die Schlacht bei Westcapellen. Darauf rief die Gräfin den beutegierigen Carl von Anjou, des heiligen Ludwig unähnlichen Bruder,

gegen Ueberlassung von Namur in's Niederland, welcher nicht säumte, den Hennegau zu besetzen, indeß der König zu Schiffe ausgezogen war, um die Westfriesen in einer Seeschlacht zu bezwingen. Der übermüthige Franzos forderte hierauf den „Wasserkönig" zu einer Landschlacht heraus, doch als ihm nun Wilhelm, dem es nicht an Tapferkeit gebrach, den Tag und das Schlachtfeld — die Heide bei Assche, in der Nähe von Brüssel — bestimmte, da wich der Anjou eilends von Enghien über Valenciennes heim. Der heilige Ludwig soll darauf einen Frieden vermittelt haben, der aber nicht gehalten wurde; denn schon im August schließt Carl von Anjou ein Bündniß mit dem Erzbischof Konrad von Köln. Man darf schon sicher sein, dem Namen dieses heillosen Mannes in jener Zeit überall zu begegnen, wo eine große Reichs-Schurkerei vorgeht. Er warf nun gegen seine Creatur den letzten lästigen Schein der Treue ab. Mit dem schon damals im eigenen Vaterlande verachteten wälschen Raubgesellen machte er ein Bündniß gegen seinen von ihm selbst gewählten und eingesetzten König; und dies, nachdem so eben noch auf seinen eigenen Vortrag am Hoftag zu Frankfurt der Reichskrieg gegen Flandern beschlossen war. Und als ob der Schlechtigkeit noch immer nicht genug sei, ließ der Erzbischof zu Neuß das Haus anzünden, in welchem sich der König und der Legat befanden. Kaum entgingen beide dem Flammentode. Der Papst schleuderte zwar einen Bannfluch gegen seinen sauberen Gehülfen, den „vortrefflichen Reichsstand", welcher jedoch viel zu genau mit Bannflüchen Bescheid wußte, um sie nicht zu verachten. Der arme Pfaffenkönig selbst durfte nicht wagen, etwas Rechtes zu unternehmen. Da ist es denn kein Wunder, wenn man in der Kirche zu Utrecht einst mit Steinen nach ihm warf.

Es ist sehr glaublich, daß König Wilhelm damals im Gefühle seiner Ohnmacht die Krone ganz habe niederlegen wollen. Nirgends in Deutschland war noch etwas von der Geltung dieser Krone zu spüren. Den furchtbaren Knäuel von Fehden, welche in Mitteldeutschland wegen des Thüringenschen Erbhandels tobten, durfte der König nicht anzurühren, geschweige denn zu lösen versuchen. Denn die vornehmsten Häupter des Zwistes, Brabant, Meißen, Mainz und Braunschweig, hatten ihn ja so eben auf den Thron gesetzt, er durfte es

also mit keinem verderben. Machte ihm doch schon die bloße Verbindung mit Meißen und Braunschweig den erbosten Gerhard von Mainz zum Feinde. Bis zu solcher Frechheit hatte sich in jenen Fehden die Anarchie gesteigert, daß unter den Augen des Königs, während ihn die Fürsten zu Braunschweig krönen, ein ganzes Heer ritterlichen Raubgesindels die Reichsstadt Mühlhausen überfällt, freilich, um von den Bürgern mit blutigen Köpfen heimgeschickt zu werden. Im Sommer 1252 war auch Herzog Otto von Braunschweig gestorben, um das Erbe stritten zwei Söhne. Der tapfere Albrecht, welcher Braunschweig erhielt, wehrte mit Adolph von Holstein nicht bloß die Dänen von den Grenzen Deutschlands ab, sondern trug auch, mit Sophien von Brabant verbündet, den Krieg in's Mainzische Gebiet. In Westphalen lag Erzbischof Konrad gegen die benachbarten Fürsten zu Felde und nahm in der Schlacht bei Wolfseampe den Bischof von Paderborn gefangen. Den Versuch, diesem durch ernsten Einspruch die Freiheit auszuwirken, mußte eben der König zu Neuß fast mit dem Feuertode büßen. Auch der Papst konnte seinem gefangenen Bischof nicht helfen. In Schwaben war längst jede Ordnung im Aufruhr der, durch keinen größeren Fürsten gezügelten Grafen und Herren untergegangen; in Baiern war Herzog Otto der Erlauchte, der Hohenstaufen treue Stütze, im Jahre 1253 gestorben, seine Söhne waren mit dem Erbzwist beschäftigt, in welchem dem Ludwig endlich Oberbaiern und die Pfalz zufiel; auch Oesterreich wollte er besetzen; denn diese Lande, vom kaiserlichen Statthalter hoffnungslos aufgegeben, waren eine Beute der eingebrochenen Böhmen, Ungarn und Mongolen. Das ausgeplünderte, verheerte, der furchtbarsten Hungersnoth erliegende Land mochte sich glücklich schätzen, als im October 1254 Oesterreich nach eigener Wahl dem Ottocar von Böhmen, die südliche Steiermark mit dem Murthale dem Ungarnkönig Bela zufiel.

So ward Deutschland überall von den wildesten Fehden zerrissen. Es konnte unmöglich in dieser Weise noch lange fortbestehen. Wenn die Felder hoch standen und für Mann und Roß Futter boten, brachen die Gewalthaufen an einem voraus bestimmten Tage in das betreffende Land ein und zogen erst wieder ab, wenn Alles geplündert und aufgezehrt war und der Hunger zur Rückkehr zwang. Die ihr Leben und

die Ehre ihrer Frauen lieb hatten, suchten Zuflucht in den Burgen und Städten, wo deßhalb immer große Vorräthe aufgespeichert waren. Die ganze Wuth des Krieges richtete sich daher gegen diese nicht immer hinlänglich stark befestigten Orte. Hungersnöthe und Seuchen waren die regelmäßigen Folgen eines solchen Feldzuges. Ganze Städte sehen wir da als Trümmerhaufen aus der Geschichte verschwinden. So z. B. befindet sich die alte Königsstadt Schweinfurt noch 1240 in Blüthe, und im Jahre 1259 wird der „unbebaute" Platz Schweinfurt wieder neu angesiedelt. Das Landvolk aber, dessen Hütten in Flammen aufgingen, dessen Ernten dahin waren, ward zur Verzweiflung, oder zu stumpfer Verthierung herabgedrückt und ergab sich willig in das unwürdigste Loos.

Dieser Zustand mit seinen Folgen ward aber nothwendiger Weise ein dauernder; denn sobald die großen Fehden ruhten, schossen die kleinen um so üppiger auf. Die ganze waffenfähige Gesellschaft bestand aus Rittern, die sich, wenn der Krieg keine Nahrung mehr bot, aus Hunger zum Raube gezwungen sahen, den sie dann immer unbefangener übten, da mit dem Verschwinden des Rechtsschutzes und der Autorität im Reiche sich auch die Rechtsbegriffe und der Rechtssinn verloren. Diese „armen Ritter" müssen, schon nach dem Reichthum zu schließen, den unsere Sprache an Worten für sie hatte, außerordentlich zahlreich gewesen sein. Sie lauerten den Reisenden auf, machten die Wege unsicher und griffen wohl auch in hellen Haufen große Schlösser oder Städte an, Alles eben so handwerksmäßig, nur minder galant, als etwa heutzutage das romantische Räubergesindel in Spanien und dem Kirchenstaate. Eine Reise von Nürnberg nach Frankfurt oder von Frankfurt nach Braunschweig war dazumal mit größeren Fährlichkeiten verknüpft, als heutzutage zehn Reisen nach Californien. Denn wenn sich nun auch die Handelsleute — rüstige, reisige Bursche, die ihre Waare mit dem Schwert auf dem Sattel begleiteten — der kleinen Schnapphähne erwehrten, so führte doch jeder Tag durch vieler, etwas größerer Herren Länder hindurch, die den Reisenden unfehlbar unter irgend einem Titel um einen Theil seiner Habe zu bringen wußten. Sie legten, nicht ferner geschreckt durch des Kaisers Verbote, beliebige, unzählige Zölle an; ja ihre landesväterliche

Sorgfalt nahm das bedenkliche Recht für sich in Anspruch, den Reisenden zu geleiten; eine Wohlthat, von der Jeder mit schwerem Gelde loszukommen strebte. Auf solche Weise war Verkehr und Leben tausendfältig bedroht und gelähmt. In jenen Tagen erklärte ein Schreiben der Rathmannen von Bremen, Stade, Hamburg, Lüneburg, Quedlinburg, Halberstadt, Helmstädt, Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Wernigerode und „aller Städte Sachsens“ den Schöffen zu Gent, daß sie, wegen der Gelähmtheit der Reichsgewalt, den flandrischen Kaufleuten fernerhin nur innerhalb ihrer Mauern Sicherheit garantiren könnten. Es sei nicht möglich, den „kleinen Tyrannen“ das geraubte Gut aus ihren unzugänglichen Burgnestern wieder abzujagen. Was half es da nun den Städtern, daß sie riesenhafte Mauern und Thürme bauten, deren Reste wir noch heute bewundern, und daß sie sich und die gemeine Sache so wacker vertheidigten; wenn sie auf dem langsameren, aber traurigeren Wege der Verarmung den Untergang heraufziehen sahen?

Solche Gründe — nicht bloß die Besorgniß vor den Folgen bischöflicher Unabhängigkeit — waren es ohne Zweifel von jeher, weßhalb die klugen Bürger mit einer so merkwürdigen Uebereinstimmung alle Zeit für eine kräftige Reichsgewalt einstanden, unbeirrt durch etwaige, ihren inneren Fortschritt aufhaltende Reichsgesetze. Doch all' ihre Treue und Klugheit hatte dem Verhängniß des Reiches nicht wehren können. Die Noth, die Mutter aller Dinge, trieb nun zu neuen Rettungsversuchen. Wir sahen, wie sich das mächtig strebende Lübeck mit Hamburg und anderen niederdeutschen Städten vornämlich auch gegen ausländischen Druck verband; wir begegneten ähnlichen Städtebünden bereits in Sachsen und Westphalen, am Rhein und in der Wetterau und in Schwaben. Noch jüngst hatte das gewaltige, die nachbarlichen Burgen brechende, viele reisige Bürger, auch einen Schlachtwagen, gleich dem Mailänder Carrocio, in's Feld führende Mainz den alten Bund mit Worms erneut und diese Stadt von der Tyrannei ihres Bischofs und einer Aristokratenpartei befreit; auch Oppenheim schloß sich dem Bunde an. Vergebens war das Geschrei der Landherren und ihr Beschließen und „Rechtfinden“ auf Hof- und Reichstagen gegen solche Einungen gewesen. Schon war mancher stolze

Graf genöthigt oder fand es vortheilhaft, sich selbst in eine Bürgerrolle einschreiben zu lassen. Nach solchen Anfängen faßte endlich ein edler Mann, dessen Name den größten unserer Geschichte beigezählt werden sollte, Arnold der Walpod in Mainz, aus dem alten Rathsgeschlechte der Löwenhäupter, den hohen Gedanken und „begann seine Mitbürger zu ermahnen, daß sie für die Wiederherstellung des Friedens im Reiche sich unter einander durch Eide verbinden möchten. Da stimmten sie ihm bei, und viele andere Städte schlossen sich dem an. Die Sache gefiel den Fürsten und Rittern und auch den Räubern gar übel." In diesen einfachen Worten des Chronisten Albert von Stade liegt die Geschichte des rheinischen Städtebundes, eines der schönsten Stücke deutscher Vergangenheit, umschlossen.

Am 29. Mai 1254 trat zuerst Bingen dem Bunde von Mainz, Worms und Oppenheim bei; und schon am 13. Juli tagen in Mainz auch Abgeordnete von Köln, Straßburg, Speier, Basel und vielen anderen Städten, „die den heiligen Friedensbund beschworen." Die Versammlung verkündet, „damit Gefahr und Unsicherheit nicht Alles verderbe und ohne alle Vernunft Schuldlose unterdrücke; — damit der Friede zurückgebracht werde; — damit die Mächtigen des Ihren in Ruhe genießen, die Mindermächtigen aber, so Geistliche wie Laien und auch die Juden, unter dem Schirm des heiligen Friedens bestehen können" — einen Landfrieden auf zehn Jahre. Wohl oder übel erscheinen als Eidgenossen im Bunde der Bürger die stolzen Herren, die noch vor zwanzig Jahren jede Eidgenossenschaft als Hochverrath und Aufruhr verfolgten! Die drei rheinischen Erzbischöfe, des Reiches Verschacherer, ferner die Bischöfe von Worms, Straßburg, Metz, Basel; ja auch viele Grafen und Dynasten, stellen sich hier dem erstaunten Blicke als die Eidgenossen der schlichten Bürger dar; sie Alle betheuern, die ungerechten Zölle abstellen zu wollen; sie Alle wollen helfen, die Friedebrecher zu strafen! Welch' eine Bewegung muß hier vorgegangen sein! Davon schweigen freilich die Urkunden, aber ihr Schweigen redet desto lauter! Es war einer jener schönen Augenblicke, wo sich ein Volk mit unwiderstehlicher Begeisterung zu einem großen Werke erhebt und selbst seine Unterdrücker mit sich fortzureißen vermag. Es fehlte freilich nicht an Gewalthabern, die sich der Bewegung trotzig

widersetzten; unter ihnen war der mächtige Graf Werner von Bolanden, des Reiches Truchseß, mit den Grafen von Eberstein, Eppstein und ihrer Sippe. Rasch zogen nun die Mainzer Eidgenossen heran, brachen im September die hohe Burg Ingelheim, gingen mit einem großen Heerhaufen den Grafen bei Obernheim entgegen, und schon im September schworen jene Herren, ihre rechtswidrigen Zölle und Ungelder fahren zu lassen. Manches Raubnest wurde da zerstört, mancher Räuber gehenkt; der Bund hatte aus jeder Stadt vier Richter abgeordnet und ein stehendes Heer aufgestellt, zu dessen Bestreitung die Wormser Juden allein in dem Einen Jahre 150 Pfund Häller, gewiß mit Freuden, bezahlten. Es war ein wahres Gedränge der Städte und Städtchen, dem vortrefflichen Bunde anzugehören und durch ihre Rathmannen in die Hände des Herrn Arnold Walpod den Bundeseid zu leisten. Er aber nahm sie Alle freudig auf, und man fragte nicht lange, wie es mit ihren Rechten stehe, ob sie des Kaisers, eines Bischofes oder anderer Herren Städte seien. So kam der 6. October heran, wo auf dem Städtetage zu Worms Abgeordnete von dem Ober- und Niederrheine, von der Mosel und dem Maine, von den Schweizerbergen bis hinunter zum Meere erschienen. Hier wurde eine umfassende, von klugen Rathsherren entworfene Bundesverfassung beschlossen und verkündet. Mainz erhielt für den Nieder-, Worms für den Oberrhein, die beständige Leitung der Geschäfte, die Aufsicht über den Landfrieden. Parlamente des Bundes sollten abwechselnd in die verschiedenen Städte ausgeschrieben werden. Alle Fähren sollten unter strenger Aufsicht der Bundesstädte stehen. Zum gütlichen Beitritt sollte Jedermann von den benachbarten Eidgenossen eingeladen werden, und falls er sich weigert, der Hülfe des Bundes verlustig gehen. Alle Eidgenossen werden ermahnt, sich trefflich mit Kriegszeug zu versehen, um zu jeder Stunde bereit zu sein. Zum beständigen Dienste auf dem Rheine, des Bundes Waffenstraße, werden einhundertundfünfzig Wachtschiffe mit etwa 5000 Armbrustschützen aufgestellt, gewiß das größte und durch seine Bewaffnung furchtbarste Heer der Zeit. Zur Bestreitung der Kosten steuert jeder Eidgenosse von 5 Pfund Münze jährlich Einen Denar.

Um jene Zeit, als der Bund so eben seinen ersten Aufschwung

nahm, war die Kunde von des hohenstaufischen Königs Tod nach Deutschland gekommen; wohl gedachte manche Stadt in Schwaben und Franken des Knaben Konradin; aber an eine neue Wahlhandlung der Fürsten war nicht zu denken; auch die jungen Baiernherzöge hatten sich mit der Kirche klug vertragen, desgleichen thaten jetzt viele Reichsstädte; sich mit der Pfaffheit für ein Kind herum zu zanken, dazu war jetzt nicht die Zeit. Selbst die treuesten Städte gaben die verlorene Sache auf. Rathmannen und Gemeinde zu Murten erkennen urkundlich „aus dringender Noth" den Peter von Savoyen und dessen Erben als Schutzherren auf so lange an, „bis daß in's Elsaß oder nach Basel wieder ein König oder ein Kaiser mächtiglich kommen werde." Aber es zeigte sich nun auch, daß es nicht bloß die Liebe zu einem Königsgeschlechte, sondern vor Allem das Königthum selbst, die höchste Reichsgewalt als solche gewesen sei, welchem die staatskluge, patriotische Treue unserer Bürger gegolten hatte; denn die Städte, welche dem Gegenkönig bis jetzt am tapfersten widerstanden, Frankfurt mit den wetterauischen Städten voran, dann Worms, Speier, Oppenheim, Hagenau, Colmar, Bern, gerade die unwandelbaren Stützen der Hohenstaufen, sind nach Konrads Tode die Ersten, dem König Wilhelm durch Boten ihre Ergebenheit zu bezeugen. Solche Kunde erfüllte den von seinen fürstlichen Wählern so tief herabgewürdigten König mit hoher Freude. Mit großen Lobsprüchen verkündet er seinen lieben Bürgern, deren wahre Treue nun so klar am Tage liege, seinen gnädigen Schutz; er verspricht ihnen und Anderen, sie niemals zu veräußern, und eilt im Winter, mit kleinem Gefolge, aber großer Hoffnung, den Rhein hinauf. In Gegenwart des Königs wird dann im Februar bei
1255 Worms der Landfriede von den fürstlichen und städtischen Eidgenossen nochmals beschworen; er verkündigt ihre „Rechtssprüche" als Reichsgesetze; das eidgenössische Parlament war somit gleichsam an die Stelle der Reichstage getreten, und es schien nun eine neue hoffnungsreiche Zeit der deutschen Reichsgeschichte zu beginnen. Am 10. März wird zu Hagenau der Wormser Landfriede als Reichsgrundgesetz verkündigt und ein königlicher Hofrichter — wie ihn einst Kaiser Friedrich's Landfriedensordnung eingesetzt hatte — der Tagsatzung als königlicher Statthalter beigeordnet. Damals schrieb der König einen schö-

nen Brief in die Niederlande. Wie eine Mutter sich der Wiederkehr ihres todt geglaubten Sohnes freue, so hätten ihn die deutschen Bürger aufgenommen; und nun sei ihm auch auf Trifels der echte Königsschmuck geworden. Um den Reichskrieg in Flandern und Seeland zu beenden, kehrte der König dann in die Niederlande zurück, Graf Adolf von Waldeck blieb als sein Justitiar zurück. Unter seinem Vorsitz fand Ende Juni der große Städtetag zu Mainz statt, auf welchem die Bürgermeister und Rathmannen von mehr als siebenzig Städten erschienen. Sie theilen ihre Beschlüsse dem Könige mit und bitten um Bestätigung. „Mit Sehnsucht", so fügen sie hinzu, „harre man seiner ersprießlichen Rückkehr." Am 15. August fand zu Worms der vierte Städtetag statt; als sechs Wochen später die Abgeordneten zum fünften Städtetage nach Straßburg zogen, lauerte der freche Graf Emicho von Leiningen den Abgeordneten wie ein Dieb nächtlicher Weile auf, und es gelang ihm, des verehrten Hauptes, des Herrn Arnold aus Mainz, sich am 24. September Nachts bei Germersheim zu bemächtigen. Aber die Zeiten hatten sich geändert; mit solcher Schnelligkeit kam auf die Nachricht das Bundesheer zusammen, daß der Raubgraf seine Gefangenen schon nach zehn Tagen wieder von Schloß Landseck entließ. Der vereitelte Städtetag fand nun am 14. October zu Worms statt. Hier wurde Zahl und Ort der jährlich zu haltenden Tage endgültig bestimmt; auf Epiphania in Köln, auf Osternoctave in Mainz, auf Peter und Paul in Worms, auf Mariä Geburt in Straßburg. Hier erscheint auch im Abschied „wie ein homerischer Schiffscatalog" das lange Verzeichniß der Eidgenossen. Außer vielen Städten vom Ober- und Niederrheine finden wir hier neben Frankfurt die wetterauischen Städte Wetzlar, Friedberg, Gelnhausen; ferner Seligenstadt und Aschaffenburg — Würzburg, Nürnberg, Regensburg schlossen sich folgenden Jahres an; auch Fulda und Hersfeld, Marburg, Alsfeld, Grünberg, Mühlhausen finden sich vertreten; aus Westphalen die gegen den rohen Adel dieses Landes noch besonders eng verbündeten Städte Münster, Soest, Dortmund, Lippstadt; von der Weser die Stadt Bremen. Auch der mächtige, geehrte Orden der Deutschordensritter läßt sich folgenden Jahres aufnehmen. Selbst die vornehmsten Fürsten: die rheinischen Bischöfe, der Herzog

und Pfalzgraf von Baiern, der Abt von Fulda, Frau Sophia von Hessen, die Grafen von Ziegenhain, von Katzenellenbogen u. s. w. nehmen Theil. Bald treten auch die niederdeutschen Fürsten mit ihm in Verbindung. Den größeren Landesherren mußte in der That, wenn sie die Sache recht betrachteten, an Ruhe und Frieden eben so gelegen sein, als den Bürgern. Hatten doch auch sie mit dem Faustrecht nicht wenig zu kämpfen. Bereitwillig nahmen die Eidgenossen einen jeden Theilnehmer auf. „Wir wollen", heißt es, „daß auch die Edlen und die Landesherren sich ihrer Rechte erfreuen — — „für Reiche und Arme" solle der Bund Nutzen schaffen, sowohl für die unglücklichen Bauern — denn der Landleute Vormünder sollen die Eidgenossen sein und sie gegen die Unbill vertheidigen — als auch für deren Herren, denn die städtischen Eidgenossen entsagen nun vertrauensvoll der Aufnahme neuer Ausbürger. Mit Einem Worte, „ein Jeder, Adel, Bürger und Bauer, soll fortan Frieden haben und sein Recht behalten."

Daß eine so edle, billige Gesinnung, welche das deutsche Bürgerthum als den echtesten Träger deutschen Wesens charakterisirte, und durch welche sich die deutsche Städtegeschichte von der wälschen überhaupt so wesentlich unterscheidet, dennoch so schlechten Dank geerntet hat, das gereicht nicht den Bürgern zum Vorwurf, wohl aber ihren Feinden zur ewigen Schmach.

König Wilhelm, aus den Niederlanden zurückgekehrt, wohnte am 10. November persönlich dem Städtetage zu Oppenheim bei. Der königliche Brief, welcher die Beschlüsse verkündigt, schildert selbst mit ergreifenden Worten die Verdienste der treuen Bürger um unser Vaterland. „Wir danken dem Herrn unserem Gott, dem Geber der Gnaden, daß er das Geschrei der Armen, die durch Krieg und Fehde und endlosen tyrannischen Frevel elend bedrückt wurden, väterlich erhört hat und in diesen Tagen, durch die Mühe und Arbeit der Gemeinen, den lang' entbehrten Frieden wunderbar und mächtig wieder aufgerichtet hat." Fortan sollen Edle und Landesherren ihre Gerichte recht gebrauchen, nicht zu willkürlicher Bedrückung. Nur solche Dienste und Leistungen sollen sie zu verlangen berechtigt sein, welche ihnen oder den Vorfahren bereits seit dreißig, vierzig oder fünfzig

Jahren erweislich zustanden. Alle Kirchen, Städte, Märkte sollen sich ihrer Freiheiten, Rechte, Ehren erfreuen. Landherren, die sich durch die Städte verletzt glauben, sollen sich nicht selbst Recht nehmen, sie sollen keinen Bürger fangen oder pfänden, sondern vor dem königlichen Hofrichter Grafen Adolph von Waldeck oder vor den Schultheißen zu Boppard, Frankfurt, Oppenheim, Hagenau oder Colmar ihr Recht suchen. Hier sollen auch die Städte zunächst den Richter anrufen; doch wenn etwa aus Nachlässigkeit desselben kein Recht erfolgte, dann sollen die Eidgenossen ohne Weiteres gegen den Friedbrecher ziehen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Wir sehen hier, welche segensreiche politische Entwickelung der Bund gewinnen konnte und bereits zu erreichen schien. Gestützt auf dieses Parlament und dessen Beschlüsse und Waffen, konnte der schwache König Wilhelm wieder daran denken, den seit „dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren" geschehenen Umwälzungen des öffentlichen Rechtes in Deutschland, der „Gerichtsbarkeiten", entgegen zu treten, jenen Umwälzungen, welche für die Geschichte Deutschlands so entscheidend geworden sind. Wenn diese Absicht gelang und das Parlament der Fürsten und der Städte in der begonnenen Weise, Hand in Hand mit einem König von Deutschland, fortwirkte und festen Bestand erlangte, dann war für Deutschland eine Grundlage der öffentlichen Freiheit gewonnen, viel kräftiger und hoffnungsreicher, als sie je in irgend einem Lande der Welt bestanden hat. Ohne diese Stütze gab es keinen deutschen König mehr, welcher den Namen noch verdiente. So wenig fürchtete man damals die bloße königliche Würde, daß es ein simpler Schnapphahn, der Hermann von Riedberg, mit seinen Spießgesellen wagen konnte, die Königin und den königlichen Statthalter auf dem Wege nach Trifels bei Edelsheim zu überfallen, die Reichs-Insignien zu rauben und die Königin selbst in der Hoffnung reichen Lösegeldes als Gefangene auf den Riedberg zu schleppen. Doch er hatte sich verrechnet. In wenig Tagen war die Burg von dem eidgenössischen Heere, den Bürgern von Worms, Oppenheim, Mainz, dem Herzog Ludwig und von verschiedenen Grafen umlagert, unbedingt mußte der Räuber sowohl die Königin und den Königsschmuck als sein Raubnest herausgeben.

Indessen war König Wilhelm wieder in den Niederlanden. Die Winterkälte benutzend, zog er im Januar über Alkmar und Vronen auf dem Eise gegen die Westfriesen aus. Als er eben mit einigen Rittern vorauseilte, brach sein Pferd im Eise ein, und in dieser Lage
1256 wurde er unerkannt von den herbeigeeilten Friesen, am 28. Januar 1256, bei Hoogwoude, südwestlich von Medemlik, erschlagen. Erschrocken, einen König getödtet zu haben, begruben sie ihn heimlich in einem Hause zu Hoogwoude. Dort hat er 26 Jahre lang gelegen, bis der letzte Mitwisser des Geheimnisses es dem Sohne des Königs, dem Grafen Floris, anzeigte, welcher die Reste des Vaters im Sommer 1282 in der Abtei zu Middelburg beisetzen ließ. König Wilhelm war ein frommer, tapferer, wohlmeinender und bürgerfreundlicher Mann. Aber die jugendliche Unbesonnenheit, womit er sich eine Krone aufschwatzen ließ, die ihm nicht gehörte, und die er nicht die Macht hatte zu vertheidigen, brachten ihn in eine unglückliche Stellung. Eben hatte sich durch die Hülfe der deutschen Bürger seine Stellung gebessert, als der frühe Tod dem erst 28jährigen Leben ein Ende machte und neue, unerwartete Zerrüttung über das Reich und dessen frisch keimende Hoffnungen hereinbrach.

So tief auch die Macht der Krone in Deutschland selbst gesunken war, so hoch stand doch in den Augen der Völker noch immer das ideale Ansehen, welches sie über alle anderen Kronen der Welt erhob und zu einem zwar sehr kostspieligen, aber doch begehrenswürdigen Besitzthum machte. Daher sehen wir denn bald nach dem Tode des Königs Wilhelm die Mächte Europa's in diplomatischer Bewegung: römische, englische, französische, spanische und pisanische Interessen, nur nicht die Interessen Deutschlands selbst, bemächtigten sich der Frage, wer auf den deutschen Thron zu setzen sei? Zwei der reichsten Fürsten Europa's, Alphons, König von Castilien, und Richard, Graf von Cornwallis, glaubten die höchste Ehre der Christenheit mit ihrem Reichthum nicht zu theuer zu erkaufen und traten, gestützt auf ihre Verwandtschaft mit den Hohenstaufen, als Bewerber auf. Die viel einträglichere Krone von Sicilien hatte Richard ausgeschlagen. Freilich war auch in Deutschland kein König Manfred, dem man die Krone erst hätte entreißen müssen. Und schon vor sechszig Jahren hatte man ja

in England erfahren, daß bei den deutschen Fürsten die Königskrone für Geld leicht zu haben sei. Konnte Richard aber auf England und dessen alte Beziehungen zum Niederrheine bauen, so ward Alphons desto eifriger von Frankreich empfohlen, dessen Einflüsse an der Mosel und dem Oberrheine überwogen. Ihn hatten die Pisaner mit großer Keckheit bereits auf den Schild gehoben. Dieser Handelsstadt war die deutsche Krone ein Gegenstand ihrer Handelsspeculationen geworden. Um sich für ihre Inseln im Mittelmeere einen Schirmherrn zu gewinnen, hatten sie bereits im März 1256 durch ihren Gesandten Bandinus Lancia den König Alphons auf eigene Hand als römischen König „erwählt und berufen."

Sehen wir nun nach der Stelle hin, von welcher die Entscheidung abhing, auf die deutschen Fürsten, die jetzt zu zeigen hatten, in welchem Sinne sie ihr mit jahrhundertjährigen Bürgerkriegen errungenes, ihr „köstliches" Wahlrecht auffaßten, und was des Vaterlandes Wohl und Ehre in der Stunde der Entscheidung davon zu erwarten habe, so bietet sich uns ein trostloses, ein erbarmungswürdiges Schauspiel dar. Der tüchtigste unter den rheinischen Fürsten, Pfalzgraf Ludwig der Gestrenge, hatte vor wenig Tagen seine Gemahlin Maria von Brabant ermordet und war, gebrochen und geknickt, wenig geeignet, ein Anker des Vaterlandes zu sein. Der vornehmste fränkische Reichsfürst, der rechtmäßige Zwischenregent, Erzbischof Gerhard von Mainz, lag gefangen in Braunschweig. Als er nämlich mit seinem Oheim, dem Grafen von Eberstein, in's Grubenhagen'sche eingefallen war, nahm der Herzog am 16. Januar zu Bollesteten Beide gefangen, ließ den Grafen an den Beinen aufhängen und den Erzbischof nach Braunschweig abführen. So lag die Sache ganz in den Händen des Nächsten im Range, zugleich des mächtigsten unter den fränkischen Reichsfürsten. Das war nun eben jener böse Dämon und Verderber unseres Vaterlandes, Konrad von Hochstaten, Erzbischof von Köln. Der Vierte endlich in dieser traurigen Reihe, der Erzbischof von Trier, war ein habgieriger Mensch; nur von der Größe des Geldsackes, den man ihm zeigte, hingen seine patriotischen Entschließungen ab; er bot den Franzosen die Handhabe dar. Jeder Einsichtsvolle konnte nun die Zeiten des Adolph von Köln und der Kronversteigerung wieder

nahen sehen, in ihrem Gefolge neue unabsehbare Bürgerkriege. Deutschland schien nun in seine Bestandtheile zu zerfallen und schon erhoben sich Stimmen, welche meinten, man solle lieber gar keinen König mehr wählen.

Gewiß ward sich Niemand dieser Gefahren klarer und schneller bewußt, als die Lenker des rheinischen Städtebundes. Daher faßten sie bald nach der Schreckenskunde von König Wilhelms Tode am 12. März auf dem großen Städtetag zu Mainz Beschlüsse, welche uns beweisen, wie groß und würdig sie ihre Stellung aufgefaßt, wie tief sie die Gebrechen und die Noth des Vaterlandes erkannt hatten und wie sie nun entschlossen waren, es zu retten. Da kein König mehr im Reiche sei, so solle sich schleunigst jede Stadt nach Kräften in Waffen und in Pferden rüsten, und Söldner und Bogenschützen aufstellen, um zu jeder Stunde schlagfertig zu sein. Die angeordnete und begonnene Räuberjagd soll nachdrücklich fortgesetzt werden. So lange der Thron erledigt und das Reich herrenlos sei, wollen sie die Städte, Burgen und Güter des Reiches wie ihre eigene Habe vertheidigen. Inständig werden die zur Wahl berechtigten Fürsten durch des Bundes feierliche Boten beschworen, zum Heile des Vaterlandes ihre Stimme auf Einen König zu vereinigen und nicht durch zwiespältige Wahl das heilige Friedenswerk wieder zu zerstören. Der Städtetag beschließt, nur einen einmüthig gewählten König anzuerkennen; keinem Gegenkönig wollen die verbündeten Städte ihre Thore öffnen oder den geringsten Vorschub leisten; bei Strafe, von den Genossen als meineidig und ehrlos von Grund aus zerstört zu werden. Um die Wahleinigkeit persönlich zu fördern, beschließt der Städtetag am 26. Mai, den von den Fürsten auf den 23. Juni nach Frankfurt angesetzten Wahltermin auch seinerseits zu beschicken.

Von den Erfolgen dieses Wahltages ist nichts bekannt. Es scheint, daß man an der entscheidenden Stelle anfangs beschlossen habe, dem reichen und ritterlichen König Ottokar von Böhmen die deutsche Krone anzubieten, daß aber zu einer definitiven Wahl es entweder an der Einhelligkeit, oder wahrscheinlicher an der Gewißheit fehlte, ob Ottokar auch gehörig zahlen werde. Bis zum 10. August unterhandelt Konrad von Köln persönlich in Prag. Aber er forderte wohl zu

viel; der schlaue Ottokar, welchem ohnedies an einer Wahlkrone wenig liegen mochte, denn er hatte viel Größeres im Sinn, — erklärte endlich: „daß er mit dem ihm von Gott bereits Verliehenen zufrieden sei." Inzwischen beschlossen die Herzöge von Sachsen und Braunschweig mit den Markgrafen von Brandenburg auf einer am 5. August zu Wolmirstädt bei Magdeburg gehaltenen Zusammenkunft, den Markgrafen Otto von Brandenburg zu wählen. Wir kennen den Markgrafen Otto aus der Brandenburgischen Geschichte als einen trefflichen Regenten, Städtegründer und Bürgerfreund. Diese Vorwahl machte den norddeutschen Fürsten daher alle Ehre; wäre sie nur durchgedrungen! Sie setzten die auf dem Städtetage zu Würzburg am 15. August versammelten „lieben Eidgenossen von Mainz, Köln ꝛc." von ihrer Vorwahl in Kenntniß. Ihre Briefe empfahlen den Otto von Brandenburg als einen trefflichen „Oberschirmherrn des heiligen Werkes"; er selbst stellt sich ihnen in seinem Schreiben als Kronbewerber dar; mit Leib und Seele werde er den königlichen Pflichten obliegen. Er bittet die „lieben Eidgenossen", auf dem Wahltage zu Frankfurt am 8. September wohlgerüstet zu erscheinen, damit „wenn, was ferne sei, dort Zwietracht entstehen sollte, dem verletzten Theil Eure starke Hülfe zu Theil werde." So kamen also Norddeutschlands wackere Fürsten, längst vor Anderen als die Pfleger und Pflanzer deutschen Bürgerlebens bekannt, in diesem wichtigen Augenblicke dem patriotischen Bestreben des Städtebundes entgegen. Indeß scheinen aber die Gesandtschaften des Königs von England, so wie die französischen Einflüsse, bei den west- und süddeutschen Höfen, besonders bei den geistlichen Fürsten, schon sehr vielen Anklang gefunden zu haben. Der Wahltag zu Frankfurt vom 8. September brachte — Näheres ist nicht bekannt, — keine Entscheidung und das Jahr ging zu Ende, ohne die Hoffnungen der Patrioten auf eine glückliche Lösung der Krisis zu erfüllen. Inzwischen ward am 15. December zu Eudendorp der ehrlose Handel zwischen den Gesandten Richards von Cornwallis und dem Erzbischof von Köln unter schmachvollen Bedingungen abgeschlossen worden. Jener verpflichtet sich unter Anderem, daß er zwischen der Mosel, Aachen und Dortmund Reichsamtleute nur mit Rath und Willen des Erzbischofs anstellen werde, er zahlt demselben „wegen

Arbeit und Kosten beim Wahlgeschäft" 8000 Mark Sterling u. s. w. Am 26. December ratificirt Richard zu London das Geschäft vor den
1257 erzbischöflichen Boten. Drei Wochen später ziehen die zur Königswahl berufenen deutschen Fürsten nach Frankfurt.

Wie wir aus des Levold Katalog der Kölnischen Bischöfe ersehen, nahm Konrad, gestützt auf ein Privileg Innocenz IV., seit Heinrich Raspe's Wahl das Recht in Anspruch, nach seinem Belieben Deutsche Könige zu wählen, zu krönen und zu salben. Es galt nun zunächst, die übrigen Wahlfürsten für den Handel zu gewinnen. Konrad führte die Stimme des gefangenen Gerhard, welcher eine „Handsalbe" von 8000 Mark empfing, mit deren 5000 er sich aus der Gefangenschaft in Braunschweig löste. Die Herzöge Ludwig und Heinrich von Baiern wurden mit 18,000 Mark bestochen. Als eine ehrenwerthe Bedingung erscheint die von Herzog Ludwig für seinen Mündel Konradin wahrscheinlich ausbedungene Bestätigung im Herzogthum Schwaben. Diese also bestochenen rheinischen und baierischen Wahlfürsten lagerten am 13. Januar 1257 mit einem starken Heere und vielen Großen ihres Anhanges vor Frankfurt; aber bereits waren der Erzbischof Arnold von Trier und der Herzog von Sachsen mit ihren Truppen in die Stadt eingezogen. Entschlossen, sich der Wahl Richards zu widersetzen, wehrten sie dem Konrad und dessen Genossen den Eintritt, worauf diese vor dem Thore, auf fränkischer Erde, den Richard von Cornwallis als König von Deutschland ausriefen. Die Gründe, weßhalb sich der Erzbischof von Trier widersetzte, werden verschieden angegeben: Thomas Wikes Chronik behauptet, er sei über den Kaufpreis seiner Stimme mit Richard nicht handelseinig geworden; des Mathäus von Paris Geschichte meint, er sei vom französischen Hofe längst bestochen gewesen. Am 1. April wählte dann Arnold in Frankfurt für sich und in angeblicher Vollmacht des Königs von Böhmen, des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von Brandenburg, in Gegenwart der Bischöfe von Worms und Speier, den König Alphons von Kastilien als deutschen König. Die Summe von 20,000 Mark Silber für jeden der Wahlfürsten soll der Preis dieser Wahl gewesen sein. Es kam nun darauf an, ob der Städtebund seinem Gelübde treu blieb und dadurch das schmachvolle Intriguenspiel durchkreuzte. Aber die

Durchführung dieser Aufgabe, die er sich in edler Begeisterung vorgesteckt hatte, überstieg seine Kräfte. Unerfahren in den Schlechtigkeiten der hohen Politik, verführt durch täuschende Reden und vielleicht durch den Schimmer fremden Reichthums und jener Geldgier, worin ihre geistlichen Oberhirten das Beispiel gaben — auch wohl gewonnen durch den Zauber hohenstaufischer Erinnerung; denn beide Gegenkönige rühmten sich ja der Verwandtschaft mit dem hohen Hause; bedrängt endlich durch zahllose Fehden; an Bundeshülfe verzweifelnd; vergaßen sie ihren Schwur, und so zerriß der schöne, hoffnungsreiche Bund.

Doch haben seine Wirkungen fortgedauert und noch lange Zeit dem Vaterlande zum Segen gereicht. Alle Versuche späterer Könige, dem Reiche Frieden, Ordnung und Eintracht zu geben, bedienten sich der vom Städtebunde geschaffenen Formen. Ohne die Städte konnte nichts Bedeutendes mehr im Reiche geschehen. Ihre Boten erscheinen fortan rathend und helfend auf allen Reichstagen von einigem Belange.

Richard von Cornwallis, damals 48 Jahre alt, galt für einen der klügsten, kräftigsten und reichsten Fürsten seiner Zeit; er hatte Zinngruben in England angelegt und mit diesem der aufblühenden Industrie höchst willkommenen Metalle große Reichthümer erworben. Als er nun am 18. März 1257 im Parlament zu London Abschied nahm, um, mit vielem Gelde — 32 achtspännigen Wagen, auf jedem ein Ohmfaß voll Geld — und gutem Willen ausgerüstet, den deutschen Thron zu besteigen, mochte er sich wohl einbilden, in einen großen Wirkungskreis zu treten. Aber wie sehr sollte er nun enttäuscht werden! Zwar im Gebiete des Niederrheines fand er einen prächtigen Empfang; gegen Bestätigung ihrer Freiheiten öffneten ihm auch die Städte ihre Thore; auf Himmelfahrt ward er zu Aachen in Gegenwart des niederrheinischen Adels gekrönt. Aber schon Frankfurt und die wetterauischen Städte leisteten ihm, des Gelübdes eingedenk und sich für alle Fälle deckend, nur eine bedingte, ziemlich ehrenrührige Huldigung, für den Fall nämlich, daß kein rechtmäßigerer König erscheinen sollte — und er nahm auch damit vorlieb. Am Mittel- und Oberrhein aber hatte sein Königreich ein Ende. Worms und Speier, obwohl durch harte Fehde mit dem Markgrafen von Baden bedrängt, erklärten sich auf

Die Existenz des Gegenkönigs Alfons von Kastilien ist nur auf dem Papiere, in etlichen Urkunden sichtbar geworden, die schwerlich einen reellen Werth hatten. In Burgund und den Niederlanden machte er sich nach seiner Wahl noch verschiedenen Fürsten durch Geldzahlungen als erwählter römischer König bemerklich, wofür sie ihm versprachen, ihn anerkennen zu wollen, falls er binnen zwei Jahren erscheine. Er ist aber trotz Zurüstungen und Mühen — wie oft er auch mit kundigem Blicke die Gestirne fragte — niemals erschienen und insofern mag ihn die Geschichte mit Recht Alfons den Weisen nennen. Schon bei seinen Lebzeiten war er in Deutschland verschollen.

Das verhängnißvolle Interesse, welches der römische Stuhl an der Besetzung des deutschen Thrones genommen, so lange derselbe noch etwas zu bedeuten hatte, war diesen Schattenkönigen gegenüber einer bewunderungswürdigen Unparteilichkeit gewichen. Vergebens haben beide seine Entscheidung angerufen. Unter Alexander IV. (21. December 1254 bis 25. Mai 1261) zog sich die Sache hin, Urban IV. (29. August 1261 bis 2. October 1264) vertröstete anfangs beide mit der Ausflucht, die Frage sei schwer nach der Gerechtigkeit zu entscheiden; und gab ihnen am 7. August 1263 die trübselige Erklärung, er werde sie fortan beide, ohne jedoch dem Rechte des Einen oder des Anderen damit Etwas vergeben zu wollen, als römische Könige begrüßen. Dabei ist es dann unter ihm und seinem Nachfolger Clemens IV. (5. Februar 1265 bis 29. November 1268) geblieben. Weßhalb hätte es der Papst auch noch mit irgend einer Partei verderben sollen? Er hatte in Deutschland sein Ziel vorläufig erreicht; die höchste Macht der Christenheit lag, ein Spottbild früheren Ansehns, am Boden. Die einzige Sorge, welche Rom noch hatte, war, daß nicht etwa der Enkel des großen Kaisers, Konradin von Schwaben, wieder auf den Thron gelange, und so oft sich Regungen dieser Art in Deutschland erhoben, ließen es weder Alexander, noch Urban, noch Clemens an fürchterlichen Verboten und Banndrohungen fehlen. Ja aus Angst vor Konradin nahm sich endlich Clemens vor, zwischen Richard und Alfons zu entscheiden. Doch trat der Tod dazwischen, worauf die zwistigen Cardinäle den römischen Stuhl 34 Monate lang unbesetzt ließen. Einen starken Rückhalt gegen etwaigen Widerstand,

insbesondere gegen den Baiernherzog, hatte die Curie an dessen feindlichem Nachbar Ottokar, welcher die Pläne, die der Herzog zu Gunsten des hohenstaufischen Neffen und Mündels verfolgte, zeitig nach Rom melden ließ. Dafür ward ihm als Gegendienst nicht bloß die Königskrönung durch römische Bevollmächtigte, die Bestätigung im usurpirten Besitz von Oesterreich und der Dispens zur Ehe mit der dem Nonnenstande entwichenen Margarethe, sondern auch, als er sie dann wieder verstieß, ein weiterer Dispens zur Ehe mit Kunigunden, sowie endlich die Ernennung zum rechtmäßigen Herrn aller der Länder, welche im Osten zu erobern ihm etwa noch gefallen würde.

Die Thätigkeit der Päpste war in dieser Zeit auf die Eroberung von Italien gerichtet. Denn in Oberitalien brachte ihnen der Untergang Ezzelin's keinen Gewinn; andere Ghibellinen traten an seine Stelle; Süditalien und Sicilien erfreueten sich unter Manfred's milder Herrschaft goldner Tage; seine Macht rückte dem Papste täglich näher. Leicht hätte dieser den Frieden haben können; denn Niemandem war weniger am Kriege gelegen und Niemand suchte eifriger die Versöhnung der Kirche, als jener den Genüssen des Friedens huldigende Hohenstaufe. Aber vor der Raserei des Hasses verstummte am Hofe dessen, welcher sich den Friedensfürsten nannte, jedes Friedenswort. Ueberdies waren die Päpste Urban und Clemens Franzosen und in einem Franzosen, in dem verwegenen Carl von Anjou glaubte man endlich, unbeirrt durch des redlichen Ludwig Widerspruch, den rechten König von Sicilien und das passende Werkzeug der heiligen Sache gefunden zu haben. Der einfältige König von England sah sich um die ungeheuern Summen, die er als Kaufschilling für die sicilische Krone aus dem Lande gezogen hatte, geprellt. Das Geld mußte nun dazu dienen, für den Franzosen ein Kreuzheer gegen Sicilien zu werben. Durch niederträchtigen Verrath ging dem Manfred die entscheidende Schlacht bei Benevent verloren; am 6. Januar 1266 ward Carl von Anjou von sechs Kardinälen als König von Sicilien gekrönt. Manfred fiel in der Schlacht und es begannen nun unter dem unmenschlichen Eroberer und seinen gierigen Schergen Tage grenzenlosen Jammers für Sicilien und Neapel.

Unter der Obhut seiner in zweiter Ehe dem Grafen von Görz

und Tyrol vermählten Mutter Elisabeth war indeß Konradin von Schwaben, der letzte Staufer, zum Jüngling herangewachsen, an Schönheit, Bildung und hohem Sinne den Ahnen gleich. Der Mutter Bruder, Pfalzgraf Ludwig von Baiern, hatte schon um des eignen Interesse willen, denn er ward des Neffen Testaments-Erbe, redlich für ihn gesorgt und mit den treuen Freunden des Hauses, vor Allen dem wackern Bischof von Constanz, ihm Manches von dem alten reichen Erbe, auch das Herzogthum in Schwaben, gerettet, dessen Bestätigung durch Richard sogar, wie es scheint, eine Bedingung der Königswahl wurde. Im 11. Lebensjahre, im Jahre 1163, hielt Konradin seinen Herzogsritt durch Schwaben. Damals scheinen viele Hoffnungen für ihn aufgewachsen zu sein; fast gelang es dem Oheim, ihn auf den Thron zu bringen; schon hatte der Mainzer den Wahltag ausgeschrieben. Daraus ward nun freilich nichts, aber auch die Versuche Richards, dem Knaben das Herzogthum wieder zu entreißen, blieben ohne Erfolg. Auch in Italien erinnerte man sich des Hohenstaufen, ja die Guelphen in Toscana waren es nun selbst, die im Jahre 1161 gegen die Ghibellinen seine Hülfe begehrten. Das Recht auf die Kronen von Sicilien und Jerusalem war niemals aufgegeben. Bald genug sollte es sich bewähren. Denn als Italien unter das unerträgliche Joch der französischen Eroberer gesunken war, da erwachte stärker als je die Sehnsucht nach dem fernen, rechtmäßigen Erben und immer zahlreicher und dringender zogen die Boten über die Alpen nach dem Ufer des Bodensees. So entschloß sich endlich der 16jährige Jüngling, das Glück der Waffen zu versuchen, um sich selbst die angestammte Krone, seinen Völkern die Freiheit zu erobern. Er überwand die Thränen der Mutter, verpfändete seine Güter und brachte ein stattliches Heer zusammen, mit welchem er, geleitet durch den Oheim und den Stiefvater, im August des Jahres 1267 über die Alpen zog. Sein Herzensfreund Friedrich von Baden, gleich ihm der jugendliche Erbe eines geraubten Landes, des schönen Oesterreich, begleitete ihn. Auch der vielbewährte Freund des Hauses, Graf Rudolph von Habsburg, soll an dem Zuge Theil genommen haben. In Verona und Pisa wurden sie mit Begeisterung aufgenommen; von allen Seiten eilten die Anhänger herbei; so zogen sie an den Küsten des Meeres fröh-

lich hinab. Mit unerhörtem Pompe nahm Rom die deutschen Befreier auf. Schon hatten sich auf die Kunde seines Nahens Sicilien und Apulien für Konradin erhoben. Eine Flotte der Provençalen, welche dem Usurpator zu Hülfe kam, wurde von den Schiffen der Pisaner [illegible]nichtet. Nach kurzer Rast brachen die Deutschen nach Apulien auf; [illegible] später, am 23. August 1268, dem berüchtigten Bartholo[illegible]e, kam es bei Scurcola zwischen Tagliacozzo und Alba zur [illegible]ung. Mit unwiderstehlicher Tapferkeit hatten die Deutschen [illegible]zösischen Heerhaufen geworfen und zersprengt; Karl von Anjou, [illegible] sei gefallen; die Schlacht war gewonnen. Doch als sich nun [illegible]ieger ihrer Sorglosigkeit überließen, die Waffen ablegten und im [illegible] badeten, da fiel aus einem Hinterhalt im Gebirge Karl mit [illegible] ausgewählten Schaar über die Wehrlosen her, eroberte das Lager [illegible] die Waffen und errang einen vollständigen Sieg. Es war ein Tag [illegible]e vor dreihundert Jahren der Unglückstag des jungen Kaisers Otto [illegible]i Squillace. Aber die Folgen waren viel erschütternder. Im wun[illegible]erschönen Golfe von Neapel am Meeresstrande ward das Blutgerüst aufgerichtet, auf welchem der letzte Hohenstaufe mit seinem Freunde Herzog Friedrich von Oesterreich und zehn getreuen Rittern am 29. October 1268 gegen Urtheil und Recht als Verbrecher enthauptet wurden. Man hatte sich zwar vom Karl von Anjou der schlimmsten Thaten zu versehen; dennoch brachte dieser rohe Justizmord eine betäubende Wirkung hervor und hat den moralischen Credit jener Kirche, in deren Namen er geschah, nicht wieder geheilt. Als das Volk von Neapel die Heldenjünglinge das Blutgerüst besteigen sah, da mischte sich ungeheures Wehklagen in den starren Schrecken. Man ahnte wohl das kommende Elend; aber zum Widerstande war es nun zu spät; erst als die Opfer gefallen waren, stießen französische Ritter — Diener des Despoten — aus Entrüstung die Blutschergen nieder. „Unbarmeliche", klagt der Meißner, „wart künik Chuonrat verderbet, davon noch allen diutschen vürsten eiset" (schaudert). Aber wo waren denn die deutschen Fürsten? wo war ihr Haupt, ihr Rächer? sie selbst hatten ja nicht geruhet, bis fremde Despoten ungestraft die deutsche Ehre morden durften. Das unglückliche Italien aber hatte nun Gelegenheit, die Zeit des deutschen Herrscherhauses mit derjenigen des französischen

Eroberers zu vergleichen, bis endlich das Uebermaß der Leiden den Tag der Rache herbeiführte, die sicilianische Vesper am 30. März 1282 der Franzosenherrschaft wieder ein Ende machte und wieder anknüpfend an die Zeit und das Geschlecht der Hohenstaufen, Constantia's Gemahl, Manfred's Tochtermann, den König Peter von Aragonien, auf den Thron von Sicilien rief.

Jene inhaltsschwere Zeit aber, welche den tragischen Untergang des großen Kaiserhauses und den Zusammensturz des deutschen Reiches, die Ablösung Italiens, die Auflösung Deutschlands, die Knechtung des einen Landes durch Tyrannen, die Zersplitterung und Schwächung des andern durch Landesfürsten sah, kündigte sich auch sonst als ein Wendepunkt der Geschichte an. Auf einem zweiten Kreuzzuge kam Ludwig der Heilige am 24. August 1270 vor Tunis um. Damit hatten die Kreuzzüge ihre Endschaft erreicht. In dem Lande, wo sie entstanden waren, in Frankreich, spuckte man vor den Mönchen aus, die noch von Kreuzzügen sprachen. Es verbreitete sich dort die Meinung, die ganze Idee sei von den Saracenen ausgegangen, um die Christenheit zu vernichten. Die letzte christliche Besitzung im Morgenlande, Ptolemais (Accon), ging im Jahre 1291 verloren. Die Illusion des lateinischen Kaiserthums in Byzanz war bereits am 25. Juli 1261 mit der Zurückeroberung Konstantinopels durch Michael Palaeologus vergangen, für das Abendland war diese Vertauschung eines Nebelbildes mit dem anderen nur insofern von Interesse, als die Handelstyrannei der Venetianer in der Levante dadurch gebrochen wurde; denn wie durch die Venetianer Konstantinopel für die Lateiner, so wurde es jetzt durch die Genueser für die Griechen erobert. Es begann hiermit zugleich der furchtbare Kampf dieser beiden Seestaaten, in welchem sich beide allmählich verbluteten. Einem dritten Schattenbild, dem Chalifat von Bagdad, machte der Mongole Hulaku im Jahre 1258 in seiner Weise ein Ende: Er ließ die ruhmreiche Schöpfung der Araber, Bagdad, einst die Metropole Asiens und die Heimath der Bildung und Wissenschaft, vom Erdboden vertilgen; 200,000 Menschen wurden dabei getödtet. Käme es in der Geschichte auf die Masse vergossenen Blutes an, so wäre die Mongolische ohne Zweifel die bedeutendste von allen. Die wundersame Richtung,

welche die germanisch romanische Welt eine Zeit lang nach dem Osten genommen hatte, als habe sie ihren Weg verloren und wolle wieder in die Wiege ihrer Kindheit zurückkehren, hörte nun wieder auf; die Verbindung mit dem Osten verlor ihren Reiz. Nach Westen und Norden wandten sich nun die Völker und diese neue Richtung ihres Strebens, sowie die mit dem Aufhören des alten Kaiserthums verschwindende, unhaltbar gewordene Verbindung der Deutschen und der Italiener, bilden wichtige Grundzüge des weltgeschichtlichen Umschwunges.

Der hohe Bau, welchen große Kaiser einst aufgerichtet, in welchem sich die deutschen Stämme als eine große Nation erkannt hatten, lag nun als ein Trümmerhaufen da und viele Hände waren geschäftig, sich dieser Trümmer zu bemächtigen. Eine Menge kleiner Herrscher war an die Stelle des Einen großen Nationalherrschers getreten. Daß in dem Zustande der Vielherrschaft, welcher jetzt entstand, welcher das Reich nach außen so tief herabwürdigte, und im Innern die gräulichste Verwirrung herbeiführte, die deutsche Nation damals und später dennoch nicht gleich so vielen anderen untergegangen ist, und daß der Gedanke der Einheit sich mit unzerstörbarer Kraft erhielt und in immer neuen Formen wiedergeboren wurde, das ist der große leuchtende Beweis von der Tüchtigkeit, Lebenskraft und der tiefen innern Einheit unseres Volkes, das ist der tröstende, immer wieder erhebende Gedanke unserer Geschichte. Man giebt sich in der neuesten Zeit viel Mühe, um die Ursachen aufzufinden, welche Deutschland, einst das einigste Reich der Welt, so sehr zersplitterten, herabwürdigten und schwächten. Während man aber diese Ursachen überall anderwärts und zunächst und vor Allem in seiner Verfassung suchen sollte, will man sie gerade da finden, wo sie wohl am wenigsten vorhanden sind, in der angeblichen Stammesverschiedenheit des deutschen Volkes. Uns hat es an keinem Punkte in dieser Geschichte gelingen wollen, den „Stammeshaß“ als den wahrhaften Grund der Reichszerstörung zu entdecken. Im Gegentheile, aus dem Einheitsgefühle des Volkes und insbesondere der deutschen Bürger sogen unsere Kaiser ihre beste Kraft, darin fanden sie, gleich anderen

Nationalherrschern, stets ihre beste Stütze gegen die zerstörenden Elemente ihres Reiches. In unserem Volke giebt und gab es keine wesentlichen und wahrhaften Verschiedenheiten. In England und Frankreich da wohnten verschiedene Nationen, welche verschiedene Sprachen redeten und sich mit zerstörendem Hasse bekriegten: in Deutschland gab es nur Stämme Einer Nation, nur Dialekte Einer Sprache, nur Rechtsgewohnheiten Eines Rechtes. Noch zu dieser Stunde haben Elsässer und Bretone, Schottländer und Engländer mehr „Stammesverschiedenheit", als je in Deutschland bestand. Ein wahres Kunststück aber würde es sein, auf der bunten deutschen Landkarte, deren Grundzüge sich damals beim Zerfall des Reiches weit überwiegend aus dynastischen und kirchlichen, nicht aus volksthümlichen Verhältnissen herausgebildet haben, die angeblichen „Stammesverschiedenheiten" des Volkes als wirkend zu erkennen. Diese Stammesverschiedenheiten waren geschaffen, als Schutzwehren zu dienen gegen das fremde Gewächs der Herrschsucht, als Bürgschaften reichster Entfaltung nationaler Lebenskraft, sie konnten unter Einem Dache gebeihen und sich fördern, aber der Zerfall des Ganzen, die Zerstörung des Gemeinsamen, die Entwürdigung und Verzettelung der Nation, die künstlich gepflegte Zwietracht der Stämme, die Gegenüberstellung deutscher Länder als ebenso vieler Staaten und Völker, ist das Mittel geworden, tausend Lebenskeime gegenseitig zu zerstören und den Absolutismus nur um so gewisser herauf zu führen.

Die Stellung, welche in den Feudalstaaten des Mittelalters den Kronbeamten eingeräumt worden, war mit irgend welchem dauerhaften Staatswesen unvereinbar. In Frankreich wurde daher dieser hohe Adel mit wesentlicher Hülfeleistung des Stadtvolkes und des gerade hier am entsetzlichsten mißhandelten Volkes von der Monarchie unterdrückt: es bildete sich hier ein zwar sehr tyrannischer, aber gleichwohl populärer monarchischer Absolutismus. In England suchte der Adel im Volke seine Stütze und es ward seinem Ehrgeize ein parlamentarischer, ächt nationaler Wirkungskreis eröffnet. Das rettete ihn, ohne die Monarchie zu vernichten. Hier bildete sich der wundervolle Dreiklang monarchischen, aristokratischen und demokratischen Wesens, in welchem schon der tiefste Beobachter des Alterthums die Bedingung

politischen Gedeihens sah. In Italien hat das demokratische Element sowohl Monarchie als Adel vernichtet, um sich dann selbst zu zerfleischen und binnen kurzer Frist das Vaterland unter einheimische und fremde Eroberer vertheilt zu sehen. In Deutschland endlich erlangte der Adel leider das vollständige Uebergewicht. Er zerstörte die Monarchie und machte sich zu kleinen Monarchen. Unsere Könige wurden an der hinreichenden Gegenwehr durch ihre kaiserlichen Pflichten gehemmt; gerade die kraftvollsten, begabtesten waren den deutschen Ländern am häufigsten entzogen. Dazu kamen eine Reihe von Schicksalsschlägen, das Abbrechen der Dynastien, verhängnißvolle Todesfälle; so wie endlich und vor Allem der Eifer, womit Rom, allen weltlichen Gewalten außer der eigenen feind, ganz besonders auf die Schwächung des deutschen Königthums mit systematischer Consequenz hinarbeitete und daraus ein religiöses Interesse der Menschheit zu machen suchte. Als das nationale Element der nur langsam heranreifenden Städte sich erhob, um Deutschlands Einheit zu vertheidigen, war es zu spät.

So liegen die letzten Ursachen des Verfalles unserer Geschichte in ihrer weltgeschichtlichen Größe und in dem Neide und den Sorgen der übrigen Welt, in deren Sinne gleichsam die römische Kirche handelte, als sie auf die Zerstörung des Kaiserthums hinarbeitete. Damit das deutsche Reich nicht übermächtig sei, ward es zur Ohnmacht durch Zersplitterung und Zwietracht verdammt.

Die deutsche Geschichte schlägt jetzt einen Gang ein, welchem die Darstellung wird folgen müssen. Das Gemeinsame und Allgemeine wird immer dürftiger, immer nichtiger, oft scheint es lange Zeit ganz aufzuhören. Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt müssen wir ziehen, um zu erfahren, was im Vaterlande sich Großes und Bedeutendes ereignet hat; was fortgeschritten, was zurückgeblieben, was verloren und verzettelt ist. Dieser Blick auf das Einzelne muß uns oft für den traurigen Anblick des Ganzen entschädigen und wegen dessen Zukunft mit neuem Vertrauen erfüllen.

Das Herzogthum in Sachsen, dessen Reste von Friedrich I. dem Grafen Bernhard verliehen wurden, war seitdem vollends abgeschüttelt worden und galt nur noch in einigen kleinen Landstrichen an der Nie-

derelbe. Die Macht des Herzogs beruhte auf seinen nicht in Sachsen, sondern um Wittenberg herum gelegenen askanischen Allodialgütern; auf dieses Land ging endlich der Name Sachsen über. Nach des Herzogs Albrecht Tode in 1260 theilten sich unter dessen Söhnen Johann und Albrecht die Linien Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg. Die mächtigsten Fürsten im alten Sachsen waren an der Mittel- und Nieder-Elbe bis Danneberg hin, in der alten Ost- und Nord-Mark die Markgrafen von Brandenburg, weiter oben am Harze ihre Verwandten, die Grafen von Anhalt; neben Beiden im alten Ostphalen an der Weser und Niederelbe die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; das ganze übrige, Westphalen, Engern und die friesischen Länder umfassende Gebiet war dem Erzbischof von Köln als Herzog untergeordnet. Jenseits der Elbe grenzte an Brandenburg das Land des Grafen von Schwerin; dann kam das Land des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, und endlich zwischen Nord- und Ostsee, als gewaltige Bollwerke gegen Dänemark, zunächst an der Trave Stadt und Bisthum Lübeck, dann die Länder des Grafen von Holstein, (Wagrien, Stormarn und Holstein), endlich an der Nordsee das freie Bauernvolk der Ditmarschen, mit dem Hauptorte Meldorp. Am wenigsten zersplittert und vom Länderkrieg heimgesucht, am volksthümlichsten regiert und daher am besten gedeihend, waren die überelbischen, brandenburgischen und welfischen Länder. Als die einzigen großen, durch Macht und weiten Länderbesitz befestigten Fürsten saßen zwischen dem brandenburgischen Besitzthum der Erzbischof von Magdeburg, zwischen dem welfischen der Bischof von Hildesheim. In den welfischen, nach Thüringen und Niedersachsen hin wieder sehr erweiterten Ländern war jetzt eine Reihe von Städten durch Betriebsamkeit und bürgerliche Freiheit in die Höhe gekommen: Hannover, Göttingen, Eimbeck, Münden, Nordheim, das vordem fuldaische Hameln*), Celle, Stade. Vor Allen florirten Lüneburg und Braunschweig, das verehrte Haupt sassischer Städtebünde, der Centralort des Rhein- und Ostsee-Handels.

*) Die unheimliche Sage von der Kinderausführung soll der furchtbaren Schlacht bei Sedemünder, wo am 28. Juli 1259 die Bürger von den Rittern des Bischofs von Minden erschlagen wurden, ihre Entstehung verdanken.

Viel unersprießlicher, als im östlichen Sachsen, sah es im Herzogthum Westphalen aus. Zahlreiche Grafen, darunter die von Oldenburg, Teklenburg, Bentheim, Lippe, Arensberg, Mark, Berg hier genannt werden mögen, sowie die nicht minder mächtigen, gewöhnlich der benachbarten Grafensippe entnommenen Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden, Verden, Bremen und der Abt von Corvey, schlugen sich theils mit dem kölnischen Herzog, theils unter einander, theils mit dem geringeren Adel und dem Volke, und gaben das Beispiel zu der gräulichen Anarchie, unter welcher damals vor andern Ländern Westphalen litt. Ohne Förderung, von allen Seiten gehemmt, langsam und kümmerlich nur gedieh hier das Städtewesen. Neben den alten Reichsstädten Soest, Duisburg und Dortmund tritt uns jedoch in den Bischofstädten Osnabrück und Münster nunmehr bereits eine erstarkte, Gewalt mit Gewalt vertreibende, republikanische Bürgerschaft entgegen. Und da sich auf den einsamen Gehöften dieses urkräftigen Volkes die alte germanische Freiheit und das alte Gericht gegen alle Unterdrückung erhalten hatte, so darf es uns nicht wundern, daß hier auf der rothen Erde Westphalens in den Zeiten der Noth und Ruchlosigkeit die alten Schöffen mit verstärkter Energie und feierlicheren Formen ihres Amtes pflegten und jene Vehmgerichte in's Leben riefen, die ihre Wirkungen bald über ganz Deutschland verbreiteten.

An den südlichen Grenzen des Sachsenlandes, in Hessen und Thüringen, hatte endlich im Jahre 1263 die Schlacht bei Wettin und der darauf folgende Friede und Theilungs-Vertrag von 1265, den ein berühmtes Turnier zu Nordhausen feierte, dem siebenzehnjährigen Kriege zwischen Hessen, Meißen, Mainz, Braunschweig u. s. w. ein Ende gemacht. Der junge Herr Heinrich von Brabant behielt Hessen und nahm seine Hofstatt in Kassel, welches nun neben Marburg, der Residenz des Deutschordens-Comthurs, so wie dem alten gewerbreichen Frankenberg und den althessischen Städten Alsfeld, Grünberg, unter andern bedeutsamer hervortritt. Größere Landherren neben ihm waren in Hessen die Grafen von Ziegenhain, Waldeck, Wittgenstein, der Abt von Hersfeld, sowie der Mainzer Erzbischof für Fritzlar und Amöneburg. Das Haus Wettin war durch die Vereinigung Thüringens (mit Eisenach, Gotha, Weimar, Heiligenstadt, Langensalza,

Arnstadt, Ohrdruf) mit der alten Mark Meißen und Lausitz, welcher durch die Heirath Albrecht's mit der Hohenstaufen-Tochter auch noch das Pleißner Land mit den Städten Altenburg, Zwickau, Chemnitz pfandweise angefallen war, einer der mächtigsten deutschen Fürsten geworden. Schon die alte Mark Meißen allein war seit der Auffindung edler Metalle im Erzgebirge so reich geworden, daß sie dem Markgrafen um 1227 bereits 20,000 Mark Jahresrenten eintrug. Leipzig und Freiberg, die Stadt der Bergschöffen, erhoben sich seitdem rasch zu großer Blüthe und Wehrkraft; durch der Leipziger Tapferkeit ward die Schlacht bei Wettin gewonnen. Heinrich der Erlauchte nahm seine Residenz in Dresden. Unterbrochen wurden die meißnischen Länder hauptsächlich durch die Bisthümer Merseburg, Meißen, Naumburg, Zeitz, sowie durch die großen Stücke verbliebenen Reichsvoigteilandes (das Voigtland), welches die edlen Herren Reuß in Planen und Gera verwalteten und besaßen. Thüringen ward hauptsächlich durch die mainzischen Gebiete im Eichsfelde und im Erfurtischen, sowie durch die Besitzungen der Grafen von Gleichen, Orlamünde, Mansfeld, Stolberg, Schwarzburg ꝛc. unterbrochen.

Jene westlichen Vorländer des Reiches, welche einst das große Herzogthum Lothringen bildeten, waren jetzt unter die verschiedensten Herren gerathen. Das Herzogthum Nieder-Lothringen, von der Mosel bis über Schelde, Maas und Waal zum friesischen Meere hin, war längst verschwunden. Die größten und reichsten Bruchstücke, nämlich die heutigen Niederlande, gehörten dem Grafen von Flandern, der, zugleich französischer und deutscher Lehensfürst, nur mit einem halben Fuße im deutschen Reiche stand, sowie dem Grafen von Löwen, oder wie er sich jetzt nannte, dem Herzoge von Brabant. Diese Fürsten, die Häupter der reichsten und freiesten Länder, gehörten schon fast einer andern Zeit an; sie waren, was man heute constitutionelle Monarchen nennen würde. Heinrich Magnanimus von Brabant hatte noch so eben Reformen in Friedrichs Geiste durchgeführt und die Liebe des Volkes damit an seinen Namen gefesselt. Am friesischen Meere, im alten Ostfriesenlande, geboten die Grafen von Holland und Geldern und der Bischof von Utrecht. Lange hatte es gedauert, bis sich dies Volk an der städtischen Entwickelung betheiligte; eben damals

begann in den Städten — Dordrecht, Haarlem, Delft, Leiden, Alkmaar, Zierickzee, Middelburg, unter des Königs Wilhelm Förderung städtisches Verfassungsleben und steigender Wohlstand. Unbezwungen, allen Angriffen trotzend, und sie oft mit verheerenden Einfällen erwiedernd, hausten westlich am Meere vom Flye bis zur Weser in uralter Gauverfassung die freien Friesen. Doch hatte auch dieses rüstige Wasservolk in seiner Weise längst in die deutsche Culturentwicklung eingegriffen. Die von den Meeresfluthen vertriebenen Auswanderer fanden in den neuen Ländern der norddeutschen Fürsten willkommene Aufnahme als Kolonisten. Eine der furchtbarsten dieser Fluthen hatte im Jahre **1160** große Theile des Landes, — im Zuydersee und Dollart, — mit vielen Ortschaften und Tausenden von Menschen begraben. — Südlich von Brabant herrschten der Bischof von Lüttich und der Herzog von Limburg; im Gebirgsland der Ardennen bis zur Mosel die Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, westlich nach Flandern hin die von Namur und Hennegau. Die Gaue am linken Rheinufer gehörten zu den Territorien des Erzbischofs von Köln, der Grafen von Jülich, von Cleve u. s. w. An der Mosel bildeten die Länder des Trierer Erzbischofs den Uebergang zu dem noch fortbestehenden Herzogthum Oberlothringen, den Grafschaften Bar, Baudemont, den Bisthümern Verdun, Toul, Metz u. s. w.

Im alten Herzogthum Franken treten neben den rheinischen Erzbischöfen statt der Herzöge der Pfalzgraf am Mittelrheine und in Ostfranken der Bischof von Würzburg hervor. Hier erscheinen die schwäbischen Grafen von Zollern als Burggrafen von Nürnberg unter den mächtigsten Herren. Es waren dies keine gewöhnlichen Burggrafen, sondern sie standen der großen Reichsvoigtei, d. h. den Reichsgütern vor, welche von Nürnberg aus verwaltet wurden und dann großen Theils an das Geschlecht der Burggrafen selbst übergingen, denen das fränkische Erbe der Grafen von Abenberg, so wie der verschwägerten Herzöge von Meran aus dem Hause Andechs (Ansbach, Sulzbach, Baireuth) ebenwohl zufiel. Sonst ist Ostfranken theils in den Händen zahlreicher Fürsten, unter welchen der Mainzer Bischof (für Aschaffenburg,) der Abt von Fulda, der Bischof von Bamberg, die Grafen von Henneberg und von

Hohenlohe hervorragen, theils ist es als unmittelbares Besitzthum der Hohenstaufen noch reichsfrei geblieben; außer der Nürnbergischen Burggrafschaft sind hier noch besonders die große Landvoigtei zu Rotenburg und die an der Rednitz zu erwähnen. Am untern Maine standen große Bezirke um Frankfurt und in der Wetterau unter Reichsvögten, aus denen wir die Herren von Hanau hervorheben. Am Mittelrheine treten die Grafen von Nassau, von Katzenellenbogen, am linken Rheinufer die von Leiningen, von Sponheim und die leider sehr zahlreichen Wild-, Rauh- und Rheingrafen und überhaupt eine unglaubliche Menge von Dynasten nur allzusehr hervor. Hier würde sich der Mangel größerer Landesherren, wie sie Sachsen und Lothringen besaßen, doppelt fühlbar gemacht haben, wäre nicht gerade hier das Bürgerthum kraftvoller als irgendwo im Reiche eingetreten, um der Anarchie zu wehren. Auch nach dem Zerfalle des großen rheinischen Städtebundes fahren die Städte, einzeln oder in Verbindungen, selbstständig oder im Bunde mit Fürsten und Herren, fort, den Landfrieden möglichst zu schirmen. Mainz, Worms, Speier, in Ostfranken Würzburg und Nürnberg, sind vor Allen thätig, manches Raubnest wird von ihnen zerstört, manche heiße Schlacht, auch gegen die mächtigsten Nachbarn, gewonnen. Aus gleichen Ursachen wußten sich die großen fränkischen Städte der Unterdrückung durch Landesherren zu erwehren und ihre Eigenschaft als Reichsstädte zu behaupten.

Ganz dasselbe gilt von Schwaben. Hier im Lande der Hohenstaufen, waren der größere Theil des Landes, der Grafen und Ritter, und selbst des Bauernvolkes, sowie fast alle Städte reichsunmittelbar geblieben und wußten mit schwäbischer Zähigkeit ihre Freiheit zu vertheidigen. Bis ins 19. Jahrhundert erhielten sich etliche dreißig schwäbische Reichsstädte, und die oben im Gebirge haben in weltgeschichtlichen Kämpfen sich der Unterdrückung entzogen. Stattlich ragten die Hauptstadt Ulm, die Bischofsitze Basel, Augsburg und Constanz, so wie die Freiburge und Bern, die Vermächtnisse des Zähringers, unter ihnen hervor. Jene Menge blühender Städte im Elsaß endlich, welche nun freilich uns ebenwohl längst entfremdet sind, Kolmar, Weissenburg, Schlettstadt, Mühlhausen und andere, wuchsen

durch die Sorge Friedrichs II. und seines Landvoigtes Wölflin, des „elsässischen Theseus", fast aus dem Nichts, wie durch ein Wunder, im vierten Jahrzehend des Jahrhunderts auf, um Straßburg auf der einen, Basel und Zürich auf der andern Seite wetteifernd nachzustreben. In Schwaben hatten sich auch, weil eben hier die dynastische Vertheilung des Landes am wenigsten stattgefunden, die alten Gaue und Landgrafschaften (Ober- und Nieder-Elsaß, Ortenau, Breisgau, Baar, Kletzau, Turgau, Algau, Schongau u. s. w.) am zahlreichsten erhalten. Von den schwäbischen Grafen treten die mit großen Voigteien beliehenen, durch reiche Allode mächtigen Grafen von Habsburg (in Elsaß und Schweiz,) von Wirttemberg und der Markgraf von Baden, dieser letzte als Theilerbe der Zähringer Ahnherren, hervor. Berüchtigt durch Raubsucht und Ländergier war Graf Eberhard von Wirttemberg.

Was jenseits der Alpen in Burgund und Italien liegt, kann uns hier nicht weiter kümmern; wir wenden uns in das alte Baiern. Es war von allen deutschen Ländern am weitesten in der Bildung dahinten geblieben. Uebrigens hatten die Wittelsbacher am wenigsten über Zersplitterung ihres Landes und Schwächung ihrer Regentenmacht zu klagen. Die bairischen Länder des Herzogs von Meran hatten sie ebenfalls erworben, die mächtigsten Grafen waren ausgestorben. Dagegen ward das Land durch häufige Kriege mit Böhmen, Oesterreich und Ungarn und durch die Bruderkriege der Herzöge schwer heimgesucht. Die Wittelsbachischen Landstädte München, Straubing, Kelheim, Landshut, Braunau, Landau, Schärding, rangen noch immer mit der Leibeigenschaft; deutsche Bürgerart wuchs dort nur langsam auf. Gern hätten die Herzöge auch das reiche Regensburg gehabt; aber dazu war diese Stadt zu mächtig und streitbar; sie wußte sich aller Angriffe zu erwehren. In der Reichsvoigtei Regensburg hatte sich übrigens, wie bei Nürnberg und Frankfurt, noch ein gutes Stück Reichsland erhalten. An Baiern grenzten die Länder der Bischöfe von Passau und von Salzburg. In Tyrol geboten nach dem Erlöschen des eigenen Grafenhauses die Grafen von Görz und von Hirschberg. Die ausgestorbenen Herzöge von Meran hatten dem Vaterlande als werthes Vermächtniß die von Otto I. im Jahr 1234 begründete,

trefflich gedeihende Stadt Insbruck hinterlassen. — Kärnthen, nur noch zum Theil als eigenes Herzogthum fortbestehend, ging dann in die Hände Ottokar's, der Grafen von Görz und Tyrol, der Bischöfe von Salzburg und Brixen u. s. w. über; Steiermark war nach dem Aussterben seiner Fürsten 1192 mit Oesterreich vereint worden.

Das alte Czechenland Böhmen, mit seinen weit verzweigten Gebirgszügen, wie ein großer Keil mitten in die deutschen Provinzen hineingreifend, angefüllt mit drohenden, der deutschen Nation feindlichen und unbezwungenen Elementen, vereinigt unter einem nationalen Herrscherhause, dessen Macht nie wesentlich durch die deutsche Oberherrschaft gestört worden war, dabei aber seiner Seits in die Geschicke des Reiches bereits so tief eingegriffen hatte, war bestimmt, eine noch verhängnißvollere Rolle in unserer Geschichte zu spielen. Wie vorahnend hatten unsere Kaiser ihre besorgten Blicke und ihre Anstrengungen auf dieses Land gerichtet. Seit dem Zerfalle des deutschen Reiches machte Böhmen nun vollends das Uebergewicht der geographischen Lage und der Verhältnisse auch unter seinen elendesten Königen geltend. Wie viel mehr mußte es nicht bei Ottokar dem Großen der Fall sein, dem kraftvollsten und klügsten Herrscher jener Zeit. Er hatte bereits im Osten durch die Vereinigung von Böhmen, Mähren, Oesterreich, Kärnthen und Steier eine große Ländermasse zusammengebracht. Auch Süd-Steiermark schüttelte schon 1259 die Ungarnherrschaft nach fünfjähriger Dauer wieder ab und nach vielem Blutvergießen fügte Ottokar durch seinen großen Ungarn-Sieg auf dem Marchfelde und den darauf folgenden Wiener Frieden im Jahre 1262 auch diese schöne Mark seinen Ländern hinzu. Seitdem ruhte die Fehde des Böhmenkönigs gegen Ungarn. Er wiederholte hierauf den Versuch, den tapfern Baiernherzögen das Land ob der Ens mit Linz und Ens zu entreißen; furchtbare Kriege, worin die Böhmen Baiern und die Baiern Böhmen abwechselnd verwüsteten, entsprangen aus diesem Grenzstreite. — Viel besser als das Baierland befand sich Oesterreich bei der Macht seines Königs, der ihm nach langen furchtbaren Kriegen Ruhe und Wohlstand zurückgegeben hatte. Gern vergaß die Hauptstadt Wien über dem Reichthum und der Ueppigkeit des neuen Hofes ihre Kaiserbriefe mit dem goldnen Siegel.

Schon seit den Tagen, wo die Heere der Kreuzritter, welche hier aus allen Ländern zusammenströmten und ihre Zehrpfennige verjubelten, so wie der mehr und mehr monopolisirte Donauhandel und die Verbindung mit Venedig Oesterreichs Hauptstadt mit Genüssen füllte, war Genußsucht und Schaugepränge ein oft gerügter Grundzug ihres Charakters geworden. Und Ottokar war ein prächtiger, gebildeter Herr und ein großer Verehrer deutscher Cultur. Deutsche Bildung herrschte an seinem Hofe; deutsche Dichtung feierte dort einen Nachsommer. Besonders förderte er die Bildung deutscher Stadtgemeinden in Böhmen und Mähren. Schon seit mehr als zweihundert Jahren waren deutsche Bürger, durch große Privilegien angelockt, in Böhmens Hauptstadt eingezogen. Sie und Alle, die in ihrer Mitte wohnten, hießen die „freien Männer"; nur ihnen vertrauten die czechischen Herzöge die Vertheidigung der Stadt an. Unter Ottokar ward sie vollends deutsch; ebenso Leitmeritz, Zittau u. s. w.

Seine nördlichen Nachbarn ließ Ottokar in Frieden. Die Herzöge von Schlesien, des in der Mongolenschlacht gebliebenen Herzogs Söhne, bemühten sich in ihren Erbhändeln die Gunst des mächtigen Böhmenkönigs zu erlangen. Der älteste, Heinrich III., pflegte eifrig deutsches Bürgerthum. Den Breslauer Bürgern, den heldenmüthigen Streitern gegen die Mongolenschwärme, gab er Magdeburger Stadtrecht und steinerne Befestigungen; rasch erhob sich als Zeugniß des Gedeihens die hohe Kirche zu St. Elisabeth. Nach dem Beispiel der Czechenfürsten hatten auch die polnischen Herzöge in Schlesien seit den Zeiten des Kaisers Rothbart deutsche Gemeinden angesiedelt: Bunzlau, Goldberg, Löwenberg, Neumarkt, Naumburg am Queis waren deutsch. Freilich lag die polnische Adelstyrannei anfangs als eine drückende Fessel auf diesen Gemeinden; doch in dem Maße, als das Piastenreich zerfiel, erstarkte deutsches Wesen in stillem, unaufhaltsamem Fortschritt. Unter Heinrich III. entstanden Brieg, Trachenberg, Glogau, Oels, Neiße, als feste Städte mit deutschen Bürgern. Im Gebiete seines Bruders Boleslav des Kahlen traten nur Liegnitz und Landshut hervor. Boleslav verkaufte seine nördlichen Marken an die Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg.

Dies treffliche Brüderpaar konnte in jener Zeit der Raufsucht dem deutschen Reiche als ein Muster brüderlicher Eintracht und nützlicher Thätigkeit vorleuchten. Nach einer langen gesegneten Waltung hinterließen sie ihr mächtig geweitetes Land sechs Söhnen zu einträchtiger, gemeinsamer Regierung. Seit Heinrich's des Löwen Sturze waren die Brandenburger die Hüter und Mehrer des Reiches gegen Dänen und Slaven. Von den Hohenstaufen war ihnen die Lehensherrlichkeit über Mecklenburg und Pommern verliehen. Diese Stellung geltend zu machen, die Dänen zurück zu drängen und sich selbst nach allen Seiten hin auszubreiten, war der leitende Gedanke ihres Strebens, dessen nachhaltige Wirkung sie nach dem Beispiel ihres großen Ahnherrn durch rastlose Pflege deutscher Betriebsamkeit, durch deutsche Colonisation, durch Gründung zahlreicher deutscher Städte verfolgten. — Durch Heirath mit der Beatrix, einer Schwester Ottokar's von Böhmen, hatte Otto im Süden Bautzen, Görlitz und Lauban erworben. Schon reichte das Brandenburgische Gebiet im Nordosten bis über die Oder und Ufer; Stargard, und Prenzlow mit der Ukermark, Theile des zerfallenden Pommernreiches, waren hinzugekommen. Da wo die wendischen Lande Teltow und Barnim grenzen, und Spree und Havel nach Vereinigung streben, erwuchsen auf trostlos dürrer Fläche, mit Hülfe deutschen Fleißes aus armseligen Wendendörfern die berühmten Schwesterstädte Berlin und Kölln, und schon kann Berlin der alten Hauptstadt Brandenburg den Rang streitig machen. Andere Städte, Köpenick, Müncheberg, Lebus, Küstrin treten als brandenburgisch hervor. Auf ehemals pommernschem Gebiete bauten die Brüder Friedland, Lychen, Neubrandenburg, und auf der von Schlesien erkauften Mark an der Oder im Jahre 1253 die Stadt Frankfurt, welches sie mit einer großen Feldmark, sieben Freijahren und „allen Rechten von Berlin" ausstatteten. Herr Godinus von Herzberg war Unternehmer. Juden und Christen in großer Anzahl eilten nun aus dem Reiche nach Frankfurt an der Oder, welches schon nach wenig Jahren als eine glänzende Handelsstadt, als Mittelpunkt des polnischen Handelszuges, mit einem hohen Dome geschmückt, vor uns dasteht. Endlich hatten die Brandenburger auch die Neumark jenseits der Oder den Polen abge-

wonnen. Hier bauten sie Landsberg an der Warthe, Arnswalde, Deutschkrone.

Die Länder der wendischen Fürsten in Meklenburg, Rügen und Pommern, seit den Tagen der großen Wendensieger Heinrich und Waldemar an eigener Lebenskraft verzweifelnd, hatten sich seitdem mit deutschen Städten bedeckt, in denen die schwachen, unter dänischer und brandenburgischer Lehenshoheit stehenden Fürsten Halt und Stütze fanden, und die wendischen unfreien Unterthanen bald verschwanden, um als deutsche Bürger eine würdigere Existenz zu erlangen. Rostock, Stralsund, Greifswalde, Anklam, Stettin und Kolberg mit prachtvollen Domen, Stargard und viele andere Städte wuchsen, theils neu gegründet, theils aus wendischen Flecken, mit deutschen Gemeinden und Magdeburger oder Lübischem Stadtrechte, rasch empor. Um das wichtige, den schwachen Händen des Pomerellenherzogs entsunkene Danzig stritten Polen und Brandenburg. Treu hielt sich die Bürgerschaft zu den deutschen Markgrafen, den anerkannten Oberlehensherren. Aber im Jahre 1272 durch Boleslaus von Polen mit einem großen Heere umlagert, geriethen die hölzernen Mauern in Brand und fast alle Deutsche mußten ihre Treue mit dem Tode büßen; Danzig aber kam vorübergehend in die Hände der Polen.

Wir sind jetzt an den Küsten der Ostsee angelangt. Als wir am Ende der salischen Kaiserzeit hier standen, lag das baltische Meer noch in dem alten gespenstigen Dunkel, und war selbst dem gelehrten Adam von Bremen fast unbekannt geblieben. Seitdem hatte die Zeit der Hohenstaufen auch hier Großes und Wunderbares geschaffen, das weite fremde Land mit deutscher Cultur, mit deutschen Rittern, Bürgern, Bauern, das fabelhafte Meer mit deutschen Schiffen angefüllt und während das südliche Mittelmeer die Tragödie der alten Kaisergeschichte zu Ende spielen sah, ward durch deutsche Waffen und deutsche Bildung das Mittelmeer des Nordens als Schauplatz einer neuen Weltgeschichte aufgeschlossen. Wir müssen hier, bevor wir weiter schreiten, einen Blick auf die bisherigen Seefahrten und Handelsverbindungen der Deutschen werfen. Längst sahen wir deutsche Handelsschiffe durch die Nordsee nach England, Norwegen und Dänemark, seltener bis in die Ostsee schwimmen. Die deutschen Kaufleute in England

waren von jeher vor allen Nationen geehrt; ihre Gildehalle in London von Englands Königen mit Vorrechten ausgezeichnet; die Kölner waren Englands beständige Freunde. Im zweiten Kreuzzuge unternimmt eine deutsche Flotte, mit flämischen und englischen Schiffen vereinigt, eine Fahrt durchs atlantische und mittelländische Meer. Im Vorbeisegeln erobert sie für König Alfons von Portugal Lissabon. Eine Flotte von 55 deutschen Schiffen machte denselben Weg, als Kaiser Barbarossa ins Morgenland zog. Deutsche Schiffe waren es vornämlich, welche vierzig Jahre später Damiette eroberten; und als im Orient Alles längst verloren war, erwacht noch ein Mal in den ehrlichen Friesen eine späte Begeisterung; sie helfen dem heiligen Ludwig auf seiner zweiten unseligen Fahrt Tunis erobern; unbeirrt durch das Unglück, segeln sie nach Accon und kehren endlich, ohne Erfolg, aber geehrt und bewundert, heim. Mitleidige deutsche Bürger stifteten das Hospital zu Accon, aus dessen Brüderschaft der hohe Orden des deutschen Hauses erwuchs. „Wir bitten auch", so stand im Abendgebet der deutschen Ritter, „für den frommen Herzog Friedrich von Schwaben, für den Kaiser Heinrich und für die ehrsamen Bürger von Bremen und Lübeck, die unsern Orden gestiftet haben". Natürlich vergaßen die klugen Bürger bei so löblichem Thun ihren Vortheil nicht. Frühe nahmen sie am einträglichen Levantehandel Theil. Doch blieb bei der weiten Entfernung, den Unvollkommenheiten der Schifffahrt und der Uebermacht und Eifersucht der südlichen Seemächte ein deutscher Seehandel nach dem Mittelmeere ausgeschlossen. Die Donau blieb für Deutschland die große Handelsstraße in den Osten. Constantinopel, der Centralpunkt des Welthandels, wo die Handelszüge aus Asien und Europa zusammentrafen, sah bereits 1140 neben den Quartieren der übrigen Abendländer auch ein deutsches Viertel mit einer deutschen Kirche; von hier wurden die Waaren in den alten Stapelplatz Regensburg gebracht, dessen Factoreien sich in Kiew und Constantinopel, wie in Venedig und Köln befanden; Wien wußte jedoch bald einen großen Theil dieses Handels für sich zu monopolisiren. Seitdem nun durch ihr lateinisches Kaiserthum die Venetianer und durch dessen Sturz die Genueser Herren in Constantinopel wurden, ward den übrigen Nationen der Levantehandel verleidet. Neue Wege

und Verbindungen wurden aufgesucht: die stolzeste Zeit des niederländischen Handels begann. Sechsundzwanzig seefahrende Nationen schlugen ihre Factoreien in dem wohl gelegenen, freihändlerischen Brügge auf. Ein unsäglicher Wohlstand breitete sich über jene fleißigen, aufgeweckten, in ihrer bürgerlichen Entwickelung weit voran geeilten niederländischen Städte aus. Noch aber zählten die Niederlande größtentheils zum deutschen Reich, und noch galt Köln für die älteste, reichste und mächtigste ihrer Städte. Hier war in der That der große Centralpunkt für den niederländischen und englischen, den französischen, den rheinischen, den süddeutschen und Donau-Verkehr; hier knüpfte sich die Verbindung aller dieser Züge mit den westphälischen und sassischen und den Städten an der Ostsee an.

Und so wären wir denn am baltischen Meere wieder angelangt.*) Wohl werfen auch hier einzelne Notizen ein frühes aber noch räthselhaftes Licht auf die Seefahrt deutscher Bürger. Auf der hohen scandinavischen Felseninsel Gothland, in jener alten Handelsstadt Wisby, von deren einstigem Glanze noch heute die marmornen Ruinen zeugen, wohnte seit alten Zeiten eine deutsche Handelsgenossenschaft, darunter Landsleute aus Medebach, Soest und Dortmund, welchen bereits Kaiser Lothar, der Dänen- und Wendenbezwinger, seinen mächtigen Schutz urkundlich verheißt. Ja selbst jene merkwürdige Waräger-Republik am Wolchow, das große Nowgorod, hielt den „Hof der Deutschen" in Ehren. Hier lebte die deutsche Niederlassung nach einer fast spartanischen Ordnung, der „Schra dere Dhutschen to Nogarden" unter ihren frei gewählten Aldermännern. Zwei Mal jährlich kamen ihre Kauffarthei-Flotten an; das waren hohe Feste für den deutschen Hof und für ganz Großnowgorod. Wohl hatte das Volk Ursache, die Deutschen zu ehren. Als im Jahre 1231 in großer Theuerung dem ganzen Volke der Hungertod nahte, kam der deutsche Hof mit seinen Getreideflotten schnell zu Hülfe. Und als 37 Jahre später der Großfürst Jaroslav von Rußland den deutschen Hof in Nowgorod beleidigte, erhob sich die ganze Stadt in den Waffen und machte nicht eher Friede,

*) Vgl. Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden von Schlözer, sowie: die Hanse und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern von Demselben.

als bis Jaroslav geschworen hatte, das Eigenthum und die Rechte des deutschen Hofes zu respectiren.

Die weiten Strecken aber zwischen den Pommern und jener fernen Russenstadt waren noch zur Zeit Heinrich's des Löwen ein unbekannter und wie man wähnte, inselförmiger Welttheil, bewohnt von den „Aestyern" des Tacitus, d. h. von lettischen und finnischen Völkerschaften. Im Jahre 1158 brachten bremische Schiffer von einer Fahrt in den Norden die Nachricht heim, sie hätten im Osten (an der Dünamündung) ein neues fruchtbares Land aufgesegelt; von den Bewohnern, einem finnigen, friedlichen Volke, erfuhr man, daß sie Liven hießen. Daher nannte man die ganze Küste Livland. Manches Handelsgeschäft wurde dann wohl dorthin unternommen: endlich trieb es etwa dreißig Jahre später den Priester Meinhard, dort eine Kirche und Schule zu gründen. So entstand die Kirche von Yrküll. Aber der sanfte Meinhard machte wenig Fortschritte und erst da sein zweiter Nachfolger, der gewaltige Albert von Buxhövede, das Kreuz in der einen, das Schwert in der andern Hand, begleitet von reisigen Kreuzfahrern aus Norddeutschland und einer lübischen Flotte, in Livland erschien, nahm das Bekehrungs- und Colonisationswerk raschen Fortgang. Im Jahre 1202 ziehen die ersten Bürger und Rathmannen in die neugegründete Stadt Riga ein und gleichzeitig stiftet Albert den Ritterorden der Schwertbrüder. Ein hoher Dom erhebt sich bald, und sein Sturmgeläute verkündet den streitbaren Stadtbewohnern, wenn die Heere der feindlichen Russen oder der Litthauer nahen. Das friedsame Volk der Liven, unter seinen Stammesältesten in der alten Verfassung fortlebend, vereint mit den neuen Herren sich der wilderen Nachbarvölker erwehrend, war schon nach vier Jahren mit Hülfe geistlicher Schauspiele zum Christenthum bekehrt. Die Tapferkeit der Schwertritter, denen ein Drittheil des eroberten Landes zugesichert ward, war fortan gegen die Russen und Litthauer, bald auch gegen die wilden Esthen gerichtet. Aber Deutschland schickte immer neuen Zuzug. Bald waren die benachbarten Russenfürsten verscheucht oder Lehensträger des Rigaer Bischofs geworden, und schon im Jahre 1217 wird auch in dem blutgetränkten Esthland das Kreuz aufgerichtet. Indeß hatte die neue, so rasch aufsteigende Macht die Blicke der Welt auf sich gezogen;

die Könige von Dänemark und Schweden rüsteten Flotten; Nowgorod schickte Heere gegen die deutschen Eroberer. Aber auch in Deutschland und Italien blieben sie nicht unbemerkt. Innocenz hatte ihnen sein Flammenwort geliehen; König Philipp von Schwaben hatte den Bischof von Riga zum Reichsfürsten erhoben. Doch als hierauf die nordischen Küsten, als sogar Hamburg und Lübeck an Dänemark verrathen wurden, schien auch jenes Besitzthum verloren. Mit einem ungeheuren Heere landete Waldemar 1219 in Esthland. Aber einstimmig erklären Priester, Ritter und Bürger, auch die Eingebornen Livlands, daß sie lieber das Land verlassen, als dem Dänen huldigen, und so muß er nach vergeblichen Heldenthaten gegen die Esthen wieder abziehen. Nur für die Gegend um Reval im Lande der Esthen, wo er selbst gestritten hatte, ward durch spätere Uebereinkunft dänische Hoheit anerkannt. Die Esthen aber hatten im Streite der Eroberer für sich selbst neue Hoffnungen gefaßt. Mit den Russen verbündet, erhoben sie auf's Neue furchtbaren Widerstand, der erst im August 1224 mit dem Falle ihrer festen Burg Dorpat am Embach für immer gebrochen war. Fern aus Italien langten Glückwünsche und Ehrenbezeugungen von Kaiser Friedrich an, 1226 gewährte er dem Meister der Schwertritter die fürstlichen Herrschaftsrechte. Auch die Insel Oesel ward 1227 erobert und bekehrt; 1230 schließt der mächtige Fürst von Smolensk bereits mit den Bürgern von Riga einen Handelsvertrag wegen Befreiung der Dünaschifffahrt. Ein Küstenland von 150 Meilen mit Burgen und Städten, regem Handel und den Bisthümern in Livland, Esthland und Curland war dem deutschen Reiche binnen dreißig Jahren gewonnen.

Noch blieb jedoch die weite Strecke, welche Deutschland zunächst liegend sich in einem tiefen Bogen von Danzig bis zum heutigen Memel hinzog, den Deutschen fremd und feindselig. Hier hauste das wilde Preußenvolk. Schon mancher Missionair hatte hier den erwünschten Märtyrertod gefunden. Kühnen Muthes hatten die Preußen jetzt den Kampf gegen die ihnen immer näher rückende Cultur bereits begonnen. Siegreich drangen sie im Jahre 1225 gegen Danzig, zerstörten das Kloster Oliva und bedrängten den Polenherzog Konrad von Masovien so sehr, daß er die Ritter vom deutschen Hause

zu Hülfe rief. Der gewaltige Orden, das Lieblingskind der Hohenstaufen, war bereits in allen deutschen Landen verzweigt; mächtige Fürsten, große Besitzungen und Privilegien gehörten ihm an. Er führte den Reichsadler im Wappen. Bald ward man über die Bedingungen einig und schon im März 1226 bestätigt zu Arimini Kaiser Friedrich mit Goldbulle dem Orden den Besitz des Landes Culm an der Weichsel, zu dessen Abtretung sich Herzog Konrad unter der Bedingung der Bewältigung des Preußenvolkes verstanden habe. Alles Land, was der Orden hier erobern werde, solle ihm mit so viel landesherrlichen Befugnissen zustehen, als nur irgend ein deutscher Reichsfürst besitze. Hiermit ward der Eroberungskrieg an der Ostsee vollends eine deutsche Nationalsache und wir sehen nun Fürsten, Ritter und Bürger Norddeutschlands mit einer Begeisterung und Ausdauer, wie sie der ferne Orient bei ihnen nie entzünden konnte, dem Rufe der deutschen Ritter folgen. In mächtigen Geschwadern, mit schwarzen Kreuzen auf den weißen wehenden Mänteln, ziehen sie nun durch Polen; bald erhebt sich im Lande Culm eine Reihe deutscher Burgen; bestürzt weichen anfangs die Preußen zurück, dann aber stellen sie sich auf's Neue und immer auf's Neue und vertheidigen jeden Fuß breit ihrer Sümpfe und Wälder mit einem wilden Heroismus, gegen den selbst die Sachsenkriege wider Karl den Großen verbleichen; aber vergebens ist gegen die nimmer nachlassende Wucht ihrer Feinde der Widerstand und nach fünfzigjährigem Blutvergießen endet der Kampf mit dem Todesröcheln der letzten Reste des Heldenvolks. Dem sieghaften Orden aber fiel bald die Herrschaft über den ganzen Länderstrich zu. Die Reste des von den Litthauern bedrängten Schwertordens schlossen sich ihm im Jahre 1236 an; der Landmeister Hermann Balk nahm mit 60 Rittern Besitz von ganz Livland; den Dänen verblieb in Esthland nur Reval; den großen Schwedenbezwinger, den Großfürsten Alexander Newski von Nowgorod, trieb der Orden aus Livland zurück; er zwang endlich auch die Litthauer zur Taufe. Sieben Bischöfe hüteten jetzt die neuen Gemeinden, bald aber erhob sich über den Besitz der eroberten Länder Streit mit der Kirche. Es war um die Zeit des Lyoner Concils, des grimmigsten Kampfes zwischen Kaiser und Papst. Kaiser Friedrich bestätigte seinen geliebten Orden im Besitz aller baltischen

Länder. Albert Suerbeer hingegen, der hochfahrende Franciscaner, des Innocenz naher Freund, von ihm zum Erzbischof von Armagh, dann aber zum Legaten und Erzbischof von Preußen, Livland, Esthland, Curland und Rußland erhoben, wollte in den Ordensländern herrschen. Indeß hier kam der römische Stuhl übel an. Der Orden war für römische Anmaßung so wenig empfänglich, daß er sogar das Investiturrecht nicht aufgab und die Bisthümer mit Ordensbrüdern besetzte. Der Legat hatte den Schmerz, sich von Innocenz verlassen zu sehen, welcher aus Furcht vor den gewaltigen Rittern seinen bewährtesten Parteigenossen verleugnete; als der Erzbischof später nochmals Streit anfing, setzten ihn die Ritter in den Thurm; er hat endlich seine Tage in Trübsal beschlossen.

So war denn das ganze weitgestreckte Gebiet der baltischen Ostküste ein deutsches Reichsland geworden. Ordenscomthuren standen den Districten, Landmeister den Provinzen vor, über Allen waltete der Hochmeister zu Accon mit seinem Kapitel. Nach Accons Fall nahm auch er seine Residenz im Lande. Deutsche Städte blühten rasch und gedeihlich auf; deutsche Bürger und Bauern siedelten sich zahlreich an. Magdeburger Bürger zogen 1232 in die neue Stadt Thorn, das „Thor" deutscher Bildung, ein; im selben Jahre entstand die Stadt Culm, im folgenden die Stadt Marienwerder; Hermann Balk verkündete im Jahre 1233 die „Culmer Handfeste" als lockendes Grundgesetz städtischer Ansiedelungen. Sie enthielt die höchste Summe städtischer Freiheit, jährliche Wahl aller Obrigkeiten durch sämmtliche Bürger u. s. w. Doch bewahrte sich Lübecks Tochterstadt, Elbing, 1237 gegründet, die Verfassung der Mutterstadt. Wetteifernd rief auch der Dänenkönig deutsche Bürger nach Reval und gab ihnen lübisches Recht. Westphälische Bürger zogen 1252 mit dem Dortmunder Stadtrechte in die neue Stadt Memel ein, und als König Ottokar im Jahre 1255 dem Zeitgeist zu Dienste einen glänzenden Kreuzzug gegen die Samländer ausführte, — die Sage läßt Rudolph von Habsburg mitziehen, — hinterließ er als schönes Denkmal die Stadt an der Pregel, den Hort deutschen Geistes, das liebe Königsberg.

Die Germanisirung der baltischen Länder ward nun die Unterlage, auf welcher sich die Macht des norddeutschen Bürgerthums, vor Allen

Lübecks Bedeutsamkeit und das großartige Gebäude der Hansa in der folgenden Periode unserer Geschichte erheben konnte. Längst sahen wir dem merkwürdig schnellen Wachsthum jener Stadt, vor welcher die Dänenkönige bereits zitterten, mit Bewunderung zu: durch die baltischen Verhältnisse, durch die enge Verbindung einerseits mit London und Köln und mit den sassischen Städten, andererseits mit Wisby, Nowgorod und den neuen baltischen Küstenländern wird diese Macht erklärlich. Frühe schon handelt Lübeck ausdrücklich im Namen und Interesse aller „deutschen", oder aller „wendischen" (vandalischen), aller „nach Gothland handelnden", „befreundeten" Städte u. s. w., ohne daß sich doch bereits irgend ein bestimmter allgemeiner Bund, irgend eine ausdrückliche verfassungsmäßige Hegemonie auffinden ließe. Aber sie galt Allen als vertrauenswürdige, kluge und kraftvolle Führerin; bestimmte Bündnisse oder Hansen, die sie zur Sicherheit der Straßen und Förderung von Handelsinteressen mit Vielen und Wenigen schloß, haben wir bereits erwähnt. Weithin im Auslande war ihr Name und der Name ihrer Hansen schon geachtet, und selbst der mächtige deutsche Orden, eng befreundet mit bürgerlicher Betriebsamkeit, rief ihre Hülfe gegen Großnowgorod an. Da stellte Lübeck in der Pfingstwoche 1268 seinen einträglichen Verkehr mit der reichen Russenstadt ein, verbot den Schiffern, nach Nowgorod zu fahren und im April 1269 erlangte der lübische Unterhändler Wullenpunt von den geängsteten Russen Frieden für Livland und Sicherheit für die Deutschen.

Ein thaten- und leidenvolles Drama bot in jenen Jahren die innere Geschichte der Stadt Köln dar. Sie zeigt uns zugleich in Deutschlands größter Stadt ein Bild jener Zerrüttungen, die vom großen Ganzen aus sich auch im Einzelnen und Besonderen überall im Reiche und auch in den Städten wiederholten. Erzbischof Konrad von Köln beschloß, nachdem er das deutsche Reich drei Mal verrathen und verkauft und sich auf den Trümmern gar stattlich eingerichtet hatte, nun auch in dem alten, freien Köln die Schranken seiner Herrschsucht und Habsucht zu beseitigen und ein absolutes Regiment daselbst aufzurichten. Alle seine bisherigen Versuche, die Geschlechter zu unterdrücken, ihnen die Wahl des Schöffenrathes zu entreißen, der Stadt

die Malzsteuer und das Münzrecht zu rauben, ihr sein schlechteres Geld aufzudrängen, sie mit neuen Zöllen zu bedrücken, waren trotz Waffengewalt, trotz Belagerung, Bann und Interdict seither am einträchtigen Widerstande der Bürgerschaft gescheitert. Indeß war vornehmlich mit Konrad's Hülfe der letzte Rest einer Reichsgewalt und höheren Rechtsordnung zerstört, er selbst hatte über alle Nachbarn triumphirt und begann nun Ende 1257 einen ruchlosen Kampf der Gewalt und Tücke. Die Gewalt führte nicht zum Ziele; bei Wrechen schlugen ihn die Bürger auf's Haupt. Dennoch willigte man, dem Rechte vertrauend und beängstigt durch innere Hetzereien, in ein Schiedsgericht von fünf Klerikern, darunter Konrad's berühmtem Freunde, dem Dominicanermeister Albertus Magnus. Sie fällten einen vermittelnden Spruch, genannt: die große Sühne von Köln. Es wurde darin auch mancherlei Ersprießliches gegen die Ueppigkeit und Willkür der Geschlechter und zu Gunsten der Gemeinen und ihrer Zünfte bestimmt, denen auch eine Mitaufsicht an der Stadtcasse verbürgt wurde. So günstig im Uebrigen der Spruch für den Erzbischof lautete, so nahm er ihn doch nur zum Scheine an, denn auch das Schiedsgericht hatte seinen maßlosen Forderungen nicht genügt. Er versuchte sein Ziel nun durch Intriguen zu erreichen. Er suchte die Zwietracht zwischen den Geschlechtern und Zünften zu nähren. Das Bündniß, welches er gegen die Gemeinen mit den Patriciern schließen wollte, wiesen diese voll edlen Stolzes von sich. Besseren Erfolg hatten darauf seine Umtriebe bei den unerfahrenen Gemeinen. Er gewann zuerst die zahlreichen, streitbaren Wollenweber, dann die übrigen. Schmachvolle Eide besiegelten den Bund. Er wollte ihnen angeblich zu größerer Freiheit, sie sollten ihm zur Rache verhelfen. Da begann eine Schreckenszeit für die verrathenen Geschlechter; die Münzerhausgenossen, die Bürgermeister, die Schöffen wurden abgesetzt; an ihre Stelle trat ein Rath von 24, eine Art Kölnischer National-Convent, aus Handwerkern und einigen adeligen Ueberläufern gebildet. Das von den Werkzeugen des Kirchenfürsten aufgehetzte Volk plünderte die Höfe, zerbrach die Wappenschilder seiner besten Patrioten und bemerkte in toller Verblendung nicht, daß es sich selbst die Adern und Sehnen zerschnitten und daß in Wahrheit nur der Tyrann gesiegt habe, welcher

33*

mit seinen 24, den „Eseln in der Löwenhaut", wie sie bald genug hießen, das heilige Köln nun nach seines Herzens Gelüste beherrschte. Er theilte mit „Hermann dem Fischer", einer Art Kölnischem Masaniello. Viele edle Männer flohen oder wurden vertrieben. Ihre confiscirte Habe theilte der Erzbischof mit den Genossen. Mit der Freiheit Kölns war es zu Ende; Konrad schaltete als unumschränkter Fürst und konnte seinen Gelüsten fröhnen; die Kerker füllten sich mit den Opfern seiner Rache. Aber dem Volke gingen allmählig die Augen auf. Zwar den Urheber seiner Schmach konnte die Nemesis nicht mehr erreichen; er starb am 29. September 1261. Aber sein Nachfolger Engelbrecht II., ward auf dem Abhange der Tyrannei immer weiter fort- und endlich in den unvermeidlichen Abgrund getrieben. Er hatte, auf seine Söldnerhaufen und Thürme gestützt, auch die neuen Schöffen abgesetzt und in's Verließ werfen lassen; eben wollte sein Hauptmann den Markt der Lebensmittel besteuern, da rief endlich ein schlichter Bürger das Volk zu den Waffen, und vor dem düstern Geläute der Sturmglocke entwich der Tyrann feige aus der Stadt. Seine Soldknechte und Ritter wurden nun von den zünftigen Fäusten jämmerlich zerschlagen. Vergangenes Unrecht bereuend, nahm das Volk seine vertriebenen Patricier, an ihrer Spitze Herrn Mathias Overstolz, den Preis der Bürgertugend, mit Freuden wieder auf, gab ihnen Güter und Ehren zurück und die durch Zwietracht zerstörte Freiheit ward jetzt durch Eintracht wieder hergestellt. Der Erzbischof beschwor nothgedrungen den großen Sühnebrief. Zwar ließ er sich in Rom von diesem Eide lösen und versuchte noch mancherlei Trug; Mönche, Demagogen und Hofschranzen hetzten noch viel hin und her, Cravalle wurden angezettelt, eine Belagerung ward unternommen; Alles vergebens. Die Bürger waren wachsam und einträchtig und sperrten einst den Erzbischof zu ihrer Sicherheit auf längere Zeit ein. Mehr Aussicht bot ihm ein nunmehr zwischen den Geschlechtern selbst geschürter Zwist. Er hetzte die Weißen gegen die Overstolzen, und versprach den ersteren die Reichthümer der letzteren, welche ihrerseits hochsinnig, aber vergebens die Hand zur Versöhnung boten. Schon waren in dunkler Octobernacht des Jahres 1267 die Weißen, mit dem verbannten Taugenichts Hermann dem Fischer und den Reisigen des gedungenen Herzogs von

Limburg durch ein Loch in der Stadtmauer eingebrochen; schon war der greise Mathias Overstolz im Straßenkampfe gefallen; da riefen der Anblick des edlen Opfers und die mahnenden Worte des Sterbenden das Volk zur heldenmüthigen Gegenwehr auf. Zu Tausenden stürzte es herbei, in der Ulrichsgasse ward die Stadt befreit. Hermann der Fischer und seine Spießgesellen wurden erschlagen, der Herzog Walram wurde gefangen; noch heute feiert man in St. Gereon zu Köln den 15. October. Um sich für die Zukunft zu sichern, nahmen die Kölner nun die Grafen von Berg, von Geldern, von Jülich und von Katzenellenbogen als ihre Schirmherren an; mit denselben vereint, schlugen sie das aufgebotene Heer des Erzbischofs bei Zülpich auf's Haupt; er selbst wurde gefangen und an der äußeren Mauer des Schlosses Nidecken in einem Käfig allem Volke zur Schau ausgestellt. Vergebens waren des Papstes Interdicte; weder auf Grafen noch Bürger machten sie Eindruck und der Kölnische Klerus verrichtete den Gottesdienst fort; so blieb der Erzbischof bis in's dritte Jahr in schimpflichen Banden; da endlich, wiederum auf Albertus Magnus Vermittelung, beschwor er seinen „geliebten Bürgern" von Köln den Frieden und erkannte ihre Schirmherren an. Zum Ueberflusse ließen sie sich auch vom König Richard den Frieden garantiren und versprachen ihm dafür die Treue des Bischofs zu überwachen. Köln war frei. Aber freilich schwere Opfer hatte es gekostet. Handel und Wohlstand waren sehr zurückgekommen. Statt der Waaren und Handels-Reisenden sah man lange Zeit nur Waffen und Kriegsvolk in den Straßen. Die Sitte, gegen Sold benachbarte kriegsbereite Fürsten zu S c h i r m h e r r e n anzunehmen, war ein bedenkliches, aber allenthalben benutztes Hülfsmittel. Selbst das gewaltige Lübeck, welches sich der gezwungenen Voigtei der Brandenburger trotz Papst und Pfaffenkönig erwehrt hatte, nahm im Jahre 1269 den Markgrafen für 200 Mark jährlich zum Kriegshauptmann, jedoch nur auf Widerruf an.

Minder verwickelte Kämpfe als Köln hatten zur selben Zeit diejenigen Städte auszustehen, in denen die verfassungsmäßige Geltung der Zünfte sich klarer entwickelt hatte. Der Mainzer Bischof versuchte es gar nicht mehr, der Mainzer und der Erfurter Verfassungen zu unterdrücken. Dagegen glaubte Walther von Geroldseck, Bischof von

Straßburg, gestützt auf seinen zahlreichen Stiftsadel, die Unterdrückung der Commune, die Beseitigung des patricischen Stadtraths und beliebige Besteuerung unternehmen zu können. Doch das bekam sowohl dem Bischof als seinem Adel sehr übel; beide wurden ausgetrieben; wobei sich die vom Bürgermeister selbst geführten Brodbäcker weidlich hervorthaten. In der Schlacht bei Hausberge kam es in den Fasten 1262 zur offenen Feldschlacht. Schon wichen die Zünfte vor der Uebermacht, da kam ihnen der fromme Ritter Claus Zorn mit den „inneren", den Ritter-Bürgern mächtig zu Hülfe; „seid heute starken Gemüths", rief er aus, „denn es gilt um die Freiheit unserer Kinder!" Dreizehnhundert Todte lagen auf dem Schlachtfelde; für immer hatte der Bischof das Spiel verloren. Der König Richard, den er anrief, konnte ihm nicht helfen, sondern bestätigte das Geschehene durch Urkunde. Der Bischof starb hierauf vor Aerger; sein Nachfolger machte einen guten Vertrag zwischen Bischof, Pfaffheit und Bürgerschaft. Zu ihrem Schirmherrn nahmen die Straßburger den weit und breit im Schwabenlande gefürchteten und verehrten Ghibellinen, den tapfern, bürgerfreundlichen Grafen Rudolph von Habsburg an; bei ihm suchten auch die Bürger von Kolmar ihre Rettung, welche, minder mächtig, als ihre Straßburger Standesgenossen, sich des bischöflichen Vogtes und seiner Ritter nicht hatten erwehren können. Der Hülfe des Habsburgers sicher, fuhr der flüchtige Schultheiß, Johannes Rösselmann, eines Gerbers Sohn, in einem leeren Weinfasse wieder ein; bereitete im Hause seines Verwandten, des Dompfaffen, den Aufstand, und unter dem Rufe Habsburg! Habsburg! stürmten auf sein Zeichen die Bürger aus ihren Häusern heraus, die habsburgischen Ritter zum Stadtthore herein in die Straßen und befreieten die Stadt. In ähnlicher Weise machte sich der Habsburger noch um verschiedene andere Städte verdient. Dafür ehrten sie ihn als den Freund und Schirmherrn der Städte und stellten seine Bildsäule zu Straßburg auf. Durch Waffenruhm und Bürgerfreundschaft mächtig, ging er seiner großen Zukunft entgegen.

In Basel rauften sich indeß unter Betheiligung des Bischofs die adeligen Gesellen vom Sittich mit denen vom Stern. Die ersteren, aus den mächtigen Geschlechtern der Schaler und der Mönche

bestehend, jagten die letzteren aus der Stadt, worauf sich diese zum Grafen Rudolph von Habsburg, des Bischofs Erzfeinde, begaben, der ihnen mit Freuden zu Hülfe zog. Fehden dieser Art, in denen sich um die Zeit der ritterliche Stadtadel Italiens auf die wahnsinnigste Weise zerfleischte, kamen wohl auch in den deutschen Städten, aber doch viel seltener vor. Hier ging es im Ganzen ruhiger und vernünftiger her und es geschah wohl, wie zu Bremen, wo einst die Geschlechter um ein Gezänk zweier Hausfrauen wegen eines Hechtes einen Krieg anfingen, daß die ehrsamen Bürger der Stadt, wenn der Lärm zu arg wurde, beide Parteien hinausjagten.

Achtes Kapitel.

Rechte und Sitten, Poesie und Kunst.

Allgemeine Rechtsverzeichnung in Deutschland. Landrechte, Lehenrechte, Dienstrechte, Hofrechte, Stadtrechte, Weisthümer. Friesisches Rechtsbuch. Der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel oder das Kaiserrecht. — Der König; dessen Rechte, Wahl, Krönung u. s. w.; die geistlichen und weltlichen Fürsten; die Landesherren: ihre Rechte, Beamten und Gerichte; Landstände; erbliche Abschließung und Ebenbürtigkeit; Kastenwesen der Stände; das Ritterthum; dessen historische Entwicklung; Charakteristik und Rechtsverhältnisse; dessen Glanz und Verfall; Adelige Rangordnung; Heerschild und Lehnsfähigkeit. — Die Bürger und Bauern. Die freien Bauern in Sachsen und Westphalen. (Die Vehme.) Die freien Friesen. — Zustand der hörigen Bauern. — Die Markgenossenschaften. — — Strafrecht. Fehdewesen. Sittenzustand. Materielle Lage des Volkes. Schulwesen. Familienleben. — — — Wissenschaftliche Verhältnisse. Universitäten. Römisches Recht. Studium des Aristoteles. Die Scholastik. Die Naturwissenschaften. Albert der Große. Roger Baco. — Die Poesie: Ihr allgemeiner Bildungsgang in Deutschland. Legende; Romantik; Minnelied; deutsches Epos. Ihre Hauptvertreter. Ihre geschichtliche Bedeutung. Die Geschichtschreibung. Die Kunst. Geschichte des deutschen Baustyls. Der Kölner Dom. Weltliche Kunst.

Der untrennbare Zusammenhang zwischen der äußeren Geschichte unserer Nation und dem Entwicklungsgange ihrer Rechts- und Culturzustände ist wohl zu keiner Zeit deutlicher hervorgetreten, als in der Zeit der Größe und des Zerfalles unserer Geschichte. Denn als das deutsche Kaiserthum auf der Höhe seines Ansehns stand, hob sich auch

die gemeinsame Gesetzgebung, das gemeinsame Kaiserrecht, und kam durch kräftige Handhabung zum allgemeinen Bewußtsein. Als aber dann nach Heinrich's VI. Tode mit immer rascheren Schritten der Verfall des Reiches hereinbrach und die Nation in ein Chaos von Anarchie gerieth, in welchem sich jeder Rechtsboden zu verlieren schien; als hierauf fremdes, römisches Recht, durch Priester und Juristen eingeführt, von den Gewalthabern für ihre Zwecke benutzt, die heimischen Gewohnheiten zu verdrängen drohte, da stellte sich mit wunderbarer Uebereinstimmung allenthalben im deutschen Volke der Drang nach Rechtsverzeichnung ein. Gerade wie einst die germanischen Stämme nach dem Chaos der Völkerwanderung und beim Hereinbrechen neuer Verhältnisse sich getrieben sahen, ihre alten Volksrechte aufzuschreiben, um dieselben nicht zu verlieren oder zu vergessen, so erwachte auch jetzt überall das Bestreben, die meist nur in der Ueberlieferung lebenden oder in fremder Sprache vereinzelt niedergeschriebenen Rechte und Gesetze zusammenzustellen, mit Brief und Siegel festzuhalten, sich in deutscher Sprache einzuprägen. Aber es waren nicht mehr wie dort ganze große Volksstämme, welche ihre Volksrechte als das Gemeingut aller Volksgenossen, wie sie es in ihren Versammlungen gefunden hatten, verzeichneten: die zahlreichen Rechtsbücher, die jetzt geschrieben werden, gehören weder dem Stamme, noch den Volksgenossen an; es sind fast sammt und sonders Local- und Standes-Rechte. Es sind Lehens-Rechte, Dienst-Rechte, Hof-Rechte, es sind Landschaftsrechte, vom Landesherrn mit seinen Landständen für ein bestimmtes Territorium festgestellt, es sind Stadtrechte, von Rath, Schöffen u. s. w. „gedichtet und gemachet,*) es sind Weisthümer der Bauern u. s. f. Nur das freie Friesenvolk schrieb in der uralten Weise seine „Volksküren" und „Landrechte", auf der großen Landesversammlung von Upstallsboom auf. Von den übrigen deutschen Volksstämmen waren es zwei, in denen sich der Freienstand und das alte Stammesgefühl mehr als in andern erhalten hatte; und hier, in Sachsen und Schwaben, zeigte sich denn auch das Bedürfniß eines das Gemein-

*) „Vormals hatte man uf der phalzen kein buch und man richtete noch gewonheit oder jedermann noch siene sinne, und der stette recht und gesetzede worent geschrieben an viel brieven und cedeln, die man underwilen nit vinden kunte".

same umfassenden, die Rechte des Freienstandes schützenden, und auch das Recht und die Verfassung des großen Vaterlandes nicht ganz vergessenden Rechtsbuches. So entstanden, zunächst freilich als Privatarbeit, dann aber bald durch allgemeinere Anerkennung und Anwendung, das sächsische Landrecht und Lehenrecht, oder wie sie gewöhnlich heißen, der Sachsenspiegel, sowie der Schwabenspiegel. Die Entstehung dieser wichtigen Rechtsbücher und ihre Ausbildung fällt noch fast ganz in die letzte Hälfte dieser Periode. Ueber das nähere Datum der Entstehung, so wie darüber, ob beide Rechtsbücher aus einer dritten, gemeinsamen Quelle geflossen oder ob eines vom anderen abgeschrieben und welches das ursprüngliche gewesen, darüber streiten die Gelehrten. Als den Verfasser des Sachsenspiegels kündigt die gleichzeitige gereimte Vorrede den Eike von Repgow an, einen Landgerichtsschöffen in Thüringen, welcher nach seiner Gerichtserfahrung und nach den ihm bekannt gewordenen Quellen, nach Reichsgesetzen, Reichssprüchen und nach den herrschenden Ansichten von Reichsgeschichte, das sogenannte sächsische Landrecht zuerst lateinisch aufschrieb, dann aber auf Bitte des Grafen Hoyer von Falkenstein ins Deutsche übersetzte. Ganz ähnlich, erst in lateinischen Reimen, dann in deutscher Uebersetzung entstand, wahrscheinlich von demselben Verfasser, der zweite Theil des Sachsenspiegels, das sächsische Lehenrecht. Zusätze, Aenderungen, Glossen, (auch ein „Richtsteig", Vorschriften über Prozeßverfahren) kamen dann hinzu, bald wurde das Buch in Sachsen allgemein gebraucht, ja auch im übrigen Deutschland erlangte es Ansehn; es wurde sogar ins Lateinische zurück übersetzt und in zahlreichen Handschriften verbreitet. Dieser Anregung verdankte dann wahrscheinlich das sogenannte „Kaiserrecht", oder nach der jetzt gebräuchlichen Benennung, der Schwabenspiegel seine Entstehung, welcher, wie erwähnt, mit der ältesten Form des Sachsenspiegels vielfach übereinstimmt, aber die weit stärkere Einwirkung des in Süddeutschland bereits viel mehr eingedrungenen römischen Rechtes, so wie die Aufnahme süddeutscher Stadtrechte u. s. w. bekundet und den zweiten Theil nach den abweichenden süddeutschen Lehensgewohnheiten total umgestaltet hat. Der Schwabenspiegel ward sogleich in deutscher Sprache abgefaßt, und entstand am Ende dieser Periode, zwischen

1276 und 1281; worauf er dann bald in Süddeutschland allgemeiner angewendet, erweitert und umgeändert wurde.

„— — Die Deutschen wählen den König, — das erwarb ihnen der König Karl; — er wird gesetzt auf den Stuhl zu Achen; — dann hat er königliche Gewalt und Namen; und wenn ihn der Papst geweiht hat, so steht ihm völliglich des Reiches Gewalt und der kaiserliche Name zu; — von ihm geht Recht und Friede im Reiche aus; er zieht im Reiche umher; um in den Städten Gericht zu halten und Jedermann zu hören. Alle Zölle und Münzstätten im Reiche, die sind des Königs; in welches Land er kommt, um Hof zu halten, da werden alle Gerichte und Einkünfte für ihn ledig — —". So faßten noch immer jene treuen Landschöffen in Sachsen und Schwaben in ihren Rechtsbüchern die Bedeutung, das Recht und die Macht des deutschen Königs auf. Aber ach! wie wenig entsprach dem noch die Wirklichkeit! Es erweckt ein wehmüthiges Gefühl, zu lesen, was die Deutschen noch von ihrem König hofften und erwarteten. Freilich, Manches von dem, was in den letzten Jahrzehenden vorgegangen, findet sich nun bereits als uraltes Recht aufgezeichnet, als wäre es immer so gewesen und ist dann in gleicher Weise, aller Geschichte zum Trotz, bis auf den heutigen Tag in viele Geschichtsbücher übergegangen! Vor Allem gilt dies von jenen sieben Kurfürsten, welche, zuerst bei Richard's und Alphons', kaum erst bei Wilhelm's Wahl sich hervordrängten; wobei nur der König von Böhmen, dessen Recht gerade bestritten ward, nicht aufgeführt ist; der Herzog von Baiern machte Anspruch auf die siebente Stimme. Das gutmüthige, deutsche Streben, Alles zu vermitteln, zu erklären, zu begründen, auf irgend einen altehrwürdigen Ursprung zurückzuführen, verknüpfte dann sogleich diese Kurwürden mit den alten Erzämtern. Mainz übt sie angeblich als Erzkanzler, der Pfalzgraf als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer, die siebente Stimme als Erzschenk des Reiches aus. Der Pfalzgraf am Rhein, den wir während Richard's und Alphons' Scheinregierung als Reichsverweser „vacante imperio" sich geriren sahen, erscheint im Schwabenspiegel als rechtmäßiger Besitzer dieser Würde, so oft „zwei Könige erwählt werden oder keiner erwählt

ist". Die Wahl geschieht zu Frankfurt, und so man die Wahlfürsten nicht in die Stadt läßt, soll die Wahl vor der Stadt geschehen (wie bei Richard's Wahl.) Wählbar ist nur ein freier Herr, von freiem Vater und freier Mutter geboren, mit keinem unfreien Weibe vermählt, und Niemandes Dienstmann, es sei denn eines geistlichen Fürsten. Der Gewählte erlangt durch die Wahl fränkisches Recht. Bei der Annahme der Wahl huldigt er dem Reiche und schwört, daß er „das Recht stärken, das Unrecht kränken, alle Zeit ein Mehrer des Reiches sein und es niemals ärmer machen wolle". Es ist tragisch, daß man den Schwur, das Recht zu stärken und das Reich zu mehren, die Könige seit der Zeit leisten ließ, wo man ihnen nicht mehr erlauben wollte, das Recht zu stärken und das Reich zu mehren. — Auf Klagen gegen den König entscheiden die Fürsten unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen am Rheine. Nur der Papst oder ein Erzbischof kann ihn bannen, aber nur wegen dreier Dinge: wenn er am Glauben zweifelt, sein Eheweib verstößt, oder Gotteshäuser zerstört. Die poetische Idee des Kaisers Friedrich von den zwei Schwertern, welche Gott gesandt habe, um neben einander friedlich zu regieren, ist in die Rechtsbücher übergegangen; zu dem Ende soll die Acht dem Banne und der Bann der Acht zu Hülfe kommen; — denn, so meinte der Sachsenspiegel, zum lauten Verdruß des Papstes, der Bann „schadet der Seile und nemet doch neymande syn liiff, und krenket neymande to landrechte;" dazu sei vielmehr des Königs Acht erforderlich. Auch dürfe der Papst kein Recht setzen, „dar he unse lantrecht und leenrecht mede ergere und krenke".

Der früher schwankende, weite und unbestimmte Begriff „Fürsten" hatte sich jetzt, wo die Machthaber nach Befestigung und strenger Abschließung ihres Standes strebten, und der König nur noch wenige Fahnlehen selbst verlieh, bedeutend verengert. Denn als ihres Gleichen, „Vorderste" erkannten die Fürsten immer nur diejenigen an, welche ein vom Kaiser verliehenes Fahnlehen hatten, oder ausdrücklich als Fürsten anerkannt waren, d. h. anerkannte Fürstenthümer besaßen. Daher wurde z. B. Herr Heinrich von Hessen, obwohl mächtiger und von edlerem Geschlecht, als viele Reichsfürsten, von ihnen noch nicht als Fürst anerkannt, weil Hessen noch nicht als Fürstenthum betrachtet ward und Heinrich von

keinem Kaiser ein Fürstenamt empfangen hatte. Die geistlichen Fürsten wurden für ihr geistliches Fürstenthum nicht mit der Fahnenlanze, sondern mit dem Scepter belehnt und standen im Range voran; ihre Ministerialen waren den Reichsministerialen im Range gleich. Von den geistlichen Fürsten konnten auch die weltlichen ohne Verletzung ihrer Ehre Lehen und Dienstämter annehmen. Ein großer Theil der geistlichen Territorien ist auf diese Weise schon frühe in die Hände der fürstlichen Dynastien übergegangen. So hatte z. B. der Abt von Fulda drei Herzöge, zwei Landgrafen, vier andere Fürsten und zweiunddreißig Grafen unter seinen Lehensmannen.

Einen viel weiteren Umfang, als der Fürstenstand, hatte die mit dem Namen Fürsten, Grafen und Herren schlechthin bezeichnete Gesammtheit aller Machthaber im Reiche, welche sich im Besitze von Hoheitsrechten und der damit verbundenen oberen Gerichtsbarkeit befanden; mochten diese Rechte nun herzoglichen, gräflichen oder schutz- und schirmherrlichen Ursprunges sein, auf Eigen oder auf Lehen beruhen, bloß vom Reiche oder in irgend einer Beziehung noch von einem andern Herrn abhängen. In ihrem Verhältnisse zu dem Lande, in welchem diese Herren gebieten, heißen sie Landesherren. Von dem Umfang ihrer landesherrlichen Rechte und von der Größe ihres landesherrlichen Gebietes hing dann natürlich ihre Macht ab, die um so wirksamer und größer wurde, je mehr sie das Gebiet abrunden und erweitern, die Rechte in dem Gebiete zu einem vollkommenen Herrschafts- und Regiersystem ausbilden konnten. Namentlich galt es nun für die größeren Landesherren, der in ihrem Gebiete belegenen kleineren, und insbesondere für die geistlichen Herren, der ihnen überaus lästigen adligen Beschützer sich zu erwehren. Mit diesen Prozessen beschäftigt sich nun die deutsche Staatsgeschichte der nächsten Jahrhunderte. Am weitesten waren in ihrer Entwicklung jene Landesherren der Zeit voraus, welche, wie die Markgrafen von Brandenburg, in den selbst eroberten Ländern die alleinigen Herren waren. Die Summe der landesherrlichen Rechte wird in dem Ausdruck: „oberste Herrschaft und Vogtei" zusammengefaßt. Sie bestanden theils in den alten Functionen und Rechten der Reichsbeamten: der Heerführung, der Gerichtsbarkeit, der Vogtei; in der Beziehung königlicher Einkünfte, der

Zoll- und Münz-, Forst-, Jagd-, Fischerei-, Mühlen-, Bergwerks-Rechte, Judenschutzgelder u. s. w.; theils beruhten sie auf den Herrschaftsrechten über die große Masse des Volkes, welches im Stande der Unterthänigkeit auf den Allodial- und Lehngütern des Herrn wohnte; theils bildeten sie sich aus bloßer Bedrückung; denn, klagt Freidank, „die Fürsten zwingen mit Gewalt, Feld, Stein, Wasser und Wald; Könnten sie uns den Sonnenschein verbieten, auch Wind und Regen; Man müßte ihnen Zins mit Golde wägen"; theils endlich wurden ordentliche oder außerordentliche, von ihren Landständen verwilligte Beiträge gutwillig dargebracht. Zur Verwaltung ihrer Güter und Rechte bedienten sich die Landesherren ihrer Ministerialen. Es wollte sich nun der Prozeß, welcher bei den Reichsbeamten im Großen stattgefunden hatte, bei den Landesbeamten im Kleinen wiederholen. Sie wurden erblich, betrachteten das Amt und dessen Einkünfte als Familienbesitz und würden ohne Zweifel mit dem Lande eben da geendet haben, wo die Reichsfürsten mit dem Reiche endeten, nämlich mit der Auflösung, wären die Landesherren nicht in ganz anderer Lage gewesen, als die Kaiser. Sie brauchten nicht in fremden Ländern umherzuziehen und blieben stets in der Nähe. Auch bot ihnen die fortgeschrittene Zeit reichere Hülfsmittel dar, unter denen das baare Geld die wichtigste Stelle einnimmt. Denn mit Hülfe desselben ward es möglich, den Lehensunfug und die Zerstückelung aller Staatsordnung unter einen Haufen von Grundbesitzern allmählich durch eine geregelte Finanzverwaltung zu verdrängen. Ihre Hauptstütze fanden die besseren Fürsten in dem niedern Volke, welches in ihnen die Schützer vor den zahllosen kleineren Tyrannen verehrte. Dieser Schutz, die Sorge für Landespolizei und Landgericht, machte denn auch den Hauptbestandtheil ihrer höheren Berufsthätigkeit aus. Die Gerichte wurden von den ernannten oder erblichen Landrichtern, für geringe Sachen von Amtleuten und Schultheißen, in höchster Instanz und für den Adel vom Landesherrn selbst oder seinem Hofrichter abgehalten. Noch herrschte darin das heimische Recht, noch fand das Gericht in alter deutscher Weise öffentlich und mündlich Statt, ward das Urtheil von Schöffen gefunden, welche der Richter „nach weiser Leute Rath", mit Geneh-

migung des Landesherren, kürte. Freilich wurden auch die Schöffenstühle oft genug erblicher Familienbesitz. In keiner Sphäre ward Landeszersplitterung und Vielherrschaft übler empfunden, als in der Rechtspflege; ein und derselbe Ort, ja ein und derselbe Mensch stand oft unter den verschiedensten Gerichtsherren und konnte sich, wenn er die Macht hatte, ihnen sämmtlich um so leichter entziehen; — hatte er die Macht nicht, dann war er um so übler daran. Jedes Stift, jedes Kloster, jedes Rittergut hatte eigenes Gericht. Noch wird jedoch in Reichsgesetzen und Rechtsbüchern allen Fürsten und Herren ein in regelmäßigen Fristen zu haltendes öffentliches Landesgericht oder Landding vorgeschrieben, auf welchem alle Einwohner Recht und Schutz finden sollen. Auch sahen sich die Landesherren durch die Natur der Dinge genöthigt, die mächtigsten Leute im Lande, ihre Prälaten, Grafen und Herren, ihre Vasallen und Ministerialen, bald auch, bei steigender Geldnoth, ihre vermöglichen Städte zu Landtagen zu versammeln, um Streitfragen zu schlichten, zu wichtigen Regierungsmaßregeln und neuen Verordnungen die Zustimmung, zu Geldleistungen die geneigte, doch nur nach genauer Prüfung und vorsichtiger Verwahrung gewährte Unterstützung höflich zu erbitten. Denn es sah mit den Geldmitteln der Fürsten noch lange Zeit sehr flau aus. Niemand hatte weniger Credit, als die meisten Fürsten und Herren. Ohne gute Bürgen und Pfänder wollte ihnen kein Jude etwas borgen. Ihre Einkünfte bestanden meist in Naturalien, die sie mit ihren Ministerialen und Rittern an Ort und Stelle verzehrten. Also waren sie bei jedem außerordentlichen Bedürfnisse auf den Geldbeutel ihrer Bürger angewiesen. In den Städten war immer Geld und die Städte machen daher fortan zwar nicht den glänzendsten und vornehmsten, aber den weitaus wichtigsten und unentbehrlichsten Bestandtheil der Landstände aus. Nicht immer waren sie zum Zahlen aufgelegt. Das Steuerverweigerungsrecht, welches man heut zu Tage dem unwissenden Volke als eine erschreckliche Neuerung darstellen möchte, ist etwas so Altes, ward so oft geübt und verstand sich so sehr von selbst, daß es auch dem servilsten Hofschranz nicht einfallen konnte, daran zu zweifeln.

Die Fürsten und Herren zusammen bildeten also den geschlossenen

und erblichen Adel oder Herrenstand des Reiches. In der Rangordnung des Reiches nahmen sie die erste Stelle ein; ihnen allein stand es zu, Landeshoheit zu besitzen. Nur Ehen mit Töchtern ihres Standes galten für ebenbürtig und nur durch eheliche und ebenbürtige Geburt — bei den geistlichen Fürsten natürlich durch ihr Amt*) — konnte dieser Adel erworben und fortgepflanzt werden. Standeserhöhungen durch Verdienst, durch kaiserliche Ernennung oder Erwerbung konnten nicht leicht mehr vorkommen. Dieses Verhältniß eines streng abgeschlossenen Adels, welcher nicht bloß fast alle königlichen Rechte und Einkünfte im Reiche besaß, sondern dessen Bestellung, Ergänzung und Erweiterung auch gar nicht mehr so wie noch heute in England von der Reichsgewalt abhing, bezeichnet deutlicher als Alles die Ohnmacht oder vielmehr den Untergang des deutschen Königthums. Nur darin, daß sie den allgemeinen Reichsgesetzen Folge leisten, einen Huldigungseid leisten, vor einem Fürstengericht unter dem Kaiser oder dessen Hofrichter Recht nehmen und gleich anderen Freien Wehrgeld haben sollten, waren sie, freilich auch mehr in der Idee als Wirklichkeit, noch einem allgemeinen Staatsverbande untergeordnet.

Das Streben nach kastenmäßiger Abschließung war aber nicht bloß den Fürsten und Herren eigenthümlich; es bemächtigte sich in gleicher Weise aller Schichten der Gesellschaft, der niedrigsten wie der höchsten. Der Drang, sich in der Noth des Lebens der Stellung, die man hatte, als eines heiligen, unantastbaren Besitzthums zu versichern und das Bedürfniß nach Vergesellschaftung, in welchem Jeder

*) Man muß noch zuweilen die Behauptung lesen, daß die hohe Stellung der Hierarchie das Mittel gewesen sei, auch dem niedriggebornen Talente eine glänzende Laufbahn und Wirksamkeit möglich zu machen. Diese Behauptung ist richtig für die Zeit, wo unsern Kaisern das Investiturrecht noch nicht entrissen war und sie von demselben sehr oft Gebrauch machten, um die Wahlen der adligen Stiftsherren zu cassiren. Die ausgezeichneten Kirchenfürsten geringen Standes waren damals häufig. Sie hörten fast gänzlich auf, als die „Freiheit" der Wahlen das geistliche Fürstenthum ganz in die Hände der Adelscliquen und der mit ihnen zusammenhangenden römischen Curie gebracht hatte. Die berüchtigtsten Verderber des Vaterlandes, ein Adolph (von Berg,) Konrad (von Hochstaten,) Siegfried (von Eppstein) u. v. A. m. gehörten diesen Cliquen an.

bei seines Gleichen Trost, Hülfe und Förderung suchte, und gegen die übrige Welt fast auf dem Kriegsfuße stand, führten auch mit Nothwendigkeit zu einem solchen Zustande hin. Fast schien es, als ob die Germanen nun Orientalen geworden seien, und ihre politischen und Berufsstände in Kasten umwandeln wollten. Doch hat sich dieser Zustand, für welchen einige verschrobene Köpfe freilich noch heute schwärmen, nicht für die Dauer gehalten, und konnte auch nur so lange Bestand haben, als die Ursachen dauerten, die ihn ins Dasein gerufen hatten.

Dieser Trieb der Vergesellschaftung im Innern und der Abschließung nach Außen hatte sich am wundersamsten in jener großen, mittleren Classe ausgeprägt, welche den Kriegerstand bildete, also den wichtigsten, weit überwiegenden Stand einer kriegerischen Staats-Gesellschaft. Das Ritterthum hat der ganzen Zeit seinen Stempel aufgedrückt. War der Ritterstand schon früher der entscheidendste und angesehenste Bestandtheil des Volkes gewesen, so traten seitdem zwei Umstände hinzu, seine Würde zu erhöhen: zuerst die unter den salischen Kaisern erfolgte Ausbildung des Lehenrechtes; mit der Erblichkeit ihres Ritterlehens und ihrer Ritterpflicht war auch die Erblichkeit ihres Standes gegeben; sodann und vor Allem der geistige Schwung, den dieser Stand durch die Kreuzzüge erhielt. Die Kirche bemächtigte sich des Ritterthums, um es gleich dem Mönchswesen für ihre Zwecke zu benutzen. Die Ritterschaft erhielt eine religiöse Weihe; man machte sie zu einem frommen Orden, zu einer Innung, bestimmt, die höchsten religiösen und ethischen Aufgaben, die Vertheidigung der Kirche, die Vernichtung der Ungläubigen, den Schutz der Wittwen und Waisen, der Armen und Unterdrückten zu erfüllen. Dann aber trat, wiederum in Folge der Kreuzzüge, ein zweites, von dem früheren sehr verschiedenes Element hinzu, nämlich jene Weltbildung und Aufklärung, jene Erweiterung des Gesichtskreises und Freude am Lebensgenusse, welche sich als Resultat der Kreuzzüge herausstellt. Von den Ritterschlössern in Südfrankreich kamen die Ketzereien, von dort kamen auch die heiteren Liebeslieder und die Spottgedichte her. Ritter finden wir überall als die vordersten unter Ketzern, Sängern und Spöttern. So nahm das Ritterthum in wundersamer Mischung die ganze Fülle des geistigen Lebens der Zeit in sich auf, von mönchischer Frömmigkeit bis

zu lockerster Freigeisterei. Nehmen wir den nationalen Heldenruhm und die Verdienste um das Vaterland hinzu, die unter unseren großen Hohenstaufen sich des Kaisers treue Ritter durch unsterbliche Thaten erwarben, so werden wir das damalige hohe und allgemeine Ansehen des Ritterstandes sehr begreiflich finden. Die Zeit der Hohenstaufen hat man daher mit Recht die Ritterzeit, sie selbst die Ritterkaiser genannt. Der Ritterstand ward der höchste Stand, welchem anzugehören selbst die Kaiser und Könige sich zur größten Ehre rechneten. Auch der Ritterstand ward nun zu einer Art von geschlossenem, erblichem Adel; nur ritterbürtige Personen, deren Vater und Großvater Ritter gewesen, sollten ihm noch angehören können; es bildete sich als Grundlage des Ritterthums ein Stand der Ritterbürtigen. Feierliche Formen und Gelübde umgaben den Eintritt in den Ritterstand; der Aufzunehmende mußte, wie im geistlichen Orden der Novize, eine Probezeit zur Prüfung und Vorbereitung bestehen; wie die edlen Jünglinge der alten Germanen brachte er diese Zeit im Dienste eines vornehmen, ritterlichen Mannes als dessen Edelknecht, Waffenträger, Famulus hin. Eine Fahnenwacht, Fasten und Gebete gingen der feierlichen Aufnahme voraus, welche dann gewöhnlich in der Kirche stattfand. Nach feierlicher Messe legte der Aspirant vor dem Altare den Profeß der Frömmigkeit und Treue, des Gehorsams, der Aufopferung, der Tapferkeit und Ehre ab, dann ward er eingesegnet und erhielt von seinem Waffenpathen den Ritterschlag mit dem Schwert auf den Nacken, zum Zeichen, daß dies der letzte Schlag sei, den er dulden dürfe. Hierauf hielt er sein erstes Turnier u. s. w. Doch kommt der Ritterschlag sehr häufig auch ohne kirchliche Ceremonie, auf freiem Felde, bei Festlichkeiten, vor der Schlacht, nach errungenem Siege u. s. w. vor. Es war die alte, nur in den Formen umgemodelte Schwertleite der Germanen. Indessen eine so strenge Geschlossenheit, wie bei dem hohen Adel, konnte im Ritterstande nicht stattfinden. Dazu war er viel zu zahlreich und stand dem Volke viel zu nahe. Viele Ritterbürtige ließen sich nie zu Rittern schlagen und verschwanden, wenn ihnen das Rittergut, die materielle Grundlage fehlte, allmälig wieder unter dem Volke. Andererseits konnte der Besitz eines Ritterlehens und die fortgesetzte ritterliche Lebensweise leicht zur Aufnahme in den Ritterstand

führen. Die Standeserhöhung zum Ritterstande durch den Kaiser ward immer häufiger, und bald hatten sich die Fürsten auch dieses Hoheitsrechtes bemächtigt und übten es im weitesten Umfange. Die Ministerialen der Fürsten und Herren, obwohl meist von unfreier Geburt, wurden bald sämmtlich als ritterbürtig betrachtet, so daß das frühere Standes-Verhältniß der Ministerialität mit dem Ritterstande zu einem Landesadel verschmolz. Bald wußten sich auch die Reichsstädte mit schwerem Gelde von den Reichsoberhäuptern die Lehens- und Ritterfähigkeit, ja sogar die Ehren der Reichsministerialität für ihre gegen solche Ehren keineswegs unempfänglichen Herren Bürger zu verschaffen. In den italienischen Demokratien schlug das souveräne Volk mit großem Gepränge seine Ritter selbst. Eine reichsrechtlich wichtige Classe der Ritter wurden die, welche als Reichsministerialen und Ritter des Kaisers, eine angesehenere Stellung im Reiche behauptet, Reichslehen empfangen und sich von der Hoheit eines Landesherrn frei erhalten hatten. Ohne gerade zum hohen Adel zu gehören, nahmen sie doch eine unabhängige, reichsunmittelbare Stellung im Reiche ein. In dieser Lage befand sich eine zahlreiche Ritterschaft der vormals hohenstaufischen Länder, im Schwäbischen, Fränkischen und Rheinischen. Diesen Reichs-Rittern erging es nun ganz ähnlich wie den Reichs-Städten. Wäre den Kaisern die Aufgabe gelungen, eine feste Staatseinheit zu schaffen, so würden Ritter und Bürger ebenso sehr, ja wohl noch mehr als die Gemeinen Englands, die wichtigste, ihrer Zahl und Kraft entsprechende Stellung darin eingenommen haben. Der Sturz des Reiches bedrohte nun auch sie gleich den Städten mit Unterdrückung unter die fürstliche Gewalt. Gleich den Städten haben sie in der folgenden Periode gerungen, ihre Einungen und Bündnisse geschlossen, und endlich auch eine Stellung in der nun freilich zum bloßen Schaustück gewordenen Reichsverfassung erlangt.

Noch sind endlich jene Ritter zu erwähnen, welche in den Glückshafen der geistlichen Ritterorden eingelaufen waren und an den bedeutenden Besitzungen und der politischen Macht derselben Theil nehmen konnten. Die deutschen Tempelherren und Johanniter blieben in dieser behaglichen Stellung, nachdem die Zwecke ihres Ordens längst vergessen, die Orden gesprengt waren; die Ritter vom deutschen Hause

waren mächtige und betriebsame, auch den bürgerlichen Handelsbetrieb besonders in Pelzen und Schnittwaaren, nicht verschmähende Landesherren geworden.

Das Ritterthum aber im Ganzen und Großen war schon am Ausgange dieser Zeit von seiner idealen Höhe tief herabgesunken. Dieselben außerordentlichen Ursachen, die es so hoch erhoben hatten, brachten ihm auch das Verderben. Schon in den salischen Kaiserkämpfen, vollends während der Kreuzzüge, hatte sich der Ritterstand in's Ungeheure vermehrt; der Besitz eines Rittergutes war nicht mehr das Wesentliche dabei. Ja, in der Begeisterung hatten viele Ritter ihre Güter verkauft und verpfändet. Als nun die Kreuzzüge und auch die große ritterliche Kaiserzeit wieder zu Ende gegangen, befanden sich die meisten Ritter ohne Beschäftigung und Unterhalt, und es folgte auf den Rausch der höchsten Poesie eine Zeit der erbärmlichsten Prosa. Den armen Rittern, welche sich nicht bei Zeiten versorgt, welche keinen Grundbesitz erworben, keine Hofbedienstung erlangt hatten, ging es nun recht schlimm. Von den Wappenschildern und der Ahnenprobe konnte man doch nicht leben. Es blieb daher als Resultat der schönen Ritterzeit ein ritterliches Proletariat übrig, das schlimmste von allen; denn es ließ sich, aus Stolz und Ungeschick, zu keiner nützlichen Thätigkeit gebrauchen. Es löste sich in Söldnerhaufen oder Raubgesindel auf und wie vorher Bildung und feine Sitte, so ging jetzt unsägliche Rohheit und Gemeinheit von den Rittern aus. Bald kam es dahin, daß der hohe Adel sich der Ritterwürde schämte. —

Betrachten wir endlich den ältesten, den einzigen ursprünglichen Stand der Germanen, den Freienstand, so war er zwar dem Namen nach noch vorhanden: in den sogenannten Mittelfreien, den sendbar Freien, schöffenbar Freien der Rechtsbücher und Gesetze. Aber in Wahrheit war ein bloßer Adel daraus geworden, welcher die ritterlichen Vorrechte, Ritterfähigkeit, Lehnrecht, Theilnahme als Landstand und Schöffe an den Landtagen und Landgerichten der Fürsten genoß. Nur die Ritter und höchstens die Rathsgeschlechter der Städte wurden von diesen Freien für ebenbürtig gehalten.

Fürsten, Herren und Ritter bilden die privilegirte, aristokratische

Gesellschaft jener Zeit. Für sie ist ein eigenthümliches, besonderes Rechtsleben vorhanden und im System des Lehnrechtes entwickelt, welches als „das edele und das rechte manlehen buch" die vorzügliche, vornehme Hälfte des Schwaben- und Sachsen-Spiegels bildet. Die Stufenleiter dieser Adelshierarchie stellt der s. g. Heerschild der Rechtsbücher dar. Darnach heben der König den ersten, die geistlichen Fürsten den zweiten, die Laienfürsten den dritten, die freien Herren den vierten, die Mittelfreien (freien Ritter) den fünften, die Dienstleute (Ritter von unfreier Geburt) den sechsten Schild. Der siebente Heerschild ist für das übrige freie Volk, für „ein jeglich Mann, der nicht eigen ist und ein enkind ist", also die freien Landsassen, deren es besonders in Schwaben und Sachsen noch gab und die in Nothfällen aufgeboten wurden, so wie für die von den Städten in's Feld gestellten Bürger. Diese letzte, siebente Heerschilds-Classe, der Bürger und Bauern und derer, die nicht von Vater und Eltervater her von Ritters Art sind, gehört nicht mehr zur edlen Art, sie soll des Lehnrechts darben.

Von diesem übrigbleibenden, gemeinen Volke hatten indeß die Bürger sich bereits eine Geltung erobert, welche der Lehens- und Schild-Ordnungen des Adels spottete. Gleichwie die Städte für Kaiser und Reich eingetreten waren, Landfrieden gestiftet und das Reich wiederholt aufgerichtet hatten,*) so machten sie auch das unverjährbare urgermanische Recht der gemeinen Freiheit wieder geltend. Längst bedienten sich die Bürger auch ohne Stammbaum und allen Verboten und Klagen des Adels entgegen, mit oder ohne kaiserliche Genehmigung, aber zum Heile des Vaterlandes, der ritterlichen Wehr; oft waren Schuster- und Schneidersöhne nicht mehr von den Rittern zu unterscheiden; die Städte erwarben sogar durch Kauf, Verpfändung rc.

*) Das Bewußtsein dieser Mission spricht sich mit gerechtem Stolze in der „Chronika der hilgen Stad van Cöllen" aus: „Da die kaiserliche Majestät sah und merkte, daß die Welt mit Untreue und Gierigkeit erfüllt war und daß jeglicher seinen eignen Nutzen zu viel suchte und allzuwenig dem gemeinen Gute förderlich sei, daß auch das zu besorgen stand, wodurch das Reich gebrochen und getheilt würde, und daß dem Kaiser wenig Hülfe das Reich zu handhaben und zu vermehren gethan würde, da hat die kaiserliche Majestät in den Landen des Reiches etliche Städte insonderheit zugeeignet dem Reiche, die dem Reiche am nützlichsten waren u. s. w."

nicht blos von den stets des Geldes bedürftigen Fürsten und Rittern gar viele Herrengüter, sondern von den ersteren sogar manche fürstliche Hoheitsrechte in- und außerhalb ihrer Stadt; die ganze Verwaltung, ja selbst das entscheidendste Merkmal der Landeshoheit, der Gerichtsbann, war in den meisten Städten fast gänzlich in die Hände der städtischen Behörden übergegangen. Diese Einheit der Verwaltung und des Gerichtes, diese wesentlichsten Bedingungen für Sicherheit und Wohlstand waren in den Städten im Wesentlichen erreicht und es war dies keine der geringsten Ursachen ihres Gedeihens. Den in die deutsche Geschichte so tief eingreifenden Gang der städtischen Entwickelung, ihre Freiheitskämpfe gegen geistliche und weltliche Herren, bereits auch die eben beginnende Theilnahme der Zünfte an der Stadtregierung haben wir im Laufe unserer Geschichte hinreichend betrachtet; bald werden wir den Bürgern wieder als den Hauptpersonen, ja, als den Trägern unserer Reichs-Geschichte begegnen.

Die freien Bauern oder Landsassen, welche sich besonders kräftig in Sachsen und Westphalen, dem dauerhaftesten unter den großen deutschen Stämmen, auf ihren Gehöften erhalten hatten, stellten, wenn sie auch dem Landesfürsten als Schutzleute und Hintersassen zu mancherlei Leistungen verpflichtet waren, doch in ihren Einrichtungen noch am treuesten das Bild der alten Zeiten dar. In republikanischer Weise ordneten sie im Bereiche ihrer Bauerschaften ihre Gemeinde-Angelegenheiten unter der Leitung freigewählter Schöffen und eines durch den Landesherrn ernannten oder erblich belehnten Schulzen oder Bauermeisters. Die Verwaltung des Gemeindevermögens, die Dorf- und Feld-Polizei, der Abschluß von Rechtsgeschäften und das kleine Gericht wurden von Schulze und Schöffen besorgt, wichtigere Sachen, z. B. die Streitigkeiten der Bauernschaft, neue Anforderungen der Herrschaft, Aufnahmen in die Gemeinde, Streit mit den Nachbarn und Markgenossen über die Allmende, die Nutzungen in Wald, Wiese und Wasser, kamen vor das große Thye oder den Bauertag, um dort, nicht ohne mancherlei derben Schwank, in Weisthümern gewiesen zu werden. — Mitunter zogen übrigens auch Bauerngeschlechter in die Fehde, nicht blos mit Keulen und Hacken, sondern auch in guter Ritterwehr. — Drei Mal jährlich saß in ungebotenem Dinge

der Graf mit den freien Landsassen, in allen Sachen über Hals und Hand, zu Gericht. Die Schultheißen und Gografen, den alten Centnern entsprechend, hielten alle sechs Wochen über die Schutzleute Gericht. Sie wurden von den Landleuten auf lange Zeit gewählt, konnten bei handhafter That auch auf der Stelle gekürt werden. Belehnt wurden sie vom Grafen, dieser vom Landesfürsten, dieser erst hatte den Blutbann vom Kaiser. In Westphalen bestand zwar die volksthümliche Gliederung von Grafengerichten und Gogerichten nicht mehr; die letzteren waren landesherrliche Gerichtsstätten geworden, die sich über bürgerliche und peinliche Sachen erstreckten; dagegen behaupteten sich dort viele freie Bauern lange in vollkommen freiem Gerichtsstande unter Freigrafen, welche vom Kaiser unmittelbar belehnt in uralter Weise auf den alten Malstätten, oder wie sie jetzt hießen, Freistühlen, mit den Freien tagten, um Recht zu sprechen und Rechtsgeschäfte zu vollziehen. Es gelang nun zwar den Landesherrn, sich der Freistühle zu bemächtigen, sie anderweit zu verleihen, zu verkaufen, zu verpfänden; indessen wußten die Westphalen sich ihr freies Schöffengericht auch unter diesen herrschaftlichen Stuhlherren nicht blos zu erhalten, sondern demselben auch die Eigenschaft eines kaiserlichen Landgerichtes zu bewahren, indem sie die Freigrafen nöthigten, vom Kaiser oder in dessen Namen vom Herzog den Blutbann zu empfangen. Es scheint, daß ihr großer Herzog, Erzbischof Engelbert hierbei wesentlich mitgewirkt habe; denn ihn verehrte die Sage bald neben Karl dem Großen als den Stifter der westphälischen Freigerichte oder der Vehme. Diese Freigerichte haben bald ihre wohlthätige Wirksamkeit über ganz Deutschland ausgedehnt. Als kaiserlichen Gerichten stand es ihnen zu, jeden Frevler im Reiche, den ihre Schöffen zur Anklage brachten, nach den Reichsgesetzen zu richten. Die Art und Weise, wie sie in Zeiten der Anarchie und Rechtlosigkeit, da sich jede andere Rechtshülfe ohnmächtig erwies, ihrem Berufe in ganz Deutschland Geltung zu verschaffen wußten, bildet einen der merkwürdigsten Züge der folgenden Geschichtsperiode. Dort werden wir darauf zurück kommen.

Es bleibt nun noch jenes letzte große unversehrte Trümmer des alten Germanenthums, das Volk der freien Friesen zu betrachten,

welche die s. g. sieben Seelande an der Nordsee, vom Bisthum Utrecht und der Grafschaft Holland bis zur Weser, bewohnten. Alle Grafen, welche in früheren Zeiten dorthin gesandt wurden, waren bald erschlagen, ersäuft oder verjagt worden. Den jüngsten Versuch der Art hatte König Wilhelm mit dem Leben gebüßt. Auch im Innern wachte das Volk über seiner Freiheit; einen andern Stand, als den uralten der Freien und Edlinge und der Geistlichen kannte es nicht; das Land war in zahlreiche Gaue und Viertel, diese waren in Bauerschaften, diese endlich in Ecken getheilt. Jede Bauerschaft hatte einen Richter, Redgeven, dessen Amt alljährlich Reihe um unter den Grundbesitzern wechselte; halbjährlich gewählte Talemannen standen ihm als Wächter zur Seite, die Diener zur Vollstreckung hießen Kebben. Während seiner Amtsführung hatte er zur Auszeichnung dreifaches Wehrgeld; dagegen war jeder Mißbrauch des Amts und jede Vernachlässigung desselben schwer bedroht. Ueber alle wichtigeren Sachen behielt sich die Versammlung des Gaues oder Viertels die Entscheidung vor. Allgemeine Landesangelegenheiten, Krieg und Frieden, neue Rechte und Verträge, wurden auf der alljährlich am dritten Pfingsttage zu Upstallsboom gehaltenen Versammlung der von den verbündeten Seelanden abgeordneten „geschwornen Richter" verhandelt. In Zeiten großer Landesgefahr ward ein Potestat mit dictatorischer Gewalt, jedoch nicht ohne Beiordnung von Räthen, eingesetzt.

Betrachten wir endlich den Zustand der großen, etwa vier Fünftel der Nation begreifenden Masse des Bauernvolkes, welches im Stande der Hörigkeit seinen unfreien Acker baute, so war derselbe gewiß ein überaus trauriger, er ward im Frieden durch Anforderungen und Frohnden aller Art, im Krieg durch unsägliche Mißhandlung bedrängt. Indessen von absoluter Rechtlosigkeit und Sclaverei war auch dieser Zustand noch weit entfernt. Wie die freien Bauern besaßen auch die Hörigen ihre Dorfverfassung, ihre selbstgewählten Schöffen, ihre Dingtage und dergleichen. Nur daß sie freilich minder wohlhabend und viel mehr belastet waren, und nicht unter Landrecht, sondern unter Hofrecht standen, wobei das persönliche und sachliche Abhängigkeitsverhältniß zur Herrschaft leider stets die Hauptsache war. Die Hand-

habung desselben, die Darbringung der Abgaben, die Vertreibung der Zahlungssäumigen vom Hofe, die Erbschaften, Veräußerungen und dergleichen, die Rüge leichter Frevel, die Führung der Hofrolle und was sonst der Art das Leben des armen geplagten Bauern bewegte, ward hier mit den Hofgenossen vor dem herrschaftlichen Schulzen oder Meier drei oder vier Mal jährlich auf den Budingen, Hofdingen, Markdingen u. s. w. verhandelt. In streitigen, zweifelhaften Fällen wurde nach Frage und Antwort das Hofrecht durch Weisthümer gewiesen, dergleichen uns Grimm eine große Menge herausgegeben hat.

Zum Schlusse sei noch der in den Weisthümern dieser Zeit auftretenden eigenthümlichen, ein wichtiges Verhältniß der Landesherren und Bauern betreffenden Einrichtung gedacht, welche seit Mösers phantasievoller Darstellung fast in allen Geschichtsbüchern unter den urgermanischen Dingen paradirt, in Wahrheit aber erst am Schlusse dieser Periode, dreizehnhundert Jahre später, zum sichern Vorschein kommt. Es sind dieses die Markgenossenschaften der Märker, welche die nothwendige Benutzung des von den Landesherrschaften jetzt allgemein als ausschließliches Besitzthum angesprochenen Waldes unter einem herrschaftlichen Obermärker oder Holzgrafen und seinen Scharmannen, auf gebotenen und ungebotenen Märkergedingen, Haingereiden, Holtingen regelten, Markstreitigkeiten entschieden, Markfrevel ahndeten. Diese Einrichtung ward überall gleich nöthig und wiederholte sich überall, wo Waldnutzung war, sowohl bei den unfreien als den freien Bauern.

Es ist hier der Ort, einen Blick auf das Criminalrecht jener Zeit, auf ihre Verbrechen und ihre Strafen, zu werfen. Man betrachtet sie in unserer Zeit als den sichersten Prüfstein der sittlichen Bildung eines Volkes. Will man diesen Maßstab auch für das Mittelalter gelten lassen, dann freilich stellt sich ein trauriges Resultat heraus. Trotz der ungeheuersten religiösen Aufregung, trotz der von Rom über die Welt geschickten Revolutionen, trotz zahlloser Stifter und Klöster und Orden aller Art, scheint die Menschheit nach der Zahl und Abscheulichkeit ihrer Laster und Verbrechen und nach der Brutalität ihrer Strafmittel zu schließen, immer roher geworden zu sein. Die alten Germanen kannten eigentlich nur Ein todeswürdiges, sel-

tenes Verbrechen, den Verrath an der Gemeinde; und für dasselbe hatten sie nur Eine Strafe, sie hingen die Verräther an den Bäumen ihrer Wälder auf. Das fränkische Reich brachte uns drei neue peinliche Verbrechen, Mord, Raub, Brand, eine neue Art der Todesstrafe, durch Enthauptung und zahlreiche Leibesverstümmelungen. Aber auch die Capitularien sind noch einfach und human im Vergleich mit der späteren Zeit. Eine entsetzliche Menge von Dingen, die in den Rechtsbüchern mit dem Tode bedroht sind, Diebstähle, Gewaltthaten aller Art, Ehebruch, Nothzucht, Bestialität, Falschmünzerei, Giftmischerei u. s. w., so wie die raffinirteste Steigerung der Todesstrafen, Radebrechen, Zangenreißen u. s. w. bereichern jetzt das Criminalrecht und als eine traurige Errungenschaft der Kirche sind die Scheiterhaufen für Ketzer, Ungläubige und Zauberer hinzugekommen. Ebenfalls der Kirche und ihren mosaischen Ueberlieferungen hatten die Germanen das brutale Vergeltungsrecht zu verdanken, welches der Schwabenspiegel mit voller Naivetät aus dem 5. Buch Mosis entwickelt. „Schlägt ein Mann", heißt es da, „den anderen todt; man soll ihn wieder tödten" — — „wer einen verstiehlt und verkaufet, man soll ihn auch tödten", — — „brennet Einer den Andern am Leibe, so brenne man ihn wieder" — — „stiehlt einer Nachts, man soll ihn tödten u. s. w. Diese Rohheit zeigt sich auch in den Executionsmitteln. Carnifer, Nachrichter zu sein, war noch ein Ehrenamt, wie bei den alten Germanen, wo es der Priester vollzog. In Sachsen lag es jetzt dem Frohnboten ob, in den schwäbischen Städten dem jüngsten Schöffen, in den fränkischen dem jüngsten Ehemanne u. s. w. Doch beruht diese rohe Sitte auch auf einem gewissen Stolze und Rechtsgefühl, welches nicht wollte, daß schlechte Leute, Schinder, Menschenblut vergießen und Richteramt üben sollten. Einen erfreulichen Fortschritt nehmen wir hingegen in dem auch auf die Leibeigenen ausgedehnten Schutze dieser grausamen Gesetze wahr, „wer seinen Knecht und seine Dirne mit Ruthen schlägt und sie sterben ihm unter den Händen; der ist des Todes schuldig" — wer seinem Knecht ein Auge ausschlägt, der soll ihn dafür freilassen — — schlägt er ihm nur einen Zahn aus, so soll ihm Jener wieder einen ausschlagen. Noch erheblicher ist der Fortschritt im Prozeßverfahren, wo Gottesurtheile,

Zweikämpfe u. s. w. dem Beweise durch Zeugen und Urkunden großentheils gewichen sind; während jedoch das öffentliche Anklageverfahren, dieses theuerste Palladium germanischen Volksthums, noch ungeschmälert fortbestand. Inquisition und Tortur, die verfluchten Gaben Wälschlands, waren noch nicht in Deutschland eingeführt. Dem Fehdewesen, dieser uralten, stets beschränkten, nie erstorbenen germanischen Unsitte, traten die erleuchteten salischen und staufischen Kaiser auf jede mögliche Weise entgegen. Da sie dasselbe nicht abschaffen konnten, so suchten sie es im Verein mit der Kirche durch eine Menge von Formalitäten, sowie durch Beschränkung auf drei Wochentage, durch Befriedung längerer Zeiträume, durch Landfrieden, Gottesfrieden u. s. w. allmählig verschwinden zu machen. Für immer und unbedingt Frieden sollten haben alle Land- und Wasser-Straßen, alle Dörfer, Häuser, Mühlen und Ackergeräthe, alle Handelsleute, Reisenden, Ackerbauer, Fischer, Geistliche, Juden, Weiber u. s. w. Es war nicht leicht, Fehde zu führen, ohne in irgend einer Weise als Friedbrecher den Hals zu riskiren. Man sieht also, daß es mit dem Fehdewesen, falls die Reichsgesetze wirklich gehalten wurden, nicht so gar viel auf sich hatte.

Aber sie wurden nicht gehalten. Bei dem Verfall des Reiches verfielen auch dessen Friedensgesetze, mochte man sie noch so oft aufschreiben und wieder aufschreiben; denn es war Niemand, der über ihrer Befolgung wachte; es verfiel das Recht und mit dem Recht natürlich auch die Sitte. Und nicht blos die Verwilderung der Rechtsbegriffe, auch das materielle Elend, welches sich im Gefolge der Anarchie einstellte, wirkte nothwendigerweise zerstörend auf die Sitten ein. Man bekömmt jetzt zwar öfters die abgeschmackte Behauptung zu lesen, das Mittelalter habe kein Proletariat gekannt. Das Eine Kloster Heisterbach hatte in der traurigen Zeit nach Heinrichs VI. Tode 1500 Bettler zu ernähren. Hungersnöthe, furchtbare Seuchen, Aussatz, Pest u. s. w., allgemeines Sterben; lauter Dinge, von denen man in unserer Zeit trotz angeblicher Uebervölkerung keine Ahnung hat, waren damals nichts Seltenes. Verderblicher aber als Alles mußte der innere Verfall der Kirche auf die Sittlichkeit des Volkes zurückwirken. Wohl giebt es noch Manchen, der jene Zeit,

wo die Ketzermeister durch Europa zogen, für eine große Zeit der christlichen Kirche hält. Aber wir vermögen in diesen Aposteln des Scheiterhaufens doch nur ein dunkles Zerrbild auf jene reinen Glaubensboten, auf jenen großen Bonifacius zu erblicken, der einst auch auf den Wegen des Meisters Konrad durch Deutschland zog, aber nicht um zu richten und zu tödten, sondern um Worte des Lebens zu bringen. Jene Tyrannen des Glaubens haben nicht die Liebe, sondern den Haß gesäet und Haß haben sie geärntet. Die Menschheit ist durch sie geschreckt, aber nicht überzeugt und noch weniger gebessert worden und es darf uns daher nicht wundern, daß Rohheit, Verwilderung und der entsetzlichste Verfall der Kirche ihnen auf den Fersen folgte. Unter den früheren Kaisern waren die Kloster- und Kathedralschulen Deutschlands Bildungsstätten der Nation gewesen. Jetzt wurden Orte der Verfinsterung daraus, in dem einst hochberühmten St. Gallen war ein Abt, der weder lesen noch schreiben konnte. Diese Rohheit verbreitete sich über die ganze Gesellschaft. Unsere früheren Kaiser waren gebildete, einige sogar höchst aufgeklärte Männer; aber seitdem ward grobe Unwissenheit und Rohheit vornehmer Ton und es genügte für einen Fürsten, seinen Namen schreiben zu können, um sich den Beinamen des Gelehrten zu erwerben. Nur die Städte dachten daran, der Rohheit durch Schulen und Volksunterricht zu wehren. Gent und Lübeck begannen zuerst, nicht ohne heftiges, aber vergebliches Widerstreben der Geistlichkeit, Stadtschulen zu gründen: bald folgten viele andere Städte diesem Beispiele und der deßhalbige Streit mit der Kirche füllt die ganze folgende Periode aus.

Unter solchen Umständen war es freilich kein Wunder, wenn der Aberglaube, die Juden- und Ketzerschlächterei, die Barbarei der Strafen und Proceduren, die Ammenmährchen von Teufelsverkehr und bösen Zauberkünsten, — lauter Dinge, denen die frühere Kirche im Dienste des Staates und der Nation entgegengearbeitet hat, jetzt üppiger als je gediehen.

Wie immer in den trüben Zeiten unserer Geschichte blieb das Familienleben der Born, aus welchem die Nation ihre Kräfte sog, in welchem sich die Grundzüge deutschen Volksthums, Treue

und Menschlichkeit, Zucht und Sitte am reinsten erhielten. Aber nicht in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft dürfen wir die Vorbilder der Tugend suchen. Zwar ist es gewiß nicht an allen Höfen so hergegangen, wie am Thüringenschen, wo Landgraf Albrecht der Unartige seiner Maitresse Kunigunde von Eisenberg zu Liebe die Gemahlin, Kaiser Friedrichs ohnehin so unglückliche Tochter, mit roher Gemeinheit mißhandelte, so daß sie um der Ermordung zu entgehen, Nachts aus der Wartburg floh und im Lande hülflos umher irrte, bis ihr die treuen Frankfurter ein Asyl gewährten. — — Wir halten uns an die in der höfischen Welt allgemein verbreitete, von den französischen Rittern eingeschleppte Unsitte des sogenannten Frauendienstes. Es gehörte nämlich zu den Pflichten eines echten und rechten Ritters, sich eine Frau als Gegenstand der Verehrung zu erkiesen, aber nicht etwa seine Ehefrau, sondern die eines Andern, und dieser, während sein eigenes Weib das Zusehen hatte, die Treue seines Herzens mit überschwänglicher Inbrunst darzubringen, ihre Farben zu tragen, von ihr die Siegespreise zu empfangen. Man mag die Sache nun betrachten, wie man will, es bleibt ein Cultus nicht blos der Frauen, sondern auch des Ehebruchs und ist nach germanischen Begriffen so unsittlich wie möglich. Auch ist klar, daß es unter jenen kräftigen, sinnlichen Menschen keineswegs bei einer bloßen schwächlichen Sentimentalität blieb. Darüber geben die Enthüllungen der Minnedichter ausführliche Nachricht. Glücklicherweise war sowohl Minnesang als Frauendienst großentheils ein bloßer vornehmer Modeton, wobei man nicht Alles für baare Münze zu nehmen braucht. Der poetische Duft, der ideale Zauber, womit die deutschen Minnedichter dies Verhältniß zu adeln wußten, verschwand mit der Blüthe des Ritterthums und der Poesie; die nackte Frivolität und Unsittlichkeit blieb übrig. Zum guten Glücke waren die Bürger nicht vornehm und nicht romantisch genug, um daran erheblichen Theil zu nehmen. Nur freilich war auch in diesen Schichten die Unsittlichkeit arg genug. In den Städten und Städtchen herrschte die öffentlich geduldete und privilegirte Prostitution, das Institut der „Frauenhäuser", in einem viel höheren Maße und wurde viel unbefangener betrieben, als heut zu Tage.

Ueberhaupt aber waren die Sitten zwar einfältiger und schlichter, zwar roher und kräftiger, deßhalb aber noch keineswegs reiner und menschlicher als heute. Nur ein Blinder oder ein Verläumder kann es läugnen, daß mit der Bildung, Aufklärung und geistigen Freiheit auch die Humanität und Lauterkeit der Sitten unter den Menschen zugenommen hat.

Die wissenschaftliche Bewegung jener Zeit ging von einigen Hauptmittelpunkten, besonders von Bologna und Paris aus; Bologna soll am Ende des 12. Jahrhunderts über zehntausend, Paris gar über dreißigtausend Studirende gezählt haben. Nicht leicht gab es einen bedeutenden Mann, der sich nicht Studirens halber einige Zeit dort aufgehalten hätte. Je rechtloser es in Italien herging, desto eifriger ward die Rechtswissenschaft betrieben, fast jede Stadt hatte eine Rechtsschule aufzuweisen. Die Mutter tiefsinniger Wissenschaft und Speculation war noch immer, wunderbar genug! das geräuschvolle, leichtfertige Paris; welchem in Deutschland durch des Albertus Magnus Ruhm Köln als hohe Schule nachstrebte. Der große Kampf, welchen gleichzeitig mit Kaiser Friedrich II. die Universität Paris gegen die Tyrannei der Bettelmönche führte, hatte hier wie dort mit einer Niederlage geendet; die freie dialektische Richtung, welche durch des Aristoteles allgemeinere Verbreitung mächtig befruchtet, zum zweiten Male seit Abälards Auftreten ihr Haupt erhoben hatte, war zum zweiten Male von der Kirche unterdrückt worden; aber der Drang zum Denken und das Ansehn des alten Philosophen konnten nicht mehr ausgerottet werden; auch die Gegner waren davon ergriffen worden; und die Kirche wagte es, die dialektischen Studien ganz in ihren Kreis und Dienst zu ziehen. Der große Meister der Heiden ward nun zum rechtgläubigen Kirchenvater gestempelt. Bald legte man ihm zum gelehrten Zeitvertreib abstruse, aberwitzige Fragen vor, bald bediente man sich seiner Gedanken, um die neuen dogmatischen Aufstellungen der Kirche zu beweisen und zu vermehren. So entstand das verschnörkelte Gebäude der Scholastik. Thomas Aquinas rechtfertigte die Kelchentziehung, Alexander ab Hales erfand die Lehre von einem unerschöpflichen Gnadenvorrath der römischen Kirche,

welche fortan dem Ablaßkram zur tiefsinnigen Unterlage diente. Raimund Lullus schrieb ein Buch über die „große Kunst", Alles und Jedes zu beweisen. Denn in der That, nichts war so verrückt, was nicht von irgend einem Philosophen bewiesen worden wäre. Es war dies die Sophistik des Mittelalters und sie hat mit ihrer oft so unfruchtbar und gehässig aussehenden Thätigkeit der geistigen Entwickelung doch eben so sehr genützt, als einst die Sophistik des Alterthums. Denn sie machte die Geister gelenk und scharfsinnig, und brachte eine Fülle von Ideen hervor, — den vorwärts strebenden Geist aber vermochten die Künste und Schlauheiten der Scholastik ebensowenig als die brutalen Argumente des Scheiterhaufens zu hemmen. Bald gingen gerade aus den Reihen der Scholastiker und ketzerrichtenden Bettelorden die Männer einer neuen freieren Wissenschaft hervor. Ein deutscher Dominicaner, der Kölnische Lesemeister Albert der Große machte in den Naturwissenschaften und der Mechanik solche Entdeckungen, daß ihn die staunenden Zeitgenossen für einen Hexenmeister hielten. Es war ein Glück für ihn, daß er als verehrtes Kirchenlicht und Ordensorakel, und als Freund und Berather der Großen den gefährlichen Folgen jenes Verdachts entrückt blieb. Minder glücklich war sein größerer Zeitgenosse, der englische Franciscaner Roger Baco. Dieser Denker erklärte die Bibel für die einzige untrügliche Erkenntnißquelle des Glaubens, den Schlüssel zur Bibel fand er in der Grammatik und der freien Forschung; er verwarf die Autorität der Kirchenväter und die Glaubwürdigkeit der von der Kirche zubereiteten lateinischen Bibelübersetzung; als Quelle der Wissenschaft betrachtete er die Natur und beschäftigte sich mit Erforschung ihrer ewigen Gesetze. Lange Jahre mußte er dafür im Kerker schmachten; aber die dankbare Nachwelt verehrt ihn um so treuer als einen ihrer Wohlthäter und die Geschichte der Wissenschaften beginnt mit ihm eine Epoche.

Wir kommen jetzt zu der gefeiertsten und unvergänglichsten Erscheinung der Hohenstaufenzeit, zur deutschen Dichtung. Wir sahen am Ende der vorigen Periode, mit der religiösen Aufregung und den Kreuzzügen, in dem von dieser Bewegung zunächst ergriffenen Süd-

deutschland die Legendenpoesie erwachen. Nicht lange jedoch sollte diese Gattung die alleinige oder auch nur die herrschende sein. Vielmehr trat, wie wir schon bei der Betrachtung des Ritterthums sahen, in Folge der durch die Kreuzzüge geweckten Weltlust nun bald die entgegengesetzte Richtung in den Vordergrund; nämlich diejenige, welche sich nicht der Entsagung, sondern im Gegentheile des Genusses freut. Bereits hatten auch hier die Franzosen mit jenem Ungestüm begonnen, der sie in all' ihrem Thun, erst als Kreuzfahrer, dann als Ketzer und als Liebessänger auszeichnete. Wahrscheinlich haben unsere deutschen Ritter zuerst von den glühenden Troubadours auf ihrer weiten Fahrt im fernen Lande den Cultus und das Lied der Liebe vernommen. Mit jener Gelehrigkeit, welche dem Deutschen eigen ist, hatten sie es bald verstanden und begriffen. Sie tauchten es in die Tiefen ihres Herzens ein, schüchtern richteten sie es an deutsche Frauen, lauter und freudiger, immer voller und kunstreicher ward das Lied und so entstand das Süßeste und Liebreizendste, was je gedichtet wurde, das deutsche Minnelied. Weil dasselbe von singenden Rittern an den Höfen vorgetragen wurde, und weil die künstlerische Vollendung dieser Gesänge sich der ganzen Poesie mittheilte, so nannte man wohl die ganze Poesie jener Zeit die höfische Poesie. Doch nicht blos der frohe Genuß, auch der neckische Scherz und Spott, zumal gegen die Pfaffen war, gleichwie unter den ketzerischen Franzosen, auch in Deutschland rege geworden, wo man so viel mit der Kirche zu kämpfen hatte. Aus den Volksschwänken und Thiersagen wurden launige, besonders das Pfaffenwesen schildernde Erzählungen. Ernsteren Ton schlugen bald die patriotischen Dichter an, deren Spruchgedicht in gemessener, nachdruckvoller Weise das Unrecht rügt, wo es sich findet. — Indessen hatte das große Abenteuer der Kreuzzüge und die neu entdeckte Welt der Wunder im alten romantischen Lande der Celten den Wunderschatz geöffnet. Der fabelhafte Wald Brezilian, die Heimath der Barden und Druiden, enthüllte seine Geheimnisse; des König Artus Tafelrunde ward wieder lebendig; in den Niederlanden aber stieg das Bild des großen Ahnherrn, des Kaisers Karl des Großen, mit allen seinen Paladinen und seinem weiten strahlenden Sagenmantel wieder aus dem Meer der Zeiten auf. Und diesen ganzen ungeheuern, phantastischen, wüsten Stoff der ro-

mantischen Wunderwelt nahmen nun deutsche Dichter mit ordnendem Sinne und bewältigender Geisteskraft in sich auf, schufen ihm edle Form und Gestalt, hauchten geistiges Leben und tiefen Sinn hinein. Das romantische Epos verdankte ihnen als Kunstform die Entstehung oder doch seine künstlerische Vollendung. Zuerst und zwar schon auf Antrieb Heinrich's des Löwen, entstand das Gedicht, dessen Stoff dem deutschen Herzen am nächsten stand, das Rolandslied des Pfaffen Konrad; es entstand der tiefsinnigste, sublimste aller Heldengesänge, Wolframs von Eschenbach Parcival. Auch des Orients Wunder und Irrfahrten wurden bald in Heldengedichten (Herzog Ernst) besungen. Und auch das klassische Alterthum ward in den Zauberkreis citirt und ritterlich phantastisch umgebildet, wie uns des Pfaffen Lamprecht Alexander und Heinrich von Veldekins Aeneis bezeugt. Aber unendlich wichtiger und anziehender für uns, als Minnelied und Romantik, ist der mächtig und herrlich wieder aufstehende deutsche Heldensang. Die uralten Volksgesänge vom Dietrich und Etzel, vom Siegfried und Gunther, die Gesänge, an denen Karl der Große einst seine Freude hatte und die sein pfäffischer Sohn vernichtete, sie waren nicht untergegangen. In den Herzen des Volkes lebten sie fort, fahrende Sänger aus dem Volke hatten sie treu bewahrt und während die Ritter von Minne und fremden Wundern sangen, ließen die Sänger des Volkes, ungenannt, unberühmt, denn Niemand hat ihre Namen aufbewahrt, den Gesang von deutscher Helden Art und Kraft ertönen. Beides aber, der Sang der Ritter und der Volkssänger war doch im Grunde noch eins genug, um gegenseitig das Beste und das Aechteste auszutauschen. Auch das Volk horchte gern auf Minnelied und romantisches Abenteuer und sang wohl selbst mit, ja, Meister Gottfried von Straßburg that es in dem berühmten Gedicht, Tristan und Isolt an Anmuth und Kunstvollendung, wie an „fremder wilder Mähr'" den ritterlichen Sängern noch zuvor. Andererseits ging auch die höfische Dichtkunst auf die Volksgesänge ein und theilte die Zauber ihrer Kunst dem nationalen Heldenliede mit und kleidete es in neuen prächtigen Ritterschmuck. So hielten sich Natur und Kunst, Gesang und Gedicht, noch in frischer Jugendlichkeit umschlungen. Gleiche Art zu fühlen und zu denken puls'te noch belebend

durch alle Schichten der Gesellschaft. Noch war der Ungelehrte nicht zur Rohheit, der Gelehrte nicht zu abstruser Bücherweisheit verdammt. Noch war die begonnene Scheidung der Classen nicht bis zum dumpfen, bornirten Kastengeiste verknöchert. Ein zauberkräftiges Band hielt Alle umschlungen; es war das Band der nationalen Größe. Denn damals, als die Poesie zuerst ihre Kräfte fühlte und regte, lebte der Kaiser Friedrich Rothbart, durch welchen die Nation, wie später niemals wieder, sich ihres Daseins bewußt geworden war. War doch das Leben dieses Kaisers schon für sich allein ein Heldengedicht! Hatte sich doch schon lange bevor er aus dem Leben schied eine Fülle von Sagen und Gedichten wie Epheu um die heroische Gestalt gerankt. Die Sprache seiner Heimath, die schwäbische Mundart, ward die herrschende Sprache der Poesie. Damals entstand die Reihe jener Gesänge, die mit Siegesfreude alle deutschen Heldensagen von den lombardischen bis zu den nordmännischen in ihre Kreise zogen, und aus welchen das folgende Geschlecht die beiden großen Epopöen, das Lied der Nibelungen und das von der Gudrun schuf. Der Anstoß aber, den die Geister empfangen hatten, wirkte fort durch die nächste Generation und der Anfang des Jahrhunderts sah die tiefsten Schöpfungen entstehen. Damals dichteten Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und gefeiert vor Allen der treue patriotische Walther von der Vogelweide. Heinrich von Veldekin konnte sich noch der jüngeren, seiner würdigen Genossen freuen. Ein ganzes Heer von Dichtern schloß sich an diese großen Meister an. An den Fürstenhöfen wetteiferte man, die Sänger zu ehren und zu beschenken; es ihnen gleich zu thun war dem Ehrgeiz der mächtigsten Fürsten ein strebenswerthes Ziel; ja, es geschah wohl, daß gerade die, welche das Vaterland durch ihre Frevel am meisten verdarben, daß ein Hermann von Thüringen der eifrigste Mäcen der Dichter wurde und die durch Verrath erworbenen Reichthümer auf diese Weise im Dienste des Nationalruhmes wieder verwendete.*) Die

*) Die Erinnerung an das Dichterleben am Thüringenschen Hofe erhielt sich in der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg. Heinrich von Ofterdingen, ein Eisenacher Bürger, der mythische Repräsentant des deutschen Nationalepos, wird hier von den am Hofe versammelten ritterlichen Romantikern, Herrn Wolfram von

deutsche Sprache und Dichtung hielten damals ihren Siegeszug; die deutsche Sprache ward die herrschende Sprache der vornehmen Welt. Deutsche Lieder ertönten am Hofe des Dänenkönigs, König Wenzel von Böhmen, Markgraf Diepold, der Statthalter von Sicilien, dichteten in deutscher Sprache; in Burgund und Lombardien ward in deutscher Sprache gesungen. Politische Dichter, wie Walther von der Vogelweide, der s. g. Freidank, Reinmar von Zweter, der Hardegger, der Meißner, der Meister Sigcher, brachten in den wichtigen Kreisen der Ritter und Bürger in Deutschland und Italien oft größere Wirkung hervor, als die politische Poesie unserer Tage, Walthers Gedichte waren Ereignisse, deren Wirkung bis nach Rom reichte, und denen ein päpstlicher Schriftsteller vorwirft, daß Tausende durch sie zur Ketzerei verführt würden. Noch einmal rankte sich dann an dem hohen Geiste Friedrich's II. die Dichtung auf; noch am Hofe seines Sohnes Manfred lebte hochgeehrt ein Kreis von deutschen Sängern und Fiedlern und sein unglücklicher Enkel Konradin war selbst ein Minnedichter. Aber schon war die Zeit der Epigonen herangebrochen und bald sollte all das helle fröhliche Dichterleben wieder in finstere Nacht versinken. Denn im Schiffbruch und Elend des Reiches, da Jeder nur an seine Existenz und die gemeine Noth des Lebens dachte, starb die poetische Lust; das Ritterthum versank in Gemeinheit, und auf solchem Boden konnte nichts Schönes mehr gedeihen. Vergebens strengten sich noch etliche Nachzügler an; vergebens klagten sie über mangelnde Aufmunterung; die ganze höfische Poesie verfiel; denn die Höfe hatten kein Behagen mehr an Poesie. Nur möglichst unsinnige Romane hatten sich noch des Beifalls eines vornehmen Publikums zu erfreuen. Wesentlich blieb nur das bestehen, was in tieferem Grunde wurzelte; es blieb die fromme Legende, es blieb der derbe Volksschwank; es blieben noch die alten, ewigen Lieder des Volkes. Daß unser Nibelungensang nicht eben so rasch wie Anderes vergessen worden ist, bezeugt die größere Menge der erhaltenen Handschriften. Auch auf die-

Eschenbach u. A. angefeindet. Ein Zauberer aus Ungarn, Meister Klinsor, wird geholt, schlichtet den Streit u. s. w. Der Wettkampf selbst, wie ihn der verwilderte Geschmack dieser spätern Zeit sich dachte, gleicht eher einer Disputation abstruser Scholastiker und Hexenmeister, als einem Dichter-Wettkampf.

fem Felde wurden die deutschen Bürger der Vorzeit Erben. Als die Ritter längst nichts mehr von Sang und Dichtung wußten, bauten bürgerliche Sänger den minder edlen, aber solideren Meistersang und suchten die zünftigen oder besoldeten Stadtmusikanten und Spielleute den lyrischen Drang zu befriedigen. Besondre Lebensdauer und Geltung behielt des s. g. Freidank „Bescheidenheit", Spruchgedichte voll praktischer, dauerhafter Lebensweisheit. Man nannte dieses Buch die weltliche Bibel und es diente der kranken Zeit als Arznei gegen politische Misere.

Als die geschichtlich erheblichste Eigenschaft jener ganzen reichen Poesie ist hervorzuheben, daß sie fast durchaus von Laien ausgegangen und getragen war. Das unterscheidet sie wesentlich von den bisherigen Culturepochen. Die frühere Aufgabe und Bedeutung der Kirche, als des vorherrschenden, ja, des einzigen Trägers geistiger Bildung, war damit erloschen. „Wir münche sprechen nit ein wort umbe der nibelunge hort" singt Heinrich der Glisenäre. War diese Laienbildung auch am Ausgang der Periode zum Theil wieder verschwunden oder unterdrückt, sie war doch nicht umsonst da gewesen; gar Manches blieb und wucherte fort und konnte nicht wieder beseitigt werden. Es blieb für alle gesünderen Köpfe und Herzen jene Lebensanschauung der Dichter, welche von Genußsucht und Weltentsagung gleichweit entfernt, dem deutschen Wesen entspricht und in den angesehensten Büchern, im Freidank und Schwabenspiegel am treffendsten ausgesprochen ist. „Wer Gott und die Welt kann behalten, das ist ein seliger Mann" singt Freidank. Tief und großartig drückt denselben Gedanken die Vorrede zum Schwabenspiegel aus.*)

*) Herre got himelischer vater, durch dine milte gůte geschůfe du den meuschen in drivaltiger werdecheit. Dio erste daz er nach dir gebildet ist. — — Dio ander — — daz ist diu daz du alle dise werlte — die funnen uud den manen — die stern und dio vier elementen — — die vogel in den lufte. die vische in dem wage. dio tier in dem walde. die wurme in der erde. golt und edelgesteine. der edelen wurze ſůzen ſmac. der blůmen lichte varwe. der bovme fruht. chorn und win. und alle creature. daz hast du herre allez dem menschen zedienste und zenuzze geschaffen. durch die triwe. und durch die minne. die du zů dem menschen hast. Dio dritte werdecheit ist. daz du herre den menschen mite gewirdet und geedelt hast. Daz ist dio. daz der mensche die wirde und die ere und die frovde. 'und die wunne dio du ſelbe bist. immer mit dir ewiclichen niezen ſol. — — —

Der augenfälligste bleibende Gewinn, den unser Volk seinen Dichtern zu danken hat, besteht in der seitdem wieder zu Wort gekommenen, zu jedem Gebrauch geschickt gewordenen deutschen Sprache. Die lateinische Sprache hörte auf, die tyrannisch herrschende Büchersprache zu sein. Man fing an, Gesetze, Rechte, Chroniken deutsch aufzuschreiben oder in's Deutsche zu übersetzen; denn, so singt ein übersetzender Chronicant „nu des latines grunt der lüde vil ist gar unkunt". Vermochte sich auch die Dichtersprache nicht in ihrer reinen Vollendung zu erhalten, und ward sie auch mit der Poesie ein Opfer der Verwilderung, die deutsche Sprache blieb fortan in ihrem Rechte und setzte sich in der prosaischen Zeit als Prosa fest. Die jugendlich poetische Begeisterung der Dichterzeit hatte die Entwickelung der Prosa lange aufgehalten, nur Predigten u. dgl. sind aus der Dichterzeit erhalten. Desto rascher greift die deutsche Prosa seit dem Ende dieser Periode um sich; sie war die Erbin der Poesie geworden. Jetzt entstanden die deutschen Prosa-Romane, die deutschen Volksbücher. Jetzt schrieben etliche Mönche und Stadtschreiber ihre Chroniken deutsch; die Rechtsbücher, die Gesetze, ja, selbst die Urkunden treten nun immer häufiger in deutscher Sprache auf.

Die Auflösung des Reiches und die späte Entwickelung der Prosa sind wohl als die Ursachen zu betrachten, daß es Deutschland in jener Blüthezeit zu keiner nationalen Geschichtschreibung in deutscher Sprache gebracht hat. Als es noch eine deutsche Nationalgeschichte und Nationalthaten gab, war noch keine deutsche Prosa da, und als die Prosa entstanden war, da gab es keine nationalen Thaten mehr. Der breite Strom zerrann, dessen Lauf man bis dahin an der Hand unserer alten tüchtigen Chronisten nur zu folgen brauchte, um des ganzen Vaterlandes Geschichte zu übersehen. Auch die große Zeit des ersten Friedrich sah noch Geschichtschreiber des alten Schlages. Eine merkwürdige Stellung nimmt Otto von Freising darunter ein. Er gehörte zu den gebildetsten Männern seiner Zeit, beschäftigte sich viel mit Aristotelischer Philosophie, alter Geschichte u. dgl. In den trüben Jahren, da seines Halbbruders Konrad schwache Hände das Reich regierten und man den jüngsten Tag befürchtete, schrieb er mit schwermüthigem Geiste eine Weltgeschichte, und zeigte, daß es in der

Welt immer und überall sehr trostlos hergegangen sei und daß erst das Reich Gottes Alles vollenden werde. So ist er gewissermaßen als der Vater der philosophischen Geschichte in Deutschland zu betrachten. Zehn Jahre später, als unter seines großen Neffen Waltung das Reich wieder stark und die Geister frisch geworden waren, begann Otto die Geschichte Friedrich's, welche ein ganz anderes Gepräge hat und statt grämlicher Grübelei frische Freude an der Gegenwart bekundet. Sein Domherr Radevich setzte das Werk nach des Bischofs Tode fort, dessen Weltgeschichte fand in Otto von Blasien einen Fortsetzer. Auch vom Caplan Friedrich's Gottfried von Viterbo ist uns eine Geschichte des Kaisers erhalten. Die Thätigkeit des großen Welfen in Norddeutschland fand im Priester Helmold und dessen Fortsetzer, dem Abt Arnold von Lübeck ihre Beschreiber. Doch wie sehr auch diese Geschichten schon von den besonderen Interessen und Thaten im Sachsen und Wendenlande erfüllt sind, noch haben sie den Blick und das Herz für die Geschichte des großen Vaterlandes nicht verloren und was in Rom und Lombardien vorgeht, ist ihnen noch ebenso wichtig, als die Geschichte ihrer wagrischen Heimath. — Es war übrigens damals die Zeit nordischer Geschichtsschreibung. Waldemar's des Großen Thaten begeisterten den Saxo Grammaticus in Dänemark zu seiner mythenreichen Urgeschichte; Snorre Sturleson schrieb seine berühmte Sammlung Nordischer Sagen und Geschichten; Malmesbury und Huntingdon schrieben die englischen Geschichten auf; die Polen hatten im Martinus, die Böhmen im Cosmas (beide vor 1120) ihre Geschichtschreiber gefunden. — Bei den deutschen Chronisten wird der Faden der Nationalgeschichte immer dünner und reißt oftmals ab. Schon die Geschichte Friedrich's II. müssen wir fast ganz aus fremdländischen Quellen zusammenlesen. Während die Republik Genua treffliche Historiographen besitzt, Frankreich sich seines nationalen Historikers Joinville, England sich des Mathäus von Paris erfreuet, hat Deutschland keinen Nationalhistoriker mehr. Unter den Schriftstellern, die sich mit Localgeschichte beschäftigten, ist besonders der gewaltige Sitten-Censor Cäsarius von Heisterbach zu erwähnen; er war der Verfasser vieler historischer Monographien; auch einer Geschichte der heiligen Elisabeth und der uns erhaltenen Geschichte

des Engelbert von Köln, eines Werkes von großer historischer Kraft und Kunstvollendung. — Es schrieben nun zwar auch nach dem Verfalle des Reiches noch Chronisten genug; ja, sie fingen endlich auch in deutscher Sprache zu schreiben an. Aber was sie schrieben, hat für die deutsche Geschichte meist nur ein geringes, bloß örtliches Interesse. Sie sahen nicht weit über den Bereich ihres Kirchthurmes hinaus, und was draußen im Reiche geschah oder gar vor Alters geschehen war, ward ihnen oft ein Mythus. Seitdem die deutsche Geschichte hinter verschlossenen Thüren abgemacht wurde, wußten auch die Chronisten selten etwas Rechtes mehr. Es würde um unsere Kenntniß der späteren Reichsgeschichte oft sehr übel aussehen, wenn nicht zum Glücke die durch den Fleiß unserer Gelehrten gesammelten Urkunden einen reichen und zuverlässigen Ersatz gewährten. Die Vermischung der Geschichtschreibung mit der Romantik verwirrte vollends den historischen Sinn. Es entstanden Reimchroniken, Kaiserchroniken, Weltchroniken, keine Chroniken von der früheren, zwar nüchternen, aber gewissenhaften Art, sondern romantische Erzählungen aus der Geschichte. Als uns noch zunächst liegend und den historischen Charakter mehr bewahrend ist des Stadtschreibers Meisters Hagen in Köln schöne Reimchronik zu erwähnen, welche die Verfassungs-Kämpfe der Bürger mit lebendigen Farben schildert, so wie die für die nächste Periode wichtige Reimchronik des Ottokar von Horneck. Einer unserer bedeutenden Dichter, Rudolph von Ems, hatte für Konrad IV. eine dichterische Weltchronik, die biblische Geschichte bis Salomon enthaltend, geschrieben.

Von einem Drama endlich waren nur die äußerlichen Anfänge vorhanden, nämlich die Passionsspiele der Kirche; wo die biblischen Personen im Costüm ihre Sprüche vortrugen. Mehr dramatischen Charakter hatten, wie es scheint, die zur Heidenbekehrung veranstalteten Schauspiele. Die livländischen Missionäre spielten die Rollen des Gideon und seiner Schaar, wie er die Philister schlägt, mit so drastischer Leidenschaft, daß die Liven voll Furcht und Schreck davonliefen. In der jugendlichen, schwärmerischen und zerfließenden Zeit der Romantik und des Minnesanges konnte trotz aller großen Männer und Thaten das nationale Drama, welches Klarheit und

männliche Gedankenreife fordert, nicht entstehen, und als jene Zeit vorüber war, folgte nicht eine höhere Stufe, sondern der Verfall.

Die Geschichte der deutschen Kunst*) und insbesondere der deutschen Baukunst hat, gleich der Geschichte der deutschen Poesie, in der Hohenstaufenzeit durch fremden Anstoß erregt, ihre nationale Wiedergeburt gefeiert. In stillem, stätigem Fortschritt war in den früheren Perioden der romanische Kirchenbau gepflegt und entwickelt, durch Rundbau und Wölbung und Thürme, durch Fenster und mancherlei Säulenschmuck bereichert worden, die frommen Kaiser und Bischöfe hatten ihr Möglichstes gethan, so weit es die einfachen Mittel erlaubten. Doch als nun auf den Kreuzzügen die Pracht des Morgenlandes sich den deutschen Blicken aufthat und der überschwängliche Drang der Gemüther auch in der äußeren Gestalt der Kirchen Befriedigung suchte, da sollten sich noch im Laufe des 12. Jahrhunderts die alten Formen rasch verändern. Der Spitzbogen, in arabischen Moscheen zuerst bemerkt, zog in die nun gebauten deutschen Kirchen ein, welche jetzt auch die flachen Decken durchgängig mit gewölbten vertauschten. Säulen, Pfeiler und Kapitäler wurden reicher und auch die Außenseite der Kirchen gewann schon durch die Nothwendigkeit, dem Drucke des Gewölbes starke Pilaster entgegenzustellen und diese durch zierliche Arcaden und Gallerien mit einander zu verbinden, an Mannichfaltigkeit. Maurische Arabesken, Thiere, Pflanzen von Stein, große runde Fenster mit kunstvoller Einfassung, vertiefte Portale mit gegliederten Pfeilerreihen und gestaltenreichen Giebeln, endlich die Vervielfältigung der Thürme gaben nun den neuen Kirchen-Bauten ein lebendigeres und prachtvolleres Ansehen. Es war aber die Zeit der größten deutschen Triebkraft, wo der Hohenstaufe und der Welfe in Städtegründungen wetteiferten, wo Heinrich der Löwe in München, Braunschweig, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin ꝛc. Kirchen bauen ließ und wo die deutschen Städte und mit jeder Stadt auch bald ein hoher Dom wie aus der Erde aufwuchsen.

*) Cf. Förster, Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1831.

Nur die neuen Kirchen im östlichen Sachsen, zu Braunschweig, Riddagshausen ꝛc. verharren noch in der alten, strengen Einfachheit, und die im Brandenburgischen, so wie die neuen Kirchen an der Ostsee, aus Mangel an Material, bloß auf Ziegelstein angewiesen, mußten des reicheren Schmuckes fast entbehren. Am weitesten eilten in der neuen Pracht die zahlreichen Dome voraus, welche damals am Rhein und in Süddeutschland entstanden. Obenan steht der herrliche Dom zu Bamberg, der an der Stelle des von Heinrich II. gebauten, durch Feuer vernichteten Domes damals begonnen wurde. Das 13. Jahrhundert sah nun auch diese Blüthen zur herrlichen Frucht reifen. Es entstand der deutsche Baustyl. Ehedem, „als es noch Ehrensache war, ihn nicht erfunden zu haben", hieß er, albern genug, der gothische Styl; die Italiener hatten ihm diesen Spottnamen aufgehängt, aus dem jedoch ein Ehrenname geworden ist. Jetzt nennt man ihn den germanischen Styl, weil er, im Gegensatze zum romanischen und byzantinischen Style, aus germanischem Geiste hervorgegangen ist, und noch genauer, den deutschen, denn in Deutschland ist er zur vollsten, reinsten Ausbildung gelangt. Der entscheidende Uebergang lag in der Anwendung des Spitzbogens auf das Gewölbe. Dadurch erhielt das Innere der Kirchen jenen zum Himmel anstrebenden, unendlich scheinenden Schwung, der das Gemüth des Beschauers mit sich in die Höhe zieht; da der Druck des Spitzbogens leichter ist, als der des schweren Rundbogens, so gestattete er eine viel größere Höhe; er wird durch zahlreiche, schlanke Gurte getragen und diese stützen sich auf hohe säulenförmige Pfeiler, denen der dichte Blätterkranz der Kapitäler, das luftig wie junges Gezweig aufschießende Gurtengeflecht der Bögen das Ansehen eines in die Wolken ragenden Säulen-Waldes giebt. Die störende steife Mauer des Mittelschiffes, welche bisher das Hauptgewölbe tragen mußte, fiel jetzt als überflüssig hinweg; die Seitenschiffe erlangten gleiche Höhe, so daß die hohen Säulen und Bogen sich nach beiden Seiten hin ausdehnten. Ueberhaupt der äußeren Mauer bedurfte es nicht so sehr, wie früher, um den leichten, luftigen Bau zu tragen. Man konnte sie durchbrechen und hohe helle Fenster einfügen, welche die Kirche mit lichter, nur durch die Farbenpracht der Scheiben gedämpfter Tageshelle füllten. War

einst der einfache, niedere Bau der alten Basiliken ein Abdruck der gemeinen Wirklichkeit, ihres Druckes und ihrer nüchternen Beschränkung gewesen, so schienen jetzt diese neu erstandenen Dome in ihrer lichten Pracht, in ihrer geheimnißvollen Höhe und Tiefe ein Bild des Paradieses und seiner unergründlichen Wonnen zu sein. Auch die Außenseite der Kirche sollte nun diesem Bilde gleichen. Sie fiel nicht mehr in die drei dicken Mauermassen der Mittel- und Seitenschiffe auseinander. Hoch und schlank erhob sich der äußere, durch Pilaster und Mauerkronen, durch Giebel und Rosetten und Simse, durch Figuren und Arabesken verschnörkelte, durch die breiten, hohen Fenster belebte Bau. Seinen reichsten, wunderbaren Schmuck aber erhielt er an den Portalen und den Thürmen. Auf die Portale und deren Giebelfelder, mit ihrem Säulen- und Stabwerk, ihren Kanten und Thürmchen, ihren Bildsäulen und Hautreliefs verwandten die Steinmetze ihre höchste Kunst. Ein mächtiges, rundes, reichverziertes Fenster durchbrach gewöhnlich die Vorderfaçade über dem Hauptportale. Aber das ewig staunenswerthe Wunder architektonischen Geistes sind die hohen Glockenthürme dieses Baustyls. Vierhundert Fuß und höher steigen sie wie steinerne Lieder zum Himmel auf; wahrhafte Denkmäler germanischer Kraft, Bilder eines himmelstürmenden Geistes, Zeugen einer ernsten, vor keiner Schwierigkeit und Arbeit zurückweichenden Beharrlichkeit. Wer vermag die Anstrengungen und Versuche zu ermessen, welche es kostete, bis diese ungeheuren Steinmassen bewältigt waren und vom menschlichen Geiste gleichsam Leben und Bewegung empfangen hatten, so daß sie sich wie leichtes Gefieder schlank und zierlich zur schwindelnden Höhe erhoben. „Den wunderbarsten Verstand", sagt Förster, „zeigt die Baukunst in der Felspyramide, in welcher sie die scheinbar in lauter Thürmchen aufgelöste Masse des Thurmes zusammenfaßt und sie, ihrer Schwere entkleidet, als leichte Filigranarbeit, eine Zusammenfügung von Stäben und Rosetten, den tobenden Stürmen der Höhe mit größter Zuversicht aussetzt." Jahrhunderte haben an diesen Thürmen gearbeitet. Nur sehr wenige sind fertig geworden oder auch nur bis über die untern Sockel hinausgekommen. Oft ließ man den einen Thurm halbfertig ruhen und setzte allen Fleiß an den andern, ohne jedoch auch nur diesen vollenden zu können.

Es würde viel zu weit führen, die zahllosen Werke dieses bald auch über alle Gebäude, über Rathhäuser und Paläste, über Burgen und Schlösser, Mauern und Zinnen, ja, selbst über die Geräthe des Lebens sich verbreitenden Baustyles hier zu verfolgen. Ueberdies fällt seine große Zeit erst in die folgende Periode, wo bei weitem die meisten seiner Schöpfungen entstanden, die im 13. Jahrhundert begonnenen vollendet, ältere Kirchen durch neue Anbauten damit bereichert wurden. Zu den ersten Kirchen, wo der neue Styl bereits überwog, gehört die zu Gelnhausen, entschiedener ausgeprägt trat er in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg auf. Sie ist eine der wenigen, deren beide Thürme fertig wurden. Nicht so glücklich war der gewaltige Dom, welcher alle Merkmale des deutschen Baustyles am reinsten und großartigsten in sich vereinigt, der Dom zu Köln. An der Stelle jenes alten, seitdem eingeäscherten, Kölner Domes, an dessen Erbauung im 9. Jahrhundert sich der erste größere Fortschritt unserer Baukunst, die Vereinigung mit dem Glockenthurme, knüpfte, legte Konrad von Hochstaden am Vorabend des Maria Himmelfahrtstages 1248 in Gegenwart vieler geistlicher und weltlicher Fürsten den Grundstein zum neuen Dom. Aber als ob der Fluch jenes Namens auf dem hohen Werke, dem Symbole deutscher Einheit, hafte, so wollte es niemals fertig werden. Erst in unseren Tagen, da das deutsche Einheitsgefühl wieder erwacht ist und mächtiger als je nach Erfüllung verlangt, hat man sich des hohen Domes erinnert und seine jetzt rasch fortschreitende Vollendung als eine Ehrenschuld der Nation betrachtet.

Die Leitung und Ausführung des Kirchenbaues lag nicht mehr in den Händen von Geistlichen, die Traditionen und Geheimnisse der reichen, wunderbaren Kunst wurden von den bürgerlichen Genossenschaften der „Bauhütten" bewahrt. Ihre strenge Gliederung in Meister, Gesellen, Lehrlinge, ihre geheimnißvollen Ceremonien und Sprüche haben den Kirchenbau überdauert und leben noch heute in den Freimaurerlogen fort, die sich als eine Fortsetzung der Bauhütten in der Zeit der Aufklärung ausbildeten, um den größeren, unendlichen Tempel der Humanität aufzurichten. — Unter den alten Meistern glänzt als einer der ältesten Erwin von Steinbach, der den ersten, 1277 in

der Ausführung begonnenen Plan zum Straßburger Münster entwarf. Der älteste Meister des Kölner Domes ist unbekannt.

Auch die innern Bestandtheile und Geräthe der Kirche wurden vom prachtliebenden Geiste der Zeit umgestaltet. Holzschnitzer, Goldarbeiter und Maler wetteiferten mit den Steinmetzen in der Darstellung heiliger Bilder und Geschichten, doch auch im neckischen Humor und Spott. Vorzugsweise liebte man es — gleichsam als hätte man im voraus gegen spätere Begriffsverwirrung protestiren wollen — neben den Bildern frommer Innigkeit die Mißgestalten schlechter Pfaffen anzubringen und den Höllenrachen mit Päpsten und Cardinälen und ihrer Klerisei zu füllen. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die Blüthezeit des Kirchenbaues zugleich eine Zeit unterbrochener Kämpfe mit Päpsten und Pfaffheit war, in welcher manche fromme Stadt oft lange Jahre nicht aus dem Interdict herauskam. Während die frommen Bürger ihre Kirchen bauten, verweigerte der in weltlichen Interessen versunkene Klerus oft wegen der geringfügigsten Anlässe den Gottesdienst. — — Die prachtvollen Grabmäler in den Kirchen gaben der Kunst des Steinmetzen ebenfalls reichen Stoff. Am weitesten in der Kunstbildung vorangeeilt waren die sächsischen Bildhauer. Als das auffallendste Merkmal ihrer Leistungen wird das bedeutend fortgeschrittene Natur-Studium in den Gestalten, so wie der gutmüthige und schwermüthige Ausdruck der Gesichter hervorgehoben. Durch die Poesie war den bildenden, besonders den malenden Künstlern eine neue Welt von Gestalten geöffnet worden; auf welche sie, wie z. B. die Miniaturen zu einer Handschrift von Veldekins Aeneis, so wie die einer Münchener Handschrift von Tristan und Isolt zeigen, sehr lebhaft eingingen. Von größeren Wandmalereien jener Zeit ist die unter der Tünche des Braunschweiger Domes neuerlich entdeckte zu erwähnen. Auch ein Gegenstand der bezopften Antike, der an viel spätere Zeiten mahnt, die Vermählung des Mercurius mit der Philologie, ward 1220 von der Aebtissin zu Quedlinburg und ihren frommen Jungfrauen auf einem Teppich veranschaulicht.

Werfen wir einen Blick auf die Werke weltlicher Baukunst, so fallen zwar die reichsten Schöpfungen derselben, die prächtigsten Rathhäuser der Städte, erst in die folgende Glanzperiode des Städte-

wesens. Aber auch schon jetzt läßt sich der Einfluß der germanischen Baukunst in den malerisch schönen, mit spitzen Giebeldächern, zahlreichen hervorspringenden Thürmchen, Pfeilern, Ecken und Kanten gezierten Bürgerhäusern erkennen. Unter den **Burgen** und **Schlössern** dieser Zeit ragten als die schönsten die noch erhaltene **Wartburg** bei Eisenach, die Hofstatt der Landgrafen von Thüringen, so wie Kaiser Friedrich Rothbarts Lieblingsburg **Gelnhausen** hervor, deren Trümmer jetzt an die Zeiten der untergegangenen Kaisergröße mahnen.

Der Glanz und Luxus des Lebens endlich, der sich an den Fürstenhöfen und auf Ritterschlössern entfaltete, legte in Trachten und Geräthen, in Sitten und Gebräuchen Zeugniß ab von dem Schönheitssinne einer poetisch erregten Zeit. Je mehr aber der Geschmack in Poesie und Kunst verwilderte, desto phantastischer, überladener und unnatürlicher wurden auch die Trachten und Gebräuche. Doch war schon Cäsarius von Heisterbach über die langen Schleppkleider der Frauen empört, die sie wie Pfauenschweife hinter sich her zur Kirche schleppten. Die Trachten und Geräthe der Bürger waren noch sehr einfach und schlicht. Erst in der folgenden Periode thun sie es auch hierin dem Adel gleich, nur ihre Waffen Banner und Wappen und ihre öffentlichen Aufzüge und Spiele wetteiferten an Pracht mit den ritterlichen Festen. Schon wurden in manchen Städten regelmäßige von den Fürsten gesuchte und bewunderte Turniere der Bürgerritter gehalten. In Straßburg war eine „Rotunde“, Artushöfe finden sich in verschiedenen Städten. Die Magdeburger Herren feiern ihre Graalfeste, oder wie es das unromantische Volk richtiger nannte, das Grölfest. Das gemeine Volk liebte lustige Prozessionen und Mummenschanz, derbe Schwänke mit Gauklern und Bänkelsängern, auf Messen und Märkten, besonders vor der leidigen Fastenzeit. Am lieblichsten und sinnigsten schmückte das Volk seine Frühlingsfreuden, die Maispiele und Pfingstreigen aus: uralte heidnische Naturfeste, so alt wie das Volk das sie feierte, und so unverwüstlich, daß sie an vielen Orten sich bis heute erhalten haben. Ueberhaupt die Freude am Leben, die sich in den Volksfesten ausspricht, dauerte auch in der entsetzlichsten Noth des Lebens fort, und dauerte

so lange, als die freie Regsamkeit und die kindliche Unbefangenheit des Volkes nicht theils erstickt, theils durch ernstere Dinge verdrängt war.

Wir haben im Vorstehenden die große Zeit unserer Geschichte durchschritten, wo unsere Nation durch ein, zwar nach der Einfachheit der Zeiten noch unvollkommenes, aber jeder Stärkung fähiges Band geeint, zusammenwirkte und ihre reichen Kräfte mit voller Ueberlegenheit und Hoheit in der Weltgeschichte geltend machte. Wir haben gesehen, wie das Band gelockert und zerrissen wurde und wie bald sich bereits die Wirkungen offenbarten. Wir werden jetzt die Zeit betrachten, wo diese Wirkungen immer weiter greifen, ein langer Auflösungsproceß, in welchem Deutschland immer tiefer sinkt und die Herrin der Welt zur Knechtsmagd fremder Herren wird; eine lange Zeit des Rückgangs und doch auch so noch der Größe; denn selbst in diesem Zustande zeigt sich Deutschland berufen, große, befreiende Thaten der Geschichte zu vollbringen. Mit dieser Periode werden wir uns im nächsten Bande beschäftigen.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Fünftes Buch.

Die Zeit der sächsischen Kaiser. Höhe des deutschen Kaiserthums.

Sechstes Buch.

Die Zeit der salischen Kaiser. Beginnender Kampf zwischen Kaiser und Papst.

Siebentes Buch.

Die Zeit der Hohenstaufen. Fortdauernde Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Beider Größe und Fall.